Deutsche Dichtung

0902
.2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Fünfzehnter Band.

Oktober 1893 bis März 1894.

Berlin.

Verlag von F. Fontane & Co.

1894.

Digitized by Google

Druck von Gergonne & Cie., Berlin W.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XV. Bandes.

Seite

Adler, Friedrich, in Prag . . 191. 212. 260. 271
Allerheim, Daniel, in Pola . . . 164. 191. 271

Bacheracht, Therese von (Ungedruckter Nachlaß) 245
Bayer, Josef, in Wien 75 97. 122. 148. 176. 201
Beck, Karl (Ungedruckter Nachlaß) 300
Beer, Ludwig, in Berlin 219
Bloem, Walter, in Elberfeld 18

Cbézy, Helmina von (Ungedruckter Nachlaß) . 298

Dahn, Felix, in Breslau 29
Devrient, Eduard (Ungedruckter Nachlaß) . . 299
Dreydorff, Rudolph, in Leipzig 95
Driese, P., in Frankfurt a. M. . . 91. 113. 134
Droescher, Emilie, in Hamburg 164

Eckstein, Ernst, in Dresden 22. 191
Erbrich, E., in Metz 260

Fitger, A., in Bremen 68
Fontane, Theodor, in Berlin 186. 159
Franke-Schievelbein, Gertrud, in Berlin
181. 205. 229. 258. 277
Frapan, Ilse, in Zürich 1. 33. 57. 81
Franzos, Karl Emil, in Berlin . . . 222. 245
Friedmann, Alfred, in Berlin 192
Fulda, Ludwig, in Berlin 11. 294

Gaudy, Franz Freiherr von (Ungedruckter
Nachlaß) 77
Gottschall, Rudolf von, in Leipzig 50
Grotowsky, Paul, in Leipzig 43. 218
Grüninger, Hans M., in Konstanz 50. 120.
135. 170. 218. 235. 288

Hacker, Curt, in Berlin 168. 261
Hango, Hermann, in München 42. 91
Haug, J. Chr. Fr. (Ungedruckter Nachlaß) . . 296
Havemann, Julius, in München 90. 134. 163.
213. 286. 283
Herold, Franz, in Prag 260
Herwegh, Georg (Ungedruckter Nachlaß) . . . 299
Hoffs, Fr. von, in Trier 214. 271
Hormayr, Josef Freiherr von (Ungedruckter
Nachlaß) 297
Hinrichsen, Otto, in Zürich 119

Idel, Wilhelm, in Wermelskirchen 293
Jensen, Wilhelm, in München 28. 112
Iyerott, Elisabeth, in Perleberg 235

Kapfuller, Hans, in Gumbinnen 293
Kalischer, J. in Berlin 164
Kiesewetter, Max, in Neufahrwasser 293

Seite

Knuffert, Rudolf, in München 135. 214
Königsbrunn-Schaup, Fr. von, in Dresden
47. 96. 214
Kromayer, A., in Berlin 262
Kurz, Isolde, in Florenz 89. 134

Lange, H., in Trier 214. 262
Langewiesche, Wilhelm, in Rheydt 50. 135. 169
Lingg, Hermann, in München 26. 95. 113. 147.
157. 158
Löbner, H., in Landsberg a. W . . . 170. 218
Lothar, Rudolf, in Wien 73

Matthes, Valerie, in Schweidnitz . . 192. 283
Meinhardt, Adalbert, in Hamburg 142. 171.
196. 215
Meurer, H., in München 112
Müller, E., in Flensburg 218

Oppermann, Otto, in Dresden 74. 96. 164.
213. 259
Ottmer, F., Berlin 105. 129. 165

Platen, August Graf von (Ungedruckter Nach-
laß) 8. 89. 163
Poeber, Friedrich, in Elberfeld . . 237. 263. 285
Roquette, Otto, in Darmstadt . . . 23. 48. 71
Runkel, Ferdinand, in Berlin 121

Schack, Adolf Friedrich Graf von, in München
9. 40
Schöbel, A, in Berlin 153. 193
Schmidt, Oswald, in München . 70. 135. 169
Schubin, Ossip, in Prag 12
Schürmann, Johannes, in M.-Gladbach 141.
158. 212. 259
Schultz, Karl Theodor, in Königsberg i. Pr.
14. 44
Stern, Maurice von, in Zürich-Außersihl . . 96
Stieler, Karl (Ungedruckter Nachlaß) 284
Stona, Marie, in Strebowitz 96
Strauß, Julius J., in Frankfurt a. M. . . . 113

Volkmann, Siegfried von, in Halle a. d. S. 91. 113

Wachler, Ernst, in Berlin 262
Wäckerle, Hyazinth, in Lauingen 74. 120. 195. 236. 292
Waldmüller-Duboc, Robert, in Dresden-
Strehlen 11. 90. 135. 283
Werner, Armin, in Aschach 64
Wertheimer, Paul, in Wien 284
Wilbrandt, Adolf, in Rostock 19. 43. 51. 65.
92. 114
Wolimar, Leopold, in Heidelberg 218
Wolff, Franz, in Wien 260

Digitized by Google

Inhalt des XV. Bandes.

Seite

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Arme Kinder. Novelle von Ilse Frapan 1. 33. 57. 81
Das Frühlingskind. Novellette von Karl Theodor Schultz 14. 44
Eine Mutter. Novelle von F. Ottmer 105. 129. 165
Zwei Vettern. Ein Zwiegespräch von Adalbert Meinhardt 142. 171
Irr gegangen. Novellette von A. Schöbel . 158. 193
Erotikon. Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein 181. 205. 229. 253. 277
Heimkehr. Ein Zwiegespräch von Adalbert Meinhardt 196. 215

Lyrik.

Gedichte. Von August Graf Platen. (Ungedruckter Nachlaß.)
Napoleon 8
Werner 8
An Canova 8
Luise von Voß I. II 8
Goethe 8
Ghasel 8
Epigramm 8
Nach dem Sturm. Von Robert Waldmüller-Duboc 11
Beim Lampenschein. Von Walter Bloem . 18
Kolumbus-Feier und Weltausstellung. Von Hermann Lingg 26
Staare. Von Wilhelm Jensen 28
Sehnsucht. Von Isolde Kurz 39
Trost der Gebornen. Von Hermann Hango . 42
Die Abfahrt. Von Adolf Wilbrandt . . . 43
„Schließt der Tod zwei Kinderaugen." Von Paul Grotowsky 43
Froschgequack. Von Fr. von Königsbrunn-Schaup 47
Am Lebensabend. Von Rudolf von Gottschall 50
Dämmerung. Von Wilhelm Langewiesche . 50
Der Held vom Rhein. Von Hans M. Grüninger 50
An zwei Freunde. Nach dem Französischen des Victor Hugo von A. Fitger 63
Sommermittag. Von Armin Werherr . . 64
Meinem Kinde. Von Oswald Schmidt . . 70
Frage! Von Rudolf Lothar 73
A Korbmacher. Von Hyazinth Wäckerle . . 74
Abend. Von Otto Oppermann 74
Rückert. Sonett. Von August Graf Platen (Ungedruckter Nachlaß) 89
Verdorben. Von Robert Waldmüller-Duboc 90
Gesicht der Frühe. Von Hermann Hango . . 91
Am Genfer See. Von Siegfried von Volkmann 91
„Sind's Ketten . . ." Von P. Driese . . . 91
Winzerfest. Von Hermann Lingg 95
Ueberfahren. Von Rudolph Dreydorff . . . 95
Drei Sommer. Von Otto Oppermann . . 96
„Einst war ich Deines Herzens Königin." Von Marie Stona 96
Pardon! Von Fr. von Königsbrunn-Schaup 96
„Da ruht das Schloß versunken wie in Träumen." Von Maurice von Stern 96
Wechselhülfe. Von Wilhelm Jensen 112
Es schnell. Von H. Meurer 112
Herbst. Von P. Driese 113
Stelldichein. Von Siegfried von Volkmann . 113
Da und dort. Von Hermann Lingg 113
Das Wichtigste. Von Julius J. Strauß . 113
Lieder der Liebsten. Von Otto Hinrichsen . 119
Der gute Platz. Von Hans M. Grüninger . 120
Pfingstnägela. Von Hyazinth Wäckerle . . . 120
Fränkische Weinfahrt aus dem Jahre 1493, woselbsten ein ebenso gutes Weinjahr gewesen sein soll als im Jahre 1893. Von Ferdinand Runkel 121
Geschwister. Von Isolde Kurz 134
Erinnerung. Von P. Driese 134
„Ihr Auge glich . . ." Von Julius Havemann 134
Wettstreit. Von Wilhelm Langewiesche . 135
Zum Trost. Von Hans M. Grüninger . 135
In der Fabrik. Von Rudolf Knuffert . . 135
Herbst. Von Oswald Schmidt 135
Das verliebte Gretchen. Aus dem Holländischen des W. S. van Heggelen von Johannes Schürmann 141
Dunkle Wege. Von Hermann Lingg . . . 147
Gedichte. Von Hermann Lingg.
Das Unglück lieben 157
Sturmnacht 158
Herbstföhn 158
Am Weiher im Walde 158
Auf dem Heimgang 158
Der Gassenjunge. Aus dem Italienischen der Ada Negri von Johannes Schürmann . 158
Erinnerungstrost. Von August Graf von Platen (Ungedruckter Nachlaß) 163

Digitized by Google

Seite

Winterkeime. Von Curt Hacker . . . 168
Im Süden. Von Julius Havemann . . 163
Am Kamin. Von Otto Oppermann . . . 164
Die Mutter. Von Daniel Allerheim . . 164
Geheimnis. Von J. Kalischer . . . 164
Lehrberuf. Von Emilie Droescher . . 164
Versuchung. Von Oswald Schmidt . . 169
Am Meere. Von Wilhelm Langewiesche . 169
Sonnenblick. Von H. Löhner 170
D' Großmutter (Allemannisch.) Von Hans M. Grüninger 170
Der kranke Spielmann. Von Ernst Eckstein . 191
Die Liebe und die Treue. Von Daniel Allerheim 191
Das ewige Evangelium. Aus dem Czechischen des Jaroslaw Vrchlicky. Von Friedrich Adler 191
Mitternachtsonne. Von Alfred Friedmann . 192
„Wie ein Erinnern . . .“ Aus dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti von Valerie Matthes 192
Mei Mnatter. (Schwäbisch.) Von Hyazinth Wäckerle 195
Vor dem Spital. Von Friedrich Adler . . 212
Ein Schmetterling. Von Johannes Schürmann 212
Der Podestà. Von Julius Havemann . . . 213
Der Mordgrund. Von Otto Oppermann . . 213
Am Morgen. Von H. Lange 214
In stiller Nacht. Von Rudolf Knuffert . . 214
Geduld. Von Fr. Königsbrunn-Schamp . 214
An die Geliebte. Von Fr. van Hoffs . . . 214
Die Blumen meiner Mutter. Von Hans M. Grüninger 218
Mondnacht. Von E. Müller 218
Ueberall Du. Von Leopold Wollmar . . . 218
Dämmerung. Von Paul Grotowsky . . . 218
Ein Traum. Von Elisabeth Zterott . . . 235
Begegnung. Von Julius Havemann . . . 236
Bergfuhr. (Schwäbisch.) Von Hyazinth Wäckerle 236
Laientanze. Von Johannes Schürmann . . 259
Abenddämmerung. Von Otto Oppermann . 259
Lieder der Waise. Nach polnischen Volksliedern aus Oberschlesien von E. Erbrich 260
Stigma. Aus dem Czechischen des Jaroslaw Vrchlicky von Friedrich Adler 260
Mahnung. Von Franz Wolff 260
Ein Sonnenstrahl. Von Franz Herold . . . 260
Märzschauer. Von H. Lange 262
„Nicht neid ich jenen . . .“ Von A. Kromayer 262
Ein Windstoß. Von Ernst Wachler 262
Die Braut. Von Daniel Allerheim 271
„Es dampft die Erde . . .“ Von Robert Waldmüller-Duboc. 283
Auf der Haide. Von Julius Havemann . . 283
„Es weht am feuchten Wiesenrand . . .“ Aus dem Italienischen des Giosuè Carducci von Valerie Matthes 283
Mädchenklause. Von Paul Werthelmer . . 284
Münchens Gruß. Von Karl Stieler. (Ungedruckter Nachlaß) 284
Der Korporal. (Schwäbisch.) Von Hyazinth Wäckerle 292
Vorfrühling. Von Max Liesewetter . . . 292

Epische Dichtungen.

Seite

Aus der Chronik des Klosters Gandersheim. Von Adolf Friedrich Graf von Schack . . 9. 40
Das Wormser Schießen. Erzählung in Versen von Otto Roquette 23. 48. 71
Titanen. Von Julius Havemann 90
Der Sieger. Von Hans M. Grüninger . . 235
Die Büßerin. Von Curt Hacker 261
Der Bauer und seine Söhne. Von Hans M. Grüninger 283
Graf Adolf III von Berg bei Beziers. Von Wilhelm Ibel 293

Sprüche und Aphorismen.

Sprüche. Von Ludwig Fulda 11
Einem Kritiker. Von Ernst Eckstein 22
Spruch. Von Robert Waldmüller-Duboc 135
Spruch. Von H Löhner 218
Verwandtschaft und Freundschaft. Nach Walther von der Vogelweide. Von Friedrich von Hoffs 271

Dramatische Dichtungen.

Frauenherrschaft. Lustspiel in vier Aufzügen nach Aristophanes' „Ekklesiazusen“ und „Sistrate“. Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Adolf Wilbrandt 19. 51. 65. 92. 114
Preußens erster König. Schauspiel in fünf Akten. Von Friedrich Roeber . 237. 263. 285

Essays und Mitteilungen.

Die Geschichte des Erstlingswerks.
Mein Erstling. Atlas z. Von Ossip Schubin 12
Mein Erstlingswerk? Von Ludwig Fulda . 294
Würzburger Erinnerungen. Von Felix Dahn 29
Die deutsche Dichtung und das deutsche Haus. Von Prof. Dr. Josef Bayer.
I 75
II—IV 97
V 122
VI 148
VII 176
VIII 201
Ein Brief Gandy's 77
Xenien von Goethe und Schiller 101
Neues von Wilhelm Jensen 125
Neue Novellen 126
Meine Schülerjahre. Von Theodor Fontane 136. 159
Erzählerinnen 151
Maria Janitschek. Von Ludwig Beer. . . . 219
Gutzkow's „Therese“. Mit ungedruckten Briefen der Therese von Bacheracht. Von Karl Emil Franzos 222. 245
Unterhaltungs-Lektüre 252
Nur ein Arbeiter 272
Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von J. Chr. Fr. Haug, Josef Freiherrn von Hormayr, Helmina von Chézy, Emil Devrient, Georg Herwegh und Karl Beck 296

Digitized by Google

Seite

Litterarische Notizen.

32. 56. 79. 102. 127. 152. 179. 204. 228. 276.

Neue Bücher.

32 56. 80. 104. 128 152. 180. 204. 228. 252. 300.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Achim von Arnim, Ludwig. „Unbekannte Aufsätze und Gedichte“ 152
„Altes und Neues aus dem pegnesischen Blumenorden“ 103

Baisch, Otto. „Lieder und Sinnsprüche“ . . 264
Becker, August. „Die graue Zette“ 252
Bendler, Georg. „Karl Schulze.“ „Im neuen Hause.“ „Katharina von Siena“ 252
Berg, E. „Der Mitgiftdotter“ und „Der Hofprediger hat gesagt“ 180
Bienenstein, Karl. „Aus tiefstem Herzen“ . 82
Bierbaum, Otto Julius. „Fünfundzwanzig Jahre Münchener Hoftheater-Geschichte“ . . 79
Boy-Ed, Ida. „Ein Kind“ 252

Bahn, Felix. „Julian, der Abtrünnige“ . . 127
„Deutscher Glaube“ 108
Dewall, Johannes von. „Unkraut im Weizen“ 252
Duncker, Dora. „Unheilbar“ 252

Ebner-Eschenbach, Marie von. „Lotti die Uhrmacherin“ 79
Eysell, Clara. „Aus der Art geschlagen“ . . 151

Frapan, Ilse. „Bittersüß“. „Bekannte Gesichter“ 151
Fließ, Erich. „Miasmen“ 179

Gellert's Dichtungen. Herausgegeben von A. Schullerus 180
Gering, Hugo. „Edda“ 108

Hauschner, Auguste. „Doktor Ferenczy und andere Novellen“ 126
Heigel, Karl von. „Heitere Erzählungen“ . . 126
Henke, Wilhelm. „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama“ 56
Herold, Franz. „Spuren“ 32
Hoffmann, Hans. „Landsturm.“ „Von Frühling zu Frühling.“ „Das Gymnasium zu Stolzenburg“ 79
Hopfen, Hans. „Verdorben zu Paris“ . . . 79

Seite

Hopfen, Hans. „Glänzendes Elend“ . . . 102
Huch, Ricarda. „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ 228

Jaenicke, Karl. Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen 126
Jensen, Wilhelm. „Hunnenblut.“ „Jenseits des Wassers.“ „Auf der Feuerstätte“ . . . 125

Klings, C. Liebeswonne 104

„Leben Christi“ 204
Lindau, Rudolf. „Liebesheirathen“ 204
Linden, Ada. „Aus vergangenen Tagen“ . . 126
Löwenthal, Eduard. „Internationales Säkular-Album“ 32

Meinhardt, Adalbert. „Heinz Kirchner“ . . 126
Merkens, Heinrich. „Was sich das Volk erzählt“ 128
Mörike, Eduard. „Mozart auf der Reise nach Prag“ 180

Oppenheimer, Ida. „Epheuranken“ . . . 180
Ottmann, Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten 300

Perfall, Anton von. „Totenlöschen. Licht“ 252
Polys-Wagner, F. „Die eiserne Maske“ . 252
Preuschen, Hermine von. „Tollkraut“ . . . 127

Saar, Ferdinand von. „Novellen aus Oesterreich“ 79
Scherer, Georg. „Gedichte“ 127
Schroeder, Leopold von. „Mangoblüten“ . 127
Schublin, Ossip. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“ 79
Schultes, C. „Solus cum sola“ 79
Stillfried, Felix. „Die Wilhelmshäger Klosterleute“ 179
Storm, Theodor. „Vor Zeiten“ 79
Storm, Theodor. „Der Schimmelreiter“ . . 127
Sydow, Clara von. „Der Auswurf“ . . . 300

Uhland, Ludwig. „Gedichte“ 180

Wasservogel, Irenäus. „Roderich Klingbart“ 276
Wetterich, Dr. Johannes. „Die Psalmen“ . 108
Wichert, Ernst. „Aus anständiger Familie“ . 79
Wichert, Ernst. „Herr von Müller“ . . . 102
Wohlbrück, Olga. „Unauslöschlich und andere Novellen.“ „Aus drei Ländern“ 151

Digitized by Google

Arme Kinder.

Novelle von **Ilse Frapan.**

Sturm und Schnee, Sturm und Schnee, seit vierundzwanzig Stunden.

Der einzige geschützte Platz auf dem Zeughausmarkt ist hinter der englischen Kirche, das heißt, wenn man sich fest an die Mauer drückt. Und das geht ja nicht wegen der Tannenbäume, die da in Reihen hingestreckt liegen, leise zuckend mit den Ästen im Nordsturm, der niedrig am Boden hinfährt. Ihr Hüter und Besitzer ist's müd' geworden, sie immer wieder aufzurichten, er hat sich davon geschlichen, in eine der Kellerwirtschaften mit roter Laterne, wo man „Lütt und Lütt" verschenkt; vielleicht schnarcht er auch schon auf einem schmutzigen Strohsack in einer der Pennen auf dem Platz beim grünen Sood, wo die Lumpensammler und Kesselflicker, die slovakischen „Natzimausifalli", die italienischen Gipswaarenhändler ihre lichtscheuen Schlupfwinkel haben.

Kein Geschäft mehr heute Abend. Mit dem Weihnachtsverkauf ist's so gut wie vorbei. Was liegen sie noch da, die kranken grünen Bäumchen — vergebne Liebesmüh, schlechtes Brennholz! Vor dem Altjahrsabend muß es von allen Plätzen gerämmt und aus der Stadt geschafft werden.

Dem Konstabler, der heut Abend hier die Runde hat, liegen sie hart im Weg, versperren ihm die windfreie Stelle. Kein Wunder, daß er mit dem schweren Stiefel danach stößt, — der Kerl, der Verkäufer, hat ja doch den Kohlentopf mitgenommen! Man konnte davor stehen bleiben, die Hände über die blaue qualmende Flamme halten, die spukhaft im Winde tanzte, und Visionen haben von Feuerherd, warmer Küche, singendem Theekessel, steifem Grog. Verdammt ungemütlich heute, dieser sechsstündige Spaziergang im Schnee.

Trotz seiner stämmigen schmerbäuchigen Standhaftigkeit kostet's ihm jedesmal eine Überwindung, von der englischen Kirche weg und hinaus sich zu wagen, hinaus in die Sturmschlacht, die am Eingang der breiten offnen Mühlenstraße tobt, ihm die Augen mit Schneewirbel blendet, mit spitzen Messern ihm ins Gesicht schneidet, durch den aufgeschlagenen Mantelkragen ihn kalt an der Gurgel packt und ihm hohnlachend beweist, daß sein dicker Uniformrock nichts ist, als ein lächerliches Spinngewebe.

Ein müdemachendes Wetter. Man muß noch Acht geben, daß man nicht gegen einen der schwerfälligen blauen Omnibusse geschleudert wird, die fast leer, mit Vorspann, gleitend und wackelnd, ihre viertelstündigen Fahrten machen. Auf dem schmalen Trottoir giebts dafür Gelegenheit, in die Kellerlöcher zu rutschen, — manchmal dringt ein Lichtschein herauf, eine dicke braune Kaffeekanne, rotbäckige schlaftrunkene Kindergesichter schimmern hinter vergitterten Fenstern. Die sitzen warm. Aber im Stehnbleiben ist der unverschämte Wind noch unverschämter, also weiter gestapft, unwillig — das sagt jeder wuchtige Tritt der dicken Kniestiefel im weichen Schnee, der hier zu Bergen zusammengeweht liegt, an andern Stellen nur wie ein dünnes Glatteis die runden Straßensteine überzieht. Das sagt jeder Blick, der argwöhnisch und düster unter der Dienstmütze hervor auf die Vorübergehenden schießt. Um so argwöhnischer, je verödeter die Straßen werden.

Die Läden sind noch offen, pah! wozu!

Digitized by Google

als ob's noch ein Geschäft gäbe heut Abend! Es ist ja auch kaum etwas zu erkennen hinter den befrorenen und schneebereiften Fenstern. Sind es Schinken oder Unterjacken, die dort hängen? Braunkuchenmänner oder Bruchbänder? Und da sitzen sie um trotzdem in ihren kalten zugigen Läden und Buden und warten noch immer auf Kunden! Wer etwas zu kaufen hatte, ist längst versorgt. Wie schwarze Thore in die Unterwelt gähnen die niederen, kaum mannshohen Eingänge zu den elenden Höfen in der Jakobstraße.

Manchmal sieht der Konstabler Einem nach, der sich mit gebogenem Hals und gekrümmtem Rücken, einen Packen im Arm in die dunkle Höhle hineintastet. Allmählich paßt sich das Auge der Finsternis an, dann schimmert weit drinnen ein weißliches ungewisses Schneelicht und trübe gelbe Petroleumflammen hinter blinden Scheiben. Aber jetzt kommt das Beste von der ganzen Tour: so helles Licht fällt aus Fenstern und Glasthüren, breit übern Fahrweg, daß es sich ordentlich warm anfühlt. Die Schneeflocken tanzen wie dicke Papierschnitzel in dem rötlichen auffallenden Streif, mit jedem Öffnen und Schließen der Thür kommt eine Wolke dicken Dunstes heraus, Grog und Tabak, — es lohnt sich, stehen zu bleiben und den Geruch einzusaugen, — Musik — Geschrei — betrunkenes Gelächter — der Schutzmann schmunzelt und streicht sich den nassen Schnurrbart: Der Kollege hat's gut, der jetzt da drinnen bei Mutter Rabe die Aufsicht führt. Interessante Gesellschaft da, meist gute Bekannte von der Wache oder vom Detentionshaus, fidele Jungens, — natürlich, ein scharfes Auge muß man auf sie haben, aber sie sind noch besser im Respekt zu halten, als die Gewerführer und meist nicht so handgreiflich. Ja, der Dienst da drinnen, das ist schon fast 'n Vergnügen, — sie sind groß in komischen Vorträgen, diese Herren Spitzbuben und produzieren thun sie sich alle gern.

„Je, wat helpt dat all! Das is je doch nu nich hent Abend." Unwillig stapft er vorbei, um die Ecke, dem steilen Bennsberg zu. Fatale Ecke. Der ganze alte Scharmarkt mit seinen hohen, schmalen, spitzgiebligen Häusern kommt ihm ja wohl durch die Luft entgegengeflogen, um ihn zurückzudrängen. Und dazu dies Geklapper und Gesause hinter ihm! Sind sie schon wieder da, die verdrehten Straßenjungens, die ihm so gern mit ihren ganz kleinen niederen Kreken zwischen die Beine fahren? Nein, es sind nur wacklige Ladenschilder, losgerissene Dachrinnen.

Die Jungens sind wohl zu Bett. Ein Glück für die Schlingel! Wenn er heut Abend noch einen unter die Finger kriegte — — Gott gnade ihm! Tanzt ihm doch ohnehin fortwährend so ein blasses rotäugiges Jungensgesicht übern Weg, demütig und kindlich, so wie er's fixiert, grinsend und höhnische Fratzen schneidend, wenn er wegsieht. Er ballt die Hand im groben Waschlederhandschuh: „Kumm du mi man noch mal wedder, du hest noch mehr as een Schinken bi mi in Solt."

Schon wieder eine Ecke, schwer zu nehmen. Der Fuß findet kaum einen Halt auf den abschüssigen eisglatten Randsteinen. Aber nur entgegengestemmt, das Kinn in den Mantelkragen, die Augen halbgeschlossen, — wozu braucht man zu sehen? Aber so stumpf und fast unempfindlich er schon ist, er schielt doch seitwärts, mit dem richtigen Polizeiblick, dem nicht leicht etwas entgeht. Was fliegt denn da für eine Figur heran, auf ihn los, lang und schmal wie eine Eins? Sie wird doch hoffentlich nichts von ihm wollen? Tiefer kriecht er in den Mantelkragen, mit gesenktem Kopf will er vorbeistapfen, aber nein, — es ist richtig, sie hat es auf ihn abgesehn, rührt seinen Ärmel an und sagt mit tiefer klagender Stimme:

„Dach, wölt Se nich mal mitkamen?"

Der Schutzmann steht wie angenagelt; er versucht, seinen erstarrten Gliedern eine soldatische Straffheit zu geben. Dann sieht er, daß er nur eine kummervoll und abgezehrt dreinschauende Frau vor sich hat, und er wird wieder gemütlich.

„Na, Olsch, wat is denn los? Wonem*) fall ick denn hen kamen?"

In dem weißen knochigen Gesicht der Frau, das wie versteint aus dem dunklen Kopftuch hervorsieht, bewegt sich kein Muskel.

„Dach, kamt Se doch man mit," murmelt sie mechanisch.

Der Konstabler bläst seine Hängebacken auf und macht sich straff.

*) wo.

Digitized by Google

„Dat hefft Se mi nu all eenmal seggt, Frw, abers ick mutt doch weeten, wat dat forn Sweck hett. So rapide geht das nich."

Ein paarmal öffnet die Frau ihre trocknen Lippen.

„Na, ward dat nu bald?" brummt der Schutzmann und trampelt von einem Fuß auf den andern.

„Ick — ick weet mi nu nich anners mehr to helpen — he mißbehandelt mi to dull — ick kann't nu nich mehr uethollen."

Der Konstabel tritt noch immer von einem Fuß auf den andern. Sein Gesicht ist mehr vorsichtig, als bereitwillig.

„Is Ehr Mann en grooten, forschen Kerl?"

„Jo! kennt Se em villicht? He is de Kutscher Holt, Platz bi'n grönen Sood, Nummer fief, Unnerhus."

Der Schutzmann schnäuzt sich, daß es schallt.

„Is he duhn?"

Aber nun zieht ihn die geduldige Frau am Ärmel.

„Dach, kamt Se doch man mit! Ick bün jewoll all 'n Stünn' von Hus weg. Ick kunn keen Kunstabler fin'n. Een heff ick drapen, op den Johannisbollwark, de will aber nich mitkamen, de hett seggt, so lang as he mi noch Geld giwt un nich Allens hendörch bringt, kann man dar nix bi maken."

Der Konstabel schüttelt stark mißbilligend den Kopf.

„Na, das wolln wir nu woll so successive kriegen," sagt er in ermutigendem Ton, „denn Madam, denn kommen Sie man mit, denn wölt wi em mal wiesen, wat 'n Hark' is."

So gehen sie endlich. Die Frau, die ganz unempfindlich gegen das Wetter scheint, mit großen eiligen Schritten, aber der Konstabel, der das Spazierengehen besser gewohnt ist, weiß, daß man mit Bedächtigkeit auch ans Ziel kommt, und so muß sie sich ihm anbequemen. Um so mehr, da er heilfroh ist, Jemand gefunden zu haben, der ihm zuhört; so lange hat er schweigen müssen, nun geht's wie ein Strom, er schreit gegen den Wind an, bewegt energisch die Arme und bleibt sogar von Zeit zu Zeit stehen, wenn seine Erzählung besonders interessant wird.

„Je, je, Madam, da fällt woll so Manches bei vor! Hör'n Sie mal, daß heute Weihnachenabend is, das hab' ich beinah auch nich gemerkt. Man kommt da so mechanisch über weg mit die Jahren, wissen Sie, und denn der verdammte Jung — —

„Madam, die Verderbnis von der Jugend, das is was Großes! Ich faß' den Jung hent Morgen an, weil er 'n alte Madam anbettelt. Soll je nich sein, wissen Sie woll. „Jung," sag ich zu ihm, „verdammte Slüngel", sag ich so zu ihm, „worum bettelst du?" — „Ick heff Hunger," seggt de Jung. — „Dat kann angehn," segg ick, „hest du noch Öllern?" — „Jao," seggt he. — „Na, denn man mit op de Wach," segg ick.

„Also ich nehm' den Jung mit, und da wird er je nu ausgefragt. „Schickt di din Öllern op Straat?" — „Jao." — „Wonem wahnt je denn?" — „In Billwarder." — „So, also Heinerich Möller, dat bün ick nämlich, Konstabler Möller, nehmen Sie mal düssen Jung und führn Sie ihn seine Eltern wieder zu." Is good.

„Weeten Se villicht, wo Billwarder is, Madam? Un denn noch gans buten bi de Waterkunst, bi Rothenburgsort. Un denn lopen, denn mit 'n Arrestat droff ick je nich fohr'n! Zwei Stunn' laufen wir all, da auf'n Röhrendamm wird der Bengel mit 'n Mal so kleinlaut. „Slüngel," segg ick, „wat fehlt di?" Da seggt he, dat kümmt em so vor, as wenn sin Öllern villicht doch nich in Billwarder wahnen dähn, he wüß dat ook nich, aber kann sin, se wären nu all in Barmbeck.

„Nu seh ich je also, daß der verdrehte Slüngel gelogen hat. „Verdammte Spitzbow," segg ick, „ick will di wat seggen." segg ick, „dar kummt 'n Wirtschaft," segg ick, „da gahn wi rin, nu ick lat di en Taff' Koffe un en Käsbotterbrot geben, un denn seggst mi de Wohrheit." Der Jung knickte förmlich zusammen, und zittern und bebern thät er wie 'n Espenlaub in all dem Schneewetter, und Arme hätte er, wie 'n paar Schwefelhölzer. Er kriegt sein Taff' Koffe, er kriegt sein schönes Butterbrot, — „Jung," sag ich zu ihm, „nu segg mi, wo din Öllern wahnt. Wahnt se nu in Billwarder, oder wahnt se in Barmbeck?" Da fangt de Bengel an to jaulen und seggt: „Se wahnt up de Hogeluchт, Terrasse 13, Haus 4."

„Also ich mit den Jung los nach die Hohelust; is je grade das Konträrige von Billwärder! Wie ich mit ihm auf die Hohelust bin: „Jung," sag ich, „wonem is deine Terrasse?

Digitized by Google

Da is ji gar keine Terrasse 13! Jung", segg ick, „verdammte Spitzbow, du hest mi all wedder to 'n Narren makt, aber nu tamw!"*) Und ick mit den Jung hintern Knick und schneid' mir da so 'n orrentlichen Knüppel ab und tagel**) ihn fix durch! Es is je nich erlaubt, aber da konnte ich nu nichs für, das is mehr, als die menschliche Natur vertragen kann. Und wie der Jung nu die Tagels weg hat, da wird er ganz zahm und windelweich und sagt je nu, nu will er auch ganz gewiß die Wahrheit sagen, und er wohnt in die große Elbstraße in Altona!

„Nu denken Sie sich so 'n Bengel an. Ich will all wieder den Knüppel herkriegen, da legt er sich platt auf die Erde hin, — na, was sollt ich nu mit ihm anfangen? Ich krieg ihn also hoch und sag: „Na, denn nu man los! denn man nach Alt'na." Und nu denken Sie sich, wie ich da nu mit den Jung nach Alt'na komm, muß ich mir je erst melden, auf der Wache, un denn krieg ich 'n Altna'er Kollegen mit; allein darf ich da je keinen Arrestaten durchführ'n, nee, das wär' Grenzverletzung. Na, ich geh also mit mein' Kollegen längs, der Jung geht zwischen uns, und wir erzählen uns en büschen, wat he drapen***) hett und wat ick drapen heff! Indem kommt da 'n Omnibus auf uns los, denn wir gehn grade auf 'n Fahrweg, weil das Trottoir für uns drei zu schmal is. Unwillkürlich laff' ich den Jung von der Hand los, denn das Borderpferd hätt mich all beinah getreten. Mein Kollege geht je auf die andre Seite von den Jung, denk ich noch so mechanisch bei mir!

„Als der Omnibus weg is, kuck ich rüber: „Donnerwetter, wo is denn der Jung?" ruf ich, denn mein Kollege geht ganz allein auf 'n Trottoir. „Hebben Se em denn nich?" seggt he, „ick denk, Se hebben em an de Hand," seggt he. „Un ick denk, Se hebben em an de Hand!" segg ick. Ick kiek mi na rechs un links um, „denn is he uns weglopen," segg ick. „Jao," seggt he, „denn ward he uns nu woll weglopen sin."

Heinrich Möller stößt mit dem Absatz auf den Schnee:

„Sehn Sie, wenn Einen so was passiert, wenn die Jugend also korrumperiert is, — denn is man all an allerlei gewöhnt."

„Hier is dat Hus," sagt die Frau, die wahrscheinlich kein Wort von seinen Abenteuern gehört hat. „Kamen Se man glick rin."

Sie löst die Hände, die sie unter dem abgetragenen Tuch fest in einander verflochten gehalten, reißt mit hastiger Bewegung die halboffene Hausthür vollends auf und tritt zuerst hinein.

Dunkelheit empfängt sie auf dem engen Vorplatz und Dunst nach Petroleum und kaltem Tabak. Die Frau horcht einen Augenblick nach einer Stubenthür, Kinderweinen dringt dahinter hervor, — dann greift sie nach der Klinke und macht auf.

Der Schutzmann, dicht hinter ihr, überfliegt mit einem Inspektionsblick die kleine zweifenstrige Stube, — hier herrscht wüste Zerstörung! Eine Lampe mit zersprungenem Cylinder — die Milchglaskuppel in Splittern am Boden — steht auf der Kommode, dicht unter den Fenstern, deren schneeweiße, offenbar ganz frisch aufgedeckte Gardinen davon reden, daß dieser unordentliche Zustand hier nicht täglich herrscht.

Der runde Tisch ist umgefallen, wie von einem rohen Fußtritt zu Boden gestürzt, samt dem kleinen Tannenbaum, der darauf gestanden, und der die Stube mit schon zerretenem weißlichen Zuckerwerk und grünen Nadeln bestreut hat. Im Fallen hat sich das Stämmchen ans dem rohen viereckigen Brette gelöst, über das zerknüllte weiße Tischtuch, das noch darunter liegt, rinnt der rote Inhalt einer Weinflasche, die mit abgeschlagenem Halse auf dem Tannenbaumbrett liegt und langsam aus einer klaffenden Wunde zu verbluten scheint.

Die Frau sieht all das mit zusammengeschlagenen Händen, dann, langsam den Baum mit dem Fuß fortschiebend, geht sie auf das kleine schwarze Sopha zu, vor dem ein blondköpfiger Knabe auf dem Boden sitzt, das Gesicht in das Kleid eines Säuglings gedrückt. Wie eine Puppe lehnt das hilflose Geschöpf in einem rotkarrierten Kopfkissen, mit starren, wässerigen Augen und verzerrtem Munde schreit es mühsam vor sich hin.

Wie die Mutter den Kopf des Knaben berührt, hebt er sein Gesicht zu ihr auf und sagt im Tone bittrer Kränkung:

„Mutter, min Pietsch hett he ook wegsmeecten."

*) warte. **) prügle. ***) getroffen.

Digitized by Google

Dann, da er den Fremden bemerkt, steckt er verlegen den Kopf wieder ein und weint.

Die Frau nimmt den Säugling auf, schaukelt ihn in ihren Armen. Dann winkt sie dem Konstabel mit einer kurzen Bewegung nach der anstoßenden Kammer.

Vorsichtig tritt Heinrich Möller hinein. Auch dort Alles zerrauft und zerschlagen, die Bettkissen am Boden, die Laken halb herausgerissen über die Bettladen, leere Schnapsflaschen auf dem Waschtisch, eine schmutzige Lache spiegelt im Licht der Petrolenmlampe. Aber kein Mensch zu sehn.

Der Schutzmann leuchtet in jeden Winkel hinein, selbst unter die Betten. Mit feierlicher Amtsmiene kommt er zu der Frau zurück, die auf einen Stuhl gesunken ist, und ihr hungerndes Kind an die Brust gelegt hat.

„Das kommt mich beinah so vor, als wenn er nich mehr hier is," sagt er mit wichtigem Flüstern.

Die Frau richtet das lange magere Gesicht empor.

„Wölt Se nich noch mal in de Kök*) tokieken? un achter de Kök is ook noch 'n lüttje Stuw, wo ick mal denn un wenn Een in Slapstell' hatt heff; Hannes, gah mit un wies'**) mal, wonem de Kök is, kumunst mi aber gliek wedder t'rügg."

Gehorsam steht der Junge auf, sein Gesicht ist rot und verschwollen vom Weinen und von der unnatürlichen Beugung. Er stolpert, halb geblendet, über den Baum, aber die Mutter hält ihn mit ausgestreckter Hand, wieder ermahnt sie ihn, sofort zurückzukommen. Und da ist er auch schon wieder und hört die Mutter in der dunkeln verstörten Stube schwer und lange seufzen.

„Har' ick man min Pietsch noch!" sagt er mit seiner Kinderstimme, die doch schon einen tiefern Klang hat. „Mutter, har ick man min Pietsch noch."

Die Mutter seufzt nur.

„Har' ick man wenigstens en fixen Knüppel, Mutter," wiederholt der Junge mit der zähen Eindringlichkeit bittender Kinder.

„Ick heff keen Knüppel, Jung," brummt die Frau, „dar, legg di'n beten in de Sophaeck' un slap," und sie greift nach ihm mit der linken Hand, während die Rechte den Kopf des Säuglings an ihre Brust drückt.

Aber der Junge ist hartnäckig; er läßt sich nicht fassen; er hat sich ans Fensterkreuz angeklammert und wiederholt von dort seinen Gesang von der Peitsche und dem Knittel, den er so gern haben möchte; das gepreßte Atmen, das oft in leises Stöhnen übergeht, begleitet ihn, dazwischen schmatzt das Kleine und der Schneesturm schlägt an die zitternden Scheiben.

Endlich ist er wieder da, der Konstabel, und ein gut Teil Helligkeit und Beruhigung bringt er mit herein. Freilich, das Licht geht nur aus von der schlechten Lampe, die des zerbrochenen Cylinders wegen noch immer qualmt, und die Beruhigung liegt einzig in seinem jovialen Gesicht mit den Hängebacken und den schlauen Äuglein.

„Bis jetzt hab' ich nichts gesehn, Madam, augenblicklich is er nich anwesend, und wenn er wiederkommen sollte," — seine Augen zwinkern bedeutungsvoll, — „denn, Madam, rufen Sie mir man wieder."

Die Frau reißt die verweinten hoffnungslosen Augen auf.

„Mutt ick em opnehmen, wenn he wedderkummt?" fragt sie tonlos.

Vorsichtiges Achselzucken.

„Je, Madam, das wird nu woll nich anners, er is je nu mal Ihr Ehemann."

Sie läßt den Kopf auf die abgemagerte halbentblößte Brust niedersinken.

Heinrich Möller mag das nicht gern sehn.

„Haben Sie denn Mittel, daß Sie ihm nich nötig haben?" meint er teilnehmend.

„Ick heff nich 'n Schilling in't Hus. He hett mi denn mal 'n Mark, un denn mal acht Schilling geben, ick heff keen mal mehr in de Hand kreegen! Un denn mit veer Kinner! Twee lüttje Deerns heff ick bi de Naberslüd*) henbrocht, — de Jung wull je nich weg."

Langsam schleicht sich der Junge heran, er faßt einen Zipfel ihres Kleides.

„He is min Ölst' — min einzigste Trost op düsse Welt," schüchtern streicht die Frau ihm übern Ärmel. „He geiht all in School un kann lesen un schrieben. Hannes, gah rum un hal' de Lütten röber, — se ward woll all lang slapen! — na, kiek man mal to, gah man."

*) Küche. **) zeige.

*) Nachbarsleute.

Digitized by Google

Der Junge sucht mit müden Augen nach dem Nagel über der Thür.

„Mutter, min Mütz' is ook weg!“ sagt er zornig, und wirft ihr einen vorwurfsvollen Blick zu, unter dem die Frau errötet, wie schuldbewußt.

„Ick sök*) se Di nahsten**) wedder; gah man, min Jung.“ —

Heinrich Möller hat einen unbeschädigten Stuhl gefunden und sich breit und behaglich darauf niedergelassen. Warum soll man nicht im Sitzen abmachen, was sich so abmachen läßt? Er reibt sich die Knie und sieht zu, wie die Frau das Kind umlegt und hat so seine Gedanken.

„Sie haben aber auch keinen schönen Weihnachtabend, Madam; is er, was Er is, all lang so?“

„Ick mutt wat verfetten,“ murmelt die Frau und sieht sich um, „verkäupen un verfetten, wat ick nich nödig hess.“

„Na, he ward woll wedder kamen.“

Heinrich Möller meint es ja nur gut, aber die Frau fährt zusammen:

„Lewer betteln gahn! lewer dot sin, as mit em leben.“

Der Schutzmann bedenkt sich.

„Je, was ich sagen wollte, denn gehn Sie man auf'n Lombard,***) wenn Sie was versetzen müssen, das is je städtisch, da kann jeder anständige Mensch mit Ruhe hingehn, daß er da nich in Wucherverhände fällt; was die Wucherers sind, wissen Sie woll, die Ihnen den Hals abschneiden, eh Sie das selbst gewahr werden. Hier op 'n grönen Sood wahnt ook so 'n Versetterisch,†) die sich man eben noch so mechanisch über Wasser hält. Kudeleitz heet Se. Wir haben 'n Auge auf ihr, aber das is 'n ganze Helle, da gehn Sie man nich hin.“

„Ick gah na 'n Lombard; dank ook veelmaal, dat Se mi dat seggt hesst.“

„Je, aber da fallt mi mit eens in, — dar is an 'n Enn' morgen Allens to! Is je Fierdag!“

Und er fängt an, in der Hosentasche zu suchen.

„Ick will Se wat seggen, veer Schilling hess ick grad noch bi mi, de will ick Se hier op de Kommod' leggen, Se könt se mi je mal wedder geben.“

Noch keine Thräne hat die Frau geweint. Als sie auf die vier schmutzigen Schillinge blickt, die der Konstabler neben der Lampe in einem schönen Quadrat aufgezählt hat, da werden ihre Augen naß. Sagen kann sie nichts, schluchzend reicht sie dem Helfer ihre große verarbeitete Hand.

Auf dem Vorplatz ertönen trippelnde Schritte.

„Bün ick!“ ruft eine helle Knabenstimme. Ein leiser Frendenschein überfliegt die gefurchten Züge der Mutter.

„Dar kummt Hannes mit de Deerns. He is man noch 'n lütten Gast, — aber“ —

Dann, eh die Kinder hereintreten, wendet sie sich eindringlich an Heinrich Möller.

„Dach, seggen Se mal, — ick kann je vilicht wedder as Krankenwohrersch*) gahn — wenn He nu wedder kummt — kann ick denn nich scheidt warrn?“

„Je, so rapide geht das nich,“ murmelt achselzuckend der Konstabler, wie er im dunkeln Vorplatz verschwindet.

* * *

Vor einem kleinen, niedrig eingehenden Trödelladen auf dem grünen Sood, halb in der heißen Augustsonne draußen, halb im modrigen Schatten drinnen sitzen und kauern die Kinder um einen großen weißen Drachen, einen Drachen mit roten Augen und roter, weit ausgestreckter Zunge.

„Dat Bott is noch nich lang nog.“ Der Größte, ein magerer Junge mit Kellerfarbe auf den Backen und einer rötlichen Nase trotz der Sommerwärme, sieht, die Hände in den Taschen, geringschätzig auf die Arbeit der Andern. „Dar mütt noch mehr anknüppt warrn; Du, Holt, best nich noch 'n beten Segelgarn in Tasch?“

„Mutter giwt mi wat, Mutter hett veel, 'n ganse Tünn'**) voll Knauels!“***) ruft das kleine Mädchen mit dem wirren rotblonden Haar, das zwar nicht Hand anlegen darf, aber es doch so gern möchte.

Wie ein flinkes Eichhorn springt sie ins Dunkel des Ladens.

„Wonem first Du den Draken op, du, Holt?“

*) suche. **) nachher.
***) Städtische Leihanstalt.
†) Pfandleiherin.

*) Krankenpflegerin. **) Tonne.
***) Knäuel.

Digitized by Google

Der weißblonde stämmige Bursch, der mit gewandten Fingern an dem Drachenschwanz arbeitet, ist viel zu eifrig, um gleich Antwort zu geben.

„Segg mal, Holt?“

„Op de Steernschanz.“

„Warum nich op't Hilligengeistfeld?“ Der zweite Frager ist noch zudringlicher, er will Hannes' Finger festhalten. Ein Klapps macht ihn schreiend zurückfahren.

Der lange Emil giebt Auskunft.

„Dor sünd ümmer Botträubers, weetst dat noch nich mal?“

Louis Kramm läßt den Kopf hängen und steckt die geschlagenen Finger in den Mund, das kann noch lange dauern, bis er so erfahren ist wie Emil Bach und Hannes Holt.

„Droff ick ook mit op de Steernschanz?“ bettelt das Mädchen, das den Bindfaden gebracht hat und sich mit ausgespreizten Fingern das üppige Haar aus den Augen streicht.

„Sühst je ut, as so 'n Wilde!“

Hannes, der in seinem blauen Leinwandkittel, mit den kurzen Hosen am ordentlichsten von Allen gekleidet ist, wirft einen kurzen, prüfenden Blick auf die Kleine. Die kocht auf wie ein Milchtöpfchen.

„Du, Holt, dumme Jung, holl Din Mund, ick gah mit Emil Bach, mit Di gah ick noch lang nich.“

„Du un Din Emil!“ Louis lacht.

„Brut un Brögam!“ schreit gleichzeitig eine kleine, etwa Siebenjährige, händeklatschend und aufhüpfend, daß ihr verwaschenes lila Röckchen wie ein Rad um sie herumfliegt. „Mile Kudeleitz un Emil Bach is Brut un Brögam!“

Mile will ihr einen Stoß versetzen, aber die kleine Henny ist auch gewandt, schnell ist sie weggewischt und unter dem Gelächter der Übrigen prallen Mile und Emil gegen einander.

Nun singen die Schadenfrohen um sie herum Alles, was ihnen in den Kopf kommt. „Eva mit die Schlangenlocken pett' den Adam auf die Socken!“ — „Brut un Brögam küßt sick mal, hulterdepulter de Trepp hendal!“ Sogar Holt ist etwas eingefallen.

„Mile, krup*) in 't Kellerlock un flick Din Krinolinenrock!“ singt er mit lachenden spöttischen Augen.

*) kriech.

Aber nun ist Mile auch noch da. Sie schießt auf Hannes los, stellt sich hinter ihn und bearbeitet mit ihren gelenkigen braunen Fäustchen seinen weißblonden Schädel.

„Düsset Swien hett Trichin', Gott wo kann dat möglich sin“ — ihr Triumphgesang bringt die Lacher wieder auf ihre Seite. Die ganze Straße hinab schallt ihre volle reine Stimme, ja Mile Kudeleitz kann singen.

Holt hat sie freilich leicht abgeschüttelt. Nun, da er sie packen und strafen will, springt sie rückwärts und reckt in ihrem ohnmächtigen Ärger lang die Zunge gegen ihn aus.

Da lacht der Junge übers ganze Gesicht.

„Dübel! Dübel! kumm herut, spee' din Gift un Gallen ut,“ summt er zur Freude der Übrigen. Die kleine Henny hängt sich wie eine Klette an seinen Arm und singt mit.

Immer weiter zurück weicht Mile, immer wütender reckt sie die Zunge und schüttelt ihr Haar, die kleinen Hände krümmen sich zum Kratzen, aber sie wagt Keinen anzugreifen, sie steht wie ein hübsches feiges Raubtier von weitem und droht nur.

Bis sie endlich selber der Fechterstellung müde wird. Sie läßt die nackten Arme sinken, zieht das tief ausgeschnittene Kleid über die Schultern herauf und kehrt ihnen den Rücken. Und da kommt ja auch Mutze, die große schwarze Katze mit dem schleppenden Schweif aus dem dunkeln Laden zu ihr herübergestrichen, mit leisem Miauen und blinzelt mit den grünen zusammengezogenen Augen zu ihr empor. Mutze, vor der Henny so bange ist!

„Komm, Mutze!“ Mile nimmt sie auf den Arm und drückt ihr Gesicht gegen das seidige Fell. Weiß und hell hebt sich der Kopf des Mädchens mit seinen kupferroten Zotteln von dem dunkeln Hintergrunde ab.

„Wärst en ganze hübsche Deern, wenn Dir blos manchmal kämmen thätst,“ sagt eine vorübergehende Frau. Ja, die ist freilich schön frisiert, aber ihr breiter Körper steckt in Unterrock und Nachtjacke, und unter der Jacke guckt der Hals einer Schnapsflasche heraus.

Sie dreht sich noch einmal um.

„Komm rein, Mile, kriegst 'n kleinen Pfefferminz, weißt woll, wie neulichs.“

Das Kind schüttelt den Kopf.

„Nee, will ich nich, das alte Gör is mich zu schwer.“

Digitized by Google

„Sallst em je nich rundregen, — blot 'n beten begöschen,“*) lockt die Frau.

„Denn fangt he doch glick an to brüllen, oll dicke Pluck!“**) Mile ist mürrisch.

Die schwere Frau stemmt die Arme in die Seiten.

„J, dat wölt wi doch woll kriegen! Bün ick nich Din Mutter-Swester? Du büst je 'n aasige Deern! Rin mit di! Dein Joahr is se all um denn 'n gansen Dag op de Straat liggen! Tamo, ick will di!“

Mile läßt die Katze zu Boden gleiten.

„Krieg mi doch!“ höhnt sie, bereit, davon zu laufen, „min Moder hett Snaps nog — wat hest Du mi to seggen? Krieg mi doch! erich, kannst man nich so fix lopen as ick! Na, krieg mi doch!“ (Fortsetzung folgt.)

*) beruhigen. **) Stolz.

Gedichte

von August Graf von Platen.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Napoleon.

Reinigen muß man ein Haus, eh' neue Bewohner es aufnimmt:
Siehe, dies Loos fiel dir, riesiger Besen der Zeit!

Werner.

Heiliger Mann! es ist schade, du trugst ein zerissenes Chorhemd,
Und zum Loche heraus guckt dir der alte Phantast.

An Canova.

Herrliche Beine vermagst du zu drehen, und Arm' und Gewänder,
Doch kein Prometheus stahl Feuer vom Himmel für dich.

Luise von Voß.

I.

Aus Latein übersetzet ihr sie? übersetzt sie uns plattdeutsch,
Denn im gebildeten Deutsch klingt sie ein wenig zu platt.

II.

Über die Distichen spöttelest du von Weimar und Jena?
Dumpf schallt, was voll ist, lieblicher klingelt, was hohl.

Goethe.

Strahlenumflossen erstiegst du allein, und bewohnest den Bergkulm,
Die dich begleiteten, stehn unten im Nebelgewölk.

Ghasel.

Durch die Menge, dich bewundernd in Gedanken, ziehest du,
Stolz auf deinen Wuchs, den feinen, federnschlanken, ziehest du;
Langsam wandelst du, den Tritten folg' ich, trunken ohne Wein,
Ach, wohin, wohin den Armen, Liebeskranken ziehest du?
Welch ein Gang! o welch ein Wandel! welch ein Schweben! welch ein Schritt!
Wie Cypressen hin und wieder üppig schwanken, ziehest du!
Wende dich nach mir nur einmal! Nur dein Auge zeige mir!
Weg von mir, der einen Blick dir würde danken, ziehest du?
Wenn vorbei du ziehest, sinken möcht' ich vor dir in den Staub,
Duftberauschet dir entgegen möcht' ich wanken, ziehest du;
Schöne Schultern! Kraufe Locken! Weiche Lieder! Laue Nacht!
Ew'ger Zauber, unsre Seelen aus den Schranken ziehest du!

Epigramm.

Lange schon blättr' ich, o Freund, in deinen erotischen Liedern,
Doch von Verse zu Vers les' ich nur köstlichen Graus;
Hast du auch glücklich geliebt? „Ich kannte die glückliche Liebe,
Aber der Schmerz ist laut, aber die Freude verstummt!

*) Die hier mitgeteilten, bisher ungedruckten Gedichte Platen's sind uns von Herrn Fr. Düfel in München mitgeteilt worden. Er hat sie dem auf der Münchener Staatsbibliothek verwahrten handschriftlichen Nachlaß des Dichters entnommen. Die Epigramme sind 1818 - 20, das Ghasel 1823 entstanden. D. Red.

Digitized by Google

Aus der Chronik des Klosters Gandersheim.

Von Adolf Friedrich Graf von Schack.

I.

Soeben langt an ein Pergament,
Vom heiligen Vater ist es ein Breve,
Das mich, die schlichte Schwester Eve,
Zur Chronistin des Klosters ernennt.
So beginn ich in Vers und Reim
Die alte Chronik denn fortzusetzen,
Die zur Erbauung und zum Ergötzen
Aller Nonnen von Gandersheim
Unter Otto's des Sachsen Regierung
Roswitha, uns're Aebtissin, schrieb.
Mächtig wohl zur Weiterführung
Des großen Werk's ist mein frommer Trieb,
Doch dich, meine Schutzpatronin, zuerst
Anfleh' ich, daß du mir Hülfe gewährst,
Du, der ich ewig ergeben bin.
Heilige Eva, Enkelin
Jener ersten, die so große
Nachkommenschaft zeugte aus ihrem Schoße,
Sei gnädig mir in dem neuen Amte!
Fort setz' ich die Chronik: Ein seltenes Wunder
Begiebt sich in unserem Kloster jetzunder.
Alle Nonnen und die gesamte
Wohnerschaft der berühmten Abtei
Vermögen nicht die hunderterfältigen
Hantierungen alle zu bewältigen.
Zu Aller Ergötzen hat Roswitha
Gedichte geschrieben von eigener Art.
Ein jeder, auch schon beim Lesen, sieht da,
Wie sich die Tugend, das Laster gebahrt.
Ein solches Stück — eine Tragödie nennt's
Oder Comödie der Gelehrte —
Gleicht denen, die Seneca schrieb und Terenz,
Und deren lange die Welt entbehrte.
Doch wie man nie noch, daß ich wüßte,
Es sah, auf einem Brettergerüste
Lebendig wird der Lauf der Welt
Von unserer Nonne vorgestellt.
Nicht in dem Kauderwelsch der Gothen,
In gutem Latein wird alles geboten;
Und so kann stolz sein unser Sachsen,
Daß solche Kunst in ihm erwachsen;
Auch strömen aus allen deutschen Gauen
Neugier'ge heran, so Männer wie Frauen,
Um das seltne Spektakel zu schauen.
Kaum Raum ist auf den Stühlen, den Bänken,
Auf denen voll von Staunen die stumme
Menge sich drängt; genug nicht der Mumme,
Des Meths und was es noch giebt an Getränken
Vermögen die Diener einzuschenken.
Schon war unter Donner-Applaus
Ein Stück gespielt, voll Mord und Graus,
Ein anderes, das folgte dem ersten,
Ließ fast vor Lachen die Hörer bersten.
Dann kam das dritte, Mysterium
Ward es geheißen, und andachtsstumm
Saßen alle, von Schrecken bleich,
Aber voll von Ehrfurcht zugleich;
Denn Teufel und Engel sonder Zahl
Gehörten nebst Menschen zum Personal.
Kern in Hispanien, in Cordoba,
Wo die Sekte Mahomeds
Den Glauben verhöhnt und das Gesetz,
Begab sich, was hier auf der Bühne man sah.
Groß ist die Stadt, ein Sitz der Freuden,
Voll von Palästen und Prachtgebäuden.
Auch leben dort Christen unter den Heiden,
Von denen sie bittere Drangsal leiden.
Nun war ein Mann dort, der Ali sich nannte
Und zum Gesetz sich des Koran bekannte.
Von früh her schon flüsterte man,
Verbot'ne Künste hab' er getrieben
Und Blätter über Blätter beschrieben
Mit Zeichen, die niemand deuten kann.
Da traf er ein Mädchen, schön und hold,
Für das er in heißer Liebe erglühte.
Doch fruchtlos war's, daß er sich mühte,
Denn Christin war sie und rein wie Gold.
Zu ihrem Glauben jedoch sich bekehrt er,
Und vom Bischof der Stadt begehrt er,
Indem er sich als Christen bekennt,
Der Ehe heiliges Sakrament.
Seitdem hat den Namen Theophilus,
Der Gottgeliebte, er angenommen.
Doch Marina, dies war der Name der Frommen,
Wankte nimmer in ihrem Entschluß.
Da aus der Hölle düsteren Schlünden

Digitized by Google

Rief jener empor den Fürsten der Sünden.
Seine Seele verschrieb er dem Lucifer,
Bekennend, du bist mein Gott und Herr.
Also gelangt denn Theophil
Zu seines heißen Begehrens Ziel.
Er glaubt, daß sein höchstes Glück er errungen,
Indem er Marina hält umschlungen.
Doch wie noch sein Mund an ihrem hängt,
Wie seine Küsse schlürft ihre Lippe,
Gewahrt er entsetzt, daß ein Totengerippe,
Von Leichentüchern bedeckt, er umfängt.
Lang lag er am Boden in dumpfer Betäubung.
Erwachend dann heischt er zurück die Verschreibung,
Doch grinsend erwidert Satan mit Hohn:
„Ei, für mich behalt' ich die schon!"
Hin durch die Straßen von Cordoba rennt er,
Als Christen sich vor allen bekennt er.
Für nichtig nur galt ihm des Wissens Ruhm,
Er trug Begehr nach dem Martyrtum.
Die Menge rief, die hinter ihm rannte:
„Seht, der Narr, der Hirnverbrannte!"
Doch während Gebet er auf Gebet
Gen Himmel an Maria sandte
Und Flüche ausstieß auf Mahomet,
Fingen auf ihres Muftí Gebot
Ihn die Heiden und auf ein Schaffot
Ward er geschleppt. Durch die Luft da gefahren
Kam Satan mit seinen Teufelsscharen.
Doch auf that der Himmel sich sonnenhell
Und herab stieg der Engel Michael;
Hoch, weithin blinkend im Sonnenglanze,
Schwingt er in seiner Hand die Lanze,
Setzt den Fuß auf des Scheusals Nacken,
Indessen seine Hände ihn packen,
Dann von der Erde fliegt der größte
Der Engel und mit ihm der erlöste
Theophilus auf in das Paradies,
Das Jesus Christus den Frommen verhieß.
Beendet sind unsre Spiele. Im Namen
Gottes jedem, der sie schaute,
Und der Aebtissin, die so uns erbaute,
Heil und Segen, Amen, Amen!

Schon zieht der Winter mit Schneegestöber
Heran und wilder Stürme Schauern.
Wölfe dringen und Bären und Eber
Bis dicht an unsere Klostermauern.
Da müssen wir still in den Zellen hauern.
Doch ist zu Ende der böse Winter,
So folgt der schöne Frühling dahinter.
Dann wieder beginnen unsere Spiele;
Voll, denk' ich, werden unsere Bühnen,
Denn wer den Theophilus einmal vernommen,
Wird sicher zum zweiten Male kommen.

II.

Nach vieler Trübsal, die ich erfahren,
Und langer Krankheit, mit achtzig Jahren
Schreib' ich mit zitternder Hand und matt
In diese Chronik das letzte Blatt.
Ich arme Aebtissin Luitberta!

Geb' liegt jetzt das Leben vor mir und verzerrt da
Wenn einst es war ein blühender Maitag,
Jetzt dünkt's mich ein lang dahingeschleppter
Winter oder ein ew'ger Charfreitag.

O der Zeit, als Deutschlands Scepter
Noch führte der große Vogelfänger,
König Heinrich! Minnesänger,
Die Saiten schlagend mit kundigem Finger,
Zogen dahin als Freudenbringer
Von Burg zu Burg, und es erschollen
Die Hallen von ihren Strophen und Stollen.
Den Sängern, die um Einlaß baten,
Erschlossen wir unsere Kemenaten.
Nichts gönnten wir ihnen, was nicht gewährbar,
Alles, ich schwöre, ging zu ganz ehrbar.
Und doch die Leiden, die später mich trafen,
Sünd, ich bekenn's, meiner Wollust Strafen.
Da über Deutschland aus Ost und West
Brach herein die graue Pest,
Daß Haufen von Leichen, von hingestreckten
Sterbenden Felder und Aecker bedeckten.
Gleich rasenden Wölfen, nah dem Verhungern,
Unzählbar brachen herein die Ungern.
Und allhin durch die Lüfte wehte
Die Asche verkohlter Dörfer und Städte.
Auch wir im Kloster, wie widerstanden
Hätten wir den gräulichen Banden?
Wir haben in Höhlen und Wäldern gehaust,
Bis der Sturm vorübergebraust.
Dann nur rauchige Trümmer fanden
Wir dort, wo Gandersheim gestanden.
Und uns blieb kein Rettungsmittel,
Als Zuflucht zu suchen in Wolfenbüttel.

Nach vielen Jahren, als nochmals neu
Erstanden war das alte Gebäu,
Zogen wir wieder ein. Ach winzig
Ist jetzt nur der früheren Nonnen Zahl noch.
Nur die und jene der Schwestern entsinnt sich
Der alten Zeit. In meiner Qual noch
Blieb ich am Leben. Weh! Der alten
Aebtissin, zu der man mich erwählt,
Was ward ihr so Grauses vorbehalten!
Wie gerne ließ ich es unerzählt.
Doch in diese Chronik, die wundersam
Der Plünderung und den Flammen entkam,
Soll ich es niederschreiben. Das ist die
Fügung des Herrn und der Wille Christi.

Mein Bruder hatte die Enkelin,
Bei der ich schon Patin gewesen bin,
Weil früh ihr die Eltern gestorben waren,
In's Kloster gebracht mit vierzehn Jahren.
Da lernte bei mir die kleine Grete
Die Matutinen und Abendgebete,
Und in der frommen Schwestern Mitte
Wuchs sie empor in Zucht und Sitte.
Bei des heiligen Pfingstfest's Feier
Wand sie um's Haupt den Nonnenschleier.
Still floß das Leben uns hin und einsam,

Digitized by Google

Nur daß beim Mahl wir saßen gemeinsam,
Und daß uns morgens vereinte die Melle,
Wie, eh' wir suchten die Ruhestätte.
Da, als von neuem ein großes Sterben
In's Land kam, zogen in Prozession,
Um von Marien und ihrem Sohn
Hilfe wider das dräu'nde Verderben,
Das näher und näher kam, zu erbitten,
Männer und Frauen. Nach zwei Schritten
Thaten sie wieder rückwärts den dritten.
Ich lag schwer krank, doch die Schwestern gesamt
Zogen, vom Drange zu helfen entflammt,
Ihnen nach mit anderen Frommen.
Dort — ach, was mußt' es also kommen? —
Den Kuno, ihren Vetter, traf
Grete dort, der sie gekannt seit früh,
Da er aus demselben Dorf wie sie.
Der Jüngling war so schön und brav
Und Beide oft früher gesellt beim Spielen;
Was Wunder, daß sie sich wieder gefielen!

Im Kloster zurück war Grete seit Wochen,
Da leis' erst geflüstert, dann laut gesprochen
Ward von den Nonnen, in ihre Zelle
Schleiche nächtlich ein junger Geselle.
Lang' wollt' ich, was sie sagten, nicht glauben,
Aber als es gewiß war — ach!
Was kommt' ich sonst thun, von Alter schon
schwach? —
Nicht wollt' ich der Jugend die Freude rauben.
Und in der Grete Schlafgemach
Schlich er wie früher! Doch voll Neid,
Weil ich der jungen Klostermaid
Liebe schenkte, gab eine böse
Novize — geheißen war sie Köse —
Bericht in Braunschweig beim Schöppenstuhle,
Daß Kuno mit meiner Grete buhle.
Bald sandten ihre Häscher die Schöppen,
Den Jungen vor das Gericht zu schleppen.
Aber dessen Schwert war nicht träge,
Nach allen Seiten that er Schläge,
Bis sie blutend am Boden lagen.
Verwundet auch auf's Lager getragen
Wurde Köse. Nach diesem Kampf
Lag ich gelähmt wie von Schreckenskrampf,
Doch konnte ich so viele Kraft noch sammeln,
Um den Befehl an die Diener zu stammeln,
Daß sie für sein sträflich Vermessen
Dem Kuno für immer die Thüre verschlössen.
Grete, glaubt' ich, fühlte Reue
Und wollte den Frevler nicht sehen auf's neue.
Doch Dienern wie Nonnen war's ein Vergnügen,
So schien's, die zwei an einander zu fügen.
Gewachsen noch nicht um ein Viertel war
Der Mond, da schlich das junge Paar
Nachts aus dem Thor; auf einmal verrannten
Den Weg ihm gewaffnete Trabanten.
Kuno ward an Händen und Füßen
Mit Ketten beladen, den Frevel zu büßen.
Geschehen war's um meinen armen Neffen,
Man führt' ihn hinweg ihn zu ertränken;
Aber Kerg'res verhängten die Schöffen
Meiner Grete. Nur dran zu denken
Kühl ich in allen Gliedern ein Schauern.
Im Wall des Klosters sie einmauern,
Daß langsam sie drin verschmachte, lebendig,
Erging der Befehl. Gott, ew'ger, ständ' ich
Vor deinem Antlitz, ich würde Klage
Dafür noch erheben am jüngsten Tage.

Der Schöppe sprach zu Grete: „Minder
Wird deine Schuld in des Richters Buch,
Wenn du Kuno verfluchst, den Sünder.
Wohl, entschließe dich denn! Den Fluch
Auf das Haupt dem Verworfenen lade,
Und du wirst für dich die Gnade,
Daß dich das Richtschwert fällt, erwerben,
Statt vermauert gräßlich zu sterben."
Doch Grete sah starr uns an und stumm;
Wie immer wir auch baten und flehten,
Schweigend wandte sie sich nun
Und winkte den Maurern heranzutreten.
Und mit ihren Hämmern und Kellen
Kamen, vom Meister geführt, die Gesellen.
Ich lag wie leblos in meiner Kammer,
Doch hört' ich von jedem fallenden Hammer
Durch's Haupt und die Glieder mir dröhnen den
Schlag,
Und noch im Grabe einst tönt er mir nach.
Hören werd' ich der Schläge Dröhnen
Und dazwischen der Teufel Höhnen
Und das Geächze der Sterbenden Grete
Durch meine Küche und Gebete.

(Schluß folgt.)

Nach dem Sturm.

Nach verträumtem Sturmestosen
Weckt mich erster Lindenduft;
Wie im Welthkampf mit den Rosen
Füllt balsamisch er die Luft.

Donner rollte, Feuer sprühte,
Ich verschlief den wüsten Zank,
Doch ein milder Hauch von Güte
Weckte mich zu Preis und Dank.

Robert Waldmüller-Duboc.

Sprüche.

Wenn man menschliche Natur
Zu ergründen heiß gestrebt hat,
Ganz versteht man immer nur,
Was man selbst einmal erlebt hat.

„Treu dir selber!" — Dieser Wahlspruch müßte
Hilfreich sein in jedem innern Zwist,
Wenn man nur so recht verläßlich wüßte,
Wer man selber ist.

Ludwig Fulda.

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.*)

Mein Erstling: „Niklas Z."

Von Ossip Schubin.

Sehr geehrter Herr!

Über meine Erstlingsarbeit soll ich schreiben? Wirklich, so etwas verlangen Sie von mir? . . . Na . . . über sich zu reden . . . hübsch ist es ja nicht, aber es passiert einem, besonders in recht vertraulichem Beisammensein mit guten Freunden, die es spät und teilweise auf literarischer Basis geworden sind und einen mit Neugier und Teilnahme aufmunternd ansehen . . . Ja, es passiert . . . aber wenn der kleine Redeschwips vorüber ist, geniert man sich doch jedesmal, dafür so viele unnötige Thorheiten auf dem Präsentierteller seiner selbstbespiegelnden Eitelkeit herungereicht zu haben. — Und wenn ich mich jedesmal dafür schäme, von mir geredet zu haben, da soll ich auch noch kalten Blutes über mich schreiben; ich, Ossip Schubin, von meiner Erstlingsarbeit.

Nein . . . so etwas, lieber Kollege, unten Sie mir nicht zu. Ihnen erzähl' ich's meinetwegen recht gern, was mir die Feder in die Hand trieb zum ersten Mal, aber nur Ihnen allein, und wenn Sie's weiterplaudern wollen, so ist das Ihre Sache.

Es war nach einem Konzert von Rubinstein und ich war gerade 15 Jahre alt. Die herrliche Musik hatte aufgeregt; in meinen Nerven schrien alle Melodien durcheinander, die ich mir von dem Konzert gemerkt.

Da, mit einem Mal legte sich der Aufruhr — die musikalischen Reminiszenzen verschwammen alle in einem langsam verklingenden Mollakkord, und über diesen sich irgendwie in Farben auflösenden Akkord hinüber, ja aus ihm heraus schwebten ein paar menschliche Figuren zu mir. Ich sah sie deutlich, ich hörte sie sprechen, ein kleines Stück fremden Lebens rollte sich vor mir auf. Ich schlich mich in ein entlegenes Zimmer, um nicht bei meiner Missethat ertappt zu werden (denn ich hatte das Bewußtsein, meine Zeit in einer unverantwortlichen Weise zu verlieren), und dann schrieb ich, bis ich ganz steife Finger hatte vor Kälte. Es war nämlich Februar und das Zimmer ungeheizt.

Da entdeckte man mich; ich wurde gescholten wegen der Erkältung, der ich mich ausgesetzt, und gezwungen, heißen Thee zu trinken, aber — Niklas Z. war fertig.

Es war eine sehr kurze traurige Geschichte von einem Schulmeisterssohn, der zugleich ein großes Genie und ein großer Tölpel war — nebstbei war er auch noch Klaviervirtuose, „er prügelte das Klavier, aber er prügelte es wie ein Gott, und was bei Andern ordinäre Tastenabschlachterei gewesen wäre, blieb bei ihm stets noch olympischer Donner."

Und er verliebte sich in eine Komtesse, die seine Jugendgespielin gewesen und ihm sehr ungeniert schöne Augen machte, weil er eben nur ein Künstler war, und die schließlich sich

*) Mit dem vorliegenden Aufsatz setzt die „Deutsche Dichtung" jene Serie selbstbiographischer Aufsätze fort, deren Zweck und Aufgabe bei ihrem Beginn (Band IX S. 171) in einer Einleitung des Herausgebers ausgesprochen war, aus der hier für jene Leser, die weder diesen Aufsatz, noch die vor Jahresfrist (Band XIII S. 16) abgedruckte Mitteilung zur Hand haben, einige Sätze folgen mögen: „Wie Jemand Dichter geworden, kann er uns nicht genau sagen, weil er's selbst nicht genau weiß, wohl aber vermag er sich und Anderen Aufschluß darüber zu geben, wie ihm der Gedanke zu seinem ersten größeren Werk aufgegangen, aus welchen Stimmungen, welchen Eindrücken und Erfahrungen. Und ferner wird ihm klar sein, was er damit sagen gewollt, und vielleicht auch, wie viel von dem Gewollten er dann wirklich gesagt und wie viel nicht. Er wird wissen, wie ihm zu Mute gewesen, als er seine Kraft zu diesem ersten größeren Wurf angespannt, warum er sich gerade sein bestimmtes Ziel gesteckt, was er nach der Vollendung empfunden; wie das Werk auf Andere und auf ihn selbst gewirkt, auf sein ferneres Schaffen. Dies Alles kann er sagen und ich war der Meinung: es ist wichtig, daß er es sage. Wichtig zunächst für ihn selbst, in einem ernsten, ja heiligen Sinne. Jeder bedeutende Mensch ist verpflichtet, sein Stück Lebensarbeit vor falscher Deutung zu schützen und die richtige Deutung zu ermöglichen. Natürlich geschieht dies zunächst durch die Arbeit selbst — aber genügt sie zu solchem Zweck? Man denke an unsere Größten und Edelsten! Wie viel der klareren Erkenntnis seines Entwicklungsganges wie seiner Werke verdanken wir Goethes „Dichtung und Wahrheit", und was gäben wir darum, wenn uns Lessing und Schiller ähnliche

Digitized by Google

mit einem Husarenleutnant verlobte, dem sie nie schöne Augen gemacht, sondern sie stets fein sittsam vor ihm niedergeschlagen, weil er eben ihres Gleichen und sie in ihn verliebt war.

Und dann brachte sich der arme täppische, warmfühlende Künstler um, und die Komtesse erschrak darüber und weinte bitterlich, da sie ein gutes Herz hatte, und ihm gegenüber nur die besten Absichten gehabt, indem sie so lieb und nett mit ihm gewesen war — aber wie hätte sie sich's denn träumen lassen können, daß er unvernünftig (ihre Umgebung sagte unverschämt) genug sein würde, sich ernstlich in eine Komtesse zu verlieben. Das war wirklich etwas so Ungeheuerliches, außerhalb ihres Lebensprogramms Stehendes, daß sie sich zum Schluß noch ganz naiv die Frage stellte:

„Wo lag mein Unrecht?"

Mit diesem Glanzeffekt endigte die Geschichte — ich hatte ihn eben niedergeschrieben, als mich meine Mutter in dem kalten Zimmer entdeckte, mich ausschalt und zwang, heißen Thee zu trinken.

So — das ist die Geschichte von der Entstehung meiner Erstlingsarbeit.

Sie wurde in der „Bohemia" gedruckt; der Stil war holprig, und die Orthographie hatte der Redakteur nachgebessert, aber es kam eine Beschreibung des Böhmerwaldes drin vor, die sehr gelobt wurde, und auch etwas Aphoristisches über den Apollo vom Belvedere — was es war, weiß ich nicht mehr genau.

Nun, ich hoffe, Sie finden es nett von mir, daß ich Ihnen dies kleine Erlebnis so ohne alle Umschweife erzählt habe. Was mich anbelangt, kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, als ob ich meiner Eitelkeit wieder einmal recht kräftig hätte die Zügel schießen lassen — so daß ich mir fast zurufen möchte:

„Ossip! jetzt hast Du Dich wieder einmal recht patzig gemacht!"

„Na, unter Kollegen!" — Da's unter Kollegen ist, so setze ich noch so viel hinzu.

Jahre sind seit dem Erstlingswerk verstrichen, ohne daß mir irgend etwas einfiel; als es wieder kam, war's ganz in derselben Weise, ein angenehmer oder unangenehmer (meist letzteres) Nervenaufruhr, der sich plötzlich in einer auf ein spezielles Ziel gerichteten Thätigkeit meiner Phantasie erst zuspitzte, dann klärte und löste. Ein Gebilde einer Halluzination, die aus einem Chaos überreizter Empfindungen emporstieg.

Wenn ich überhaupt je etwas geschrieben, was auf den geringsten litterarischen Wert Anspruch hat, so war es immer die naiv wiedergegebene Halluzination.

Gräßlich ist's, wenn die Halluzination plötzlich stirbt, und die Seele leer wird.

Nun noch einen kollegialischen Gruß, geehrtester Herr, und die besten Empfehlungen von Ihrer aufrichtig ergebenen

O. Sch.

Behkow, Böhmen, August 1893.

Selbstbekenntnisse hinterlassen hätten? In diesem Sinne ist Friedrich Hebbels Wort von der heiligen Verpflichtung jedes bedeutenden Dichters gegen sich und die Welt, seine Selbstbiographie zu schreiben, ein Wahrwort. Aber wie Viele sind inzwischen auf immer verstummt, ohne uns dieses Buch ihres Lebens und Schaffens geschenkt zu haben? ... Man kommt nicht dazu, wie oft man es auch erwogen ... Wer aber dazu gekommen, hat keinem anderen inneren oder äußeren Erlebnis mehr Raum und Kraft gewidmet, als seinem Erstlingswerk. Zunächst ist's ja eben der Anfang, die erste Höhe, die man erstiegen, die erste Schlacht, die man geschlagen ... Es war ja vielleicht nur eben die erste Schlacht und nicht der erste Sieg — und welchem Dichter wird nicht die Zeit, da er seinen Erstling schrieb, als ein Unvergeßliches, in seiner Art Einziges und Höchstes im Gemüte fortleben? Und was schafft man unter ähnlichen Stürmen der Seele, mit dem gleichen heißen Drang, sein Innerstes auszuströmen? Vielleicht gelingt es nicht und man stammelt nur für weniger Leute Ohren, wo man herrlich zu allem Volk zu reden gemeint, aber wie bezeichnend für des Dichters Wesen, geradezu der Schlüssel zu seinem Schaffen bleibt das erste Buch, ob es nun ein Reden oder ein Stammeln ist ... Auch weiß der Dichter, daß dem Leser die Werdende besonders interessant ist. Kurz — die Geschichte des Erstlingswerks ist eins der längsten Kapitel jeder Selbstbiographie und oft genug das interessanteste. Freilich, solche Bücher anzuregen und dann zu veröffentlichen, ist nicht Aufgabe eines Einzelnen oder einer Zeitschrift. Und da ich die deutschen Poeten nicht bewegen kann, ihre Lebensgeschichte zu schreiben, so erbat ich mir von ihnen jenes eine Kapitel, die Geschichte des Erstlingswerks. Zunächst, wie gesagt, weil jeder Dichter die Pflicht und das Recht hat, es zu schreiben, ferner der deutschen Leserwelt zur Freude und endlich zu Nutz und Frommen der deutschen Litterarhistoriker in der zweiten Hälfte des XX. und der ersten des XXI. Jahrhunderts. Denn dann werden ja die gelehrten Herren gewiß bereits dazu gekommen sein, sich mit den Dichtern, die wir Ungelehrten jetzt lesen und verehren, zu befassen. Freilich, all die Hypothesen darüber, unter welchen Einflüssen und in welchen Stimmungen das Erstlingswerk entstanden, werden dann abgeschnitten sein." — Bisher haben die Geschichte des Erstlingswerks in der „Deutschen Dichtung" veröffentlicht: Konrad Ferdinand Meyer (Band IX S. 172). Wilhelm Jensen (Band IX S. 228), Ernst Eckstein (Band IX S. 279), Georg Ebers (Band X S. 15). Otto Roquette (Band X S. 44), Ludwig Fulda (Band X S. 95), Marie von Olfers (Band X S. 119). Adolf Friedrich Graf von Schack (Band X S. 171), Julius Rodenberg (Band X S. 196), Felix Dahn (Band XI S. 25) und Hermann Sudermann (Band XIII S. 16). Dem vorliegenden Aufsatz werden noch einige andere folgen.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Das Frühlingskind.

Novellette von **Karl Theodor Schultz.**

Die Überschwemmung der Weichsel war in diesem Frühling nicht so verheerend gewesen, wie in den letzten Jahren; dennoch sah man jetzt — Mitte Juni — vom Balkon des Schlosses Wolfsheim längs des Horizonts noch eine Anzahl kleiner Gewässer, als grenze der Park des Schlosses an ein Seebecken. Vor allem das Dorf Wolfsheim, das in einer weiten Mulde lag, erschien noch wie von langgestreckten Wasserläufen eingeschlossen. Es hatte sich im Dorfe denn auch wieder allerlei Krankheit eingenistet: sogar Fälle von schwerem, fast immer tötlich verlaufenden Typhus traten auf. Und doch gab sich all das Wasser ringsum so fromm; seine Umrahmung von üppigem Grün und der silberhelle Wiederschein der darüber hingleitenden Wölkchen atmete nur Lindigkeit und tränmerischen Frieden.

Darüber hatte die alte Baronin Throneck, die das kleine Rittergut Wolfsheim mit seinem berühmten Parke als Wittum besaß, eben ein paar Äußerungen zu ihrer Schwiegertochter Karla, der Witwe ihres ältesten Sohnes, gethan, als ein kräftiger Knabe mit einem frisch gefärbten Gesicht auf den Balkon stürmte, wo die Damen saßen, und mit der vollen Entrüstung seiner neun Jahre rief:

„Der Sigi will mir schon wieder nicht gehorchen!“

Frau Karla hob mit einem raschen Blick auf die Schwiegermutter die Hand und sagte in tadelndem Tone:

„Liebes Kind!“

Die alte Baronin aber hatte ihren nachsichtigen Tag. So winkte sie den Enkel zu sich und strich ihm, als er keck vor sie hintrat, mit leichter, schmeichelnder Bewegung über sein weißblondes Haar, das nach Pageuart geschnitten, schlicht auf den schon von der Frühlingssonne gebräunten Hals fiel. Dabei fragte sie gütig:

„Was hast Du denn von ihm gewollt?“

„Wir spielten Pferd!“ sprudelte der Knabe hervor. „Und nachher sollt' er Hund sein. Da hat er ausgeschlagen und ist weggelaufen.“

„Du weißt, Ivo,“ unterbrach Frau Karla seine Anklage, „Tante Helene mag das Spiel nicht! Sie wird es Sigi —“

„Aber Jäger und Hund,“ fiel er der Mutter ungeduldig ins Wort, „ist doch das schönste von allen Spielen! Bloß Tante Hella weiß das nicht.“

Die Damen wechselten lächelnd einen Blick, dann meinte die Großmutter, der Jäger sei dabei jedenfalls im Vorteil.

Davon wollte Ivo jedoch nichts wissen. „Der Hund darf ja auf allen Vieren gehen,“ verteidigte er sich, „und die Ohren kann er hängen lassen!“

Die Baronin lachte: „Wie macht er das?“

„O, das ist so!“ erklärte Ivo, indem er den Kopf auf und niederwarf, und dann sich tief herabbeugte.

„Du machst es ganz vortrefflich!“ warf seine Mutter ein. „Du könntest wohl auch einmal den Hund spielen!“

„Ich?“ fragte der Knabe mit blitzenden Augen. „Ich bin der Herr! Sigi ist ja bloß mein Vetter und hat keine rechten Eltern.“

Die Baronin wandte sich langsam den Glasthüren des Balkons zu. Als sie im Zimmer niemand bemerkte, fuhr sie unwillig auf:

„Wer setzt Dir denn solches Zeug in den Kopf? Keine rechten Eltern?“

Digitized by Google

Trotzig antwortete Ivo:

„Die alte Dorette hat es erst gestern wieder gesagt! Und der Jean hat dazu gelacht und noch gemeint: am Ende ist es ein Frühlingskind."

„Ein Frühlingskind?" Frau Karla blickte verwundert auf die Baronin.

„So nennt hier der Volksmund dergleichen Kinder!" erläuterte diese unmutig.

„Und wenn Onkel Ulrich kommt," fügte Ivo noch hinzu, „so ist der auch immer böse mit ihm, und giebt ihm nicht einmal einen Kuß!"

Die Damen sahen sich von neuem an.

„Was die Leute sich Alles zurecht legen! Und worauf Kinder schon achten!" Die Baronin schüttelte den Kopf.

Der Knabe hörte ihre Bemerkung nicht mehr; er hatte sich dicht ans Geländer gedrückt und schrie mit dem ganzen Aufwand seiner an sich schon kräftigen Lungen:

„Sigi! Sigi! Ich komme auch hinunter! Hast Du die rote Leine mitgenommen?"

Der angerufene, ein wenig jüngere Knabe, der eben über ein Wiesenrondeel laufen wollte, hielt an und rief mit einem eigentümlich melodischen Stimmchen:

„Du brauchst gar nicht zu kommen! Tante Hella hat gesagt, wenn Du mich haust, soll ich nicht mit Dir spielen."

Seine großen, braunen Augen sahen dabei ernst zu dem Balkon empor, und er griff unbewußt mit seinen weißen Händchen an den Kinderwaffen herum — einem Holzschwert und einem ledernen Dolch und einer Chokoladenpistole, die er sich in den Gürtel gesteckt hatte, welcher seinen schwarzen Sammetkittel zusammenhielt.

Beide Damen blickten herab. Und in ihre Mienen trat eine gewisse Kühle, ja, Geringschätzung: bei der Baronin milder und wie von Kummer verschleiert, bei Frau Karla offen ausgeprägt, obwohl der Anblick da unten von holdem Reize war. Sigis Haare, ebenso geschnitten wie die seines Vetters, waren von einem goldigen Blond und lockten sich so stark, daß sie das runde Gesicht des Kindes, das bei süßester Schönheit einen scheuen und verträumten Ausdruck hatte, wie mit lauterem Sonnenschein umschlossen.

Frau Karla, die den Sohn an der Hand festhielt, rief strafenden Tones hinab:

„Wenn Du ganz artig sein willst, darf Ivo wieder mit Dir spielen! Du bist der Jüngere und hast zu gehorchen."

„Ich gehorche ja!" kam es zögernd herauf. „Bloß nicht, wenn er mich schlägt." Sigi fuhr sich über die linke Schulter. „Es muß ganz rot sein!"

Die Gebärde des Kindes, sein schmerzhaft verzogenes Mündchen sprachen so deutlich von dem Unrecht, welches ihm angethan war, daß selbst Frau Karlas Stimme weicher klang, als sie kurz erwiderte:

„Nun, dann kommt er!"

Sie ließ Ivos Hand los, und er stürmte mit einem Aufjauchzen durch das Balkonzimmer der Treppe zu. Dabei rannte er Tante Hella, die gerade hereintrat, stark an; doch jauchzte er nur noch vergnügter, und war mit ein paar Sätzen schon auf dem Podest der Treppe.

Das junge Mädchen sah ihm einen Augenblick nach, dann schloß sie in ihrer geräuschlosen Weise die Thür und schritt, ihre Stickerei fester zusammenrollend, dem Balkon zu. — Eine leichte, scheinbar zur Gewohnheit gewordene Müdigkeit lag über Helenens Wesen, obgleich sie kaum die Mitte der Zwanzig überschritten haben konnte.

Das einfache, dunkle Kleid, woran auch der geringste Aufputz vermieden war, erhöhte den Ernst ihrer blassen, vornehmen, und dabei doch lieblichen Erscheinung.

Als sie auf den Balkon heraustrat, beachteten das weder Mutter noch Schwägerin, da die Damen das muntere Treiben der Kinder auf dem Wiesenrondeel verfolgten. Helene ließ sich auf einem Stuhl an der Hausmauer nieder und entrollte ihre Stickerei, die sie bald ganz zu beschäftigen schien. Doch kamen immer wieder Augenblicke, wo auch sie zwischen den Ranken des Balkongitters hindurch auf die Kinder sah. Als Sigi einmal lang hin stürzte, war es sogar, als wolle sie sich erheben; doch sie unterließ es, wie der Knabe sofort wieder aufsprang und sich mit seinem stillen Lachen die Erde abschüttelte.

Ivo langweilte es aber wohl, stets auf demselben Platz zu spielen, so jagte er, nun getreulich von Sigi gefolgt, in eine der Alleen hinein, die den Park durchschnitten.

Die Baronin lehnte sich in ihren Armstuhl zurück und sagte mit einem Seufzer zu Karla:

Digitized by Google

„Wenn sein Vater unsern Ivo so noch hätte sehen können! Der war auch von klein auf die Lebhaftigkeit selbst. — Wie oft kamt Ihr Jüngeren ihn damals verklagen!“ wandte sie sich an Helene.

Diese nickte, während sie starr nach der Richtung sah, wohin sich die Kinder entfernt hatten.

Nach einer Weile fragte sie:

„Fahrt Ihr heute noch aus?“

Die Mutter blickte nach Karla hinüber; als diese keine zustimmende Bewegung machte, verneinte sie.

„Da kann ich wohl den Landauer nehmen?“ fragte Helene von neuem.

„Gewiß!“

Die Baronin kehrte sich nach ihr um. „Doch wozu?“

„Ich habe mir heute eine ganze Menge alter Wäsche und Kleidungsstücke zusammengelegt! Und Du wolltest mir auch Kartoffeln und Mehl mitgeben lassen? Dann sitzt man in der Droschke so beengt!“

Die Baronin wandte sich, die Stirn runzelnd, dem Parke zu:

„Ich fange schon wieder an, mich vor diesen unaufhörlichen Fahrten nach Wolfsheim zu fürchten!“

„Unaufhörlich?“ wiederholte die Tochter sanft. „Jetzt nur alle vierzehn Tage einmal!“

„Es herrschen dort aber wieder Krankheiten!“ erklärte die Mutter ungehalten. „Doktor Wettrich that sogar besorgt.“

„Du hast mich doch in all' den Jahren hinfahren lassen!“ erwiderte sie wie zur Entschuldigung. „Ich fürchte mich nicht!“

„Du könntest jedoch wirklich einmal,“ mischte sich Frau Karla ins Gespräch, „an den Kleidern etwas mitbringen! Wenn wir auch nicht für uns besorgt wären — wir haben aber an die Kinder zu denken!“

„Ja, ja!“ stimmte die Baronin zu. „Inspektor Wogram oder der Eleve würden Alles ebenso gut — wahrscheinlich noch umsichtiger verteilen.“

„Es ist meine einzige Freude!“ antwortete Helene schlicht, indem sie vor sich niederblickte.

Die Baronin hob die Schultern, Frau Karla zog mit einem markanten Lächeln die Augenbrauen in die Höhe.

Helene bemerkte Beides nicht.

„Ich betrete auch nur ausnahmsweise ein Krankenzimmer,“ fuhr sie fort, „und wechsele bei meiner Rückkehr stets die Kleider, wie ich es Dir versprochen habe.“

Sie sah zur Mutter auf.

„Da Du nicht hören willst,“ entgegnete diese, — „ich kann nur warnen. Dann fahre aber gleich, damit Du nicht in die Abendkühle kommst.“

Helene erhob sich, küßte der Mutter die Hand und verschwand mit einem kurzen Gruße nach Frau Karla hin in der Thür.

„O, diese Marotten!“ seufzte die Baronin, indem sie gleichfalls aufstand. „Die Quälereien mit ihr endigen nicht! Und ist es Dir nicht auch, als ob sie immer sensibler würde?“

„Das Gethue mit dem Kinde nimmt allerdings wieder zu!“ erwiderte Karla in Gedanken.

Die Baronin nickte besorgt, dann sagte sie aufbrechend: „Ich will noch den Monatsbericht an Ulrich schließen.“

„Graf Ehrenhof sprach vorgestern davon, vielleicht heut wieder heranzukommen.“ Karla blickte bei den Worten in die Weite.

Die Baronin hob das Haupt ein wenig, verließ aber schweigend den Balkon.

* * *

Es war wieder ein Mittwoch. Da pflegte Graf Ehrenhof nun regelmäßig seinen Spazierritt bis Schloß Wolfsheim auszudehnen. Die Baronin Karla hatte ihn auch in den Hof einreiten sehen, und ein Gefühl lebhaften Wohlgefallens an dem stattlichen Mann und Reiter von Rasse nicht unterdrücken können. Ihr Herz klopfte sogar rasch, als sie jetzt Tritte auf dem Flur näher kommen hörte und meinte, der Diener werde die Thür des Salons zur Anmeldung öffnen. Die Tritte verloren sich aber nach dem rechten Flügel des Schlosses, wo die alte Baronin mit der Tochter wohnte.

Was konnte der Graf bei der Baronin wollen? Das Herz Karlas hörte nicht auf, rascher zu schlagen, doch ließ sie sich in ihrem Schaukelstuhl nieder und nahm einen Band des Novellenschatzes aus der kleinen, seitwärts stehenden Etagère. Hatte sie die aufgeschlagene Seite herunter gelesen, so begann sie sie unwillkürlich von neuem: ihr ganzer Sinn ging in Träumerei und Lauschen auf. —

Graf Ehrenhof hatte sich aber nicht bei der Baronin, sondern bei dem Fräulein von Throneck melden lassen.

Digitized by Google

Mit einer Verwunderung, in die sich beinahe Schreck mischte, weil der Graf sie hatte allein sprechen wollen, empfing Helene ihn. Doch schon seine ersten Worte nach der Begrüßung beruhigten sie darüber, daß es sich nicht etwa um ein Unglück handele, da er mit Wärme von ihren Samariterwerken in den umliegenden Ortschaften zu sprechen begann.

Helene hörte ihn befangen, mit geneigtem Kopfe zu, bis sie sich plötzlich aufrichtete und bat:

„O, nicht weiter, Graf! Warum machen Sie von ganz selbstverständlichen Dingen ein solches Aufheben? Es ist mir persönlich eine so unsagbare Freude, die Not da und dort ein wenig mildern zu können, daß ich eher den Leuten, die meine Hülfe annehmen, danken möchte, als von irgend Jemand darüber ein Wort des Lobes hören."

„Von irgend Jemand," hob der Graf hervor, „da könnte ich Ihnen nur Recht geben! Doch von mir, von dem Freunde Ihres Hauses dürften Sie sich wohl eine Anerkennung gefallen lassen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Selbst der alte Shakespeare," fuhr Ehrenhof zuredend fort, „giebt dem schon Ausdruck, wenn er, ich denke, Hermione sagen läßt, daß eine gute That, die ungepriesen stirbt, tausend andere würge, die sie zeugen könnte."

„Da mag es sich nun Heldenthaten handeln," erwiderte Helene mit einem schwachen Lächeln, „aber nicht um die Verteilung von ein paar alten Kleidern und Lebensmitteln! Das bringt wirklich Jeder fertig, auch ohne besonderes Lob!"

Sie sah ihm freundlich in die Augen, auf einmal aber errötend an ihm vorüber. Er ließ seine Blicke so durchdringend auf ihr ruhen, und wieder wie neulich schon mit der Frage darin, der heißen Frage, die ein Andrer vor langer Zeit auch gethan hatte. Damals hatte sie Antwort geben dürfen — heute? —

Während sie in leichter Verwirrung stumm blieb, wandte der Graf ein:

„Sie sagen, Jeder brächte das fertig? Warum thut es die Baronin Karla nicht?"

„Weil ich es eben thue!"

Sie lächelte von neuem. „Auch hat Karla die ganze Oberaufsicht im Hause übernommen, hat dabei für Ivo zu sorgen."

„Wie Sie für Sigi!"

„Ach, Sigi!"

Sie blickte wieder zu Boden.

„Wenn er auch immer zart bleibt," fuhr Ehrenhof fort, „nun gedeiht er prächtig!"

„Sogar Sie haben das bemerkt?" Helene sah rasch und freudig zu ihm auf.

Ihre Blicke begegneten sich.

„Was soll das „sogar" bedeuten?" fragte der Graf. „Halten Sie mich für einen gefühlsarmen Menschen, der auf ein so anmutiges Kind nicht achte? — Ganz abgesehen davon, daß er Ihr Liebling ist, Baronesse Helene!" schloß er leise.

Sie atmete schwer, dann sagte sie hastig:

„Ja, Sigi wird jetzt sichtlich kräftiger. Wir freuen uns Alle an ihm!"

„Auch Baronin Karla?"

„Gewiß! Warum sollte sie nicht?" Ihre Augen bekamen einen ängstlichen Ausdruck.

„Die Mutter eines Knaben," antwortete der Graf schärfer, „der zwar gesund ist, doch eher häßlich als hübsch, dürfte selten einem so viel reizenderen Kinde gerecht werden!"

Ein holder Zug trat selbstvergessen in Helenens Antlitz hervor und erfüllte es ganz mit Lieblichkeit. Des Grafen Blicke hingen an ihr wie gebannt. Er schien jetzt nicht sprechen zu können. Wohl eine Minute eines ihm mehr und mehr das Herz bestürmenden Glückes ging hin, bevor er sich aufraffte und voll tiefer Empfindung sagte:

„Ich liebe Sigi kaum weniger als Sie! So weiß ich auch, daß Sie sich nie von ihm trennen würden, um der armen Waise die Mutterliebe zu erhalten. Dürfen wir ihm aber nicht" — er legte seine bebende Hand auf die ihrige — „darf er uns nicht Beiden gehören? Helene! wir wollen ihm Vater und Mutter sein!"

Rasch entzog sie ihm die Hand und rief erbleichend:

„Herr Graf, ich will, ich darf Sie nicht verstehen! Seien Sie gütig und schonen Sie mich!"

„So völlig gleichgültig bin ich Ihnen?" versetzte Graf Ehrenhof traurig. „Wohl! Sie haben mir niemals die kleinste Ermunterung gegönnt! So sichtlich flohen Sie mich — ich hatte keine Spur von Berechtigung zu Ihnen zu sprechen, wie ich es eben gethan habe. Doch ich mußte so einmal sprechen! Immer und

Digitized by Google

überall sah ich Sie vor mir in Ihrer Schwermut und es war mir dann, als vermöchte eine große Liebe Sie wieder zu uns zurückzuführen. Vergeben Sie die Erinnerung! Aber ich weiß ja, wie alle Welt es weiß, daß Ihr Vetter Rudolf Ihnen sehr lieb gewesen ist. Doch es werden acht Jahre, daß er tot ist — und alle Trauer muß endlich ein Ende haben. Ich fordere keine erste Liebe — ich möchte nur zu Ihnen stehen, im höchsten Sinne Ihr Freund sein dürfen!"

„Graf" — —

Sie zagte aber fortzufahren und wandte sich ab.

„Mir ist es so," setzte er bekümmert hinzu, „als wären Sie hier nicht am Platze, als hätte man nicht die Verehrung für Sie, die Ihre Herzenstreue berechtigt ist zu fordern. Ich habe von der Baronin Karla, wie von Ihrer verehrten Mutter Äußerungen über Sie gehört, die mir klar zu beweisen schienen, daß man Sie hier nicht wie ein Glück betrachtet — eher als eine Last."

Sie sah ihn schmerzlich an, ohne aber auch darauf eine Antwort zu geben.

„Ja, ich kann es nicht anders nennen!" betonte er nochmals. „Auf Schloß Ehrenhof wären Sie die unumschränkte Herrin!"

Als da durch ihren Körper eine Erschütterung flog, und in ihren Blick etwas trat, was nach Dank, beinahe nach Hingebung aussah, rief der Graf flehend: „Helene! Sie wären meine angebetete Herrin!"

Helene hatte ihre Fassung wieder gewonnen und sagte ruhig, obwohl mit dunkler Stimme: „Ich kann nicht vergessen — werde es nie und nimmer!"

„Warum wollen Sie mir gleich die letzte Hoffnung nehmen?" fragte Ehrenhof vorwurfsvoll. „Auch ich vergesse nicht mehr! Seit Jahren ist diese Liebe trotz Ihrer Abwehr mein höchster Besitz. Und nun Sie wissen, wie es um mich steht — vielleicht gewöhnen Sie sich mit der Zeit" —

„Nein, Herr Graf!" unterbrach sie ihn fest. „Ich möchte Sie sogar bitten, Ihre Besuche einzustellen, oder sie doch auf das Notwendige zu beschränken. Nichts weiß ich gewiß, ich bin Niemandes Vertraute hier, dennoch habe ich seit einiger Zeit das Gefühl — da ich für die Meinigen ja gar nicht in Betracht komme, als würde Ihren Besuchen eine andere Bedeutung untergelegt. Sie werden nicht weiter forschen? Wollen Sie mir aber von Herzen wohl, so erfüllen Sie meinen Wunsch!" Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Ehrenhof nahm sie nicht. Gereizt und herbe entgegnete er:

„Alles hat eine Grenze! Sie auch nicht mehr sehen, mich nicht wie bisher wenigstens zuweilen in Ihrer Nähe wissen, und von Ihnen hören zu dürfen — das ist ein grausames Verlangen!"

Als er die Aufregung sah, die scheinbar hülflose Qual, der sich Helene hingab, fuhr er mit größerer Milde fort:

„Für alle Armen haben Sie Mitleid — ich bin nun einer von den Ärmsten! — Doch ich will Sie erlösen und gehen! Nehmen Sie aber Ihren Wunsch zurück! Haben Sie denn so viele Freunde, daß Sie" —

Helene hob den Kopf und sah ihn nun so innig dankbar an, daß er verstummend Ihre Hand ergriff und sie mit Küssen bedeckte. Sie wehrte nicht; in ihre Blicke trat ein Leuchten und sie erwiderte: „Sie wollen mich erlösen — ich werde Sie erlösen! Daß es mir nicht leicht fällt, werden Sie dann ermessen. Ich sehe aber keine Rettung sonst: es ist auch mein einziger Freund, dem ich das Opfer bringe — er darf mich nicht undankbar nennen! Sigi ist mein Kind!"

Der Graf starrte sie an, als ob er nicht begriffe; dann erhob er sich jäh, und preßte mit einem Schmerzenslaut die Hand auf die Augen.

(Schluß folgt.)

Beim Lampenschein.

Sitz' ich beim friedlichen Lampenschein,
Steigt aus des nächtigen Stübleins Dunkel
Oft ein schillerndes Flimmergefunkel,
Neckisch wie lockender Elfenreih'n.
Schau — auf lachendem Frühlingsgefild,
Mitten in Blüten, vom Zephyr geschaukelt,
Nickt mir, von ländelnden Putten umgaukelt,
Schelmisch ein rosiges Mädchenbild.

Und wie ein Träumender staun' ich beklemmt:
Kann ich die Züge, die reinen, erkennen —
Kann ich den Namen der Lächelnden nennen?
Nein — nun dünket sie fern mich und fremd.
Ach, schon schwindet der trügrische Schein,
Draußen die welkenden Blätter treiben,
Nächtlicher Herbststurm schlägt an die Scheiben,
Und bei der Lampe sitz' ich allein.

Walter Flex.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Frauenherrschaft.

Lustspiel in vier Aufzügen, nach Aristophanes' „Ekklesiazusen" und „Lysistrate".

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von **Adolf Wilbrandt.**

Personen.

Blepyros, ein Bürger von Athen.
Lysistrate, seine Frau.
Sein Nachbar.
Chremes.
Philurgos } alte Athener.
Stymmodoros }
Kinesias.
Dessen Söhnlein.
Khodippe, eine alte Athenerin.
Kalonike }
Stratyllis } junge Athenerinnen.
Myrrhine }
Erste } junge Athenerin.
Zweite }
Abgesandter der Spartaner.
Herold der Spartaner.
Athener und Athenerinnen. Abgesandte der Spartaner. Häscher. Dienende.

Die Handlung spielt im fünften Jahrhundert vor Christo, zur Zeit des peloponnesischen Krieges.

Erster Aufzug.

Athen. Ein kleiner Platz (kurze Decoration); im Hintergrunde ein etwas stattlicheres bürgerliches Haus, andere, einfachere rechts und links, von jenem getrennt. Man kann zwischen den Häusern durch von hinten rechts und von hinten links, ebenso von vorne rechts und links den Platz betreten. — Es ist dunkel; vor dem hinteren Hause ist eine Laterne aufgehängt. — Bänke vor den Häusern.

Erster Auftritt.

Lysistrate (kommt hinten aus dem Hause).

Lysistrate (die Laterne betrachtend mit feierlichem Vorzug).
O leuchtend Aug' der scheib'gedrehten Lampe,
So freundlich fernhinwirkend aufgehängt —
(in anderm, leichterem Ton)
Denn so beginnt man ja im Trauerspiel
Ein ernstes Werk; und was ich jetzt beginne,
Ist ernster, als bei Frauen üblich ist! (wieder zur Laterne)
Send' hin das Feuerzeichen, das besproch'ne!
Nur dir vertrau'n wir's an; bist du doch sonst auch
Im Hause die Vertraute, wenn wir zärtlich
Der Aphrodite dienen, oder in
Der Speisekammer naschen oder trinken;
Du stehst uns bei, und weiter sagst du's nicht,
Drum sollst du jetzt auch wissen, was für Pläne
Wir Frau'n am Schirmfest insgeheim beschlossen ...
(Blickt ungeduldig umher.)
Doch ist von allen, die da kommen wollten,
Noch keine hier. Und gegen Morgen geht's;
Die Volksversammlung wird ja bald beginnen.
(Ein Hahn kräht in der Ferne.)
Wir müssen sitzen, eh' die Männer kommen! —
Was kann's denn geben? Ob sie noch die Bärte
Nicht fertig haben, die sie nähen sollten?
Ob's ihnen schwer ward, ihrer Männer Kleider
Hinwegzustehlen? — Nun, da seh' ich endlich
'ne Lampe wandern. — Halt! Ich geh' zurück:
's könnt' auch ein Mann sein, der des Wegs daherkommt!

Zweiter Auftritt.

Lysistrate; Kalonike, Myrrhine, Stratyllis und andere junge Frauen (kommen nach und nach von vorne rechts und links; mit Laternen und Lampen, Knotenstöcke in der Hand, Männermäntel und derbe Lakonerschuhe im Arm).

Kalonike (mit gedämpfter Stimme). 's ist Zeit zum geh'n; hat doch der Herold eben
Zum zweiten Mal gekräht!
Lysistrate (etwas zurück getreten, tritt vor; halblaut). Ihr seid's! — Ich konnt'
Die ganze Nacht nicht schlafen, euch erwartend. —
Doch still, ich ruf' die Nachbarin heraus;
Ganz leise klopf' ich, daß ihr Mann nichts hört. (Sie pocht leise an der Hausthür zur Linken.)
Stratyllis (tritt heraus; leise). Ich hörte deine Finger an der Thür,
Band eben mir die Schuh'. Mein wilder Mann
Schlief erst am Morgen ein; den Mantel da
Konnt' ich erst jetzt ihm nehmen.
Kalonike. Schau, da kommen
Auch schon die Sostrate und Myrrhine,
Und Kleinarete.
Lysistrate (zu den Kommenden). Könnt ihr euch nicht sputen?

Digitized by Google

Die Letzte, wißt ihr, zahlt drei Krüge Wein
Und ein Maß Kichererbsen!

Kalonike. Siehst du, wie
Smikythions Kleine, die Melistiche,
In ihren roten Riemenschuhen trippelt?

Stratyllis. Und da die Krämersfrau, Geusistrate,
Mit ihrer Stocklaterne?

Lysistrate (nickt). Ueberall
Seh' ich sie kommen, und in hellen Haufen,
Die in Athen was sind.

Myrrhine. Ich sag' dir, Liebste,
Ich kam mit knapper Not von Hause fort.
Die ganze Nacht durch hustete der Mann,
Hatt' Abends sich an Sprotten übergessen.

(Die Bühne hat sich mit Frauen gefüllt, auch von hinten her.)

Lysistrate. So nehmt denn Platz — so viele sitzen können;
Dort stehen Bänke — daß ich erst herumfrag',
Da ihr beisammen seid: ob ihr gethan habt,
Was auf dem Schirmfest abgekartet ward?

(Die Frauen holen die vor den Häusern stehenden Bänke, stellen sie vorne im Winkel auf; möglichst viele drängen sich auf ihnen zusammen, die andern stehen dahinter.)

Kalonike. Ich, ja. So oft mein Mann zu Markte ging,
Hab' ich den ganzen Leib mir eingeölt
Und in der Sonne dann mich braun gebraten.

Lysistrate. Habt ihr die Bärte, die wir allesamnt
Mitbringen sollten, wenn wir uns versammeln?

Myrrhine. Bei Hekate! Schau, diesen schönen hab' ich!

(Zieht einen gewachsten, großen Bart aus dem Gewand hervor, hält ihn sich ans Kinn.)

Stratyllis. Ich den! so schön wie beim Euripides!

Lysistrate. Was sagt ihr Andern?

Myrrhine. Ja; sie nicken alle.

Lysistrate. Nun, und das Andre, seh' ich, ist in Ordnung.
Ihr habt Lakonerschuh' und Knotenstöcke,
Und Männermäntel, wie wir's abgemacht.

Kalonike. Ich komm' mit dieser Keule! Heimlich hab' ich
Sie mitgenommen, als mein Lamias schlief.

Lysistrate. So überlegen wir das Weitre nun,
So lang' die Sterne noch am Himmel stehn.
Die Volksversammlung, in die wir zu gehn
Beschlossen haben, fängt früh Morgens an —

Kalonike. Beim Zeus, da mußt du bei der Rednerbühne
Den nächsten Platz dir nehmen, gegenüber
Den Herrn Prytanen!

Stratyllis. Diese Wolle hab' ich
Mir mitgenommen; will sie zupfen, wenn
Das Volk versammelt ist.

Lysistrate. Wenn es versammelt —?
Du Närrin!

Stratyllis. Freilich; bei der Artemis!
Hör' ich denn schlechter, wenn ich dabei zupfe?
Die Kinder gehn mir nackt!

Lysistrate. Da schau nur! Zupfen?
Als Weib hantieren, wenn wir Männer spielen!
Nur darum stehlen wir den Ehherrn ja
Die Mäntel fort, und binden Bärte vor,
Daß Niemand zweifeln soll, wir seien Männer.
Seid nur geschickt, so zweifelt man auch nicht;
Es giebt ja Leut' genug in unsrer Stadt,
Die rechte Weiber sind, und doch so viel
Bedeuten bei dem Volk, als wären's Männer.
Das ist's ja eben: darum wagen wir
Dies Wagestück — und führen's auch zu Ende,
Bei diesem Morgengrau'n — damit wir selber
Im Staat ans Ruder kommen, ihm zum Guten:
Denn jetzt wird nicht gesegelt, noch gesteuert!

Stratyllis (zaghaft). Wir Frau'n? Ich weiß es nicht.
Schlimm ist, Nachbarin,
Daß wir's noch nicht verstehn.

Lysistrate. Drum ist es gut,
Daß wir beisammen sind, um vorzuüben,
Wie man dort reden soll. Leg' dir nur gleich
Den Kinnbart an, Stratyllis; und ihr Andern,
Wer sich 'nen Vortrag ausgesonnen hat.

(Lysistrate's Dienerin ist hinten in der Hausthür erschienen, mit einem Tuch auf dem Arm, in das sie allerlei eingeschlagen hat; Lysistrate winkt sie heran.)

Myrrhine. Wer von uns, Herzchen, weiß denn nicht zu reden?

Lysistrate. So nimm den Bart um, mach' dich flugs zum Mann.

(Sie nimmt aus dem Tuch der Dienerin einige grüne Kränze.)

Hier sind die Rednerkränze; daß wir alles
Genau so machen wie die Männer, wenn
Sie sich versammeln. Will mir selber auch
Den Bart umbinden, falls ich reden sollte.

Myrrhine (lacht.) Nein, schau doch, süßeste Lysistrate,
Wie furchtbar lächerlich das Ding sich ausnimmt!

Lysistrate. Wieso denn lächerlich?

Myrrhine. Als bände man
Gebratnen Tintenfischen Bärte vor!

Lysistrate. Nur leiser, bitt' ich. — Mit dem Ferkelopfer
Wird erst der Platz geweiht. Ein Ferkel giebt's nicht;

(zur Dienerin)

Trag', Opferpriesterin, denn die Katz' herum.

(Die Dienerin geht mit einer Katze im Arm feierlich in der Versammlung umher. Lysistrate, als spräche sie zu dem sich noch versammelnden Volk)

Ihr Bürger, vorwärts! — Halt' den Mund, Thersites!
Geh' hin und setz' dich. — Wer verlangt das Wort?

Kalonike (steht auf). Ich.

Lysistrate. Nimm den Kranz. Gut Heil!

Kalonike (bekränzt sich). Und nun?

Lysistrate. Fang' an!

Kalonike. Eh' ich getrunken hab'?

Digitized by Google

Lysistrate. Was schnackst du. Trinken?
Kalonike. Ja, wozu hätt' ich mich denn sonst bekränzt?
Lysistrate. Sie denkt, weil man beim Trinken auch den Kranz sich — —
Schau, daß du fortkommst. Solche Sachen machtest Du uns wohl gar auch dort!
Kalonike. Wieso? Sie tränken In der Versammlung nicht?
Lysistrate. Sie trinken, glaubst du!
Kalonike. Gewiß, und ungemischten. Wenigstens Was sie beschließen — wenn man's recht betrachtet — Ist irr und wirr, wie von Betrunkenen.
Und schimpfen thun sie aufeinander, wie Nur Vollgesogene; und wer übervoll ist, Den schleppen die Häscher fort.
Lysistrate. Du geh' und setz' dich; Du sprichst nur Unsinn.
Kalonike (giebt schelmisch lachend den Kranz zurück; reibt sich den Bart herunter). Na, beim Zeus! hätt' ich Nur keinen Bart gekriegt! Nun muß ich drum Vor Durst verdorren, scheint mir! (Setzt sich).
Lysistrate. Ist noch Eine Hier, die das Wort verlangt?
Strathylis (steht auf). Ja, ich.
Lysistrate. So kränz' dich. Die Sach' ist nun im Gang. Bemüh' dich recht, Sprich gut und mannhaft, das Gestellchen fest Auf deinen Stab gestützt!
Strathylis (mit möglichst männlich kräftiger Stimme). So lieb mir's wäre —
Lysistrate. Nur leiser, liebes Herz.
Strathylis (die Stimme dämpfend). So lieb mir's wäre, Wenn ein Geübter und Erfahr'ner spräche Und ich säß' ruhig da, so kann ich doch Nicht dulden — meine Meinung muß ich sagen — Daß in den Schenken man Cisternen gräbt Für's Wasser! Das gefällt mir nicht; das ist doch, Bei den Göttinnen —
Lysistrate. Halt! „Bei den Göttinnen!" Unglückliche, wo hast du deinen Kopf?
Strathylis. Was ist denn? Hab' ich doch vom Trinken nicht Ein Wort gesagt.
Lysistrate. Du hast geschworen „bei Den Göttinnen", als Mann; — so sehr vernünftig Du sonst gesprochen hast. Ein Weiberschwur Verrät dich doch sogleich!
Strathylis (schlägt sich auf den Mund). O Apollo! Freilich!
Lysistrate (nimmt ihr den Kranz ab). Hör' auf, hör' auf. Ich geh' nicht einen Schritt Zur Volksversammlung, eh mit diesen Dingen Wir nicht im Reinen sind!
Strathylis. Gieb her den Kranz; Ich will noch einmal reden; denn ich glaube, Nun hab' ich's gut durchdacht.
(wieder im Kranz, als Redner)
Es dünkt mich, ihr Versammelten Frauen —
Lysistrate. Unglückselige! Die Männer nennst du Frauen?
Strathylis (ihre Verlegenheit hinwegzuscherzen suchend, auf die Zuschauer blickend). Dieses Bürschchen Da vorn, das fein geschniegelte, ist schuld. Ich sah dorthin und dacht', ich spräch' zu Frauen.
Lysistrate. Geh du nur auch und setz' dich wieder hin!
Ich selber, scheint mir, muß den Kranz da nehmen Und für euch reden. — Euch, ihr Götter, bitt' ich, Laßt, was ich vorhab', glücklich mir gedeihn!
(bekränzt sich; räuspert sich.)
Ihr Männer von Athen! Ich hab' soviel An diesem Lande teil wie ihr. Und schwer Bedrückt, bekümmert mich des Landes Lage. So lange währt nun schon der Krieg, den wir Mit Sparta und mit Spartas Bündnern kämpfen; Und warum giebt's kein Ende? Laßt mich's sagen: Weil unser Staat nur schlechten Führern folgt; Und ist mal einer einen Tag lang gut, Gleich ist er zehn Tag' schlecht! Ihr nehmt 'nen Andern:
Der treibt's noch ärger! — Freilich ist's auch schwer, So haltlos unbehaglich Volk zu leiten; Denn wer euch wohlwill, dem mißtraut ihr ängstlich, Wer's übel meint, dem werft ihr euch nur hin. Und dann: vor Zeiten war die Volksversammlung Nicht zum Erwerben, nicht zur Löhnung da; Jetzt kommt ihr her, ihr Männer, nicht dem Land Selbstlos zu dienen, nein, um drei Obolen Als Sold, daß ihr hier sitzet, zu empfangen!
Kalonike. Wie gut du sprichst! Bei Aphrodite, gut!
Lysistrate. Du Unhold! „Aphrodite" sagst du. 's wär' Recht hübsch, wenn du's in der Versammlung thätest!
Kalonike. Da thät' ich's nicht.
Lysistrate. Gewöhn' dir's hier schon ab!
(als Redner fortfahrend)
So taumelt denn das Staatsschiff hin und her! Wir kommen nicht zum Siege, noch zum Frieden; Vergeudet wird das Geld, das Blut vergossen, Die Schlechten saugen aus, die Guten darben. Doch wer ist schuld daran? Ihr selbst, ihr Bürger; Ihr habt's bewiesen, ihr versteht es nicht; Ihr nehmt nur vom Gemeingut eure Löhnung, Sucht nur ein jeder recht was zu gewinnen; Das Allgemeine hinkt und kollert weiter. Hört! Folgt ihr mir, so kommt ihr noch zum Heil. Die Frauen, sag' ich, sollen mitgebieten, Dem Lande helfen! Schätzen wir sie doch Zu Haus als tücht'ge Lenker und Verwalter!
Die Frauen (durcheinander). Vortrefflich! — Gut!

Digitized by Google

Sehr gut! — Fahr' fort! — Sprich weiter!

Lysistrate. Nur leiser, leiser!
(in ihrer Rede fortfahrend)
Daß ihr Thun und Walten
Besser als unsres ist, will ich beweisen.
Seht, erstens waschen sie die Wolle warm
Nach altem Brauch, die eine wie die andre;
Nie seht ihr sie was anderes versuchen.
Wie ständ' es um Athen, wenn's auch so thäte?
Wie würd's gedeihn und blühen, wenn es nicht
Beständig Neues, immer Neues suchte?
Sie sitzen, wenn sie kochen, wie in alter Zeit,
Sie tragen auf dem Kopfe, wie in alter Zeit,
Sie feiern ihre Feste, wie in alter Zeit,
Sie quälen ihre Männer, wie in alter Zeit,
Sie gehn nach Leckerbissen, wie in alter Zeit,
Sie trinken gern ein Gläschen, wie in alter Zeit,
Sie lieben sehr das Lieben, wie in alter Zeit.
Ihr Männer, denen übergebt die Stadt;
Es wird euch nicht gereu'n! Und sollen sie
Allein nicht herrschen, laßt sie mitregieren.
Wer wird die Krieger besser uns behüten,
Als sie, die Mütter? Wer wird besser euch
Für Nahrungsmittel als die Mutter sorgen?
Erfind'risch ist die Frau, sich Geld zu schaffen;
Gebt ihr ein Amt, und niemand täuscht sie drin,
Denn selbst zu täuschen sind sie ausgelernt.
Vom Andern schweig' ich. Folgt ihr meinem Rat,
So werdet ihr ein glücklich Leben haben!

Kalonike. Gut, süßeste Lysistrate! vortrefflich! — Wo hast du Prachtweib das so schön gelernt?

Lysistrate. Vor Zeiten wohnt' ich mit dem Mann am Platz;
Da hört' ich stets die Redner, und so lernt' ich's.

Kalonike. Daher so weise, Herzchen und beredt! — Dann wählen wir dich auf der Stelle, denk' ich,
Zum Feldherrn — wenn du thun willst, wie du sprichst.
(zu den Andern)
Sind wir drin einig? — Wer Lysistrate
Zum Feldherrn haben will, der heb' die Hand!
(Alle heben die Hände.)
Sie wollen's alle. — Aber sag mir: wenn
So'n Volksverführer loslegt und dich anschimpft —
Zum Beispiel Kephalos, der dicke Töpfer —
Wie willst du dem vor allem Volk entgegnen?

Lysistrate. Ich sag', er sei verrückt.

Myrrhine. Das wissen Alle!

Lysistrate. Und schlechte Teller töpf' er zwar zusammen,
Doch als Staats-Tellerlecker sei er gut.

Kalonike. Und wenn der Häscher dich hinaus soll schleppen,
Was thust du dann?

Lysistrate. Dann stemm' ich beide Arme
So in die Seiten, stoße rechts und links;
Es packt mich Keiner, glaub mir!

Myrrhine. Und wir alle,
Wenn Einer anpackt, schreien: laß ihn los!

Lysistrate. Nun also vorwärts! denn der Tag will kommen.
Schürzt denn geschwind die Unterkleider auf,
(Alle thun, was sie sagt, so eifrig und hurtig wie möglich.)
Und bindet die Lakonerschuhe fest,
Wie ihr's vom Mann gesehen habt, wenn er zur
Versammlung gehn will, oder sonstwohin.
Wenn ihr mit alledem in Ordnung seid,
So bindet euch die Bärte vor. Und habt ihr
Sie recht genau um Wang' und Kinn geschmiegt,
So werft die Männermäntel über euch,
Die ihr gestohlen habt; und dann gestützt
Auf eure Knotenstöcke wandert vorwärts
Und singt ein Lied dazu aus alten Zeiten,
Wie die vom Lande thun!

Stratyllis. Da hast du Recht.
Laß uns vorausgeh'n! Auch vom Landvolk, denk' ich,
Kommt wohl noch manche —

Lysistrate. Freilich; und die Alten;
Die zieh'n dann gradeswegs zum Platz hinauf.
Drum vorwärts! Sputet euch!

Kalonike. Gleich sind wir fertig.

Lysistrate (zu ihrer Dienerin). Du geh' nach Hause,
laß dich nicht erwischen.
(Die Dienerin mit dem wieder gefüllten Tuch nach hinten ins Haus zurück, vorsichtig schielchend, die aufgehängte Laterne mitnehmend.)
Ihr Männer, tretet an! „Ihr Männer", hört ihr.
Uns so zu nennen, darf von uns nicht Eine
Jemals vergessen. Das ging' übel aus,
Entdeckt' man, was wir hier bei Nacht gesonnen!
(Die Frauen sind wanderfertig, ihre eigenen Schuhe haben sie eingesteckt, die Bänke wieder vor die Häuser gestellt; sie treten zu einer gewissen Ordnung zusammen. Eine leise, neckische Orchestermusik beginnt; insbesondere könnten kleine Scherze der Oboen und Bässe den Abmarsch begleiten.)

Myrrhine (in einer Art von Gesang). Also geh'n wir zur Versammlung,
Werte Männer von Athen!
Würdig, patzig, auch verdrießlich,
Kurz, wie unsre Männer geh'n!

Kalonike (vorausschreitend). Geht, ihr Männer!

Stratyllis (folgend). Gehn wir Männer!

Alle (sich in Bewegung setzend). Gehn wir Männer!

Lysistrate. Aber leise!

Alle. Leise! leise!

(Fortsetzung folgt.)

Einem Kritiker.

Und wenn Du nörgelnd mich bedrängst,
Ich dulde es kühl und gramlos.
Mit gutem Grund erscheint der Hengst
Dem Wallach derb und schamlos.

Ernst Eckstein.

Digitized by Google

Das Wormſer Schießen.

Erzählung in Verſen von **Otto Roquette.**

Die Werkſtatt lag in ſchwülem Dunſt,
Durchſummt vom Lied der Sommerfliegen,
Indeß, befliſſen ihrer Kunſt,
Geſellen ſo wie Meiſter ſchwiegen.
Die Nadel flog in jeder Hand,
Zuweilen klapperte die Schere,
Der ganze Kreis ſaß wie gebannt
Von ſtumm gedankenloſer Schwere.

Da blickt der Meiſter auf, und ſchreit
Den Jüngſten an: „Du Wettersbube!
Was machſt du da?“ Vom Bann befreit
Blickt alles in der Schneiderſtube
Zum Meiſter, der dem Jüngſten wütend
Ein heftig Strafgericht verheißt,
Und, größern Schaden noch verhütend,
Die Arbeit aus den Händen reißt.
„O Tropf! Du dümmſter aller Tröpfe!“
Fährt Meiſter Lutz zu jenem fort:
„Iſt das für Löcher und für Knöpfe —
Gott ſtraf' es! — ein gerechter Ort?
Des Ratsherrn Hoſen ſind vernichtet,
Der Länge nach hinten aufgetrennt,
Und ſo zum Knöpfen eingerichtet!
Mich rührt der Schlag! Kein Menſch erkennt
Noch Ratsherrnhoſen in dem Plunder!
Seht her!“ —
Da hebt Gelächter laut
Sich an, und jubelnd wird das Wunder
Der Werkſtatt rings umher beſchaut.
Der Altgeſell nur blickt den Nähter
Bedrohlich an wie einen Feind,
Derweil in trotziger Ruh der Thäter
Sich ſeines Werks zu freuen ſcheint.
„Wart, du Halunk'! Dir ſoll's noch gehen!“
So ruft der Meiſter, zornentfacht:
„Das iſt aus Dummheit nicht geſchehen,
Nein, Bosheit war's und Niedertracht!
Ein Frevel gegen Schneider-Ehre!“

Drauf der Geſell:
„Das Schneidern iſt
Das Letzte, was ich mir begehre,
Wie Ihr's von mir ſeit lange wißt.
Wenn ich nach Ehr' und Ruhm verlange,
So weiß ich mir wohl andre Bahn.“

Der Meiſter tobend drauf:
„Du Range!
Ich weiß, was aus dir kräht der Hahn.
Der Zeitverderb, das Bogenſchießen.
Das liegt dir immer nur im Sinn!
Doch wart, es ſoll dich noch verdrießen,
So wahr, als ich dein Meiſter bin!“

„Nun gut, Ihr wart,“ verſetzt der Junge,
„Mein Meiſter, bis auf dieſen Tag.
Doch heut noch bin ich auf dem Sprunge
Zu gehn, wohin ich gehen mag.
Zuerſt zum Schießſtand, zu den Schützen!
Solch freudig Thun mit freier Stirn
Wird durch die Welt mir beſſer nützen,
Als Stubenhocken, Ell' und Zwirn.
Die Ratsherrnhoſen da verehr' ich
Als Mode, die ich aufgebracht,
Der Scheiderwerkſtatt. Morgen kehr' ich
Der Stadt den Rücken. Drum gut' Nacht!“

Nun war's erſtaunlich, wie entſchloſſen
Der Burſch da vor dem Meiſter ſtand,
Groß und gar prächtig aufgeſchoſſen,
Daß man ihn ganz verwandelt fand.
Doch der, gewöhnt, ihn nur als Knaben
Zu halten, weicht nicht ſcheu zurück,
Auch muß er ſeine Strafe haben
Für das verdorbne Hoſenſtück.
Die Elle greift er, hoch ſie ſchwingend:
„Davon gehn willſt du?“ kreiſcht er auf
Im Fiſtelton des Zornes ringend:
„Halt! Dir verleg ich noch den Lauf!
Du bleibſt dahier! Und dies für heute
Nimm auf das Fell als deinen Lohn!“

Allein die Waffe, die ihm dräute,
Hat Diether ihm entriſſen ſchon
Und wirft ſie ſo geſchickt von hinnen,
Daß ſchrill die Fenſterſcheibe klirrt.

Digitized by Google

Der Meister zetert wie von Sinnen,
Die ganze Werkstatt steht verwirrt.

Da setzt sich plötzlich in Bewegung
Der Altgesell mit drohendem Blick.
Der Diether straft mit froher Regung
Die Arme, Schultern und Genick.
Dem hofft er's endlich mal zu geben:
Ihm, der vor allen ihm verhaßt,
Der ihn zumeist geplagt im Leben!
Und als der Gegner ihn erfaßt,
Weiß er ihn hurtig zu umschlingen,
Daß diesem fast der Atem schwand,
Und schleudert ihn, nach kurzem Ringen,
Mit kräft'gen Armen an die Wand.
Vom Boden hebt mit Drohn und Fluchen
Der Ueberwundne sein Gebein.
Soll nochmals er den Kampf versuchen?
Da — tritt die Meisterin herein.
Still ward's, wie immer, wenn sie nahte.
Der Fensterscheibe Klirren rief
Und sagt' ihr, daß in ihrem Staate
Sich etwas strafenswert verlief.
Ein Blick nur, und — „Wer ist's gewesen?"
Stieß sie hervor ihr grollend Wort,
Und schwang mit Zornesblick den Besen.

„Wer anders, als der Bube dort?"
Rief Meister Lutz: „Der Diether! Scheibe
Zerbrochen! Hosen falsch genäht,
Mir zum Skandal! Drauf mir zu Leibe
Gewollt, sich mächtig aufgebläht,
Den Altgesellen fast erschlagen —!"

Der Meist'rin war das Fensterglas
Genug, den Diether zu verklagen,
Das Andre schien von leicht'rem Maß.
Und wie die Eule spannt die Krallen,
Hebt sie die Händ' empor mit Drohn,
Den Schuld'gen strafend anzufallen.

Allein der Diether hat sich schon
Bei ihrem Eintritt vorgesehen.
Zurücke weichend wußt' er klug
Den Schlüssel aus der Thür zu drehen,
Und eh' die Krall' in's Aug ihm schlug
Ist er entwischt, und schließt voll Tücke
Geschwind die Thür von außen zu.
Verrammelt sieht er so die Brücke,
Und freut sich in Gewissensruh,
Wie drin die Feinde schrei'n und toben.

Dann seine Armbrust und ein paar
Gesparte Kreuzer holt von oben
Er flugs, wo seine Kammer war,
Eilt über'n Hof und durch den Garten
(Ein Grasplatz nur, wo unterm Baum
Der Meist'rin mag're Hühner scharrten)
Und weiter, bis zum Mauersaum,
Um schnell hinüber sich zu schwingen.

Da sieht er noch die Amrei steh'n,
Und hört sie bei der Bleiche singen.
Ihr mag er nicht vorüber geh'n,
Mit der er stets sich gut vertragen.
Die Amrei war ein schwarzes Ding,
Des Meisters Tochter. Schwer zu sagen,
Ob hübsch, ob häßlich. Doch es hing
Sein Herz an ihr. Erst die Minute
Des Abschieds macht' es recht ihm klar,
Daß ihm beim Scheiden weh zu Mute.
Sie hatte freilich sieben Jahr'
Voraus ihm, doch sie war von Allen
Im Haus die Einz'ge, die den Tag
Ihm nicht verdarb mit Gift und Gallen,
Nein, guter Freundschaft mit ihm pflag.
Besonders, da er letzter Zeiten
So groß und hübsch geworden war.
Sie lachte mit ihm, statt zu streiten,
Und, bracht' ein Streich ihn in Gefahr,
Der Amrei macht' es wohl Vergnügen,
Selbst vor dem Zorn der Meisterin
Ihn durchzuschwindeln und zu lügen.
Mehr braucht er nicht, in seinem Sinn,
Die Amrei im Gemüt zu hegen.

„Amrei, ich geh' für immer fort!"
Beginnt er: „Doch um Deinetwegen
Bin ich betrübt —!"
Sie fällt in's Wort
Ihm lachend; „Wirst schon wiederkommen,
Wie immer: Hast gewiß auf's Neu'
Was angestellt zu Nutz und Frommen
Der Werkstatt, und nun trägst Du Scheu —"

„Nein, ohne Scheu! Aus Grimm und Rache,"
Ruft Diether, „hab ich's heut gethan,
Um endlich abzuthun die Sache!
Von heut' geh' ich auf eig'ner Bahn!"

Und er erzählt ihr seine Possen,
Wie er gezankt, gekämpft, und drauf
Den ganzen Hausstand eingeschlossen.
Die Amrei schreit vor Lachen auf,
Sie gönnt es selbst dem Altgesellen,
Mit dem sie sonst gar sehr vertraut.
Dem also ist ein Bein zu stellen,
So selbstbewußt er um sich schaut?
Das läßt sich für die Zukunft nützen,
Um, wenn es nötig, seiner Zeit
Die eigne Herrschaft mehr zu stützen.

Digitized by Google

„Doch horch! Sie haben sich befreit!“
Ruft Amrei. „Fanden durch die Küche
Den Ausweg. Diether, jetzt mach fort,
Sonst geht die Flucht dir in die Brüche!“

Der Diether schwingt sich über Bord,
Die Mauer war ihm sehr geläufig.
Im Augenblick auch war's geschehn,
Da er den gleichen Weg schon häufig
Benutzt hat zum Spazierengehn.
Dann eilt er fort mit Herzenspochen
Zum Schützenhause, wo vor Nacht
Das Letzte noch ward durchgesprochen
Zu einem Werk, das, längst bedacht,
Ein Leitstern trat in Diethers Hoffen,
Als läg der Weg zum Glück ihm offen. —

Es war zu Neustadt an der Haardt,
Wo man die Besten auserlesen
Der Schützenbruderschaft, zur Fahrt
Gen Worms, um tüchtges Bürgerwesen
Und Pfälzer Waffenkunst und Art
Vor Tausenden, die dort geschaart,
Zu zeigen und im Kampf zu stehen.
Umsonst nicht ließ den Ruf ergehen
Zum Feste Worms, die freie Stadt,
Zu Wettbewerb und Ehrenpreisen,
Und auch zu Neustadt wollt man weisen
Was man für wackre Schützen hat.
Nun hatte Diether viel gebeten
Ihn mitzunehmen auf den Zug,
Er wollte Neustadt wohl vertreten.
Man wußt', er schoß auch gut genug.
Doch mocht' er noch zu jung erscheinen,
Kaum achtzehn Jahr'! Die Aeltern sahn
Auch sonst ihn ungern sich vereinen,
Und schlössen lieber ihm die Bahn.
Er war als Bürgerkind geboren
Der Stadt, doch arm, verwaist schon früh,
Auch ohne Freundschaft, weltverloren.
So blieb der Stadt die Last und Müh
Ihn zu erziehn und zu versorgen.
Man zahlt ein Kostgeld Meister Lutz,
Und hielt ihn somit wohlgeborgen
In seiner Schneiderelle Schutz.
Der Meister wußte wahrzunehmen
Den Vorteil, hofft' auch manches Jahr
Sich der Erziehung zu bequemen,
Obgleich sie hart und schwierig war. —
Das Schneiderhandwerk Diethers störte
Die ältern Herrn zwar nicht, allein
Daß zu den Armen er gehörte
Der Stadt, für welche die Gemein'
Und Bürgerschaft bezahlen mußte,
Das schloß ihn aus von ihrer Fahrt.
Man sprach und stritt. Doch endlich wußte
Man Diether doch mit guter Art
Noch durchzubringen, trotz der Alten.
Und als er in den Zug gewählt,
Empfand er eines Glückes Walten,
Das seine Kraft zur Mannheit stählt.

Schon über Stadt und Bergesgründen
War's Nacht, doch Diether fühlt den Drang,
Der Amrei noch sein Glück zu künden.
Sie wird sich freu'n, daß es gelang!
Und leise geht er an der Mauer
Bis zum gewohnten Kletterort.

Da hört er Stimmen — horcht genauer —
Der Altgeselle führt das Wort.
Es handelt von Genicke-Brechen,
Zerschlagen aller Knochen, spricht
Von Ohrabschneiden an dem Frechen,
Sogar der Nas' im Angesicht.
Dann folgt ein unverhehltes Lachen.
Der Diether hört der Amrei Stimm':

„Ist's Not, den Umstand dir zu machen?
Und wär der Diether noch so schlimm —“

Der Altgesell' drauf: „Du magst schweigen!
Du hast ihm stets das Wort geredt!
Das leid' ich nicht mehr! Will's ihm zeigen,
Und dir dazu, wie's dem ergeht,
Der mir ein X für U will machen!“

„Bist du gescheit!“ Die Amrei spricht:
„Der Bettelbub' — es ist zum Lachen!
Was frag' ich nach dem dummen Wicht?
Vor mir kann er zum Teufel gehen
Auf nimmer Wiederkehr!“
Das war
Jenseits der Mauer zu verstehen,
Und Diether, fast des Atems bar,
Die Faust geballt vor Zorn und Schrecken,
War nah' daran, den Mauersprung
Zu thun, um etwas zu bezwecken —
Ja, was? Er wußte doch genug
Auch von der Amrei jetzt. Verloren
War auch das Letzte, was ihm wert!
Den Rücken wendet er den Thoren
Der Stadt, wo nichts er mehr begehrt,
Und wirft sich nieder an der Straße
Gen Worms hinaus. Ein Baum sein Dach.
Und als der Schmerz vom Übermaße
Sich ausgetobt hat allgemach,
Und ausgeweint sogar, umschlangen
Des Schlafes Fesseln ihn gelind,
Und hielten tröstlich ihn umfangen,
Bis kühl ihn weckt der Morgenwind. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kolumbus-Feier und Weltausstellung.

Ein carmen saeculare von **Hermann Lingg.**

Bekümmernis im finstern Blicke
Kehrt von dem Tagwerk eines Baus
Mit Schaufel, Hammer, Beil und Picke
Ein Zug von Männern müd' nach Haus.
Sie fragen sich, wird, wo wir frohnen,
Die Freude einst, der Friede wohnen?
Wird aus dem Lohn für unsre Müh'n
Ein Glück auch unsern Kindern blüh'n?

Indeß schallt aus der großen Stadt
Gesang und Hörnerklang zum Feste,
Nicht bis zum späten Abend satt,
Tönt Willkommgruß und Dank der Gäste;
Wenn dort sich Sorg' um Sorge türmt,
Scheint hier des Jubels wie ein Ende;
Festfreudiges Geschlecht, wie stürmt
Dein Frohmut in des Jahres Wende.
Schwingt Fahnen, Becher, Fackelbrände
Bekränzt die Fenster und den Hut,
Und schürt von Berg zu Bergen Glut! —
So Tag um Tage fortzutollen.
Das dünkte dir wohl schön und gut?
Und hörst du nicht ein Donnerrollen
Und nicht das Brausen vor der Flut?
Nicht nur des Jahres Sonnenschein,
Nicht dieser späte Tag allein,
Auch ein Jahrhundert geht zur Neige,
Und wie ein Baum mit vollem Zweige,
So neigt es sich wie ahnungsschwer,
Und schwarz Gewölk' dräut ringsumher;
Und sinkt auch nicht in Ungewittern
Und nicht in Flammen diese Zeit,
Naht auch die neue nicht in Zittern
Und nicht in Schrecknis, tobt kein Streit
Der Völker, keiner Throne Fall,
Ein Merkmal zeigt sich doch, die Spur
Vom Uebergang, und an der Runde,
Am Zifferblatt der Weltenuhr
Erhellt sich eine neue Stunde.
Ein Etwas deutet überall
Mit Geisterstimme, daß ein Thor
Sich schließt und durch ein andres dunkel
Die neue Aera tritt hervor,
Wie tiefes Feuer im Karfunkel.

Wo früher Märchen sie erzählte,
Da sucht mit ernstem Angesicht
Die Dichtung jetzt ihr Auserwählte
Bei Mühsal und bei strenger Pflicht.
Die Armut und die Arbeit sind es,
An deren Herde sie sich setzt
Und zu der Wiege jedes Kindes,
Das Sorg' und Gram mit Thränen netzt.
Verspottet vom blasierten Haufen
Und vom Zelotentum verdammt,
Wird sie zu neuen Feuertaufen,
Zu neuer Schöpfungsthat entflammt.
Ja tiefer noch, bis in die Höhle
Des Lasters, bis zur Kerkergruft
Besorgt sie Samariteröle,
Und gießt in Schwären Balsamduft,
Dann richten Wesen, schon verkümmert
Von Not und Elend, sich empor,
Und alles, was im Sturm zertrümmert,
Im Lebenssturm sein Glück verlor,
Drängt hoffend sich aus Licht hervor.
Dann wirklich schafft sie auch Gebilde
Von göttlicher Barmherzigkeit,
Die Poesie der neuen Zeit,
Und lehrt Verzeih'n und mahnt zur Milde.
Sie zeigt sich nicht in Schmuck und Glätte
Mit Nichts, was feiner Witz ersann,
Doch kühn betritt sie jede Stätte,
Wo sie befrei'n, erheben kann.
Sie singt die süßen Kinderlieder,
Und singt der Rache Sturmgesang,
Und wandelt sanfterlösend wieder
Der Erde dunkles Thal entlang.
Prophetin mit dem Feuerblicke,
Du siehst, stets Deiner Zeit voraus,
In ihren Zügen die Geschicke;
Was du verkündest, wird gethan!

Wenn Weisheit doch die Macht besäße.
Auch Recht zu sprechen und dabei
Nicht auch der Menschlichkeit vergäße,
Und blieb nicht taub dem Hülfeschrei! —
Es ringen Millionen Hände
Sich im Verzweiflungskampf empor
Und schlagen gegen Kerkerwände,
O, welch ein fürchterlicher Chor!
Ja, furchtbar sind Errungenschaften,
Wenn neben ihrem Glanz die Spur
Von Thränen bleibt an ihnen haften,
Wenn vor den Blüten der Kultur
Die Not schreit um so lauter nur,
Wenn sich die Zeit mit ihnen brüstet
Und doch vergeblich angefleht,
Mit Unerbittlichkeit gerüstet,
Dem Elend gegenübersteht!
Es läßt trotz ihrem stolzen Schritte
Die höchste Bildung unversöhnt,
Wenn nicht das Kleinod aller Sitte,

Digitized by Google

Wenn nicht Erbarmung sie bekrönt.
Sie ist dann nur ein Ungeheuer.
Nur hart, kein Stein von edlem Feuer.
Doch ist das lebende Geschlecht
Erfüllt von einem wahren Sehnen,
Gebiet und Grenzen auszudehnen
Der Menschlichkeit, dem Menschenrecht.
Die unter Mühen im Verlauf
Von viel Jahrhunderten herauf
Gewund'nen Güter, die ein Hort
Der Wohlfahrt wurden, die Gesetze
Und Sitten, wuchsen mächtig fort.
Aus Furcht, daß man sie nicht verletze,
Nicht schwäch' in Tage des Verfalles.
Erhob man sie bald über Alles;
Doch ihre Macht erschien nun Jenen,
Die Zwang und Druck verabscheun, Grund,
Um gegen sie sich anzulehnen.
Und mehr noch gegen deren Bund,
Die sich zu Wächtern und zu Hütern
Vereinten über jenen Gütern;
So wurde denn zum Henkerbeile,
Was erst nur Waffe war in Not.
Und was geschaffen war zum Heile.
Mißbrauchten Pöbel und Despot.

Es falle! Fort mit all den Banden
Ererbter Vorurteile, fort
Mit jeder Satzung, die das Wort
Der höchsten Liebe nicht verstanden.
Fort mit dem ungeheuren Wahn
Von Aug' um Auge, Zahn um Zahn
Die Macht der toten Paragraphen
Erbleich' mit ihren Todesstrafen,
Wie einst das alte Heidentum
Mit seinem Herrenrecht auf Sklaven
Dahinsank vor dem Geistertum!
Bestimmend sei in jedem Rate,
Zuerst gehört — die Wissenschaft,
Was Gnade hieß, sei bald dem Staate,
Gesetz und in Gesetzeskraft.
Beruhne seh ich sich verbünden,
Es ist ihr ganzes Augenmerk,
Der Völker Eintracht zu begründen,
Die Faust des Krieges, die Gewalten
In Bann zu legen und das Werk
Des Friedens dauernd festzuhalten.

Es lebe solche Zuversicht!
Wer darf sie kühn und keck verhöhnen?
Wenn Krankheit in die Städte bricht
Und wenn die Feuerglocken dröhnen,
Eilt Jeder voll der edlen Pflicht,
Die Hand zur Rettung darzubieten.
Und was zerstört ward, zu vergüten;
Und Tötung fordern darf, wer Ehre
Wie oft mit falschem Namen heißt?
Und schlachten müssen sich die Heere?
Ist nicht nur Trug und falsche Lehre,
Erzeugt von einem Höllengeist,
Aus einer Kannibalenhorde
Erwachsen bis zum Massenmorde?

Der dem nun sterbenden Jahrhundert
In deß' Beginn ein Gott der Schlacht
Und Sternbild war und allbewundert,
Gelang's ihm, unter seine Macht
Die Nationen zu verbünden?
Ein Weltreich der Kultur zu gründen?

Was kein Eroberer je erzwungen,
Was keinem Heldenschwert gelungen,
Das hat die Schienenbahn vermocht.
Sie war es, die den Stahlring flocht,
Der alle Länder so verbunden,
Daß Völkerstämme sich gefunden,
Die sich auf ihrem Wandergang
Befehdet hatten allzulang.
Ihr Donner weckte nicht vergebens
Den Orient zum Weltverkehr,
In jedem Zug zum Kampf des Lebens
Tritt frei ein Erdenbürger mehr.
Vollendet ihn, den Siegeszug,
Den Freiheit und Gesittung geht,
Vollendet ihn vom ersten Pflug
Bis zu der Schraube, die gedreht
Paläste lenkt, bis zu dem Flug,
Der mit der Luft den Kampf besteht!

Ein rührig Geschlecht, erstarkt
In tausendjähr'ger Kraftererbung,
Drängt sich zum großen Völkermarkt,
Zum Festplatz schöner Wettbewerbung,
Sie bringen aus den fernsten Zonen,
Was Kunst erschuf, Natur erzeugt,
Der Arbeit und Erfindung Kronen,
In Riesenlagern aufgebeugt:
Noch Niegesehn'nes wird gesehen,
Und kaum Geahntes — Wirklichkeit,
Der Freiheit stolze Banner wehen,
Mit Kränzen, ihrem Sieg geweiht,
Beschwingter folgen auf den Bahnen
Die Wagenreihen Zug an Zug,
Die Dampfer auf den Ozeanen,
Die Worte dem Gedankenflug.

Vor Allen gilt er Eines Ehre,
Des Heros, der mit kühner Hand
Die Schrecken unbekannter Meere,
Das Steuer lenkend, überwand.
Der groß den Dünkel Übermächt'ger,
Der Thoren Stumpfsinn, Haß und Neid,
Die ganze Tücke Niederträcht'ger,
Die Furcht besiegt und eignes Leid.
Kolumbus, dir und deinem Ruhme,
Dir Vorbild edler Tapferkeit
Und einem eignen Heldentume,
Dir Herakles der neuen Zeit!
Und neben des Entdeckers Bild
Seht jenes des Befreiers ragen!
Die Palme neben Schwert und Schild;
Washingtons Ruhm blüh' fernsten Tagen,
Und leb' bei allen Völkern fort!
Wirf, Held, dein mächtig mahnend Wort
Zum Degen in die Schicksalswage.
Gemahn' aus deinem Sarkophage
Das irrende Geschlecht von heute,
Daß Tugend ist der Staaten Hort.

Digitized by Google

Nicht Siegesglück und Länderbeute!
Mit eingemauert ward kein Fluch
Dem Grundstein deiner großen Staaten,
Doch über ihm sieh'n hell im Buch
Des Weltgeschicks die Sternensaaten,
Der Freiheitsliebe große Thaten!
Der Menschen Stolz kennt nicht mehr Scheue
Und nicht mehr Furcht vor einer Macht,
Die blitzt und donnert, keine Reue
Folgt Werken, die sein Geist erdacht.
Fabllose Kräfte sind bezwungen
Und sind in seinen Dienst gestellt,
Gedankenleicht mit Blitzeszungen
Eilt eine Botschaft durch die Welt,
Die Stromgewalt entfacht die Flamme,
Ergänzend folgt der rasche Klang
Im Telephon dem Telegramme,
Und macht ihm streitig schon den Rang.
Erfindung reiht sich an Erfindung
Und jede lohnt dem Menschengeist
Mit einer inner'n Ueberwindung,
Die einem Irrtum ihn entreißt,
Die eine Tugend ihn erringen,
An Selbsterkenntnis wachsen lehrt,
Und wachsend im Sichselbstbezwingen
Die Schuld von seinen Tagen wehrt.
Es sucht nach seiner Abkunft Spur
Durch Labyrinthe von Gestirnen
Der Forscherdrang, wenn im Azur
Hellleuchtend über Gletscherfirnen
Des Rätsels Lösung näher winkt,
In Ahnungsschauern niedersinkt.
Was kann den Abgrund überbrücken,
Der uns von jenem Dasein trennt
Wo klarer unser Geist erkennt?
Die Frage mag uns fast erdrücken,
Doch über ihr und jeder Schranke
Ragt unumstößlich der Gedanke:
Der Vorrang in den Lebensreih'n
Ward uns, und dies legt schon allein
Die Pflicht uns auf, das Erdenwallen
Dem Guten, Edlen nur zu weih'n.
Daß jedem Anspruch wir genügen,
Den Menschenwürde an uns stellt,
Daß wir die Hoffnung nicht betrügen,
Die uns geführt in diese Welt,
Die uns die Wege früh bereitet,
Uns schützend nahm in ihre Hut,
Die immer freundlich uns geleitet
Durch Sitte, ja durch jedes Gut.
Das die, die vor uns waren, sehnten,
Zu Höherm ausgelegt die Stufen,
Mit ihrer Arbeit, ihrem Blut.
Nicht Rache, nein, selbst nicht gerechte,
Und keine Kraft ist stark genug,
Auch nicht allein des Geistes Flug,
Daß sie dem kommenden Geschlechte
Den Segen, besser Keim zu sein,
In einer neuen Aera brächte.
Das kann Aufopferung allein
Und Großmut nur, der Menschheit Herz
Muß wieder wie in großen Tagen
In höherer Freude, heil'grem Schmerz,
In edleren Impulsen schlagen,
Statt krank wie jetzt an Eigensucht,
Nach Glück nur und Genuß zu jagen,
Dann wird auch seine schön're Frucht
Der Baum der Künste wieder tragen.

Staare.

In Maienzeit war's, und es blühten Syringen,
In den Lüften von Strahlen ein goldenes Klingen:
Weich wehte der West,
Und die Vöglein allorten, sie bauten ihr Nest.
Wie glänzte die Ferne so schimmernd und weit!
Und sieh, da gesellten im Hochzeitskleid
Zusammen sich auch zu fröhlichem Paare
Zwei junge Staare.

An der Straße des Forstes in luftigem Kästchen,
Da bauten die beiden geschäftig ihr Nestchen;
Eng war es und klein,
Drob wechselten Kegen und sonniger Schein.
Doch klang es gar bald draus von Stimmchen heraus
Und es füllte sich dichter das zwitschernde Haus;
Es übten gar eifrig bald Schwingen und Lungen
Die flatternden Jungen.

So kam denn der Sommer und ist er verronnen
Da haben sie staarhaftes Treiben begonnen;
Erst Eines fing's an,
Doch hurtig nachmachten's die Andern alsdann:
Sie flogen mit jungen Gesellen hinaus,
Weit fort, und sie kehrten nicht wieder nach Haus;
Und im fröhlichen Nest war für immer verklungen
Das Zwitschern der Jungen.

Vergangen der Sommer, verblüht die Syringen,
Spinnweben an Halmen und Haaren nun hingen;
Um's schweigsame Nest
Aufziehende Nebel nun wehte der West.
Da hockten vor diesem wie ehmals — denn auch
Solch' herbstliches Treiben ist staarhafter Brauch —
Wie einstigen Frühlinges Schattengestalten,
Die einsamen Alten.

Doch wie sie so kauern, seh'n rings an den Zweigen
Sie Knospen für kommenden Frühling sich zeigen,
Und golden umfängt
Sie selbst manches Blatt noch. Zusammengedrängt
Noch wärmt sie die Sonne, noch freut sie der Tag —
Da zwitschern, wie einstmals im blühenden Hag
Ihr Liedchen noch fort sich im herbstlichen Jahre
Die alten Staare.

Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

Würzburger Erinnerungen.

Von Felix Dahn.

Im Sommer des Jahres 1863 ward ich endlich — nach siebenjährigem Privatdozententum zu München*) — zum außerordentlichen Professor der Rechte befördert und zwar bei der Fakultät zu Würzburg. Ich ging dorthin — Ende September — mit dem begeisterten Entschluß, als Lehrer und Forscher mein Allerbestes zu leisten.

Es fand sich eine meinen Wünschen gar lieblich entsprechende kleine Wohnung vor dem „Sander-Thore", jenseit des „Sander-Wasens" im Norden der Stadt. Gerade da, wo sich die Straßen nach dem weinreichen Dorfe Randersacker nach links, östlich, und nach dem Städtlein Heidingsfeld, nach rechts, westlich, auf dem linken Main-Ufer gabeln, dicht neben dem „Ehe-Halten-Haus" (einer Spitalstiftung für alte Dienstboten), hatte sich ein vor kurzem aus Dettelbach in die Stadt gezogener Gärtner, Herr Georg Spath, so eben ein (das Erdgeschoß mitgerechnet) dreistöckiges Häuslein gebaut. Ein — freilich noch fast leerer — Vorgarten, ein größerer Baum- und Gemüsegarten hinter dem Hofe mahnten freundlich an die Gartenfreuden meines Elternhauses. Ringsum lagen andere Gärten, lockten Wiesen und Felder, damals noch nicht verdrängt von der Villenvorstadt, die sich bald nach meinem Abgang (1872) hier emporbaute.

Der Blick aus dem Westfenster meines Arbeitszimmers über Gärten und Anger auf den Fluß und über diesen hin nach dem herrlichen Guttenberger Wald war wunderschön, tief poetisch; und das Südfenster in der Stirnseite des Hauses gewährte die Aussicht auf die malerische Veste Marienberg zur Linken und — gerade aus — auf die alte Bischofsstadt Sankt Kilians mit ihren vielen Kirchtürmen.

In der Folge mietete ich noch das dritte Stockwerk dazu und nun war das Wohnen in dem freilich sehr unmodernen aber idyllischen Hause in der That höchst angenehm; mein Arbeitszimmer und die daran stoßende Bücherei lagen jetzt, abgeschieden von allem Lärm der Hauswirtschaft, im obersten Stock mit noch weiterem Ausblick als zuvor in die eigenartig liebliche Landschaft.

Aus dem Treppengang ließ ich durch ein Fenster eine kleine Stiege auf das Flachdach eines an die Hinterwand des Hauses stoßenden einstöckigen Wirtschaftsraumes führen, über dieses Dach ein luftig Zelt spannen und so war ein umfangreicher Balkon, ein Söller, gewonnen, auf dem ich gar manche Stunde der Frühlings- und der Sommernächte verträumt habe: lange, nachdem alles Leben in dem stillen Häuslein in Schlaf gesunken war.

Um meine einsame Lampe — ich las dort und damals zuerst Freund Scheffels unvergleichliche „Frau Aventiure" — kamen dann wohl die großen Nachtschmetterlinge schwirrend geflogen. — — —

Ich ahnte nicht, daß ich von diesem friedlichen Fleck Erde aus zuerst in meinem Leben die Schrecken des Krieges erschauen, den zerschossenen Marienberg in Flammen lodern, Granaten über den buschigen Garten fliegen sehen sollte. Aber das kam erst 1866. — Und dankbar gedenke ich der Dinge — und auch der Menschen! — die jenes Idyll (von 1863 bis 1868) schaffen und schmücken geholfen haben.

Ja, ein Idyll lag damals noch neben dem „Ehe-Halten-Haus". Es war ganz unerhört, daß ein Mensch, der kein Gärtner, so „unsinnig weit" vor die Stadt hinaus, „aufs Land" zog.

Ich war der erste von allen Professoren, der das wagte: unter starkem Kopfschütteln der Amtsgenossen; namentlich aber des alten Pedells, der feierlich erklärte: dahinaus könne er die Fakultätssachen nicht tragen; „das könne Fleisch und Blut nicht leisten," sprach er (es waren etwa sechs Minuten vor dem Sanderthor zu gehen und von diesem vier Minuten an die Universität). Schließlich hat er es dem jüngeren Pedell überlassen. Aber auch die königlich baierische Post ging in Anstand mir gegenüber: der Briefträger wiederholte die Beteuerungen des Pedells und bedeutete mich, er werde meine Briefsachen beim „Beck in der Sandergaß" ablegen: da könne ich sie mir abholen, da ich ja daran vorbei gehen müsse. Und ich war so gutmütig, darauf einzugehen, bis die Fettflecken aus dem Butterteiggebäck

*) Vergl. den 3. Band der „Erinnerungen" von Felix Dahn (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Die vorliegenden Aufsätze werden im 4., im Herbst nächsten Jahres im selben Verlag erscheinenden Bande enthalten sein.

Digitized by Google

des Herrn Neuhaus (der übrigens auch einen trefflichen Schoppen Roten schänkte) die Lesbarkeit der Briefe erheblich herabdrückte. Später hat dann der Briefträger sogar zweimal im Tage, zuletzt noch öfter, sich soweit hinaus bemühen müssen.

Diese Wohnung, überaus einfach, aber höchst poesievoll und stimmungsreich gelegen, mitten in Gärten, erleichterte nun in jeder Stunde den Genuß der ganz eigenartig reizvollen Natur und Landschaft jenes gesegneten Nebenthals, ja sie ermöglichte ihn mir erst, denn immer sehr zeitgezigig, hätt' ich mir nicht die Muße gegönnt, diese Reize oft aufzusuchen: hier hatte ich nur von meinem Schreibtisch zum Fenster hinaus zu sehen auf den Guttenberger Wald — und ich erschaute das Schöne mitten in meiner Arbeit.

Dankbar und treu gedenk hab' ich diese Eindrücke, diese Naturstimmungen noch achtzehn Jahre später zu Breslau zu schildern gesucht in der Erzählung: „Weltuntergang", die in Würzburg spielt, ich schalte Einiges daraus hier ein, denn ich könnte es nicht besser machen.

„Gar wunderhold, wie sonst kaum irgendwo auf deutscher Erde, zieht der Frühling ein zu Würzburg an dem Main.

Frühzeitiger als anderwärts kehrt er zu: im Hornung schon flötet die Amsel ihr melodisch Lied hoch vom Ulmenwipfel, wann die Sonne zu Küste geht über dem Guttenberger Wald, Thal und Rebgelände tauchend in eitel Gold und Segen.

Frühe sprießen an sonniger Halde die Veilchen hervor, und wie leuchten, wie duften sie in den Weingärten der sanften Hügel, die wilden, gelben Tulpen!

Dankbar gedenkt, wer je sein genoß, des Würzburger Lenzes!

Das Land weithin steht dann in eitel Maienblust.

Das Wildgedörn, das die Rebgärten rings an den sanft aufsteigenden Hängen umhegt — Weißdorn und Rotdorn und zahllose Hagerosen — blühen so reich, daß der süße Duft, vom Südwind getragen, berauschend flußabwärts zieht.

In den dichten Hecken vor der Stadtmauer, aber auch in den häufigen Gärten innerhalb der Umwallung singt dann die Mönchsgrasmücke, singt die Nachtigall ihr feurig Lied. —

Am Abend leuchten vom linken Flußufer her über den Wall am rechten Ufer, zumal über die Mainbrücke hin, die Strahlen der versinkenden Sonne." — —

Die meist verkannten oder wenig gekannten Schönheiten der Umgebung Münchens — zumal der Isarhöhen, oberhalb der Stadt auch der Abendbeleuchtungen — vom Gasteig aus gesehen — habe ich in meinen „Erinnerungen" gebührend gewürdigt.

Ganz anderer, aber wahrlich nicht geringerer Art sind die Reize der Hügellandschaft dort am Main: hier liegt die Schönheit in dem edeln Schwung der Linien, in deren Abhebung von dem weit gedehnten Horizont: ein Sonnenuntergang, geschaut von dem Hang der „Zeller Waldspitz" aus, ist herrlich, wann die alte, erinnerungsreiche Bischofsstadt ihre Bauten aus dem prächtigen roten Sandstein des Frankenlandes im Abendgolde so reich erglühen läßt, während die von heiligen Bildsäulen überragte Brücke und die malerische Bergveste das Bild im Süden höchst wirkungsvoll abschließen, indeß der breite Silbergürtel des Flusses in anmutvollen Windungen sich hinzieht durch das Thal mit seinen grünen Rebengeländen und der Blick nach Norden und Osten hin ins Ungemessene träumerisch sich verlieren mag.

Dies echt deutsche Stadt- und Landschaftsbild zählt zu dem Allerschönsten, das ich — diesseits der Alpen — kenne: beide, Stadt und Landschaft, sind so „geschichtlich", das heißt einem Menschen, der die deutsche Geschichte kennt und sich gern sinnig in sie zurückversenkt, kann Allerlei durch die Gedanken fluten bei dieser Schau. Viel hab' ich geträumt und sinniert dort unter den letzten Bäumen der Zeller Waldspitz; ein paar Strophen aus dem Gedicht, in dem ich die „Entwaffnung des Marienbergs" (1867, nach der Beschießung von 1866) besprach, mögen andeuten, was ich damit meine:

Altehrwürdige Burg, fränkischer Segensgau'n
Unverdenklicher Waffenschutz,
Hat so endlich die Hand Alles verwandelnder Zeit
Dich der reisigen Rüstung,
Die Jahrtausende lang stets du in Ehren trugst,
Deines rostigen Helms und des zerhau'nen Schilds,
Freundlich lösend entlastet?

Ungern thatst du und schwer salischem Szepterkreuz,
Hermundurische Königspfalz,
Angelkarrend dich auf, als dir der Bischof und Graf
Kreuz aufzwangen und Szepter:
Nieder brannten sie dir Wodans geweihten Hain
Und, noch blumengekränzt, sank in dir das Bild
Manch' goldlockiger Gottin.

Mit Sankt Kilians Schutz sandtest du, o wie oft,
Seither fränkische Krieger aus,
Wann der Kaiser gebot und sich des Reiches Panier
Adlerflüglig zum Kampf hob:
Oftmals reiserbekränzt kehrte dein Burgvogt heim,
Ob auch Manchen die Nacht wendischen Waldes behielt,
Manchen Palmen des Jordan.

Doch mit stolzestem Glanz strahltest du von dem Licht
Hohenstaufischer Herrlichkeit:
Als die schimmernde Braut, als Beatrice sich hier
Barbarossa vermählte.
Als sein siegender Sohn führte herab den Strom,
Steuernd sein Kaiserschiff, Englands trotzigen Leu'n,
Deutschen Reiches Gefangnen.

Seufzend trugst du die Last korsischer Zwingherrschaft,
Deutschen Adlers derelikt ein Horst:
Oft mit krachendem Gruß fuhr du hinauf, hinab
Zieht're ringenden Heere: — —

Digitized by Google

Lang nur schütternder Schritt gallischer Bataillone. —
Endlich näher und nach schallte der Hurrahruf.
Freiheitsruf dir der Deutschen!

Alternd schliefst du seither friedliche Jahre durch,
Bis du endlich zum letzten Kampf,
Greise Kämpin, nochmals dich aus dem Schlummer hobst,
Traurig, doch nicht unrühmlich:
Einmal tauschtest du noch kriegerisch Streich auf Streich,
Einmal redete noch kräftig dein Donnermund, —
Zu verstummen auf ewig.

Altehrwürdige Burg, Friede mit dir fortan!
Wann das silberne Mondlicht nun
Um dich spielet im Blau sommerlich herrlicher Nacht, —
Träume Träume der Vorzeit.
Auf sie alle herauf, Männer und Frau'n zumal,
Jedes leuchtende Bild deiner Vergangenheit
Schwebt um Erker und Thore.

Dreifach wachse ein Kranz, wünsch' ich dir, um dich her:
Wilde Rosen am Fuß des Berges,
Die so reichlich wie sonst allgrend am Main erblühn;
Wonnig duftende Reben
Sei'n des mittleren Hangs köstlicher Gürtel dir;
Aber Zinnen und Dach kröne mit tiefstem Grün
Sagen flüsternder Epheu.

Aber auch in den grünen Schatten des nahen Guttenberger Waldes — der ebenfalls sehr schöne „Gramschatzer" war zu entlegen für häufigen Besuch — habe ich gar manchen Traum geträumt, wann von fern aus dem tiefen Eichicht der flötende Ruf der scheuen Goldamsel drang. Träume, die freilich Frau Udalhild, Biterolfs Hausherrin, wie die ihres Gatten „Waldlatein", d. h. Unsinn, gescholten hätte, wenn Freund Scheffel sie richtig geschildert hat.

Die Waldwiese in meinem „Attila" ist jenem schönen Forst entnommen, ebenso die Waldrast nach der Falkenjagd in dem „Weltuntergang". Zu Gegensatz zu der rauhen Luft, die, so rasch in Wärme und jäher Abkühlung am Abend wechselnd, über die Münchener Hochebene hinstreicht, umfing hier schmeichlerisch die Sinne eine süße Weiche, eine warme Milde mit verführerischem Zauber. Allerdings etwas Einlullendes, Erschlaffendes eignet diesem Himmelsstrich, und wem nicht der Arbeitseifer angeboren und durch lange Zucht gesteigert ist, mag hier leichtlich in ein „dolce far niente" versinken; der köstliche und so überaus billige Wein lockt ebenfalls aller Orten zu fröhlichem Genießen: wie behaglich, wie „mollig" sitzt es sich doch unter den grünen Bäumen des hübschen Gärtleins von Haberlein (Magistris) auf dem Dominikaner-Platz, wann der kühle „Schurlemurle" — eine Mischung von leichtem fränkischen Weißwein mit Selterser Wasser — die Mittagshitze zu lindern scheint. Und so kann man wohl, will man streng urteilen, sagen, daß der „genius loci" in der Stadt, wo Stein und Leisten wachsen, nicht nur „feucht", auch ein klein wenig „bummelig", d. h. vergnügungs- und genußfroh ist. Daß man aber auch gar scharf arbeiten kann zu Würzburg, haben vor, neben und nach mir viele Leute gezeigt. (Und ein wenig auch ich.)

Im Juli — den August hab' ich nie dort verbracht: am 6. pflegten die Vorlesungen geschlossen zu werden — konnte die Hitze sich allerdings unglaublich steigern: das Bad im dann sehr feichten Main bot keine Erfrischung mit seinen 24 Grad Réaumur; und sie erschlaffte deshalb besonders, weil die Nacht nur sehr geringe Kühlung brachte. Aber schalten wir „Fremden" über diese Glut, erwiderten die Eingeborenen heftig: „Nicht wahr, en' guten Wein wollt ihr schon haben, aber gekocht soll er nicht werden? Seid still und dankbar für jeden Tropfen, den ihr schwitzen dürft."

Im Gegensatz zu München, wo der Frühling — für dauernd heiter — erst spät seinen Einzug hält und der November, ja die zweite Hälfte des Weinmonds schon gar windkalt und naßkalt wettert, erfreute hier innig der so frühe Lenz: im Hornung schon sang die Amsel im warmen Sonnenschein — und noch gegen Weinmond hin blühten die Monatrosen im Vordergarten. Wahrhaft zauberisch aber wirkten die feucht-warmen Nächte Ende Mai und im Brachmond, wann um Sommersonnwend die Rebenblüte der Westwind von dem Festungsberge her beranschend durch die Lüfte trug, wann in den Flieder- und Jasmingeländen der herrlichen „Glacis" ungezählte Nachtigallen — die ersten, die ich hörte — ihr heißes Liebeslied schmetterten und der Vollmond sein geisterhaftes Licht über die dunklen Tannenwipfel sinken ließ. Die Maiennacht in den Büschen jener Anlagen um den alten Wallgraben hin zählt zu dem Poesievollsten, das ich überhaupt in meinem Leben genossen habe.

Wie köstlich auch war die Blüte der Apfelbäume in dem Graben am Sander- und am Rennwegthor!

Leider hat die unvergleichliche Poesie jener lauschigen, dichtverwachsenen, freilich ein wenig verwilderten „Glacis" dem Bedürfnis der wachsenden Stadt, sich auszudehnen, neben den wenigen alten Thoren neue Ausgänge zu schaffen, zum Opfer fallen müssen. Die neuen, von dem trefflichen, so früh verstorbenen Bürgermeister Zürn ins Werk gesetzten Anlagen entsprechen ja jenen Forderungen: aber der Zauber der Poesie ist nun aus diesen nächsten Umgebungen der Stadt gewichen.

Gar lieblich war es aber auch schon im Frühling, bevor noch die Reben sich belaubt hatten, in den von Steinmauern eingehegten Weinbergen auf den schmalen Steintreppen herum zu klettern, wann der erste Zitronenfalter und der Brennesselfuchs über der blauen Scilla schwebten, oder, in späteren Wochen, die leuchtend gelbe Weinbergtulpe zu pflücken und endlich im Brachmond — „Rosenmond" dürfte er hier füglich heißen — den Duft der ungezählten Wildrosen zu fangen, die ich an keinem andern Ort in solcher Fülle der Blüten, in solcher Kraft der Stämme getroffen habe, wie

Digitized by Google

dort in den schattenlosen, steinigen Halden aus dem harten Geröll des heißen Muschelkalkbodens aufsteigend und die Mauern der Rebgärten mit holdem Rosa überziehend.

O ja, es ist wohl schön in jenem sonnegesegneten Weingelände! Und voll bewährte sich mir (aber freilich erst seit 1868) das Wort, das mir Freund Hermann Lingg beim Abschied zu München zurief: „Geh nur hin nach Würzburg: da kann man schon dichten.“

Litterarische Notizen.

— Eine vielverheißende Talentprobe, aber auch an sich ein erfreuliches und darum empfehlenswertes Buch ist Karl Bienenstein's Gedichtsammlung: „Aus tiefstem Herzen“ (Dresden, E. Pierson). Am besten hat uns die erste Abteilung: „Liebesklänge“ gefallen; sie sind echt und zart empfunden, voll feinen, zumeist wehmütigem Stimmungsgehalt; dazu formal nicht blos alle tadellos, sondern auch einige von jener geheimen Musik erfüllt, welche die Sprache des guten Versdichters von jener des Versemachers unterscheidet. „War's jemals wahr?“, „Es dunkelt“, „Segen“, „Notturno“ scheinen uns unter diesen Liedern die schönsten. Auch in der zweiten Abteilung: „Schwere Stunden“ tritt die Begabung des Dichters klar zu Tage; wenn uns dieser Cyklus minder angesprochen hat, als der erste, so liegt dies daran, daß die schwermütige Empfindung zuweilen ins Sentimentale sinkt. Aber der Verfasser dieses Buchs hat — dies beweist der dritte Cyklus: „Vermischte Gedichte“ — gute Augen zu sehen, und die Kraft, das Angeschaute zu gestalten; auch die epischen Anläufe erscheinen wohl gelungen, und so wird eine zweite Sammlung sicherlich in den Tonarten reicher sein. Aber schon die erste verdient die Beachtung derer, die sich für Lyrik interessieren. Ebenso eine andere Sammlung: „Spuren“, Ausgewählte Gedichte von Franz Herold (Dresden, Pierson), über die wir uns kürzer fassen können, weil wir der Eigenart dieses talentvollen österreichischen Lyrikers in eingehender Besprechung seiner Erstlingssammlung: „Wachsen und Werden“ vor etwa Jahresfrist an dieser Stelle gerecht zu werden versuchten. Wir müßten zudem das Gesagte lediglich wiederholen, denn bis auf einen Zug, der hier neu hinzutritt, weist die Physiognomie des Dichters dieselben Züge, was man sich wohl gefallen lassen kann, denn sie ist ebenso eigenthümlich als sympathisch. Dieser neue Zug ist die Ironie; in wohlgespitzten Epigrammen, wie man sie dem traumseligen Poeten kaum zugetraut hätte, bekämpft Herold die Auswüchse der Zeit. Was er gegen den deutschen Chauvinismus unserer Tage, das Moralprotzentum und die Philisterhaftigkeit sagt, ist durchweg zutreffend und auch in der Form fein geschliffen. Wir haben nach dem Band, weil er seinem Vorgänger so rasch gefolgt ist, mit einigem Zagen gegriffen: es freut uns, daß wir ihn im Gegenteil nur eingeschränkter anzuerkennen vermögen, als jenen ersten.

l. h.

— Unter dem ein wenig pomphaften Titel: „Internationales Säkular-Album“ und dem noch pomphafteren Nebentitel: „Gruß der Dichter und Denker des XIX. an die des XX. Jahrhunderts“ hat Eduard Löwenthal (im Verlag von Karl Siegismund, Berlin) eine Anthologie herausgegeben, deren erster Teil, die Beiträge deutscher, österreichischer und schweizerischer Schriftsteller umfassend, uns vorliegt. Den trefflichen Willen des Herausgebers und die gediegene Ausstattung abgerechnet, läßt sich der Sammlung nicht viel Gutes nachsagen; von den hervorragenden „Dichtern und Denkern“ Deutschlands fehlen auffallend viele, andere haben das XX. Jahrhundert durch Liebeslieder, Sentenzen und dergl. begrüßt, die entschieden noch ins XIX. gehören und dieses schwerlich überdauern dürften, nur wenige haben dem Herausgeber gespendet, was er wollte: Beiträge, die ihre Stellung zur Zeit scharf formulieren. Das Hauptkontingent aber stellen die Unbekannten, was an sich freilich noch nicht schlimm wäre und hauptsächlich deshalb das Lesen des Buchs wenig genußreich macht, weil die Meisten — auch diesen Proben zu schließen — zur Gattung jener Unbekannten gehören, die es immer bleiben werden. Nach welchen Gesichtspunkten die Beiträge geordnet sind, ist uns unklar geblieben, denn was vorn steht, ist zumeist schwach, während das spärliche Gute zumeist in den letzten Bogen zusammengedrängt ist; vielleicht sollten die Gedichte und Sentenzen dem Leser in aufsteigender Reihe geboten werden. Diese Vermutung wird dadurch bestätigt, daß die triviale Strophe im Buche an erster Stelle steht:

„Bald ist das Jahrhundert entflohn
Des Telegraphen und Telephon,
Des Bismarck und des Napoleon —“

singt Herr Johannes Faktenrath „an der Schwelle des 20. Jahrhunderts“. Erwägt man, wie schön und edel das Ziel war, das sich der Verfasser gestellt, so wird man aufrichtig bedauern, daß die Ausführung leider so weit hinter diesem Ziel zurückgeblieben ist.

r. g.

— Ein zweibändiger Roman von Karl Emil Franzos: „Der Wahrheitsucher“ wird im Laufe des Oktober im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erscheinen. Das Werk ist eine Erweiterung und Umarbeitung jener Erzählung, die unter dem Titel: „Ein Abtrünniger“ in der „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht wurde.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Kohler, J. Zur Charakteristik Richard Wagners. Mannheim. J. Bensheimer. 1893.

Kowalef, Emerich. Rein! Sechs Präludien. (Novellen.) Frankfurt a. M. C. Koeniger. o. J.

Pudor, Heinrich. Lieder aus Lug ins Land. Dresden. Selbstverlag. 1892.

Kohler, J. Feuermythus oder Apotheose des Menschengeistes. Nach Motiven der polynesischen Sage. Mannheim. J. Bensheimer. 1893.

Marschner, Carl Wilhelm. Ich hab's gewagt! Ein deutsches Drama in fünf Aufzügen. Die zur Handlung gehörige Musik von Victor Hausmann. Berlin. Eduard Rentzel. 1893.

Bormann, Georg. Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers. Berlin. Bibliographisches Institut. 1893.

Schmidt-Bradikow, Traudt, Valentin und Schmitt, Christian. In Sturm und Sonnenschein. Gedichte. Marburg a. L. Oscar Ehrhardt. 1893.

Basedow, Hans von. Charaktere und Temperamente. Dramaturgische Studien. Berlin. Eduard Rentzel. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Arme Kinder.

Novelle von **Ilse Frapan.**

(Fortsetzung.)

Wie ein frecher Spatz gaukelt Mile vor der erbosten Frau hin und her, nah zum Greifen und doch im Augenblick wieder davon.

Als sich die Tante verleiten läßt, ihr nachzulaufen, erhebt sich unter den Kindern ein großes Spottgeschrei. Sie lassen das wilde Ding zwischen ihre Reihen und verschließen sie vor der Verfolgerin, die mit dunkelrotem Gesicht, schwerfällig und schnatternd wie eine fette Ente hinter Mile herwatschelt.

Unter einem Strom von Schelt- und Schimpfreden giebt sie es endlich auf und verschwindet fäusteballend in einem der lichtscheuen häßlichen Höfe.

Wieder still und friedlich ist's auf der wenig begangenen engen Straße mit den niederen dorfartigen Häusern.

Plötzlich springen die Kinder begeistert auf die Füße. Das sommernachmittägliche „Kamerad kommt! Kamerad kommt!“ des Trommlers vom Bürgermilitär tönt deutlich und munter aus der Mühlenstraße herüber. Wie der „Steert“*) nun ist, muß er lang genug sein, wer denkt an Mützen oder Hüte? Mile Kudeleitz gewiß nicht, atemlos rennt sie hinter dem Tambour her, die andern ihr nach, um endlich, da sie ihn erreicht haben, ehrbar und fest im Takt seiner Trommelmusik hinter ihm drein zu marschieren; Hannes läßt seinen Drachen nur so hoch steigen, daß er eben über seinem Kopf wie ein lustiges Banner schwankt.

Andre Kinder, halbwüchsige Lehrlinge, Ammen und Kindermädchen, die Pfleglinge im Arm, oder sie im Wägelchen vor sich herschiebend, stoßen zu dem Haufen; die einzeln aus ihren Häusern eilenden Bürgersoldaten, behäbige Schlachter, steifgesessene Handwerker nesteln unbefangen noch an der blauen Uniform oder dem weißen Lederzeug, während sie sich anschließen.

Am Dammthor erst stellt sich Alles in Reih und Glied, und die drallen Landmädchen mit ihren goldnen Ammenhäubchen und breiten Seidenbändern, die frischen „Lüttmaids“ in ihren gelben, lila oder rosa Kattunkleidern werden sacht an den Rand geschoben; so geht's hinaus auf die Gänseweide, wo es nach heißen Knackwürsten und Punsch duftet, trotz der Augustwärme.

Einen Augenblick noch starrt das Kinderhäuflein nach dem Kommandanten, der zu Pferde inmitten des kurzen grünen Rasens umhersprengt, dann schwenken sie ab nach links, wo eine Welt von Wiesen, Strauchwerk und Teichen still und verlockend vor ihnen liegt. Sie springen hoch vor Freude, rollen und wälzen sich im sonnendürren bräunlichen Grase, das fein wie Pferdehaar den sandigen Boden überzieht und nur die zarten blauen Glockenblumen zwischen sich duldet.

Wie herrlich hier der Drachen steigt, umflattert von Spatzen und Staaren, — stolz und in gemächlichen Wellenlinien zieht er den Schweif wie eine Schleppe durch den klaren weißblauen Himmel.

„Kiek, Hannes, wat is dat?“ Der kleine Louis Kraunn, dessen Gesichtchen aussieht wie eine einzige unregelmäßige Sommersprosse, pinselt dem Spielgefährten mit einer weichen grauen Ähre über die Nase.

„Dat? dat is Chollerakrut. Kennst dat nich mal? Welke seggen da Katzenpöten to, aber min Moder seggt, dat 's nich richtig, dat is Chollerakrut.“

*) Drachenschwanz.

Digitized by Google

Mile Kudeleiz verzieht das Gesicht. „I gitt, Chollera! Davon kann man starben."

Hannes lacht hell auf.

„Dat glöw ick ook! Natürlich starwt man davon."

Mile wird ängstlich. „Jedwerein?"

Louis drängt sie bei Seite. „Peh! wat weetst Du davon aff! Wenn man de Chollera kriegen deiht, dann ward man erst swatt un blau."

„Huh!" Mile zieht sich schaudernd zurück.

„Wer keen Angst hett, de kriegt se nich, min Moder hett all mal kein Chollerakranke plegt."

„Na is se denn nich storben?" fragt Louis eifrig.

Ruhig giebt ihm Hannes eine Ohrfeige.

„Min Moder is so gesund — gesünner as din."

Mile hat inzwischen einen großen Büschel gepflückt. „Dat nehm' ick mit to Hus. Wenn ick de ol' Chollera denn mal krieg, denn kaat' ick mi da 'n Supp' in!"

„'n Supp? En Thee, willst woll seggen!"

„Kiek, dar is de Pestbarg." Emil stößt Mile an.

„Wo?" schreit sie entsetzt und deckt sich ihr Kleid übern Kopf.

Emils dünner knotiger Finger zeigt auf einen bewachsenen Hügel vor ihnen.

„De ward nu opgraben, dar kummt en Goahrn her mit wilde Tieren in, — aber ick weet man sweel, wenn de Pestbarg apen makt ward, denn kriegt wie all de Pest."

Hannes nickt bedächtig.

Wie die Andern das sehen, drängen sie sich mit aufgerissenen Augen zusammen. Also dort, wo die braunen Blüten der Schmiele, ausgefallen und federartig im Winde zittern, wo die vielen Glockenblumen blühen, da wohnt die Pest?

„Dat is dat dullste von allen, de Pest is noch teinmal so dull as de Chollera," sagt Hannes feierlich.

Mile erhebt ihr neugieriges Näschen.

„Büst Du vor de Pest bang, Hannes?"

„Nee! Min Moder hett seggt, wer vor nix Angst hett, de kann de ganse Welt linnerkriegen."

Nachdenklich und achtungsvoll betrachten ihn die Andern.

„Vor een Deel*) hest Du aber doch Angst, ick segg blot nich vor wat!" schreit plötzlich Mile Kudeleiz und springt gleichzeitig bei Seit, um sich in Sicherheit zu bringen.

„Vor din Badder!" sagt Emil Bach spöttisch und macht gleichfalls eine Bewegung nach rückwärts.

Hannes steigt es rot in die Stirn.

„Min Badder is je gar nich dor!" macht er beschämt, halbleise.

„Wenn he wedderkummt!" lacht Louis.

„Ha, denn — —"

Hannes runzelt die Brauen, er hat einen so festen entschlossenen Ausdruck mit seinen neun Jahren. Aber er weiß nichts zu sagen, — er schämt sich, daß ihn die Andern so schadenfroh mustern.

„Beten Water petten!**)" Er bückt sich, zieht Stiefel und Strümpfe aus, Alle ahmen ihm nach, das gefährliche Gespräch ist vergessen.

Wie sie auf dem grasigen Rande des Teiches sitzen, die Füße ins Wasser hängen, schimmert ein blanker Mützenrand durchs Gebüsch, und große Stiefel rauschen durch das Kraut.

„De Wallmann***) kummt! de Wallmann kummt!"

Henny schreit gellend auf, sie zieht die mageren Beinchen an sich.

„De Wallmann? de hett hier nichs to seggen, hier is je gor keen Wall," sagt Hannes unverfroren.

Einer aber ist bei dem ersten Alarmruf in langen Sätzen davon gesprungen, der Größte von Allen, Emil Bach, dessen kleine Spitzbubenaugen sich vor Schrecken verdreht haben, da Henny so aufschrie.

Wie die Kinder lachen! Und wer ist's denn, der da herumstreicht? Ein harmloser Briefträger, der auf dies unbebaute einsame Stück Land abgeschwenkt hat, wohl um seine wundgelaufenen Sohlen zu kühlen. In einem kleinen, rings mubuschten Tümpel plätschert er, — langsam kommt der lange Emil wieder angeschlichen.

„He füht ut — ick heff dacht — mi hett drömt, mi harr mal 'n Uhl†) bi'n Kauthaken††) kregen un harr mi dörchnei't,†††) mi deiht noch hüt de Puckel davon weih."

Mit drollig pfiffiger Miene reibt er sich

*) Teil. **) treten. ***) Aufseher.
†) Kompfabel. ††) beim Kragen.
†††) durchprägeln.

Digitized by Google

den Rücken, dann krempelt er umständlich die zerlumpten Hosen auf und watet ins Wasser, das träg und grün, unter einer Decke von Wasserlinsen daliegt.

Aber gleich fängt er an zu schreien:

„Dammi, ick hess keen Grund! dat Water hett hier keen Bodden."

„Wi möt erst loten!" ruft Hannes eifrig, „hier is 'n langen Segelgarn, dar mutt en Steen anbunn'n warrn, denn weet wie glick, wo deep dat de Pohl*) is."

Der Teich erweist sich tiefer als das Tau, die Kinder sind sehr befriedigt.

„Ick glöw, de geiht so deep, so deep as de Welt!" sagt Mile, die braunen Augen aufreißend.

„Ick glöw, wenn ick hier wat rin smieten doh, denn kummt dat in Amerika wedder rut!" Louis grabbelt in der Tasche. „Sall ick dar mal en Marrl**) rin smieten?"

„Ach du!" Hannes lacht ihn aus, „dat helpt di je nich, wenn du nich in Amerika tokieken kannst, wat din Marrl dar wedder rut kummt."

Er nimmt eine weise Miene an. „Bet nach Amerika fallt he nich, he fallt höchstens bet in dat groote Füer, wat inwennig in de Eer is."

„In de Höll?" fragt Henny ahnungsvoll, und Louis schiebt kopfschüttelnd seinen Marmel wieder in die Tasche:

„Ne, denn nich! in de Höll sall min Marrl nich kamen, he is je keen Sünner un keen Schinner."

„Ick glöw dat nich, dat dor Füer ünner is," sagt Emil wegwerfend, „wo künn dat angahn? Füer un Water — dat sleiht sick je dod."

Er taucht die Hand ein. „En beten warm is dat woll" — — nachdenklich legt er den Kopf auf die Seite.

„Un de Dübel? wonem is de Dübel? Sitt de Dübel mitten in de Höll?" Mile drängt sich dicht heran mit ihrer dringenden Frage.

Hannes kratzt sich hinterm Ohr.

„Ick weet fülwst nich, is dat Füer, wat in min Moder ehr Lesbook steiht, un dat Höllenfüer dat fülbige? Dat Lesbook hett se mal von 'n Doktor kreegen, dor steiht Allens in, Sünn un Maud, un ook von de Steenkahlen un de Krokodillen un de Popegeien."

„Aber de Dübel! Steiht de Dübel dor nich in?" ruft Mile begierig; dann, als Hannes den Kopf schüttelt, fängt sie an zu prahlen.

„Ick weet, wo de Dübel utsüht! Gans swatt is he, mit witte Oogen, he hett 'n füerrode Müz op, mit 'n swatten Fedderbusch. Un denn hett he 'n Klumkfoot,*) damit pett' he de Hexen op 'n Tohn,**) denn möten se woll Tipp hollen,***) un denn wiest he mit de Fumst: „dor sall 'n Lock sin!" und denn smitt he de Hex' in de Kuhl und seggt: „düt is de Weg in de Höll, seggt he, so lang de Wind weiht un de Hahn kreiht, büst du verdaumt." Mit blitzenden Augen dreht sich Mile nach allen Seiten, die Kinder sind verstummt. Dann bricht Hannes in ein lautes Lachen aus:

„Na, Mile Kndeleitz, wenn he denn man Din Moder nich kriegt! dat is ook 'n Her', en Halsafniederich!"

Wie eine Wilde fliegt das Mädchen auf ihn zu, fasst seinen Arm und beißt mit aller Macht hinein, daß er aufschreit und mit dem Arm herumschlenkert, bis er los ist. Nun giebt's eine allgemeine Balgerei, vor der nur Henny Elfers schreiend flüchtet, — der Briefträger schilt und droht von weitem, da stehen sie mit roten Köpfen und zerrauftem Haar wieder auf, — ziehen Strümpfe und Holzpantoffeln wieder an und besinnen sich, daß sie ja haben nach der Sternschanze und ihren herrlichen Sandgruben wandern wollen, dort wird der Drachen gewiß noch besser steigen. Weit ist's auch nicht, und das Waten im tiefen Sand, wo bei jedem Schritt die Schuhe einsinken, erhöht den Spaß.

„Kiek, dar kummt all Adam un Eva." Zwei große einsame Lindenbäume tauchen auf, darunter ein Flecken grünen Grases, sonst rings gelber Sand. Der Drachen steigt hier auf dem kahlen windigen Raum, daß es eine Lust ist, aber die tiefen Sandbrüche sind ja soviel anziehender noch. Haustiefe Gruben, einige mit steilen Wänden, die ganz hell und sonnengebleicht aussehen, mit Wasserlachen auf dem

*) Pfuhl. **) Spielkugel.

*) Klumpfuß. **) Zeh. ***) stillhalten.

Digitized by Google

Grunde, über die Insekten hinwegtanzen, und an deren Rande der schattenhafte graue Ackerklee wächst. Dann sind da schräge, treppenartige Abhänge, mit den breiten Blättern des Huflattichs wie mit grünen Sammtpolstern belegt.

Aber am verlockendsten sind die grottenartig überwölbten Brüche, fast dunkel sind die, und an den unzugänglichsten Stellen die runden Löcher, was mögen die bedeuten? Die Mädchen haben gleich Sonnenschirme und Fächer aus Huflattichblättern, die Jungen rutschen die steilen Hänge hinab, schreiend vor Lachen, wenn der gelockerte Sand in Wolken auf sie herunterstäubt und wie ein Wirbelsturm hinter ihnen drein poltert. Bald aber suchen sie nach kühnerem Zeitvertreib. Sie nähern sich dem Grottenbau, gaffen hinunter.

„Wat hest du to kieken? in is dar nichs, blot Sand," Louis stößt Hannes fast über den Abhang hinunter.

Der pflanzt sich fest und lacht geringschätzig.

„Na du Klokschnut*), denn will ick di man seggen, dat dar Swälken**) in sünd. Kiek, dar flüggt en! de hett ehr Nest dar binnen in de Kuhl, dat is dat Nestlock." Aufgeregt blicken sie dem Vogel nach, der mit einer Fliege im kurzen Schnabel schmal und schlank daher geflogen kommt und vor dem Loch an der senkrechten Wand in der Luft stillzustehen oder zu hängen scheint.

„De hett Junge!" ruft Emil, „geihst du mit?" Und er mißt mit seinen schrägen zwinkernden Augen die Entfernung bis zu dem Nistloch.

Hannes und Louis haben sich sogleich auf die Knie niedergelassen; der stämmige Flachsblonde beginnt rückwärts über den Rand hinabzukriechen; sein Gesicht rötet sich von der Anstrengung beim Einschlagen der Hände und Fußspitzen, aber mit zusammengebissenen Zähnen kriecht er langsam, stetig abwärts. Louis folgt, nachdem er ihm seine Handgriffe abgesehen; schreit aber fortwährend „Ha!" und „Hoh!" teils aus Furcht, hinunterzufallen, teils, um Hannes aus seiner Ruhe zu schrecken und den Obenstehenden einen höheren Begriff von der Gefahr beizubringen. Hannes hat das Schwalbennest erreicht, da gerät er ins Rutschen und langt mit großer Eilfertigkeit auf dem Boden der Grube an. Die oben lachen, er besieht seine Hände, seine Hosen, dann blickt er um sich und läuft schnell nach den überhangenden Wölbungen.

„Du, Louis, kiek, hier sünd bannig*) veel." Aber Louis schwebt halb lachend halb weinend zwischen Himmel und Erde, er hat krampfhaft einen Ast gepackt, der aus dem Sande hervorragt, — aber der Ast giebt nach, senkt sich, will ihn nicht länger tragen.

„Emil! Emil!" schreit er verzweiflungsvoll hinauf. Denn Emil steht oben, die Hände in den Hosentaschen, sieht zu und gerät in einen Freudentaumel, als er den Kleinen so rufen hört.

„Du büst en Bangbüx, en Feigling büst du! lat di doch los, du dumme Schrökel!"**)

„Ick will mi woll händen! Dar kunn ick je Arm und Been bi breken." Louis' Stimme klingt weinerlich.

„Ick segg, lat di los!" Emil stößt mit dem Holzpantoffel Brocken auf Brocken hinunter, sein schadenfrohes Gelächter tönt zu den spielenden Mädchen, die auf dem Boden kauern und den warmen weißen Sand schläfrig durch die braunen Finger gleiten lassen.

Da plötzlich bebt der Grund neben ihnen, ein kurzes donnerndes Geräusch scheucht sie auf die Füße. Etwas Schreckliches ist geschehen, das sehen sie gleich! Die Stelle, wo der lange Emil eben gestanden und auf den Sand gestampft hat, ist verschwunden, ein großes frisches Loch, ein neuer Absturz ist da, gelber feuchter Sand zeigt die Stelle an, die drei Jungen müssen darunter liegen, ganz darunter. Die Mädchen klammern sich aneinander. Die kleine Henny schreit gellend auf: „Louis! mein Louis! kumm wedder rut! Wie wölt to Hus gahn!" sie zieht die Wörter aus in langes Weinen. Mile schlägt sie auf die Hand.

„Heul doch nich gleich, dumme Deern! Wie wöt je wedder rut kriegen! Emil! Hannes! Emil kumm rut! Hannes büst du all dod? Hülfe! Hülfe!" Sie schreit und trampelt auf den Boden, während sie gespannt hinabblickt, ob sich nicht drunten etwas regt.

„Hülfe! Hülfe!" Ja, die ist weit auf der einsamen häuserlosen Sternschanze. Die kargen jungen Silberpappeln, von denen jüngst eine

*) Naseweis. **) Schwalben.

*) sehr. **) Krüppel.

Digitized by Google

kurze gerade Reihe quer hinüber zur Kampstraße gepflanzt worden, bewegen flüsternd die Blätter im Nachmittagswind, weiß aufschimmernd, dann wieder dunkel, wie Wellenspiel. Sonst ist es lautlos still.

„Min Louis!“ weint Henny Elfers: „Louis fall wedder rut kamen!“ Plötzlich setzt sie die Hände zum Flöten gerundet an den Mund. „Tüht! tüht! tüht! Füer! Füer! Füer!“ schreit sie in den langgezogenen jammervollen Tönen der Nachtwächter.

„Füer! Füer! Füer!“ stimmt Mile ein, bis ihr Gesicht blaurot ist vom Schreien. Dann ärgerlich: „Ach, dat helpt nich! Wölt man to Hus gahn!“ Sie zerrt Henny am Kleide, die mit hängender Unterlippe fortwährend in die Grube hinabstarrt. „Emil, Louis, kummst du rut? Mile kiek mal, dar kummt en Kopp to Höcht, ick glöw, dat is min Louis!“

Etwas Helles, Rundes arbeitet sich unten aus dem erstickenden blindmachenden Grabe hervor.

„Emil! Emil!“ schreit Mile Kudelitz.

„Louis!“ ruft die Kleine, und dann wieder schreien sie ihren Feuerruf in die klare stille Sommerluft, — während sich etwas im Sandloch zu regen scheint; ist es nicht, als ob ein paar blaue Schultern sich jetzt da herauswühlten?

„Dat is Hannes Holt!“ ruft Mile vergnügt, „kumm doch rut, Hannes!“

Da kommt es schwach, aber verständlich heraus: „Je, wenn ick man nich fast*) sitten däh, denn wör ick all baben.“**)

Lachend springt Mile in die Höhe.

„Wo is Louis?“ jammert die Kleine.

„Halloh, is de ook hier?“ sagt Hannes, er bringt eben mit großer Anstrengung die linke Hand herauf und versucht, sich den Sand von den Augenlidern zu wischen. Aber wie langsam er das macht, als sei er noch betäubt und könne den Kopf nicht drehn. Nun macht er verzweifelte Versuche, den rechten Arm zu erheben. Es liegt etwas darauf, ein bleischweres Gewicht, das ihm auch den Leib beengt. Endlich gewinnt die Hand etwas Spielraum, es glückt ihm, sie nach vorn und oben zu bewegen; da rückt er mit Anspannung aller Kräfte den Ellbogen empor und bringt etwas mit ans Tageslicht, einen starren kleinen Fuß in einem zerrissenen Strumpf: „Kiek, kiek, wat hefft wi hier? Wokeen meld' sick to düt Been?“ ruft Hannes erschrocken.

Aber es meldet sich keiner, der Kopf des Verschütteten muß tief im Sande stecken. Henny kreischt auf:

„Dat is Louis' sin Foot! Louis, kumm doch rut! ick segg dat an din Badder na, dat du gor nich wedder rut kamen büst.“ Ihr kleines Gesicht ist kreidebleich, so tief beugt sie sich über die Grube, daß sie hinunter gerutscht wäre, wenn nicht plötzlich ein starker Arm sie gehalten hätte.

„Na, wat is denn hier los, lütt Deern? wonem is dat Füer?“ eine lustige Stimme hat es gerufen, und ein lustiges breites Gesicht mit roten Hängebacken schiebt sich zwischen die beiden Kinder, die das Ankommen der Männer über ihrem eignen Lärmen und Schreien nicht bemerkt haben. Henny fährt zusammen, als sie sich so am Arm gepackt fühlt, denn über dem fremdlichen Gesicht hat es ihr deutlich nach einer Uniformmütze geschimmert.

„De Kunstabler!“ flüstert sie, und auch Mile weicht scheu zurück.

„De deiht jug nichs,“ sagt beruhigend der Zweite, ein wohlgenährter kleiner Mann mit bleicher Stubenfarbe. „Wat hefft ji denn utfreeten? Büst du dat west, de so schreet hett?“

Henny weist furchtsam auf Mile.

„De hett dat dahn.“

Mile fängt an zu stottern: „Dor ünnen sünd dree Jungens, in 'n Sand dor.“

„Halloh, verdreihte Slüngels, wölt ji mal rut!“ in dem Konstabler beginnt sich der Amtseifer zu regen.

„Se könt man nich,“ macht Henny kläglich, „se sünd gans dor ünner.“

„Sünd se dor runner follen?“ Der bleiche Mann wird aufmerksam.

„Ja!“ schreien schnell die Mädchen.

„Nee!“ kommt es vom Boden der Grube, „wi sünd hier dal klemmert, Louis un ick, un nu is de Sand jewoll losgahn, un nu sünd wi verschütt't.“

Der Konstabler lacht.

„Na du, wenn du all verschütt*) büst, denn bruk ick di nich mehr to verschütten.“

*) fest. **) oben.

*) Wortspiel, da es auch arretieren heißt.

Digitized by Google

Der Andere hat seinen Rock ausgezogen und ihn dem ältesten Mädchen übern Arm geworfen. Rückwärts gehend, wie ein Seemann, erreicht er den Boden der Grube und watet auf die Stimme zu, die ihm beklommen aus dem dunkelsten Teil entgegenschallt:

„Ick bin binah gans rut, blot Louis nich, he liggt mi op de Fäut as so'n Klotz."

Wühlend wie ein Maulwurf gelangt der Mann zu dem Jungen.

„Je, lüttje Deerns, wenn wi nu nich kamen wörn," sagt oben der Konstabler leutselig, als rede er zu der Abendsonne, für die er der glänzendste Gegenstand ist weit und breit, „denn harrn de Jungens hüt Nacht hier biwaken könen, bis daß so successive mal der Sandwagen hierher gekommen wär, un hätt' ihnen rausgebuttelt.*) Das hätt' so'n acht Tage dauern können."

„Herr Möller!" ruft der Mann drunten.

„Herr Hirsekorn?" erwidert Möller höflich und biegt das Ohr mit der Hand darum auf die Seite.

„Ach kamen Se mal gan**) hier dal, ick krieg die Jungens alleen nich rut, de een is beswiemt,***) den mutt ick rutdreegen."

Heinrich Möller wird mißtrauisch.

„Verstellt sick woll! Diese Jungenspakasche is nichs auf zu geben in so fern will ich man sagen. Ich hab' da Erfahrungen in, ich bin da so ganz unwillkürlich hinter gekommen."

Aber der Hülferuf wird stärker.

„Wenn Se mi nich helpen dohn, denn blivt mi de Jung hier ünner de Hann' weg, de Bost is em indrückt, ick bün je doch 'n Krankenwärter, ick weet, wat dat to bedüden hett."

Dann dauert's immer noch eine Weile, bis der wohlbeleibte Mann der Polizei den Marsch kopfunter antreten kann. Er zieht den Rock aus, nimmt die Mütze ab, bestellt die zwei Mädchen mit Donnerstimme und drohendem Zeigefinger zu Wachen und beginnt dann endlich, stöhnend und seufzend die ungewohnte Übung. Übrigens gerät er bald ins Rollen und kugelt mit kirschrotem Gesicht und zusammenschlagenden Hacken in den weichen Abgrund.

Lachend folgen ihm die Kinder mit den Blicken, sehen, wie sie nun zuerst den regungslosen Louis vollends aus dem Sande graben, wie ihn der Krankenwärter klopft und beborcht und den Kopf über ihn schüttelt. Und dann wird der Junge, den Kopf nach oben, an der wenigst steilen Stelle des Abhanges heraufgeschoben. Sehr langsam geht es, es muß große Mühe kosten. Hannes, der nun auch befreit ist, kriecht auf eigene Hand aufwärts. Nun nähert er sich den Anderen, schiebt sogar noch einen Arm unter Louis' Hals. Aber der Krankenwärter findet das unpraktisch, und er muß den Arm zurückziehen. Hannes nimmt die letzte Kraft zusammen, oben ist er jetzt, aber er bleibt am Rande hängen, muß sich erst erholen.

„Wo is dat Swälkenneff?" ruft Mile Kudeleitz neugierig.

Da öffnet der Junge die linke Hand, die er bis daher mühselig fest geschlossen gehalten. Ein paar Sandbrocken und Eierschälchen, dünn wie zerbrochenes Glas, liegen darin.

Verächtlich blickt er es an, die Thränen stehen ihm in den trotzigen Augen, er wirft es heftig von sich. Mile und Henny lachen ihn aus, und gerade da kommen sie mit dem verunglückten Gefährten und legen ihn langausgestreckt auf den weißen Sand neben ihnen.

„Fat em nich an, lütt Deern," sagt der Krankenwärter ernsthaft, „de hett mehr as 'nog kreegen."

„Is he dod?" ruft Mile neugierig. Henny hockt neben ihm nieder und streicht scheu mit der Hand über das gedunsene verzerrte kleine Gesicht: „Louis, slöppst du?"

Sie ist beruhigt, seit sie ihn wieder gesehen hat, sie hat die größte Lust, ihm ins Gesicht zu lachen, wenn er die Augen aufmacht. Ob es wohl noch lange dauert bis dahin?

Hannes sieht sich um:

„Wo is denn Emil Bach?"

„Dach, de is noch ünnen!" schreit Mile gerade, als der Konstabler nach der Wache gehen und einen Tragkorb bestellen will.

„Wat? noch Een?" ruft er, zornig sich den Schweiß wischend. Aber der Anblick des Kleinen, der da so reglos liegt, ist ihm doch zu Herzen gegangen. Freilich wird wohl auch der zweite Verschüttete längst erstickt sein, — aber man könnte doch sehen! Nur so ohne Werkzeug — —

Da bringt Hannes sie auf einen guten

*) herausgegraben. **) schnell.
***) ohnmächtig

Digitized by Google

Gedanken: in der kleinen rohzusammengeschlagenen Arbeitsbude, kaum zehn Schritte weit entfernt, wird vielleicht ein Spaten sein.

Möller betrachtet den Jungen, der ihn hinführt, der kommt ihm bekannt vor.

„Büst Du nich de lütt Holt?“

„Ja.“

„Is din Vadder t'rügg kamen?“

„Nee.“ Die Antwort klingt noch bereitwilliger.

„Kann din Moder sick dörchhelpen?“

Der Junge schweigt beschämt.

„Moder kann gar nich ut Arbeit gahn, de Lütt is ümmer krank.“

„Wat deiht se denn un?“

„Flickt un neiht in 'n Hus'. Uns' Anna is ook meist krank.“

„Is dat din Swester?“

„Ja, — blot Guschen un ick, wi sünd ümmer gesund.“

Hannes geht allein zur Wache, die zwei Männer machen sich an die Auffindung des dritten Jungen.

Er hat nicht so tief drinnen gesteckt, doch ist auch er leblos. Wie ihn aber der Krankenwärter eine Weile künstlich hat atmen lassen, schlägt er mit einem Seufzer die Augen auf.

Da springt Heinrich Möller wie besessen in die Höhe:

„Na, aber in so fern! da will ich nu man mal sagen — dat is doch to dull! De Jung is je de verdammte Spitzbom, de mi Wiehnachenabend an de Näs' föhrt hett! Racker Du!“ Und er schüttelt ihn ungestüm. „In 'n Ogenblick seggst mi, wo du wahnst, un gnad' di Gott — —“

Verstört starrt der immer noch halb Bewußtlose den Scheltenden an.

„Nu bün ick gans dod,“ seufzt er, und die Augen schließend, läßt er den Kopf schwer in des Krankenwärters Arm zurückfallen.

„Louis Krumm wahnt bi uns in 't Hus,“ berichtet Hannes, während er nach seinem Drachen greift.

„Ick kam' mit längs, villicht kann ick noch wat maken,“ sagt Hirsekorn.

Da kommen die Tragkörbe.

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht.

Tief im Lande
Bei Nacht und Tag
Vernehm ich des Meeres
Wellenschlag,
Ich bin wie die Muschel,
Die flutentwöhnt
Auf ewig vom Rauschen
Des Meeres tönt.

Ich seh's wie es phosphorn
Im Mondlicht ruht,
Sich in Buchten schmiegt
Oder brüllt vor Wut,
Und mit lautem Guß,
Wenn der Sturm vergrollt,
Kies und Muscheln
Zum Strande rollt.

Seine Rhythmen furchtbar
Und feierlich,
Seine Weltgesänge
Durchbrausen mich,
Und das Sehnen des Busens,
Der ewig wallt
Nach der blassen wandelnden
Lichtgestalt.

O wär ich der schimmernde
Albatros,
Der König der Meere,
Des Sturmes Genoß!
Am Kap der Winde
Wär' ich zu Haus,
Dort jagt' ich und ruht'
Auf den Wogen aus.

Ich hörte des Eisbergs
Donnergekrach,
Dem Golfstrom zög ich,
Den Winden nach.
Im Thal, auf Bergen
Und wo ich sei,
Nach dem Meere schwebt
Meine Seele frei.

Sie haust auf Klippen,
Der Welt entfernt,
Sie atmet im Sturm
Und hat's Fürchten verlernt
Und singt mit der Woge,
Die steigt und flieht,
Ihr uralt ewiges
Sehnsuchtslied.

Isolde Kurz.

Digitized by Google

Aus der Chronik des Klosters Gandersheim.

Von Adolf Friedrich Graf von Schack.

(Schluß.)

III.

Dem letzten Bande der Chronik in Quart,
Der gerettet beim Brande des Klosters ward,
Beginn' ich einige neuere Kunden
Hinzuzufügen in müssigen Stunden.

Hier, wo — ein Jahr kaum her noch ist's —
Die Nonnen gebeichtet und gefastet,
Und das Joch des Antichrist's,
Des Papstes, auf den Seelen gelastet,
Herrscht nun, Gott gebe, daß ewig sie wahre!
Des Martin Luther reine Lehre.
Und unter der Studien hohem Protektor,
Henricus von Braunschweig, leit' ich als Rektor
Eine Schule, in welcher Scholaren
Zu hunderten sich um die Lehrer scharen.
Selbst unter den jüngern Schülern ist keiner,
Der nicht ein vollkomm'ner Lateiner.
Auswendig wissen sie, ohne zu stocken,
Aus den Classikern einzelne Brocken.
Lobessprüche von mir gewann den
Einen es, daß sie den Nepos verstanden,
Aber den noch reiferen that's
Ihre Belesenheit im Horaz.
Doch als Stümper schmähen die Kettern
Diese, sowie Virgil und Ovid;
Der ächte Labetrunk im Lied
Träufle nur aus den griechischen Kettern.
Nur, was gesungen der Sohn des Mäon,
Werde dauern von Aeon zu Aeon.
Einzig der große Eleusiner
Würdig sich ihm zu messen schien er.

Ein Jüngling war, erst achtzehnjährig,
Vor allen mir lieb in der Schüler Kreis;
An Sitte brav, an Geist gelehrig,
Gewann er immer den ersten Preis.
Rodrich, der früh sich dem Schlummer entrissen,
Saß schon in der Dämm'rung, der Arbeit beflissen,
Stets bei der Lampe glimmendem Docht,
Bald um dieses, bald jenes Wissen
Sich mühend, bis er es unterjocht.
Nicht mehr am Griechischen fand er Genügen;
Blätter mit krausgewundenen Zügen
Lagen vor ihm. War's von Chaldäern,
Von verschollenen Urwelt-Sehern
Die Schrift, die keine der Unsern kannten?
Dann lagen Meßgeräte, Quadranten,
Sehrohre vor ihm und sonst'ges Geräte,
Die, wenn er nächtlich zum Himmel spähte,
Ihm auf dem Weg durch die Sternenstraßen
Von Welt zu Welt den Abstand maßen.
Auch auf Reisen von Pol zu Pole,
Das zeigte neben ihm die Bussole,
Und um die Erde, den Gleicher entlang,
Schien ihn zu treiben sein Wissensdrang.
Allein ihn umstanden noch and're Maschinen,
Wegen derer Mancher ihn zieh,
Er treibe verbot'ne Kunst mit ihnen
Und zwinge die Hölle mit schwarzer Magie.
Da waren wundersame Gestelle,
Man glaubte, sie seien gebaut in der Hölle.
Wer leise sie nur berührte, der ward
Zu Boden geschmettert und lag wie erstarrt.
Aus ihnen schoßen feurige Bälle,
Die nachts verbreiteten Tageshelle.
Dann waren dort Gläser, wer durch sie schaute,
Dem sträubte das Haar sich, weil so ihn graute:
Untiere, die größer als Elephanten,
Schlangen, die tausend der Klafter maßen;
Drin sah er, wie sich die wutentbrannten
Gegenseitig bekämpften und fraßen.

Wenn viele derer, die nicht ihn kannten,
Auch Roderich schalten als Hirnverbrannten,
Ich dachte, mag er in so sauberer
Gesellschaft immerhin gelten als Zauberer.
Ich lieb' und schätze mehr noch ihn,
Als er gelästert wird und verschrie'n.
Denn, kann der ein Verbrecher heißen,
Der den Schleier hinwegzureißen
Von dem großen Geheimnis strebt,
Das alles für uns auf Erden begräbt?
All dies Wirken der Elemente,
Wie das Feuer vom Wasser sich trennte,
Wie sich die Ströme in's Meer ergießen
Und durch den Himmel die Blitze schießen,
Ist, alles das zu erklären, das Buch,
Das der alte Moses geschrieben, genug?
Während des langen Winters Dauer

Digitized by Google

War von Eis und Schnee umstarrt
Gewesen unserer Schule Mauer,
Und es schien, des Domenikus Kutte
Hüll' alles in trauriges Einerlei.
Als es Frühling im Lande dann ward,
Grünte der Strauch der Hagebutte,
Blühte der Krokus und der Akelei,
Über dem trübumwölkten Harz
Lichter und immer lichter ward's,
Und froh durch die Lüfte schoß hin der Weih
Kurz vor Beginn des schönen Mai
Mit solchen der Schüler, die dessen wert,
Zog ich zu der grünen Kluren Begruß,
Um das zu genießen, was lang wir entbehrt,
Den duftigen Bergen entgegen zu Fuß.

Entflohen den Hallen dumpf und modrig,
Jung fühlt' ich mich wieder trotz meiner Gejahrtheit.
Kaum noch zu erkennen war Kodrich,
Ueber Bord warf er alle Gelahrtheit.
Ueber der Keker Furchen und Schollen,
Denen frische Düfte entquollen,
Schritten wir Lehrer, indes mit Lärmen
Die Schüler sich tummelten in Schwärmen.
Als wir zu einem Platz dann gelangten,
Wo Blumen auf üppigen Wiesen prangten,
Warfen die mitgebrachten Reife
Wir in die Luft und schlugen den Ball;
Andere wieder entlockten der Pfeife
Oder der Cither fröhlichen Schall.
Wir kamen beim Klange der Abendglocken
Zu des Städtchens Schierke Thor,
Dahinter stieg der gewaltige Brocken
Vor unsern staunenden Blicken empor.
Zum Gipfel sah'n wir hinauf mit Schwindel.
In einer Schenke kleinem Gemach
Abwarfen wir dann die Reisebündel,
Und nicht zum Weine von Bacharach
Wurden umsonst wir geladen vom Wirte.
O wie Becher an Becher klirrte,
Wie in vollen Zügen wir tranken,
Bis auf's Lager schlaftrunken wir sanken!

Als wir am Morgen, erwacht erst spät,
Vor Aufbruch noch den Imbiß nahmen,
Trat der Wirt, der sein Morgengebet
Eben beendigt mit dem Amen,
Zu uns und sprach: „Tief schliefst ihr fürwahr!
Ein Dachs, ein Siebenschläfer sogar,
Ein im Bierrausch schnarchender Küster
Vor solchem Gepolter erwachen müßt' er.
Schon seit dem Ersten Nächte auf Nächte
Feiern den Sabbath die höllischen Mächte,
Pilgern in Scharen auf Besenstöcken,
Auf riesigen Katzen und schwarzen Böcken
Die Zauberer all und die Hexenmeister.
Beschützt mich vor ihnen, ihr guten Geister!
Da brau'n sie Gewitter mit Hagelschlägen,
Die wüst die Felder und Aecker legen;
Krankheiten zu zeugen, die Tausende töten,
Kochen sie Salben aus giftigen Kröten.
Doch bald auf der Behörden Geheiß
Wird, denk' ich, sterben dies Hexengeschmeiß.
Will brennen die Obrigkeit nur nach Gebühr,
Wir liefern gerne das Holz dafür.

Wir gingen lachend; doch Koderich sprach:
„Ist's für die Welt nicht eine Schmach,
Daß man noch nach dem Hexenhammer
Weiber schleppt in die Folterkammer,
Und mit dem, was sie bekennen,
Voll Akten und Faszikel füllt
Und der Richter ruft: „Sie muß brennen,
Die Drude, die das Vieh behext!"
Doch unser Gebieter Henricus Dux
Wird nicht dulden, daß Wahnsinn und Lüge
Uns um den leuchtenden Tag betrüge,
Der hell und heller seit Jahren wuchs."

Zurückgekehrt in des Klosters Mauern
Nicht dacht ich mehr an das Geschwätz der Bauern.
Und fleißig drängte der Schüler jeder
Sich wieder um der Lehrer Katheder.
Bald ließ ich sie aus Hypothesen
Die Lüge erkennen der Ketzereien,
Bald mußten mit mir zum Altare der Musen
Von Hellas und von Rom sie treten.

Da von außen her erscholl
An den Thüren ein Klopfen und Kütteln,
Viel Tritte nahten, und von Gütteln
Ward bald die ganze Halle voll.
Ich, empor in Ingrimm lodr' ich,
„Was ist's, ihr Frechen, das hier ihr sucht?"
Darauf die Büttel: „Wir suchen den Kodrich,
Den Hexenmeister; sei er verflucht!
Viel Druden, die aus der Wolken Mitte
Herabgestürzt bei dem nächtlichen Ritte,
Gekannten, als über Kohlen sie schmorten
Und Stacheln in ihre Glieder sich bohrten,
Sie hätten ihn auf dem Sabbath geschaut,
Wie er giftige Tränke gebraut;
Mit ihnen sei er im Tanze gesprungen,
Als sie um Satan den Reigen geschlungen.
Mit ihnen hab' er sich im Takt
Bei einer Teufelsorgel Klingen
Unthergeschwungen in lustigen Sprüngen."
Er wollte sprechen, doch schon gepackt
Hatten die Büttel ihn; und vom süßen
Meth, den sie früh gezecht, benebelt,
Hatten sie schon den Mund ihm genebelt,
Mit Ketten beladen ihn an den Füßen.
Wir warfen, ihn los von ihnen zu reißen,
Uns über sie; doch von Soldaten,
Die mit Lanzen und Schwertern nahten,
Ward uns, daß wir ihn ließen, geheißen.
Und wir fühlten das Blut uns erstarren,
Als sie hinweg auf den Henkerskarren
Ihn führten. — Bald schwärzte von Hexenbränden
Der Himmel sich über dem Braunschweiger Land. —
Man kann die Menge von Hexenpfählen
Im Köchelholze noch heute zählen —
Auch du, mein Kodrich, mußtest dort enden,
Du bester der Schüler, die je ich gekannt!

Digitized by Google

Nachschrift des Herausgebers.

In Wolfenbüttel, wo zum Skandal
Der Orthodoxen und Pietisten
Lessing einst aus dem Büchersaal
Hervorzog den großen Fragmentisten,
Fand ich auf alten staubigen Blättern
Diese Chronik in gotischen Lettern
Und machte daraus, die vergilbte entfärbte
Schrift entzifferend, diese Excerpte.
Wie leicht man, in eine Arbeit versenkt,
Der ganzen Welt unter nicht gedenkt,
Vernahm ich erst plötzlich durch die Zeitung
Von großer Feste Vorbereitung.
Dorthin, wo von Gandersheims Ablei,
Gerühmt in der sächsischen Kaiser Tagen,
Nur spärliche Trümmer noch aufrecht ragen,
Wurden aus allen Gauen herbei
In den rollenden Eisenbahnwagen
Gäste heran zum Musikfest getragen.
Und in kurzem von dannen auch trug
Mich dorthin der dampfende Zug.
Scharen von Festgenossen schon
Fand ich versammelt auf der Station
Und Bauten von Holz zu beiden Seiten
Sah ich sich an der Bahn hinbreiten.
Vom Stimmen von Cellos und Violinen
Wogte mir schon der Klang an's Ohr.
Hörer zu Hunderten zogen durch's Thor,
Und bald auch gesellt' ich mich zu ihnen.
Leer im weiten Hörerraum
Fand ich der Plätze einige kaum.
Ringsum hin an den Wänden spannten
Programme sich, die einen Meter maßen,
Und auf hoher Tribüne saßen
Die musikalischen Dilettanten.
Noch war Lärmen ringsum, doch dazwischen
Tönte Stille-gebietendes Zischen.
Dann legte sich Schweigen allhin. Nun führe
Uns in der Romantik Zauberwelt
Der Meluſine Ouvertüre!
Dich hat mir mein guter Genius bestellt.
Der Freund, der hinweg von dieser trüben
Erde geschieden so lange schon,
Grüßt mich in diesen Tönen von drüben,
Der vielgeliebte Mendelssohn.
Während Lieder und Symphonie'n
Und Chöre an mir vorüberzieh'n,

Ist mir, aus der Ferne streckten
Sich von leichentuchüberdeckten
Bahren mir weiße Arme entgegen,
Mir winkend, mich auch zur Ruhe zu legen.
Bald beim düstern Adagio
Dacht' ich, nie werd' ich wieder froh,
Bald zog in den Abgrund der Melancholie
Mich eines Liedes Melodie.
Doch, wie ein Wetter, das fern verrollt,
Nun verhallten die Klänge der Trauer.
Über der Töne fallenden Schauer
Wölbte der Boden des Friedens sich hold.
O, wie gleich flatternden Schmetterlingen,
Die im Kelche der Blumen sich schaukeln,
Mich mit ihren tönenden Schwingen
Die Scherzos, die Allegros umgaukeln!
Und wie hinab auf die Wolken Helios
Schaut, die versinken zu seinen Füßen,
Fühl' ich das Jubelfinale Kidelio's
Seinen Frieden in's Herz mir gießen.

Abends dann hatte das Festtheater
Seine Räume allen erschlossen,
Und unseres Dramas Altervater
Lud zum Eintritt die Festgenossen.
Da am Munde des Nathan hingen
Der Hörer Seelen, wie von den Klingen
Die Mähr' er erzählt' aus dem Decaz,
Die aus des Orients Fabelschatz,
Weisheit lehrend von Land zu Lande,
Bis zu des fernsten Weltteils Strande
Endlich gelangt. Wenn die Blinden und Tauben
Auch krampfhaft noch hängen an allen Glauben,
In der Sitze langen Reih'n
Um mich voll Andacht saßen Alle:
In eine große Tempelhalle
Schien das Theater verwandelt zu sein.
Mit dem Juden und Saladin
Ewig in der Hölle zu schmoren
Hätten eher sie sich erkoren,
Als vor den Altären des Wahn's zu knie'n,
Und hin sich zu werfen vor Fetischklötze,
Die schlimm wie der Templer und Pastor Götze.

Das Stück war zu Ende; ich eilte nach Haus
Und rückwärts noch streckt' ich, um sie Koswithen
Hin über ein Jahrtausend zu bieten,
Nach Gandersheim die Hände aus.

Trost der Geborenen.

Faß', weinende Seele, deine Sorgen
Um's Morgen!
Dir ist gegeben
Ein Leben,
Ein Alter,
Als Falter
Die hängenden Gärten des Alls zu durchschweben!

Kelche der Ewigkeit, glänzen
Die Wellen dich an,
Über die Gränzen
Trägt dich der Wahn.

Dir ist ein Dürfen,
Durstigen Fluges,
Flüchtigen Fluges
Nektar zu schlürfen —
Dir ist ein Müssen allein,
Abends mit scheidendem Schein,
Müde nach seligem Trinken
Still in die Blumen zu sinken . .!

Hermann Hango.

Digitized by Google

Die Abfahrt.

Gegen Kardaun zu
Strebt das eiserne Dampfroß,
Keucht, schnaubt und stöhnt,
Und kommt nicht vom Fleck.

Warum kannst du nicht weiter,
Flügellahmes Dampfroß?
Kommst von der ewigen Koma,
Das göttliche Neapoli
Konntest du verlassen,
Und hier am Eisack
Wehrlos angewurzelt
Dampfst du so vergebens?

Sieh doch hinter dich!
Sprach das stöhnende Dampfroß.
Rückwärts angespannt
Dieses winzige Wesen
Zieht und zerrt mich zurück;
Dieses geflügelte Herz,
Mit den Fittichen zappelnd,
Nur ein Menschenherz,
Nur ein Dichterherz —
Es ist eine Schande!

Gegen die Talfer
Flügelt es zurück,
Schon von Heimweh zitternd;
Zum Haus dort, dem jüngsten,
Zu der Gelbaum-Villa:
Die Abfahrt ruft,
Und doch will's nicht scheiden.
Haben's ihm angethan,
Die vier Seelen drinnen;
Die aneinanderhängen
Wie Magnet und Eisen:
Jeder des Andern Aug' und Licht,
Jeder des Andern Arm und Stab;
So wandern sie selber auf und ab,
Leiden, lachen, verzagen nicht.

Aber was hilft's? Ich muß fort.
Zappelndes Seelchen du,
Dreh dich, erwärme dich,
Laß mich weiterziehn,
Am schäumenden Eisack hin,
Keuchend, schnaubend bergan —
Schwere Arbeit das,
Schwerer, als daß sich losreißt
So ein zappelnd Seelchen!

Sprich, was du verstehst,
Dummes, wieherndes Dampfroß!
Sprach das Herz des Dichters,
In seinen trauernden Flor
Sich noch fester hüllend.
Die man achtend liebt
Auf dieser vielbewohnten,
Menschenarmen Erde,
Die soll man verlassen?
Achten thut nicht weh,
Gernhaben will nicht scheiden;
Gernhaben seufzt,
Wenn die Stunde schlägt.
Und so seufz' ich leise,
Seufzend klingen die Flügel;
Läuten wie Trauerglöcklein,
Da sie nun sich wenden,
Dich nicht länger zu halten,
Dummes, wieherndes Dampfroß!

Und es schwieg die Seele,
Ihre Flügel fallend;
In den Flor, den leichten,
Der sich noch schwärzer färbte,
Hüllte sie fest sich ein,
Daß sie nicht erfröre;
Und am Eisack hinauf
Schnaubte das arbeitsame,
Pflichtgetreue Dampfroß.

Adolf Wilbrandt.

„Schließt der Tod zwei Kinderaugen . . ."

Schließt der Tod zwei Kinderaugen,
Geht ein Frühlingstag zur Neige.
Still ward's in den Gartenwegen,
Drin ein frohes Stimmchen schallte;
Hier und dort im goldnen Sande
Ist die Spur von zarten Sohlen
Noch erkennbar eingedrückt.
Da zerpflückte Veilchenblüten,
Hier ein blaues Lockenbändchen,
Auch aus Steinen eine Veste,

Von zwei Händchen halb gebaut . . .
Still im Morgenwand gezogen
Kommt die Nacht und küßt die Lilien,
Küßt die Nelken und die Rosen,
Und sie hauchen späten Duft.
Und durchbricht der Mond die Wolken,
Seine blauen Strahlen flirren!
Unter weißen Fliederblüten
Liegt ein Frühlingsfaller tot!

Paul Grotowsky.

Digitized by Google

Das Frühlingskind.

Novellette von **Karl Theodor Schultz.**

(Schluß.)

Eine ganze Weile war es still im Zimmer, bis Helene ebenfalls aufstand und mit einer gewissen Bitterkeit sagte: „Nun fühlen auch Sie, wie sich da niemals etwas ändern kann! Sie, der Sie im großen Leben stehen, können nur eine Frau zu sich emporheben, auf die jeder mit Ehrfurcht blickt. Eine Bescholtene — wozu aber noch Weiteres? Und wüßten nur Sie von dem Makel — es genügte!“

Um Ehrenhofs Augen, um seine geschlossenen Lippen lag ein tief schmerzlicher Zug, dennoch gab er einfach zu: „Ja! dann ist Alles vorbei!“

„Vorbei — seit ewig langen Jahren!“ flüsterte Helene vor sich hin.

Es arbeitete im Gesicht des Grafen; plötzlich sagte er mit vor Erregung tonloser Stimme: „Ich habe nun kein Recht mehr zu fragen — mir brennt aber eine Frage auf dem Herzen!“

Sie blickte ihn ruhig an. „Fragen Sie! ich habe Sie meinen Freund genannt, und meine Schuld kennen Sie! Was Ihre Teilnahme noch weiter anregen könnte, das Alles ist an mir — an uns gesündigt worden.“

„Der Vater von Sigi ist Rudolf?“ stieß Graf Ehrenhof heraus.

„Sigis Vater ist Rudolf!“ wiederholte sie langsam. „Er war ein ganzer Mann, wie Sie, Graf! doch er war arm und hatte noch viele Geschwister. Darum wollten meine Brüder nichts von unserer Liebe wissen, ja, Ulrich verfolgte ihn sogar mit Haß. Rudolf mußte aus dem Hause. Da überkam uns der Wahnsinn! wir meinten, Mann und Frau könnten sie nicht trennen. — Den letzten Morgen, an dem Rudolf gehen sollte — in der Frühe, hat Ulrich ihn ans meinem Zimmer treten sehen. Wozu es da zwischen ihnen gekommen ist, niemand hat es erfahren — wohl zu einem Duell! Rudolf wurde mit einer Schußwunde, sterbend im Park gefunden, doch hatte er dem Gärtner noch gesagt, daß er sich selbst das Leben genommen habe. Tot wurde er uns ins Schloß gebracht — wie sie Chriemhild den Gatten brachten: so habe ich den Knaben Siegfried genannt.“

Der Graf blickte unverwandt auf sie, als präge er sich jeden Zug ihres Gesichtes ein.

„Wünschen Sie noch etwas zu wissen?“ fragte sie nach einer Pause, worin sie in Gedanken verloren dasaß. „Als Sigi geboren war — in Schlangenbad, und ich ihn nicht von mir ließ, trat Ulrich auf meine Seite — vielleicht als Sühne dafür, daß er die Familienehre so vorschnell gerächt hatte, und hat es durchzusetzen gewußt, daß Sigi für das Kind verstorbener Verwandten gilt — von den Lehnsvettern, die in Sachsen ansäßig sind.“ —

In diesem Augenblick faßte draußen ein Händchen nach der Thürklinke empor, und drückte sie mit einiger Mühe herunter. Die Thür schob sich schwerfällig auf. Sigi flog mit einem fröhlichen „Tante Hella“ herein und barg den Kopf in den Falten ihres Kleides.

Helene und der Graf sahen sich stumm an. Er reichte ihr die Hand, fuhr über das goldige Gelock des Knaben und wandte sich zum Gehen.

„Leben Sie wohl, Graf!“

Helene hatte die Worte in großer Bewegtheit gesprochen.

Graf Ehrenhof vermochte nur, noch einmal zurückzugrüßen. Da riß sich Sigi von der Tante los, lief ihm nach und tirilierte mit

Digitized by Google

seinem hellen Stimmchen: „Lieber Graf, leb' wohl!“

Fassungslos hob ihn der Graf zu sich empor und rief, indem er ihn küßte: „Kind, Kind, was hast Du mir angethan! —“

Dann setzte er den Knaben hastig nieder und schied.

Sigi blieb, nun kleinlaut geworden, auf derselben Stelle stehen, während er mit ängstlichen Augen auf Tante Hella sah. Und sie eilte mit stürzenden Thränen und ausgebreiteten Armen auf ihn zu und schluchzte, ihn an sich pressend:

„Armes Frühlingskind! Und doch ließe ich Dich nicht für die ganze Welt!“

* * *

Um die Mitternacht eines heißen Tages gegen Ende des August erdröhnte plötzlich der Pfortenring an dem alten, früheren Schloßthor von Wolfsheim, das sich jetzt nur noch für Leichenzüge öffnete. Hatte der Flügel eines Nachtvogels den Ring gestreift, oder beim Vorüberschreiten der Tod selbst ihn berührt — die schwer Typhuskranke, die im Schlosse lag, mußte den schillernden Ton gehört haben: sie fuhr im Bette auf und sah mit wirren Blicken um sich. Als aber nichts weiter laut wurde, das Nachtlämpchen still fortbrannte und selbst die Dorette schlief, schloß auch sie wieder die Augen und sank mit einem röchelnden Seufzer in die Kissen zurück. Doch das Röcheln verstärkte sich, Dorette erwachte und bog sich erschrocken über die Sterbende. Noch ein Atemzug, der plötzlich absetzte — dann war sie erlöst.

Dorette eilte über den Flur nach dem Schlafzimmer der alten Baronin, die sich dort auf die Chaise longue gelegt hatte. Bevor sich noch die Thür ganz geöffnet, stand die Baronin schon mitten im Zimmer und wehrte durch einen kurzen Wink der Hand jede Mitteilung wie die Begleitung ab.

Festen Schrittes trat sie an die Tote heran.

Die Mutter mußte mit der Tochter noch allerlei zu rechten haben: zuweilen bewegten sich ihre Lippen. Dann drückte sie ihr die Augen zu, legte ihre Hände über der Brust in einander und verließ sie, ohne sich mehr umzuwenden. Nicht eine zärtliche Bewegung hatte sie für ihr Schmerzenskind übrig gehabt. — Helenens seliger Schlummer blieb darum aber wohl nicht weniger süß. —

Das Leichenbegängnis hatte stattgefunden: schon am dritten Tage bei Anbruch der Nacht. Auf den ausdrücklichen Wunsch der Arztes und der Baronin hatten sich als Leidtragende nur die nächsten Bekannten des Hauses dazu eingefunden; und selbst von diesen folgten nur ein paar Herren dem Sarge, Niemand von den Damen. — Statt ihrer, was Keiner hatte wehren können, waren aber Scharen von Leuten aus den benachbarten Ortschaften gekommen und hatten sich längs der Pappel-Allée aufgestellt, die zur Erbgruft der Familie Thronek führte. Trotz dieser bunten Menge von Weibern, Männern und Kindern herrschte während der ganzen Feier Totenstille, nur hier und da von einem schmerzlichen Geflüster unterbrochen. Wußten doch alle gut, was sie an der Heimgegangenen verloren hatten, und daß sich die so jung Gestorbene ihre Todeskrankheit bei der Pflege einer Greisin im Dorfe Wolfsheim geholt habe. —

Der rechte Flügel des Schlosses war von der Baronin verlassen worden, und sie hatte Zimmer in der Nähe ihrer Schwiegertochter bezogen. Selbst Sigi, den man nun ganz der alten Dorette übergeben, wurde mit ihr ein Zimmer auf dem linken Flügel angewiesen. Waren ihm die Geheimnisse dieses Flügels zu nen — der künstlerisch mit Wandmalereien, mit Nischen und Statuen ausgestattete Flur, die große Doppeltreppe und die Flucht der reich eingerichteten Zimmer, oder lag es an etwas Anderem, Sigi verließ sein Bereich kaum, und man sah ihn nur selten und dann in den entfernteren Teilen des Parkes unter den Augen von Dorette spielen. Immer allein; sogar Ivo schien den früheren Spielgefährten vergessen zu haben, da es neuerdings gestattet worden, daß die beiden Knaben des Oberinspektors ihm Gesellschaft leisten durften. — Der große Balkon auf der Gartenfront des Schlosses war nach wie vor der Lieblingsaufenthalt der Baronin. So saß sie auch heute schon in ihrer von Wandschirmen wohlgeschützten Ecke und wartete, daß Frau Karla erschiene. Diese pflegte aber ihre Mittagsruhe stets lange auszudehnen: mitunter so lange, daß irgend ein Vorwand gesucht werden mußte, um sie herüberzulocken. Heute bedurfte es einer solchen List nicht; mit

Digitized by Google

vom Schlummer rosigen Wangen und hellen Augen, die sich nun so lichter von ihrer Trauertoilette abhoben, rauschte sie bald durch die Balkonthür und nahm mit einer lächelnden Verneigung gegen die Schwiegermutter in ihrer gewohnten stolzen Haltung auf einem Armsessel Platz.

Die Baronin war ernst; doch mehr ärgerlich gereizt als bekümmert. So hatte sie den Gruß der Schwiegertochter kaum erwidert und begann sofort im Tone mißmutiger Klage:

„Eben habe ich einen Brief von Ulrich erhalten. Die Papiere Sigis sind wieder zurückgekommen. Immer noch unvollständig! O Gott, unsere gräßlichen Beamten! Selbst in die winzigste Ritze wollen sie hineingucken. Es soll noch ein Geburtsschein seiner Mutter fehlen. Wie wird sich Ulrich da nur heraushelfen? Ach, dieses Kind! Dies Schreckenskind! Es hat meine Haare grau gemacht und wird sie weiß machen."

Frau Karla nickte und sah mit zusammengezogenen Augenbrauen in den Park hinunter, der anfing, sich rot und gelb zu färben.

„Gerade in dieser Anstalt," fuhr die Baronin fort, „wäre er so gut untergebracht! Wir hätten dann wirklich zehn bis zwölf Jahre Ruhe vor ihm gehabt: Ulrich bestätigt es auch. Ah! Glückt das nicht noch, so muß er also irgendwo in Pension gegeben werden. Das kenne ich aber: da kommen innerwährend Anfragen und Querelen. Bald wegen der Ferien, oder wegen Kinderkrankheit. Dann lernt er nicht, oder überanstrengt sich gar — man würde den Gedanken an ihn nicht mehr los werden."

„Ich habe das Kind übrigens lange nicht gesehen," bemerkte Frau Karla.

„Die Dorette ist eine zuverlässige, und vor allen Dingen taktvolle Person," versetzte die Baronin mit einer leichten Genugthuung. „Bei ihr genügt ein Wink. Ich sehe das Kind ab und zu; Dorette hat ihm aber schon das ewige Herangelaufe und Küssen abgewöhnt — er bleibt nun manierlich an ihrer Hand und nimmt nur sein Käppi ab. Er soll auch nach niemand verlangen. Nur neulich hat er einmal wunderlicherweise zu weinen angefangen und gefragt, ob denn der liebe Graf nicht wiederkomme?"

„Der Graf!" sagte Frau Karla erstaunt. „Ich habe nie bemerkt, daß er sich mit ihm besonders abgegeben hätte? Weit eher doch mit Ivo?"

„Ich verstehe es auch nicht," bestätigte die Großmutter.

„Vielleicht hat er ihm bisweilen etwas mitgebracht?"

„Die Rückkehr Ehrenhofs wird nun bevorstehen?" meinte Frau Karla.

„Ich denke!" antwortete die Baronin zerstreut. „Die sechs Reisewochen, von denen er sprach, müssen jedenfalls um sein. Unsere Anzeige ist sicher verloren gegangen, sonst hätte er von sich hören lassen. Denn er hatte immer ein gewisses tendre für Helle."

Da meldete der Diener die Ankunft einer Generalsfamilie aus der Nachbarschaft, die ihren verspäteten Kondolenzbesuch machen wollte.

Mit dem Worte trat in die gleichmütigen Gesichter von beiden Damen ein Zug würdevoller Trauer und selbst die Bewegung der Baronin, wodurch sie ihre Bereitwilligkeit darthat, die Herrschaften zu empfangen, war bereits von einer feierlichen Mattigkeit.

Auf Wunsch der Generalin mußte später auch ihr süßer Sigi erscheinen, der an der Tante so viel verloren hätte. Und so war Sigi auf volle fünf Minuten wieder einmal der Mittelpunkt des Kreises: jetzt aber noch weit stiller und scheuer als sonst. —

* * *

Graf Ehrenhof war bald nach der dunkeln Stunde, die ihm Helene Throneck hatte bereiten müssen, auf Reisen gegangen — über Schweden nach Norwegen . . . Nicht allein hatte er zu reisen gedacht: nun es so ganz anders gekommen war, wollte er aus einer schwermütigen Laune auch allein bleiben, und hatte auf die sechs Wochen, mit Ausnahme dringender Geschäftsangelegenheiten, die Nachsendung jeder Art von Privatbriefen verboten. Von der Einzigen, die ihn noch immer ausschließlich beschäftigte, konnte er nichts erwarten — alles Übrige war ihm völlig gleichgültig erschienen. Um so furchtbarer wurde er überrascht, als er bei seiner Rückkehr auf dem Stoß von Briefen, der indessen eingelaufen war, die Todesanzeige von Helene obenauf gelegt fand.

Nun meinte er erst zu wissen, wie grenzenlos er sie geliebt, und daß er ja während der ganzen Reisezeit eigentlich über nichts gesonnen habe, als wie er eine Wendung fände, daß sie sich trotz alles Trennenden gehören könnten.

Digitized by Google

Durch so viel von dem, was sie schied, hatte er sich schon durchgerungen, in der Ferne war es heller geworden, und zuweilen erschien es ihm bereits wie eine Gewißheit, daß über aller Ehre und allem Ruhm vor der Welt — das Glück des Herzens stehe. Ob er freilich Helenens Widerstand gebrochen hätte? Doch um ihres Kindes willen — was thut da eine Mutter nicht?

Dieses Kind! Der reizende Knabe! — In welchen Sorgen, welcher Angst mußte sie gestorben sein? — Er besann sich auf einmal, daß Sigi trotz der Gegenwart der Mutter schon immer in den Hintergrund gedrängt worden, daß man ihn gleichsam nur geduldet habe! — Wie mochte es ihm jetzt ergehen? und was konnte seine Zukunft sein?

Und da war es ihm plötzlich, als lindere sich sein Schmerz — bei einem Gedanken, einem holden Gedanken. Er blieb eine Weile in sich versunken stehen, bis er laut, fast freudig rief: „Ich kann's! Jetzt ist er nur noch ihr Kind!"

Die Damen auf Schloß Wolfsheim waren aufs angenehmste berührt, als Graf Ehrenthof bei ihnen einkrat. Sie bemühten sich sogar, rasch über die leidigen Beileidsförmlichkeiten fortzukommen, um recht viel von seinen Reiseerlebnissen zu hören. Doch der Graf blieb einsilbig und fragte dann mitten aus dem Gespräch heraus nach Sigi. Frau Karla suchte auch eine genauere Antwort auf diese Frage durch die scherzhafte Versicherung zu umgehen, daß seine Bonne ihn nun fast noch mehr verwöhne, als es die Art der Tante gewesen sei.

Der Graf wandte sich an die Baronin:

„Meine gnädigste Frau, ich habe eine große Bitte an Sie!"

„Natürlich ist sie gewährt, lieber Graf," erwiderte diese lächelnd, „wenn die Gewährung nur von mir abhängt."

„Von Ihnen und vielleicht von Ulrich." — Ehrenthof sah einen Moment in die Weite, ehe er hinzusetzte: „Geben Sie mir Sigi!"

„Herr Graf!" rief Frau Karla.

Ruhig fuhr er fort:

„Ich will ihn adoptieren!"

Die Blicke der Damen begegneten sich in namenloser Überraschung.

„Ich bin in alles eingeweiht!" schloß er dann ernst, während sich in den Mienen beider Damen geradezu Entsetzen malte.

„Woher?" Die Baronin brachte keinen Ton mehr über die Lippen.

Der Graf sah vor sich nieder. „Ich habe um die Hand Helenens angehalten. Sie wies mich ab und teilte mir offen den Grund mit. Meine Liebe aber ist geblieben und wird ewig bleiben. So bitte ich: gönnen Sie mir den Trost, Sigi zu besitzen."

Die Baronin hatte sich gefaßt und entgegnete, nun tief erleichtert: „Allerdings hat in dieser Frage Ulrich zu entscheiden. Doch ich zweifle keinen Augenblick, daß er wie ich fühlen wird und Sie dieses Trostes nicht berauben könnte. Für das Glück des lieben Kindes, wie für Ihr Schweigen bürgt uns der Kavalier!"

Sie reichte ihm die Hand.

Der Graf küßte sie und behielt sie: „Nicht wahr, ich darf Sigi gleich mitnehmen? Deshalb bin ich im Brougham gekommen! Auch habe ich daheim schon alles für ihn herrichten lassen. Er hat jetzt einen Vater, und ich bin nicht mehr einsam."

Frau Karla erhob sich mit nervöser Hast. „Ich rufe ihn."

An der Hand Dorettens trat er zögernd ein: doch wie er den Grafen erkannte, stürzte er mit dem Jubelruf auf ihn zu:

„Lieber Graf, nun bleibst Du bei mir!" —

Froschgequak.

In meiner Jugend fand ich viel Geschmack,
Zu lauschen auf das ferne Froschgequak,
Es däuchte meinem ungeübten Ohr,
Als quakten Tausend wenigstens im Chor.
Nun endlich fand ich doch Gelegenheit,
Dem Teich zu nahen in der Abendzeit.

Ich horchte lang und zählte alle Racker,
Es waren kaum ein halbes Dutzend Quaker.
Dann schlich ich weg — von ferne sie zu hören,
Und wieder quakt's in tausendstimm'gen Chören
Geh' zu den Fröschen hin, mein Freund, und lerne,
Mit wenig Kunst zu wirken auf die Ferne.

Fr. v. Königsbrunn-Schaup.

Digitized by Google

Das Wormser Schießen.

Erzählung in Versen von **Otto Roquette.**

(Fortsetzung.)

Nun war zu Worms ein großes Treiben,
Mit Fahnen jedes Haus geschmückt.
Heut galt es kein Daheimverbleiben,
Da Zug auf Zug schon eingerückt.
Es giebt ein Rufen und Willkommen,
Ein Drängen in jedem Stadtrevier,
Bis jeder Gast ist aufgenommen
Und eingeführt in sein Quartier.

Von Mainz und Frankfurt stattlich waren,
Von Speier auch die Schützen da,
Aus allen Städtchen frohe Scharen
Des Pfälzer Lands man kommen sah.
Sogar aus weit entlegnen Orten,
Von Stuttgart und von Würzburg her,
Ein Grüßen war's mit Hand und Worten
Und ein Empfang in gleicher Ehr.

Dazu aus stillen Waldrevieren
Der Pfalzgraf her vom Jagen kam,
Mit Herrn und Jägern, Falkonieren,
Die er als Gäste mit sich nahm,
Dem Armbrustschießen beizuwohnen.
Hatt' auch zum Feste, wohl bedacht,
Den Waffeneifer zu belohnen,
Viel Ehrenpreise mitgebracht.

Und vor der Stadt in Breit' und Länge
Was gab's zu sehn! Das Fürstenzelt,
Und um die Tische das Gedränge,
Wo man die Gaben ausgestellt,
Die Waffen, Silberbecher, Fahnen,
Und all den prächtgen Schützenlohn;
Die Buden, abgesteckten Bahnen,
Wo man zum Schuß gerüstet schon
Nach bunten Adlern, Stern und Scheiben:
Ja, wer das Alles schildern wollt',
Er könnt' ein Buch voll drüber schreiben,
Bis er die Bilder aufgerollt! —

Jetzt gilt es, nach dem Diether schauen,
Der wie in Träumen um sich blickt,
Und doch mit wachsendem Vertrauen
Nach jedem Ziel die Augen schickt.

Er kann's erwarten kaum, bis Pfeifen
Und Trommeln und Fanfarenruf
Die Hand zur Armbrust heißt zu greifen,
Und tausendstimmigen Jubel schuf.

Nun schwirrten durch die Luft die Pfeile
Durch zwanzig Bahnen nach dem Ziel.
Der Eifer stieg in Stundenweile,
Doch noch kein erster Hauptschuß fiel.
Vom Adler flog zwar mancher Fetzen
Schon ab, der Rest war nur noch klein
Und in den Kreis der Scheibe setzen
Die Bolzen rings herum sich ein.
Man fehlt' auch wohl, doch unverdrossen
Da dringt ein Jubelschrei'n heran.

„Wer hat den Adler abgeschossen?
Der Schuß war meisterlich gethan!"
So fragt der Pfalzgraf. Bald verkündet
Der Herold:
„Ein noch junger Mann
Von Neustadt war dem Glück verbündet,
Daß er den Ehrenpreis gewann."

„Das war nicht Glück, das zeigt des Schützen
Geschärftes Aug' und sichre Hand,
Der Brust, des ganzen Körpers Stützen,
Ich sah es wohl, wie straff er stand.
Der Adlerpreis, den selbst ich setzte,
Ist sein!" —
Es war ein Feu'rgewehr,
Das jedes Kennerang' ergetzte,
Mit großem Schloß, wie's altersher
Gebrauch, und eingelegt mit Zeichen
Der Jägerei, von Elfenbein.

Die Herrn am Gabentische reichen
Den Preis dem Diether.
„Ist das mein?"
Fragt er, von freud'gem Schreck benommen.

„Nun freilich!" heißt es. „Nur so fort,
So kann auch mehr noch an dich kommen!"

Der Diether geht, kein weitres Wort
Im Kreis der Wormser Ratsherrn wagend,

Digitized by Google

Und eilt zurück zu seinem Stand,
Die Büchse auf der Schulter tragend.

Man ruft, man schüttelt ihm die Hand.
Doch manchem schien's mit rechten Dingen
Nicht zuzugehn, daß solch ein Preis
Dem Allerjüngsten sollt gelingen.
Doch Diether sich zu fassen weiß.

Er brennt drauf, seinen Ruhm zu mehren,
Und wählt jetzt einen Scheibenstand.
Derweil kam mancher auch zu Ehren
Der Andern durch geschickte Hand,
Und ward bejubelt von den Seinen.
Die Herren selbst nicht ließ es ruhn,
Sich mit den Bürgern zu vereinen,
Und ein paar Schüsse mit zu thun. —

Da scholl Gelächter durch die Kreise
Der Pfalzgraf fragt, der Herold spricht:

„Das Lachen gilt dem Ehrenpreise,
Der nicht geringe von Gewicht.
Ein Ochs ist's, den die Metzgergilde
Gestiftet, purpurn ausstaffiert
Mit Tuch, man liest es auf dem Schilde,
Das die vergoldten Hörner ziert.
Und der Gewinner an der Scheibe
Ist der von Neustadt noch einmal,
Der schon dem Adler ging zu Leibe."

„Beim Blitz! Der Bursch wär meine Wahl!"
So ruft der Pfalzgraf. „Bin begierig,
Was er mit seinem Ochsen thut?
Solch Siegesstück ist etwas schwierig
Für leicht und junges Schützenblut." —

Nun kam heran die Mittagsstunde,
Die Herren tafelten im Zelt,
Die Schützen, wo man in der Runde
Die Tisch' und Bänke aufgestellt,
In Buden, in der Bäume Schatten,
Wo Platz man und Gesellschaft fand,
Und Wein und Imbiß kam zu statten,
Und Kühlung vor der Sonne Brand. —

Der Diether aber ging verstohlen
Zu seinem Ochsen, streichelt ihn
Und denkt:

„Du bist mir aubefohlen
Zum Dienst, doch ist es dir verliehn,
Auf Andrer Kosten noch zu schmausen —
Zu deinem Glück: Dieweil bei mir
Die Reisekreuzer nicht mehr hausen
Und nichts mehr da für deine Gier.
Dir schmeckt dein Futter — ich muß fasten.
Man schätzt dich zwanzig Gulden wert.
Hätt' ich sie jetzt in Baar, sie paßten
Mir mehr als dein Besitz mich ehrt.
Dann speist' ich auch. Doch gilt's zu trotzen
Dem Appetit bei Kreuzernot.
Na, brauchst mich so nicht anzuglotzen,
Als wärst du selber schon bedroht!
Wenn einen Käufer ich erhasche,
Dich selbst jedoch — du mußt verstehn,
Als zwanzig Gulden — in der Tasche,
Da sollst du mich mal essen sehn!" —

Inzwischen zeigt im Fürstenzelte
Der Bürgermeister sich als Wirt
Der reichen Stadt.
Der Festwein schwellte
Die Herzen, silbertönig klirrt
Der Becher, voll der edlen Weine,
Die rings erzog das pfälzer Land.
Der Herrn auch jeder that das Seine,
Zu zeigen, daß er's wohl verstand.

So dauerte das Tafeln lange,
Man ließ es gehn, daß auf dem Plan
Das Schützentreiben schon im Gange,
Und Jubelruf aus mancher Bahn
Dem guten Schuß als Antwort tönte,
Und Ehrenpreis den Sieger krönte.

Da tritt zum Bürgermeister schnell
Der Herold:
„Eben ward gewonnen
Der höchste Stadtpreis. Der Gesell
Von Neustadt, der so keck begonnen,
Hat auch den Stern herab gebracht,
Für den die Fahne, rothbrokaten,
Dazu die hundert Golddukaten,
Vom Rat der Stadt war zugedacht."

„Zum drittenmal? Beim Blitz, den Knaben
Will ich doch sehn!" Der Pfalzgraf spricht:
„Am liebsten möcht' ich ganz ihn haben,
Denn solchen Schützen find' ich nicht
So leicht von neuem. Laßt ihn kommen!"

Der Bürgermeister winkt.
Man eilt
Zum Diether, der, von Glück benommen,
Verstummt, umdrängt und eingekeilt
Stand in der Festgenossen Schwarm.
Die Fahne hielt er fest umspannt,
Und eingewickelt unterm Arm
Den Siegesschatz in seiner Kappe.

Mit Mühe drängte sich der Knappe
Hindurch, den man nach ihm gesandt.
Der Diether folgte. Bald auch stand
Er in der Herrn und Fürsten Kreise,
In dürftgem Wamse, viel geflickt
Von eignen Händen für die Reise.

Digitized by Google

Doch hielt er sich nicht ungeschickt,
Denn Siegesruhm und Preisgewinn
Gab Haltung ihm und Selbstvertraun.
Rein, stattlich war er anzuschauen,
Der Bürgermeister sprach:
„Nimm hin
Zum Lohn den Ehrentrunk des Festes!
Gewonnen hast du dreimal heut,
Dabei was wir gesetzt als Bestes.

Drum ist es recht, daß man dir beut
Den Trunk vom besten unsres Weines."
Der Diether hebt, von Herzensgrund
Bereit, den Humpen an den Mund,
Und da er merkt', es sei was Feines,
Nimmt er den Trunk so lang und tief,
Daß, wie sein Durst sich nicht verhehlte,
Und jeder Tropfen ihn beseelte,
Ein Schmunzeln um die Tafel lief.

(Schluß folgt.)

Am Lebensabend.

Stirbt in seinem Abendschatten
Auch der müde Tag dahin —
Kein Verjagen, kein Ermatten,
Morgenfrisch in Herz und Sinn.
Sonnenwärts, ihr Adlerflüge,
Wie ihr einst gestrebt zum Licht;
Denn die Zeit ist eine Lüge,
Sie berührt das Ew'ge nicht.

Mögen schläfrig matte Kerzen
Niederbrennen am Altar,
Der Begeistrung Herd im Herzen
Wahrt das Feuer immerdar.
Manche Blume fällt vom Kranze,
Abgestreift vom Zeitenlauf,
Doch im späten Abendglanze
Bricht noch manche Knospe auf

Nimmer mag das Herz erkalten,
Träumend in Erinnerung!
Hängt das Alter auch am Alten,
Nur das Neue macht es jung.
Altes ist ihm unverloren,
Neues höstlicher Gewinn;
Schönes, was der Tag geboren,
Nahm's mit Jugendfreude hin!

Nicht ein jeder Wunsch ersterbe,
Wie ein welkes Blatt verweht,
Ob der Tod als nächster Erbe
Lauernd schon am Wege steht.
Nicht ein jedes Glück ist eitel
Und ein Ziel bequemen Hohns,
Liebe krönt den greisen Scheitel
Goethes und Anakreons.

Rudolf von Gottschall.

Dämmerung.

Der Sonne letzte Strahlen starben,
Ihr ferner Wiederschein verblich,
Es schweigen rings die grellen Farben,
Die harten Formen lösen sich.
Die arbeitmüden Hände sinken,
Es ruht die Seele, kampfesmatt,
Die sonnenmüden Augen trinken
An milder Dämmerung sich satt.
Und leis erwacht, was mir in trüber
Und was in heil'rer Zeit entschlief,
Gestalten ziehen fern vorüber — —
Ich halte nicht, die ich nicht rief.

Sie schrecken nicht. Im Dämmerlichte
Ihr körperloses Bild verblaßt,
Nicht sitzen strenge zu Gerichte,
Die flüchtig nur bei mir zu Gast.
Sie hielten mir, ich ihnen Treue
In Lust und Leid, in Lieb' und Haß,
Und dennoch quält es mich wie Reue,
Und dennoch wird mein Auge naß!
Ob lang vernarbt auch jede Wunde,
Und die gesühnte Schuld verblich:
Ich fühl' in dieser Dämmerstunde
So alt und arm, so einsam mich! —

Wilhelm Langewiesche.

Der Held vom Rhein.

Ich weiß einen Helden gar edler Art;
So wild und so zart,
So jung und so stark,
Voll Heldenmark.
Der siegt, wo er erschienen,
Sieht doch nur freudige Mienen.

Es stammt mein Held vom grünen Rhein!
An Halden und Rain,
So jung und so stark
Voll Heldenmark
Ist er emporgediehen,
Wo die Wellen wandern und ziehen.

So wandert und zieht er durch das Land,
Das deutsche Land,
Und seiner Gewalt
Folgt Jung und Alt
Und trinkt den Wein vom Rheine,
Den Helden, den ich meine!

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Frauenherrschaft.

Lustspiel in vier Aufzügen, nach **Aristophanes'** „Ekklesiazusen“ und „Lysistrate“.

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Myrrhine (zu einer Andern). Vorwärts, Bruder Perikles!
Stratyllis (desgleichen). Vorwärts, alter Themistokles.
Kalonike (in einer Art von Gesang). Und verrotet euch nicht, ihr Männer,
Greift mir keine falsche Saite,
So ein Spiel ist leicht verspielt!
Myrrhine (desgleichen). Ei, wir wissen, was zu thun ist;
Lassen uns die Marke geben,
Setzen dann uns eng zusammen,
Eng zusammen;
Daß hernach, wenn abgestimmt wird,
Wir zugleich die Hände heben,
Alle die vereinten Schwestern —
Lysistrate. „Schwestern“! Ho!
Alle. „Schwestern“! Ho!
Myrrhine. Alle Brüder, wollt' ich sagen!
Alle Brüder von Athen!
(Sie ziehn vorne rechts ab; die noch folgenden Reden werden draußen gesprochen, nach und nach verhallend).
Kalonike. Geht, ihr Männer!
Stratyllis. Gehn wir Männer!
Myrrhine. Vorwärts, Bruder Perikles!
Stratyllis. Vorwärts, alter Themistokles!
Lysistrate. Leise, leise!
Alle. Leise, leise!
(Stille; auch die Musik verstummt.)

Dritter Auftritt.

Blepyros; dann ein **Nachbar.** (Morgendämmerung.)

Blepyros (kommt hinter aus dem Hause; schon üblich; sichtbar katzenjämmerlich elend, nur im Unterkleid, zerrissne, bunte Perserschuhe an den Füßen und ein Frauenkleid in der Hand).
Was heißt das? Wohin ist die Frau denn fort?
Da's doch schon Tag wird; und sie zeigt sich nicht.
Kalt ist's! Mich friert! — Mir ist nicht gut; hab' gestern
Zu viel getrunken, scheint mir; jammerhaft
Ist mir zu Mut, es treibt mich in die Luft.
Doch wie im Dunkeln ich die Schuhe und
Den Mantel suche, kann ich sie nicht finden;
Was sind' ich? Nichts als diese Perserschuhe
Und dieses luft'ge Kleidchen meiner Frau! —
Mich friert; ich muß hinein!
(Er zieht das Frauenkleid an.)
Das ist das Unglück:
Kommt uns vom Krieg, zu Wasser oder Land,
'ne gute Nachricht, dann aus Freude trink' ich
'nen Becher mehr; und kommt uns böse Kunde —
Wie gestern — dann, um mich zu trösten, trink' ich
Auch einen Becher mehr!
Nachbar (kommt aus dem Hause links, auch im Unterkleid).
Wer steht denn da?
Doch nicht der Nachbar Blepyros? Beim Zeus,
Er ist es wirklich. Was ist dir geschehn?
Hast dich verkleidet, willst Theater spielen?
Blepyros. Nein; wollte nur ein wenig an die Luft
Und hab' das Safrankleidchen angezogen,
Das meiner Frau gehört.
Nachbar. Wo ist dein Mantel?
Blepyros. Ich weiß es nicht. So viel ich sucht', ich fand ihn
Nicht auf dem Bett.
Nachbar. Und hast auch nicht die Frau
Danach gefragt?
Blepyros. Da frag' nur! Die ist fort.
Ganz heimlich fort; durch's Schlüsselloch hinaus.
Drum fürcht' ich, 's ist nichts Gutes, was sie treibt!
Nachbar (sehr erstaunt). Schau! Beim Poseidon!
Also dir ist's ganz
Wie mir ergangen! Denn die Meinige,
Fort ist sie, heidi — und mein Mantel mit.
Und wär's nur das: doch auch die Schuh' sind fort.
Im ganzen Hause konnt' ich sie nicht finden!
Blepyros. Beim Dionysos, ich die meinen auch nicht.
Zuletzt bin ich in die Pantoffeln da
Hineingeschlüpft —
Nachbar. Und ich in ein paar alte
Sandalen, die ich fand. — Was mag's denn sein?
Ob eine gute Freundin sie zum Frühstück
Sich eingeladen hat?

Digitized by Google

Blepyros. So denk' ich, Nachbar.
Schlimm ist die Meine nicht, so viel ich weiß.
Nachbar. Und zur Versammlung ist's die höchste Zeit!
Ich muß noch hin. Mein einz'ger Mantel fort; —
Na, helf mir Zeus, dann geh' ich, wie ich bin!
(Vorne rechts ab.)
Blepyros. Im Unterkleid? Das wär' mir nicht genehm;
Das thut kein feiner Mann. —
(die Hand am Kopf.)
Es geht mir schlecht;
Nicht blos der Schädel macht mir Kummer, auch
Der ganze Kerl — und ganz Athen — und alles.
Was soll dies dumme Sausen? Woher kommt das?
Von diesem dummen Krieg. Woher kommt der?
Von diesem dummen Volk. Athener und
Spartaner, alle dumm! Sie zapfen sich
Das Blut ab, Jahr für Jahr; warum? Aus Dummheit!
Sie wollen Frieden, alle miteinander;
Sie flicken auch und schneidern ihn zurecht;
Da kommt dann hurtig so ein Volksverderber,
Hetzt dort den Neid und hier den Hochmut auf,
Bläst in die Glut, die grad' erlöschen will —
Das dumme Volk bläst mit — und hui! da liegt
Der angebrannte Frieden in der Asche!

Vierter Auftritt.

Blepyros: Chremes (von hinten rechts). (Heller Tag.)

Chremes (schon angetrauk). Freund Blepyros! Was gib't's? Was red'st du da
So eifrig in die Luft?
Blepyros. Ich fluch' ein wenig.
Chremes. Was thust du da im gelben Kleidchen deiner
Lysistrate?
Blepyros. Ich nahm's vorhin im Dunkeln.
Woher des Weges?
Chremes. Aus der Volksversammlung.
Blepyros. Ist die schon aus?
Chremes. Ja freilich; äußerst früh.
Das war dir 'ne Versammlung, muß ich sagen —
So eine sah'st du nie!
Blepyros. Wieso? Was gab's denn?
Chremes. Das allertollste Zeug!
Blepyros. Das, denk' ich, wären
Wir längst gewohnt. Doch wenn's was Neues war —
Erzähl' mir's, guter Chremes! werter Ratsherr!
Was ging denn vor?
Chremes. Auf einmal drängte sich
Ein mächtiger Menschenhaufen auf den Platz —
So wimmelt' es noch nie! Wir dachten, da wir
Sie kommen sahen: sind das lauter Müller?
So weiß ward uns auf einmal vor den Augen
Von all den Milchgesichtern —
Blepyros. Nun, was gab's denn,
Daß so viel Volks so früh zusammenlief?
Chremes. Was sonst, als daß die Herrn Prytanen über
„Das Heil des Staates" wollten Meinung sammeln.
Da kam auch gleich, als Erster, Neokleides
Das Triefaug' angeschlurrt. Doch augenblicklich
Begann das Volk zu schrei'n — du glaubst nicht, wie —
Daß so ein Lumpenkerl zu reden wage,
Und gar vom Heil des Staates, der sich selbst nicht
Die Wimpern heilen kann! — Da schrie er auf
Und schaut' umher und rief: was soll ich thun?
Blepyros. Reib' Knoblauch, Steckenkraut, thu' Wolfsmilch dran,
Streich' dir's am Abend auf die Augenlider!
So hätt' ich, wenn ich da war, ihm gesagt.
Chremes. Dann kam Euäon, der Bedeutende, —
Unangekleidet, wie's den Meisten schien;
Er aber rief, er habe keinen Mantel,
Und hielt dann eine Rede, recht fürs Volk.
„Ihr seht", begann er, „was das Heil betrifft,
Da fehlt mir's selber! Dennoch sag' ich euch,
Wie Staat und Volk zum Heil gelangen kann.
Wenn jedem Mann, der keinen Mantel hat,
Die Walker Winters einen leihen müssen,
So giebt's hier künftig keinen Husten mehr;
Und wer kein Bett und keine Decken hat,
Geh' wohlgebadet bei 'nem Kürschner schlafen;
Verschließt ihm der die Thür, zur Winterszeit,
Soll er drei Pelze büßen!"
Blepyros (lacht.) Allerliebst,
Beim Dionysos!
Chremes. Darauf sprang dir nun
Ein hübscher Jüngling auf den Rednerstein,
Ein rechtes Milchgesicht, dem Nikias ähnlich,
Und sprach mit Feu'r und Witz; und legte dar,
Die Frauen müßen mit im Staat gebieten.
Da lärmten sie und schrie'n, er habe Recht!
Die Müller nämlich Die vom Land dagegen,
Die murrten laut,
Blepyros. Die hatten doch Verstand!
Chremes. Sie waren aber weniger. Und der
Sprach mächtig weiter, sagte von den Frauen
Viel Gutes — und viel Schlimmes dann von dir.
Blepyros. Von mir? — Und was denn?
Chremes. Erstens, sagt' er, seist du
Ein schlechter Kerl.
Blepyros. Und du?
Chremes. Das laß noch gehn.
Sodann ein Schwindler!
Blepyros. Ich allein?
Chremes. Und ferner
Ein Stänk'rer!
Blepyros. Ich allein?

Digitized by Google

Chremes. Und ebenso
Der große Haufe!
Blepyros (beruhigt schmunzelnd). Na, wer leugnet das?
Chremes. Das Weib dagegen, sagt' er, sei ein kluges,
Sparsames und erwerbendes Geschöpf.
Auch trügen sie von ihren Frauenfesten
Nie das Geheimniß in die Welt hinaus;
Doch du und ich, wenn wir im Rat gewesen,
Wir schwatzten jedesmal.
Blepyros. Beim Hermes, Freund,
Da hat er nicht gelogen!
Chremes. Ferner, sagt' er,
Liehn sich die Frauen gegenseitig Kleider,
Goldsachen, Trinkgeschirre Silberzeug,
Unter vier Augen, ohne jeden Zeugen,
Und gäben alles ungeleugnet wieder;
Von uns gar Manche machten's umgekehrt.
Blepyros. Ja freilich! auch vor Zeugen!
Chremes. Ferner, sagt' er,
Sie prozessieren nicht, sie stänkern nicht,
Sie wühlen nicht am Staat! Und noch viel andres
Schönes und Gutes pries er an den Frauen.
Blepyros. Und was ward denn beschlossen?
Chremes. Daß sie mit
Regieren sollen, gerade wie die Männer.
Das schien das Einz'ge, was man in Athen
Noch nie versucht!
Blepyros. Das ist beschlossen?
Chremes. Freilich.
Blepyros. Sie sollen alles mitthun? alles, was
Sonst wir allein gethan?
Chremes. So steht die Sache.
Blepyros. Auch zu Gericht, als Richter, geht die Frau?
Chremes. Auch das, natürlich.
Blepyros. In der Volksversammlung
Gähnt sie wie wir den Morgen an?
Chremes. Auch das. —
Mein guter Blepyros, so ward's beschlossen.
Du machst ein köstlich thörichtes Gesicht,
Als wollt'st du alle Dummheit der Athener
In diesem einen Kopf zusammenfassen.
Was hilft's? Man muß gehorchen! Und ein Spruch
Von unsern Alten sagt: „was wir auch Dummes
Und Närrisches beschließen, alles schlägt
Uns doch zum Guten aus." Will heim. Leb wohl.
Blepyros (noch völlig verstört). Das ist der Götter Strafe!
Chremes. Mag wohl sein
Blepyros. Das ist der Götter Strafe, guter Chremes,
Weil wir mit Sausen, Schwindeln, Wetterfähneln
Zu viel dumm Zeug gemacht!
Chremes. Mag sein.
Blepyros. Leb wohl!
(Geht in sein Haus.)
Chremes. Da geht er hin, als wie zum Weib geworden. —
Nun wird sein Weib wohl ganz und gar der Mann!
(Chremes links ab.)

Fünfter Auftritt.

(Dieselbe neckische Musik beginnt leise, wie vorhin. Nach einer Weile hört man die Stimmen der Frauen, noch draußen; nach und nach ziehen sie von vorne rechts auf die Bühne (ohne Lysistrate), **Kalonike, Stratyllis, Myrrhine** und die anderen jungen Frauen aus dem ersten Auftritt.)

Myrrhine (draußen, wieder halb singend).
Nur weiter, nur vorwärts!
Nur immer voran!
Stratyllis (draußen.)
Gebet Acht, gebet Acht!
Ob nicht einer der Männer
Uns nachspüren kann!
Kalonike (schon sichtbar).
Mach Kehrt! schau zurück!
Alle (leise.) Gebet Acht, gebet Acht!
Myrrhine. Nur fest mit den Füßen
Gestampft wie die Männer!
Kalonike. Das wär' doch 'ne Schande
Uns Frauen, uns allen,
Wörd' noch jetzt die Geschichte
Von den Männern entdeckt!
(Die Musik verstummt.)
Myrrhine. Da sind wir wieder, wo wir ausgegangen.
Das ist des Feldherrn Haus! der großen Frau,
Die's kühn gedacht und herrlich ausgeführt!
Kalonike. Jetzt hurtig umgekleidet, daß wir wieder
Zu Frauen werden, eh' ein Aug' uns sieht.
Fort mit dem Hängebart —
Stratyllis. O Artemis!
Kalonike. Was giebt's?
Stratyllis. Ein Mann!
Myrrhine. Du Has! Das ist der Feldherr,
Der auf dem Platz noch bei den Alten blieb.
Kalonike. Ja, ja: Lysistrate. Sie kommt. Den Bart weg,
Und wieder glatt und hübsch ins Licht geschaut,
Wie unsre hübschen Mütter uns geboren!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen; **Lysistrate** (von hinten rechts); zugleich kommt behutsam die **Dienerin** aus Lysistrates Haus hervor, der Herrin durch Geberden andeutend, daß drinnen alles gut steht.

Lysistrate. So weit, ihr Frauen, wär' denn unser Werk
Nach unserm Sinn geglückt. Nun hurtig, eh
Ein Mann uns sieht, die Mäntel abgeworfen;
Die Schuhe fort, löst die Lakoner Riemen;
Weg mit den Knotenstöcken! (Zur Dienerin) Hilf du hier
Den Frauen, daß sie sich in Ordnung bringen;
Ich schleich' hernach ins Haus, und eh' der Mann

Digitized by Google

Mich wahrnimmt, leg' ich ihm den Mantel wieder
An seinen Platz, und was ich sonst noch nahm.
(Die Frauen machen sich mittlerweile in aller Eile zurecht; die Bärte hatten sie schon abgenommen, eh' Lysistrate auftrat.)

Myrrhine. Hätt' ich nur auch erst meinem husteuden
Kinesias den alten Mantel wieder
Warm auf das Bett gelegt! — Er schnarrcht noch, hoff' ich.

Strathylis (zu Lysistrate). Schau, hier ist alles fertig, nach Gebot.

Kalonike. Nun ist's an dir, uns weiter anzuweisen;
Was du für gut hältst, thun wir Wort für Wort.
Denn niemals, daß ich wüßte, ist mir solch
Ein wunderbares Weib wie du begegnet!

Lysistrate. So bleibt noch hier, und — (Bricht jäh erschreckend ab. Leiser)
Horcht!

Kalonike (leise). Was giebt's?

Lysistrate. Mein Mann!

(Die Frauen fliehen nach allen Seiten auseinander, sind sogleich verschwunden. Nur die Dienerin bleibt neben Lysistrate auf der Bühne.)

Siebenter Auftritt.

Lysistrate, Dienerin; Blepyros (aus seinem Hause)

Blepyros (kommt langsam und in sich versunken heraus, die Hand am Kopf; erblickt dann die Frau).
Sieh da! Woher des Wegs, Lysistrate?

Lysistrate. Was kümmert's dich, mein Schatz?

Blepyros. Was mich das kümmert?
Sehr drollige Frage. Wohin gingst du denn
So früh und nahmst dir meinen Mantel mit?

Lysistrate. Mich ließ die Nacht 'ne gute Freundin rufen,
Die niederkam.

Blepyros. Und war denn keine Zeit,
Mir's erst zu sagen?

Lysistrate. Zeit war's, an die arme
Kindbetterin in ihrer Not zu denken —

Blepyros. Nachdem du mir's gesagt! — Dahinter steckt
Was Böses.

Lysistrate. Nein doch, bei den Göttinnen.
Ich lief so, wie ich ging und stand; es hieß,
So schnell wie irgend möglich sollt' ich kommen.

Blepyros. Konnt'st du denn nicht den eignen Mantel nehmen?
Zieh'st mir den meinen weg und wirfst dafür
Dein Mäntelchen auf mich, und läßt mich liegen
Wie 'ne ausgestellte Leiche; fehlte nur,
Daß du 'nen Kranz mir aufdrückst und daneben
Ein Salbenfläschchen stellst!

Lysistrate. Es war so kalt;
Ich bin nur zart und schwächlich. Mich zu wärmen,
Nahm ich den Mantel um; du bliebst behaglich
Im warmen Bett, Mann.

Blepyros. Und mein Knotenstock
Ging auch mit dir, und die Lakonerschuh'!

Lysistrate. Um deinen Mantel glücklich heimzubringen,
Ahnt' ich dich nach, band auch die Schuhe unter,
Trat kräftig auf und schlug die Pflasteriteine
Mit deinem Knotenstock.

Blepyros. Und weißt du, daß du
'ne Metze Korn verloren hast, die ich
In der Versammlung hätt' verdienen können?

Lysistrate. Thut nichts; sie hat ein männlich Kind geboren.

Blepyros. Wer? Die Versammlung?

Lysistrate. Nein, die Wöchnerin;
Drum giebt's ein gut Geschenk. — War denn Versammlung?

Blepyros. Ja doch, beim Zeus! Hatt'st du vergessen, daß ich
Dir's gestern sagte?

Lysistrate. Jetzt erinnr' ich mich.

Blepyros. Weißt auch von den Beschlüssen nichts?

Lysistrate. Ich? Nein.

Blepyros. So setz' dich hin und laß dir Austern schmecken.
Euch übergeben, heißt es, ist die Stadt —

Lysistrate. Zu was? Zu waschen?

Blepyros. Nicht doch. Zu regieren.

Lysistrate. Was denn?

Blepyros. Den ganzen Staat! gleich uns, den Männern!

Lysistrate. Im Ernst?

Blepyros. Im Ernst.

Lysistrate. Nun, dann — bei Aphrodite —
Dann wird die Stadt in Zukunft glücklich sein!

Blepyros. Warum?

Lysistrate. Aus vielen Gründen. Den Hallunken,
Die sie so frech mißbrauchen, wird man künftig
Ihr Handwerk legen! Nichts mehr von Verleumdern
Und falschen Zeugen —

Blepyros (sich den Kopf haltend.) Zeus! Da haben wir's;
Sie legt schon los! — Mein armer Kopf! Mein Jammer!

Lysistrate. Kein Plündern mehr im Staat, kein Bettelwesen,
Kein nacktes Elend, kein Parteienzanken —

Blepyros. Jetzt hört sie nicht mehr auf!

Lysistrate. Und eh wir ganz
Am Krieg verderben, endlich Ruh' und Frieden!

Blepyros. Den such' ich selber. Ruh' für meinen Kopf!
Dies ist ein Tag des Jammers ohne Ende!
(Läuft in sein Haus zurück.)

Lysistrate. Geh du nur hin, du jammerhafter Mann.

Digitized by Google

Wirſt dich noch anders, noch vor Abend, wundern.
Jetzt graden Wegs zum Ziel!
(zur Dienerin, die ſich während des vorausgehenden Geſprächs beſcheiden zum Haus zurückgezogen hatte)
Du ruf' mir wieder
Die Frau'n zuſammen . . . Doch da kommen ſie.
Von allen Ecken flattern ſie herbei,
Wie junge Vögel, wenn ſie fliegen lernen;
Schau! an den Häuſern ſpähten ſie und horchten.
So kannſt du gehn! (Die Dienerin ab ins Haus.)

Achter Auftritt.

Lyſiſtrate: Kalonike, Stratyllis, Myrrhine und die andern jungen Frauen (ſind inzwiſchen alle zurückgekommen, behutſam und leiſe).

Lyſiſtrate (nicht lächelnd). Ja, ja, der Platz iſt rein.
Kalonike. Dann ſag' uns raſch noch, eh wir heimwärts gehn:
Was ſoll nun werden? Mit dem neuen Recht
Was fangen wir nun an?
Lyſiſtrate. Das Allergrößte,
Wenn ihr mir folgen wollt; — und da ich rede,
Iſt's ſchon begonnen, ſetz' ich gleich hinzu.
Doch müßt ihr wollen!
Kalonike. Daß wir wollen, weißt du.
Stratyllis. Wir wollen, was du willſt!
Lyſiſtrate. Das wird man ſehn. —
Hört an! Ihr habt's erlebt, wie ſchnell wir Frauen
Etwas erreichen, wenn wir einig ſind.
Was wär' wohl unerreichbar, wenn wir ſo
Im ganzen Griechenland zuſammenhielten
Und ſagten: Das ſoll ſein!?
Stratyllis. Was ſollte ſein?
Lyſiſtrate. Kein Krieg in Hellas mehr; kein Krieg mehr zwiſchen
Spartanern und Böotern und Athenern,
Den ſtammverwandten Brüdern; endlich Frieden!
Kalonike. Das wär das Schönſte, was man wünſchen kann.
Doch wie erſtiegt man das?
Lyſiſtrate. Der Mut hat Flügel;
Der feſte Wille auch. — Wie Viele ſind wohl
Hier unter uns, die wahrhaft ſagen können:
Ich habe einen Mann? Der meine zählt
Schon zu den ältern; doch die jüng'ren Männer,
Wann ſind ſie denn zu Haus? Bald ruft der Krieg ſie
Nach Oſten, bald nach Weſten; heute Den
Und morgen Jenen; da ich hier ſpreche,
Sind wie viel Tauſend fort! — Gefällt euch das?
(Lebhafter Widerſpruch.)
Du, Kalonike, haſt den Deinen hier:
Doch auf wie lange?
Kalonike. Nächſte Woche, heißt es,
Soll er nach Thrakien,
Lyſiſtrate. Myrrhine, und deiner?
Myrrhine. Nach Pylos, ſagt mir mein Kineſias,
Will man ihn ſchicken.
Stratyllis. Na, da wünſch' ich Glück!
Da war der meine ſieben Monat' lang!
Lyſiſtrate. Wenn ich nun ſagte: hört, ich weiß ein Mittel,
Den Krieg zu enden, wärt ihr alle Willens,
Zu helfen?
Myrrhine. Willens? — Bei den Göttinnen,
Und müßt' ich dies mein Kleid verſetzen und —
Und heut vertrinken!
Kalonike. Ja, und ich, und ſollt' ich
Der Länge nach mich teilen wie 'ne Butte
Und halb verſchenken!
Stratyllis. Auf den höchſten Berg
Im Lande klettr' ich, wenn ich von dort oben
Den Frieden ſehen kann!
Lyſiſtrate. So ſag' ich's denn;
(etwas zaghaft zögernd)
Es muß ja doch heraus. Wenn wir die Männer
Denn zwingen wollen, daß ſie Frieden machen,
So giebt's ein Mittel: wir verſagen ihnen —
Myrrhine. Was denn? Heraus damit.
Lyſiſtrate. Ihr wollt's auch thun?
Myrrhine. Wir wollen's, ja, und ging' es in den Tod!
Kalonike. Sprich!
Lyſiſtrate. Wir verſagen ihnen Hand und Mund
Und jede Liebe, bis ſie Frieden machen.
(Allgemeine Bewegung.)
Was wendet ihr euch ab? Wo wollt ihr hin?
Was ſchüttelt ihr den Kopf, und hängt die Lippe?
Warum erblaßt ihr? Wie, auch Thränen fließen?
Sagt! Wollt ihr's, oder nicht? — Was zögert ihr?
Myrrhine. Nein, nein, ich nicht. Der Krieg mag weitergehn.
Kalonike. Ich auch nicht, nein. Der Krieg mag weitergehn!
Lyſiſtrate. Das ſagſt du Butte? und noch eben wollteſt
Du in zwei Hälften dich zerſchneiden laſſen?
Kalonike. Sonſt alles, was du willſt! Und muß es ſein,
Will ich durch's Feuer gehn. Doch ohne Liebe —
Das iſt nicht möglich, Herzlyſiſtrate.
Lyſiſtrate. Und du?
Myrrhine. Ich will wie ſie durch's Feuer gehn!
(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Ein schönes und wertvolles Buch sind die „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama“ von Wilhelm Henke, dem berühmten Tübinger Anatomen. Der stattliche Band (Wilh. Werthers Verlag in Rostock) vereinigt eine Reihe im Laufe der Jahre entstandener Vorträge, denen aber nicht allein das Thema gemeinsam ist, sondern eine Fülle von Geist, Beobachtung und eigentümlicher Anschauung, dabei eine Form, die, ohne je der Trivialität Zugeständnisse zu machen, doch immer faßlich und anziehend bleibt. Zu welcher Art der Verfasser die drei im Titel genannten Stoffkreise in seinem Buche zu einer geistig einheitlichen Darstellung verknüpft, sei mit seinen eigenen Worten wiedergegeben: „Wenn ich unter „Mimik“ im Allgemeinen den Ausdruck der äußeren Erscheinung des Menschen verstehe, durch den er auf Andere Eindruck macht, so wäre damit fast allein der Stoff und die Richtung bezeichnet, den und die ich hier behandle und verfolge, und zugleich meine Legitimation dazu hinreichend begründet, da es sich doch dabei in erster Linie um die Beobachtung der Bewegungen des menschlichen Körpers handelt, die ich mir auch als Anatom zu meinem besonderen Berufe erwählt habe. Sie kommt aber nun in der „Plastik“, will sagen: in der bildenden Kunst (so wie Lessing einfach „Malerei“ dafür sagt) besonders zur greifbaren Anwendung, weil hier eben der Ausdruck der flüchtigen Erscheinung des Lebens so fixiert ist, daß er dauernden Eindruck macht und daß er ruhig beobachtet und analysiert werden kann. Desgleichen geschieht dasselbe noch lebendiger, aber doch auch in bewußter Nachahmung und kunstmäßiger Verkörperung durch die „Mimik“ im engeren Sinne, im Spiele des Theaters. Mit dem Studium der Mimik des Theaters hängt denn auch die Zergliederung der Kunst der dramatischen Dichtung zusammen.“ Das Gebiet der Mimik im weiteren Sinne sind die beiden ersten Vorträge: „Die ausreichende Haltung des Menschen im Stehen und Gehen“ und „Der Ausdruck des Gesichtes, insbesondere des Blickes“ entnommen; sie sind nach Inhalt und Form Muster populär-wissenschaftlicher Darstellung, zugleich, wenn nicht der interessanteste, so doch derjenige Teil des Buches, der die geringsten Einwendungen veranlassen kann, weil der Verfasser hier durchweg auf dem festen Boden seiner Wissenschaft steht. Wer sie liest, wird eine Fülle von Aufschlüssen über Erscheinungen erhalten, die ihm so selbstverständlich sind, daß er sie kaum beachtet, geschweige denn darüber nachdenkt, eben über die Art, wie wir gehen und stehen oder Jemand anblicken, wenn wir mit ihm reden, und doch geschieht dies alles nach feststehenden, höchst wissenswerten Gesetzen. Ist in diesen Aufsätzen der Verfasser aber für die weitaus größte Zahl seiner Leser nur eben der Lehrer und Belehrer, so ist seine Rolle in den beiden nächsten Vorträgen: „Die Menschen des Michelangelo im Vergleich mit der Antike“, „Die Gemälde von Michelangelo am Rande der Decke in der sixtinischen Kapelle zu Rom“ eine wesentlich andere: auch hier wurzelt er in seiner Wissenschaft, greift aber in das Gebiet der Kunstgeschichte hinüber, und belehrt nicht nur, sondern regt an, zum Nachdenken, zur Bestimmung, aber auch — und das soll wahrhaftig an sich noch lange keinen Tadel bedeuten — zum Widerspruch. Noch umgleich mehr aber trifft das Letztere bei jener Gruppe von Vorträgen zu, die sich mit Schauspielkunst und Dramaturgie beschäftigen. Allerdings hätten wir nur den letzten: „Cordelia von Shakespeare auf dem „Deutschen Theater“ in Berlin, Herbst 1885“ aus dem Buche fortgewünscht. Schon die Form stört; die gereimten fünffüßigen Jamben sind recht ungelenk; man kann als Essayist eben sehr wohl über eine so künstlerisch durchbildete, ja meisterhafte Prosa gebieten, wie Henke, und doch nur mittelmäßige Verse leisten; dazu kommt, daß die Rezension einer Theater-Vorstellung, die auf die Leistungen jedes Einzelnen eingeht, kein Stoff zu poetischer Darstellung ist. Dem Autor hat jene Cordelia-Aufführung vor acht Jahren sehr gefallen; möglich, daß er auch mit seinem Urteil über die Berliner Theater-Verhältnisse jener Zeit Recht hat; in diesem wertvollen Buche eines bedeutenden Mannes sucht man eben kein Theater-Referat. Anders und viel besser steht es um die beiden anderen Vorträge: „Zwei Arten von Stil in der Kunst der Mimik“ und „Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenstein“. Der letztgenannte Aufsatz ist der geistvolle, wenn auch nicht einwandfrei durchgeführte Versuch, aus einer einzelnen hervorragenden Tragödie das Wesen dieser Kunstform herauszuspüren und festzustellen, wie etwa der Anatom aus dem Körper, den er seziert, Zweck und Zusammenwirken der einzelnen Organe herausfinden sucht. Im anderen Vortrag vergleicht der Verfasser den „antiken“ Stil, „der auf einer gleichzeitigen und gleichmäßigen Beteiligung aller Glieder an einer harmonisch und rhythmisch geordneten Bewegung beruht“, und als dessen Vertreter er den italienischen Tragöden Rossi, heraus greift, mit dem modernen, „in dem die Glieder des Körpers wie in der modernen Malerei mehr vereinzelt auftreten, in dem sich also gar nicht jeden Augenblick das ganze Bild des Menschen, der vor uns steht, verändert, sondern zur Zeit nur irgend ein einzelner Teil seines Körpers etwas thut oder ausdrückt, dieses einzelne aber um so entschiedener und bestimmter.“ Als Haupttypen dieses Stils nennt er Dawison, vor allem aber Lewinsky in Wien. Natürlich haben beide Stile ihre Manierissen, und es kommt eben nur darauf an, wie viel ein Schauspieler kann, nicht welchen Stil er hat, wie es in der Dichtkunst nicht auf das realistische oder idealistische Prinzip ankommt, sondern auf das Talent. Zum Schluß erhebt Henke von seinem Standpunkt, dem des Naturforschers, die Frage: „Welche Art, sich zu haben und zu geben, ist denn die richtige, die im Leben wirklich stattfindende? Denn diese allein sollten doch auch die darstellenden Künstler nachahmen, um der Wahrheit zu entsprechen.“ . . . „Aber“, betont er, und sicherlich mit vollem Recht, „die Künstler würden nicht weit kommen, wenn sie die Wahrheit da suchen wollten, ebenso wie der dramatische Dichter, wenn er nur hinschreiben wollte, was wir täglich mit einander reden.“ Was in einem höheren Sinne wahr ist, das ist auf dem Gebiete des Gefühls so wenig, wie auf dem der Erkenntnis, Gemeingut der großen Menge. Die Kunst kann es von ihr so wenig lernen, wie die Wissenschaft. Vielmehr kann sie weit eher lehren und vorbildlich darstellen, was wahr sein soll.“ — Die beigegebenen Illustrationen — sie rühren vom Verfasser her — sind wohl keine Meisterwerke, aber korrekt gezeichnet und sehr instruktiv. — Das Buch verdient wärmste Empfehlung. k. b.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Klings, C. Liebeswonne. Gedichte. Leipzig. Robert Claußner. 1893.

Ruland, Wilhelm. Pro Patria. Nationale Dichtung. Stuttgart. Joh. Roth. 1893.

Ebers, Georg. Gesammelte Werke. Lieferung 3, 4, 5, 6. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Arme Kinder.

Novelle von **Ilse Frapan.**

(Fortsetzung.)

Hamburger November, Tage der Trostlosigkeit, wo der Mensch sein Heimatgefühl auf der Erde verliert. Denn sie ist die festgegründete Erde nicht mehr, die seinen grünenden Acker, seinen blühenden Fruchtbaum trägt, auf der sein Haus steht und über der sich rund und klar der Himmel wölbt. Alles ist unbestimmt, verschwommen, alle Grenzen aufgelöst, Wasser unkennbar vom stumpfschwarzen Erdboden, Feld gleich dem Himmel, die Stadt wie ein Wald, der Wald wie eine Stadt, der Mensch wie ein Baumstamm, der Laternenpfahl wie ein Mensch; alles freudlos, lautlos, trostlos, körperlos, traumhaft, Gefühl ertötend, Gedanken dämpfend, Bewußtsein des eignen Ichs zerstörend, dumpf und stumpf machend, ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Hoffnung und Wunsch, ja sogar ohne Schmerz und ohne Neugier.

Auf der Elbhöhe, am Stintfang geht unter den kahlen schwarzen Bäumen eine große hagere Frau, die in ihr braunkarriertes Tuch mit eingewickelt einen kränklich aussehenden Säugling trägt. Langsam geht sie dort auf und nieder, die Füße im Schlamm, im Moder der vorjährigen Blätter, den die noch fallenden mit einer braungelben Decke überziehn. Es rieselt sacht aber stetig vom Himmel, von den Zweigen, den Dächern, als wolle sich alles Feste in Tropfen auflösen. Mit kummervollen Augen und fragendem Munde starrt die Frau nach dem verhüllten Wasser unten, über dem der Kohlendunst von den Dampfschloten in schwarzen Wellen gegen die Stadt treibt; Vorübergehende hören sie wohl hie und da ein plattdeutsches Wort vor sich hinmurmeln.

Ohne Übergang wird aus dem trüben Tage graue Nacht, da und dort zwischen den tropfenden Bäumen glimmt schon ein schüchternes gelbes Flämmchen auf. Der Laternenanzünder ist schon zweimal an der Frau vorübergegangen, nun stößt er sie absichtlich ein bischen mit seiner Leiter.

„Oah! man jo nich stöten!“ Er lacht schelmisch zu seinen Worten. „Je Madam, wat ick seggen will, tämwen*) Se hier villicht op Jemand? tämwen Sie villicht op mi?“ Die Frau weicht zurück vor seinem vertraulichen Grinsen. Sie schüttelt stumm den Kopf.

„Na, wenn du doch nichs von mi weeten willst, denn gah man to Hus, min Deern,“ brummt der Lichtanstecker, „du büst woll nich gans ungesund?“ Er lacht ihr zudringlich in das bleiche Gesicht und deutet auf die Stirn, seine freie Hand hat scherzend einen Zipfel ihres Tuchs gepackt. Da reißt sich die Frau wie plötzlich erwachend los.

„Laten Se mi gahn! Könt Se mi dat nich ansehn, dat ick nich so Een bün, as Se meent?“ Ihr Ton ist ernst und furchtlos, wie ihre dunkeln tiefliegenden Augen. Dem Mann ist der Spaß vergangen.

„Is all good, is all good,“ murmelt er verdutzt.

Sie hört es nicht mehr, sie ist fortgegangen, mit müden, schwerfälligen Schritten unter die Bäume getreten, langsam schleppt sie sich abwärts, durch die sich erhellenden Straßen bis auf ein kleines Haus, das neben vielen gleichartigen Häuschen auf dem Platz am grünen Sood steht. Die braune Thür ist geschlossen, hinter den zwei kleinscheibigen Fenstern flackert ein Licht auf, ein Streichholz wird wie ein

*) warten.

Digitized by Google

rotes Glühpünktchen durch die Luft geschwungen, nun brennt die Lampe drinnen. Die Frau klinkt die Thür auf und blickt gleichzeitig ins Fenster. Ein flüchtiger froher Schein huscht über ihr Gesicht.

Da vor der Lampe steht ein untersetzter Mann, er setzt eben die Kuppel zurecht; an seinen Rockschößen hängt rechts und links ein Mädchen, die beide mit derselben zutraulichen Haltung den Kopf zu ihm emporstrecken. Er spricht mit ihnen, eben streicht er dem kleineren blassen Ding über das dünne Haar.

„Gun' Abend," sagt die Frau und tritt in die Stube.

Die Kinder laufen ihr entgegen, der Mann macht einen kleinen höflichen Diener.

„Na, gun' Abend, Madam Holt! Sünd Se bin' Doktor mit em west? Setten Se sick! Kinners, gaht en beten na buten op de Dehl, — ick heff Allens warm stellt, Madam Holt."

„Dach, Herr Hirsekorn!"

Sie wirft ihm einen tief dankbaren Blick zu, setzt sich mit sichtlicher Erleichterung. „Sünd Se all free kamen, Herr Hirsekorn?"

„Dat bün ick, Madam Holt, min Patschent hett dat nu öberstahn."

Er macht eine entsprechende Bewegung. „Klock dree hüt Nachmiddag is he sacht inslapen."

Und nach einer Pause setzt er hinzu:

„Dat Geld hal' ick mi erst morgen oder öbermorgen. De Olsch, wat sin Fro is, weet dor woll nich veel von, dat de Mann dod is, aber mi schanirt dat, Madam Holt, ick kann nich so sin."

Die Frau nickt bereitwillig Billigung. Sie wickelt den Säugling aus dem karrierten Tuch und nimmt ihn besser in den Arm. Der Krankenwärter hängt das nasse Zeug über die Stange am Kochofen.

„Wat hett de Doktor seggt?"

Die Frau antwortet mit bekümmertem Achselzucken.

„Wat hett he seggt? Ick soll em afwen'n*), ick heff keen gooden Sog"**), seufzt sie schwer. „Nu soll ick em utdohn***), sünst mutt he mit'n Buddel groot makt warrn, — aber de Melk is düer! „Sie sind selbst man Haut und Knochen," seggt he, „wo können Sie woll 'n anner Menschenleben von sich mit ernähren. Sie sollten selbst 'n Zusatz haben." „Herr Doktor," segg ick, „as de Tehrung, so is de Nährung.*) Wenn ick mit min veer Kinner man ümmer Brot in't Hus harr, denn wull ick geern tofreeden sin."

„Geten Se wat, Madam Holt!" ermahnt Hirsekorn. „Geben Se mi den Lütten."

Sie reicht ihm das Bündel mit dem Säugling, vorsichtig und linkisch hält er es zwischen den ausgespreizten Fingern. Sie nimmt die schwarze Pfanne vom Feuer und verzehrt stehend mit einem hölzernen Löffel die aufgewärmten Kartoffeln. Bekümmert ruht ihr Blick auf dem schwächlichen Kinde, das sein mattes Köpfchen auf die Seite hängen läßt.

„He hett den Pipp all weg, und dabi liekt he all so vernimm,**) — dat is rein, as wenn he dat weeten däh, wo trurig" — —

Sie schluckt den Rest mit den Kartoffeln herunter und beugt den Kopf tief über das Geschirr, das sie aus der Hand stellt.

„Madam Holt, dat ward noch all wedder beter, Se sünd noch 'n ganse nette Fro, in de besten Joahren" — —

„Fiefundvertig bün ick," sie blickt auf, „ick denk, ick bün all olt."

„Un ick bün fiefundveertig, — und denn heff ick noch den Knaken in't Been, weeten Se woll."

Die Frau lächelt flüchtig, wie sie nun dankend das Kind wieder abnimmt.

Den Kopf auf der Achsel, mit freundlichem Blinzeln sieht der Krankenwärter sie an:

„Se sünd en reken***) Wiew und sachtmödig,†) und wat sachtmödig bün ick vok."

„Se weeten, wo mi dat gahn is, Hirsekorn," sagt die Frau nach einer Weile in schwerem Ton.

„Se sünd woll 'n sniggere††) Deern west; wenn Se'n beten villiger wörn, Madam Holt, un vok mal lachen un de Tähn wiesen däh denn wörn Se noch ganz nüdlich, sowiet."

Nun muß sie wirklich lachen.

„Jewoll, as Melk un Keenrook,†††) Herr Hirsekorn."

Der Mann lacht mit, leise und angenehm,

*) entwöhnen **) Milch ***) in Kost geben.

*) wie der Verdienst, so die Kost. **) klug. ***) ordentlich. †) sanftmütig. ††) sauberes Mädchen. †††) Milch und Kienruß.

Digitized by Google

Frau Holt bückt sich zu dem kränklichen Kinde, um ihr Gesicht zu verstecken.

„Na, hefft Se dar un an dacht?“ sagt Hirsekorn, auf seinem Stuhl hin- und herrückend.

„Ja, ick heff daran dacht, aber — — — wo kann ick dar woll an denken!“

Leise steht der Krankenwärter auf und stellt sich neben sie.

„Mutt ick denn trecken?“*) murmelt er in vorwurfsvollem Ton.

Sie wendet ihr Gesicht ab.

„Ick kann Se bistahn, un ick würr Se bistahn,“ sagt Hirsekorn zärtlich.

„Ick glöw dat! ick glöw dat geern,“ ist die leise Antwort.

„Sall ick uttrecken? oder sall ick intrecken? in düsse Stünn?“

Er versucht ihre Hand zu fassen.

Die Frau läßt sie ihm, eine Weile sitzt sie selbstvergessen.

„Ick heff mi't hüt överleggt, un dat geiht ook nich anners, wat sin mutt, mutt sin. Wenn Se ook noch uttrecken, un dat lüttje Logis steiht man en Dag leddig,**) denn verlier' ick all wedder'n por Schilling, un ick kann keen Schilling missen. Se sünd un op mi verstüert***) un ick much Se ook nich missen un mutt mi da in geven — blot“ — — ihre Lippen zittern, — „wat sall ick un eenmal anfangen, wenn He wedderkummt!“

„He ward sick höden!“ ruft Hirsekorn eifrig dazwischen.

„Un denn — denn is dar noch wat“ — Frau Holt blickt ihn ängstlich und eindringlich an, „ick heff den gansen Dag dar an denken müßt; wenn un en Unglück sin sall, dat ick noch mehr Kinner krieg, sin wi könt nich mal düsse ernähren — — is dat un nich 'n Versündigung gegen Gott un Minschen?“

Sie weint mühsam, mit tiefgerötetem Gesicht.

„Ick heff dacht un dacht, bet mi rein swiemelich†) worrn is. Ne, heff ick dacht, den Leckertähn††) will ick mi utslahn, dat bün ick min annere Kinner schullig.“

„Dach, min gode Seel!“ ruft Hirsekorn, die Frau samt dem Kind umarmend, „dat sünd je all noch unleggte Eier, und wenn ook, so'n lüttjen Naschrapels*) wölt wi woll ook noch mit dörhollen.“

Die Thür springt auf.

„Dag Moder!“ schreit Hannes, der aus der Schule nach Haus kommt.

„Un Vadder!“ sagt Hirsekorn lachend, indem er von der Frau hinwegtritt, die ihn hastig losgelassen hat.

Hannes, der dem guten Freund und Einlogirer die Hand hat geben wollen, weicht zurück und sieht sich mit runden Augen rechts und links um.

„Nee, achter de Döhr steiht he nich,“ lacht der Krankenwärter, „kumm, Hannes, hier hest du veer Schilling, gah mal na Kröger Puhlsen un hal veer grote Eiernuahns,**) Stück 'n Soßling un twee Buddel Beer, — denn sall Moder uns hüt Abend Warmbeer kaken.“

„Denn möt wi ook noch Eier hebben,“ sagt Frau Holt, „un ick, — ick heff hüt keen Schilling, — blot 'n beten Puderzucker heff ick noch buten.“

„Hier, Hannes, hier 's noch 'n Schilling, laten Se doch, Madam Holt,“ — mit einer ermunternden Geberde winkt er der Beschämten zu; „un wenn du denn t'rügg kummst, min Jung, denn will ick di din Vadder wisen.“

Hirsekorn will Frau Holt bei der Hand nehmen.

Aber der Junge, der stumm und verbissen dagestanden und vom Einem zum Andern geblickt hat, zieht seine Mutter heftig am Rock zurück.

In seinen lebhaften blauen Augen beginnt es zu sprühen.

„Moder, wat hett de Mann seggt?“ murmelt er argwöhnisch.

Verlegen schiebt ihn die Mutter nach vorn.

„Weetst noch, Hannes, wo Herr Hirsekorn di ut den Sand buddelt hett, dat di dat nich so gahn is, as Louis Kramm? hest dat all wedder vergeten, wo Louis in't Sark kamen is un buten op'n Kirchhoff?“ ermahnt sie.

Aber der Junge schüttelt trotzig den Kopf.

„Louis un Emil hefft se rutbuddelt, mi nich, ick bin alleen rutkrabbelt.“

Hirsekorn rückt näher.

*) ausziehn. **) leer. ***) verstiert.
†) schwindlich.
††) das Glück willst du dir vergeben lassen.

*) Nachzügler.
**) Kuchen.

Digitized by Google

„Gah na'n Kröger un hal de Eiermahns, du sallst een ganz alleen hebben!“

Hannes versteckt sein Gesicht im Ärmel der Mutter.

„Ick mag keen Eiermahns.“

„Du magst keen? vot good, denn rop mal din Swester rin, denn kriegt de een.“

Mürrisch öffnet der Junge die Hand und läßt die Schillinge herausgleiten, daß sie hoch aufspringen auf dem Fußboden.

„Ick hess keen Badder, un ick will keen Badder!“ murrt er, das Weinen bezwingend, aber die Unterlippe zuckt verräterisch.

Der Mann und die Frau tauschen Blicke voll Unschlüssigkeit.

Hannes hat einen plötzlichen Einfall. Mit ängstlicher Stirn, aber strammen Schritts geht er an die Kammerthür, reißt sie auf und guckt in die Schlafstube.

Da legt ihm der Krankenwärter die Hand auf den Kopf.

„Min Jung, mucht du denn nich 'n Papa hebben?“

Hannes hebt die Schultern, schüttelt den Kopf.

„Wat is denn dat vor 'n Dings?“ sagt er verächtlich. „Paapaah!“ er lacht über das langgezogene Wort, wiederholt es und lacht noch einmal.

Ein Klaps auf den Mund beendet diesen Spaß. Das war die Mutter.

„Nu is 'nog,“ sagt sie in barschem Ton, „un geihst du hen un halst in, wat di seggt is. Un wenn du wedder kummst, drinkst du mit — Badder un Moder“ — sie hat bei dem Wort Badder errötend gezögert — „drinkst du mit uns Warmbeer. Düsse Mann hett di nix wie Goods dahn, hier warrn keen Putzen*) bedreewen, — und un mat, dat du rut kummst.“

„Nee, nee, nich so!“ bittet Hirsekorn, die aufgeregte Frau begütigend, „Hannes, wenn du di schicken deihst, denn schenk ick di vot wat, — denn schenk ick di“ — er besinnt sich einen Augenblick und spielt dann den großen Trumpf aus: „denn schenk ick di 'n Bloodil!“**)

Da wendet sich der Junge voll Leben nach dem Sprecher um:

„En labennige, de supen***) kann?“

Sein Gesicht hat sich erheitert, er sieht wieder kindlich aus.

*) Possen. **) Blutegel. ***) trinken.

„Ja, kumm man mit, in min Stuw, in 'n lüttje Kruk sünd se —.“

Gutwillig folgt der Kleine dem Krankenwärter, die Frau begleitet sie mit erleichterten Blicken. So freundlich ist Hirsekorn! — —

Später dann, da die Kinder schlafen, holt sich Frau Holt ihre Nähereien zusammen. Sie flickt für alle Nachbarn, — da ist ein Rock der Trödlerin Kudeleitz, den sie einfassen soll.

„Se deiht nix, ehr Hann' sünd to beberig,*) seggt se. Ick weet woll, wovon, aber wat sall ick doröber spreken, — mi kummt dat je to Paß, dat se nich neiht un deiht.“

Hirsekorn ist bei ihr, er sucht am erloschenen Feuer nach ein bischen Wärme. Der hört geduldig zu.

„Un nu kieken Se mal Hannes 'sin Strump an — dat is en Riet und Spliet,**) de Jung! En Lock in 'n Strump, dat dar 'n Koh ut supen kunn, — ick hess noch vor'n por Stünn' Arbeit.“

„Nu heet dat aber „du“, bittet Hirsekorn zutraulich.

„Min Nam' is Jürgine, und wo heeten Se? wo heetst du?“

Sie rückt sich das trübe Lämpchen näher auf die Hand.

„Ick bün op den schönen Namen Klaas döfft.“

Da muß sie doch lachen.

„Na, dat paßt ook! 'n lüttjen dicken Klaas, dat büst du ook.“

Er streckt sich soviel er kann.

„Ick bün doch nich lütt? Fro, ick hess 'n Infall, du best woll ook kolle Fäut, ick mak di min Fäerkiek***) t'recht.“

„Oh,“ sagt die Frau gerührt und verwundert, „dat ward mi good dohn! So hess ick dat nich hatt, — ick weet de Johren nich mehr,“ sie seufzt, schließt die Augen und läßt den Kopf müde hintenüber sinken.

Erst als Hirsekorn ihr vorsichtig die warme Kieke unter die Füße zu schieben versucht, erwacht sie wieder und greift hastig nach ihrer Arbeit.

„Nu rück 'n beten to,“ sagt er, sich dicht neben sie setzend, „lat mi ook 'n beten mit opletten.“

Es dauerte nicht lange, so überließ die Frau ihm die ganze Kieke.

*) zitterig.
) der viel zerreißt. *) Kieke.

Digitized by Google

„Ick bün all gans warm, un du pettst mi doch man op die Töhn, Klaas.“

Nun faltet er die Hände in einander und sieht freundlich dem Stopfen zu, erteilt hie und da einen guten Rat über die Länge oder Kürze des Fadens und macht die Knoten daran, — er hat ja auch schon manche Binde genäht.

„Klaas,“ sagt Frau Holt, „krieg di mal den lütten verreckten Kasten rünner, de op't Schapp*) steiht, un sett em mal hier op 'n Disch.“

Als der Kasten steht, wo sie ihn haben wollte, zieht sie ein schwarzes Band aus dem Halsausschnitt ihrer dürftigen Jacke.

„Un hier is de Slötel!*) Nu kiek mal to, wat dor in is.“

Erwartungsvoll hebt Hirsekorn den Deckel, — es ist eigentlich ein kleiner Nähkasten mit einem erblindeten Spiegel. Und darin liegen zusammengefaltete Papiere, gelblich vom Alter.

„Dat rükt na de Apthek,“ sagt Hirsekorn.

„Dat sünd min Tügnissen ut de Kriegstieden,“ versetzt die Frau mit Nachdruck. Und als er eins der Blätter entfaltet und holprig vorzulesen beginnt, nimmt es die Frau ihm aus der Hand und liest es feierlich herunter.

Das heißt, sie weiß es auswendig. Jedes Wort kennt sie genau, das da steht über Jürgine Jürgensen aus Lurup, und ihre Umsicht und Unerschrockenheit in der Baracke der Blatternkranken.

Hirsekorn sperrt den Mund auf, sagt aber nichts als:

„Oh!“

Mit spitzen Fingern ergreift und entfaltet er die andern Blätter, die Wörter „Zuverlässigkeit“, „Aufopferung“ wiederholen sich.

„Dat harr ick gor nich dacht,“ sagt Hirsekorn kleinlaut.

Die Frau lächelt trübe.

„Se hebben recht, wat bün ick un! Kranke wohren, dat wär min Leben, un too good, wo dankbar sünd se west. Wi harrn eenmal söbentwintig Kranke, all Pocken. Wi schulln eigentlich afwesseln, wi wärn mit dree Mann. Een harr Angst, dat se all vorher rein Krämpsen kreeg. „Nein,“ seggt unse Herr Doktor, „gehn Sie man nach Hanse und melken die Kühe,“ seggt he, „Sie sind hier nicht brauchbar.“ De Tweete kreeg dat in de Fäut mit Rheumatismus von all dat Liggen up de natte Eer. Nu harr ick se all alleen. Wi schulln Ersatz hebben, aber dor käm' keen Ersatz. Dat wär 'n sunre Tied. Aber de all 'n beten beter wärn, hefft mi holpen, hefft utsegt un de Annern mit wat to drinken geben, — wo harr ick dat sünst woll good maken kunnt.“

Wie über sich selbst verwundert, hat sie das Alles erzählt. Sie starrt ins Licht.

„Ick segg di, Hirsekorn, wenn ick drömen doh, denn dröm' ick, dat ick an'n Krankenbett sitt un mi' Herr Doktor kummt und seggt: „Jürgine, wie steht es hier?“ Un ick heff doch Kinner hatt un min Mann hett mi unner de Fäut kreegen, und unn all dat dröm' ick niemals, nie!“

„Wie sind Sie denn zum Heiraten gekommen, Madam Holt?“ fragt der Krankenwärter — er nennt sie wieder „Sie“, so anders kommt sie ihm jetzt vor.

„Ja“, sagt sie und schüttelt den Kopf, „ick weet sülwst nich! Ick harr ümmer seggt, ick will nich kriegen, un un mit eens kummt de Fuhrmann Holt darher, en hübschen schieren Mann mit en krusen Bort, un so helle Mannsmannslocken rund um'n Kopp. He harr uns ümmer dat Stroh brocht vor unse Kranken. En beten groff wär he, aber he wär je ook gesund, un ick harr so lang keen gesunnen Minschen in de Ogen sehn. Un denn — ick will weg — ick harr mi doch woll to dull afreeten* bi all de Kranken. Un denn — un lachen Se mi man wat ut — ick harr mi unsen Doktor in'n Kopp sett!“

Sie lacht vor sich hin und zieht noch eifriger den Faden auf. „Wat?“ säd de Doktor, as ick weg will, „Sie wollen den rohen Menschen, den Fuhrknecht heiraten? Thun Sie es doch nicht, Jürgine!“ „Herr Doktor,“ säd ick, „so Een, as Se sünd, kann ick doch nich kriegen, dat weeten Se woll.“ Dar muß he lachen. „Soll ich meiner Frau erzählen, was Sie gesagt haben, Jürgine?“ „Dat dohn Se man, Herr Doktor,“ säd ick, „Ehr Fro, de is good ankamen, de hett 'n goode Städ** kreegen.“ Un dar muß ick weenen.“

Hirsekorn rückt unruhig und unbehaglich auf seinem wackligen Holzstuhl hin und her.

*) Schrank. **) Schlüssel.

*) angestrengt. **) Platz.

Digitized by Google

„Nu lat man, Jürgine, nu ward dat all noch good," er thut, als wolle er ihr die Arbeit wegnehmen.

„Och, wo kunn dat woll good warrn," sagt sie im Ton der Verzweiflung, „ick bün jo nich scheidt' un nix! Ick frei' mi man, dat min Vadder dot is. De hett mi ook afradt, dat ick Holt nehmen füll. Min Vadder is 'n Wundarzt west, he harr sin eegen Hus in Lurup. Dat wär' man lütt, avers eegen. Mit 'n blanken Schild an de Dör, un in dat een Finster harr he 'n lüttje Apthek. Johren un Johren heff ick dar nich an dacht, un hüt Abend denk ick an Allens. Dat Hus wurr verköfft, dat Geld wurr dehlt, min Broder is to See gahn, ick weet nich, wat he noch leben deiht. Wat ick hatt heff, dat is in alle Winde gahn, — von den Oogenblick an, dat Holt dat Geld in de Tasch harr, gung dat Elend an. He harr Snapsbröder, he harr keen Lust mehr to sin Arbeit. Ick kreeg 'n Gräsen vor em un kunn em doch nich loswarrn."

Sie zittert und schaudert.

Hirsekorns gutmütiges bartloses Gesicht hat sich in mitfühlende Falten gelegt.

„Setzen Sie wieder auf, Madam Holt!" ruft er und schiebt ihr die Feuerkiste nun ganz allein zu.

Da lächelt sie ihm zu.

„Di heff ick glick lieben mucht, as du dotomal mit min Hannes un den lütten Louis ankamen büst."

„Dat best du, dat kunn ick di an de Oogen ansehn. Und min Verdienst is ook nich gans slecht," macht er zuversichtlich.

„Aber, — scheidt mutt ick warrn!"

Er kratzt sich hinterm Ohr.

„Dat gifft Schriebері un Schickerі un denn de Kosten. Un denn mutt dat töben, bet he herkummt! He is jo weglopen! Un wenn de Polezei erst mal ehr Näs' da in steken deiht, — nee, wi möt' töben. Mit dat Scheiden, meen' ick," setzt er hastig hinzu. „En Minsch, de nich dor is, kann doch nich scheidt warrn."

„Je, Hirsekorn, dat is un so, — aber de Kunststabler Möller seid, wenn ick villicht klagen däh, wegen böswillige Verlassung" — —

„Dat kunn angahn."

Hirsekorn zieht nachdenklich an den Worten. „Denn ward he von Polezei wegen opropen, un wenn he denn nich kamen deiht" — —

Frau Holt ist während der letzten Worte immer blasser und ängstlicher geworden, ihre Blicke gehn gradaus, als sähe sie etwas Unabwendbares, Schreckliches.

Die Hand mit der Nähnadel sinkt auf den Tisch:

„Wenn he un aber doch kummt? Un wenn de Polezei nu seggt, — ick sall em behollen?"

Plötzlich überzieht glühende Röte ihr Gesicht.

„Denn gah ick mit min Kinner to Water an," keucht sie, wild um sich blickend.

Hirsekorn klopft ihr beruhigend den Rücken.

„Kumm, kumm! He is je gor nich dar! He mutt blot nich ropen warrn, segg ick! Un de Polezei, dat is so 'n rechten ollen Röhrum.*)" — —

„Verlat mi nich!"

Die Frau stammelt es; zusammengebrochen wie sie ist, hält sie sich an seinem Arm fest. „Ick kann nich anners, ick kann min eenzigsten Fründ nich vor de Dör setten."

„Dat segg ick ook!"

Hirsekorn nickt feierlich. „Wanneer sall ick intrecken, hüt oder morgen, Jürgine?"

„Morgen, in Gotts Namen!" Und seufzend nimmt sie ihre Näharbeit wieder auf.

* * *

Heute, vierzehn Tage vor Weihnachten, hat der Dom angefangen, der lustige Hamburger Dom.

Ist das ein Leben auf den Straßen, die nach St. Pauli hinausführen, den ganzen Nachmittag schon. Alles krabbelt und wimmelt von Kindern, Kinder, die noch auf den Armen getragen werden, — Kinder, die sittig an der Hand von Papa oder Mama gehen und nur die Hälschen erbärmlich verdrehen, weil es auch gar zu viel zu sehen giebt, — Kinder allein, in kleinen Trupps, frei und ledig, überall hin zu laufen, wo ein kettenrasselnder Wilder, ein trommelnder Affe, eine bunte Schießbude sie von fern lockt und zu gaffen, zu gaffen, bis ihnen die lustigen, wundernden, lachenden Augen übergehen, — Kinder als Verkäufer, mit Hampelmännern und Weihnachtslichtern, kleine, ärmliche, schüchterne Anfänger, die nur leise vor sich hinwinseln, und unternehmungslustige, keck und sicher blickende Geschäftstalente von zehn bis vierzehn Jahren, die zu jedem Kauf noch einen

*) Durchstöberer.

Digitized by Google

Witz mit dreingeben und die weder der beißende Ostwind, noch der dörrende Staub anficht.

Eigentlich gar kein Donnerwetter, überhaupt kein Winter heute, ein heller, windiger Tag mit weißen Wolkenstreifen an einem lichtblauen Himmel, mit spöttischen Sonnenblicken über die letzten braunen Blätter hin, die nur noch aus Gewohnheit, ohne Leben und Saft, kopfunter an dürren Stielen von den Zweigen bammeln. Die Omnibusse wirbeln graue Wolken hinter sich her, die Spaziergänger jagen den Staub auf, als wäre es März.

Auf dem Spielbudenplatz, zwischen den klappernden, flatternden Leinwandbuden steht die Menge Kopf an Kopf, Alle dem Winde entgegen, der in ganze Alleen von Nasenlöchern hineinbläst, die gen Himmel gerichtet sind.

Es schwebt etwas da oben, ist's ein Vogel oder ein Luftballon? Nein, ein Luftballon. Steigt er auf oder läßt er sich herunter? Das muß man doch herauskriegen!

Derweil geht hinter ihnen in ungewöhnlich feuriger Pracht die Sonne unter, blutrot zwischen den tief violetten Wolkenstreifen. Pah, die Sonne! Alltäglicher Anblick, keiner wendet den Kopf danach um.

Schnell verbleichen die Farben; ein tiefes und durchsichtiges Schwarzblau, wo eben noch alles von Gold und Purpur flammte. Aber die Gaslaternen der Buden und Läden, die bunten Lämpchen der Weihnachtsbazare und Biergärten, die offenen Fackeln, die den Eingang zu so mancher Sehenswürdigkeit weisen, gewinnen plötzlich Kraft. Und das künstliche Licht bringt ein ganz neues Leben in die Stimmen der Ausschreier und Verkäufer, die Tambourins klappern stärker, die Musikorgeln übertönen einander, die Laute aus dem Affentheater werden immer dringender, immer aufforderuder, das Trommeln, Klingeln und Kettenrasseln macht gewöhnliche Rede unverständlich.

Frau Holt muß sich immer zu Herrn Hirsekorns Mund bücken, wenn er ihr mit seiner halbleisen Stimme etwas mitzuteilen hat, und da er noch obendrein den Jüngsten trägt, so geht ein gut Teil Lungenkraft in dessen rotkarriertem Mäntelchen verloren. Und Hirsekorn möchte doch gern, daß sie alles sähen, seine Frau Holt und die zwei kleinen Mädchen, die an ihren Kleidern hängen, — alle Augenblick giebt es einen kleinen Stillstand, ein Verständigen durch Zuwinken und Lachen, ein vertrauliches Zueinanderbeugen, wobei die Mutter jedesmal auch dem kleinen Armkind mit liebkosender Hand über das Bäckchen fährt.

(Fortsetzung folgt.)

An zwei Freunde.

Nach dem Französischen des **Victor Hugo** von **A. Silger.**

Wie Freunde, — in Rouen? In jener Stadt der alten
Vermorschten Herrlichkeit, die sich bis heut erhalten;
Der Stadt, drin hundertfach sich Turm an Türme baut,
Der Stadt der Burgen, der Paläste, wie der Kerker,
Die mit der Stirn, darauf sich Giebel sträubt und Erker,
Durch alle Nebel ragt, die der Kanal gebraut, —

Ihr seid nun in Rouen? Und wie soll' ich's beklagen;
Ich habe selbst mich oft mit der Idee getragen,
Einmal durch Saint Ouens verfallene Pracht zu gehn;
Doch immer hielten mich Gewohnheit, Liebe, Sorgen,
Und mehr als alles das, tief in der Brust verborgen
Ein unbestimmtes Graun, den Wunsch erfüllt zu sehn!

Ich schob es auf; ist doch das Leben ein Verschieben;
Des Menschen Geist, er ward von jeher aufgerieben
Thöricht vom Wunsch zu Wunsch und fort von Plan zu Plan,
Bis der Luftschlösser wir am Ende überdrüssig
Kustufen: „es ist Zeit!“ zum großen Werke schlüssig!
Wir schaun uns um, da rührt der Tod uns rücklings an.

So meine Pläne. Wann werd' ich die Pyrenäen,
Venedig dich, und Rom und die Campagna sehen,
Und dich, Sicilien, von Cyclopen unterwühlt,
Kuhmvolles Hellas dich; ruhmlose Barbarküste,
Des Nordens eisigen Fjord, den Glutensand der Wüste,
Den Obelisk vom Nil, den Dom vom Rhein bespült?

Wer weiß? Am Ende nie. Und werd' ich jemals hausen
In einem Nest von Burg, darum die Wogen brausen,
Darum der Schnee sich türmt, und wo im Geist ein Held
Durch alle Räume wehl und golden um die Zinnen
Die Sonne schielt, und kaum, purpurn und blau nach innen,
Durch ein getrübtes Glas ein fellener Schimmer fällt?

Digitized by Google

Auch das wahrscheinlich nie. So leb' ich in der Enge,
Vergessen von der Welt, Zahl in der Zahlenmenge;
Erwartend. Hab' ich doch zu Hause Frau und Kind.
Und wenn die Weisheit mich besucht, läßt sie mich gellen.
„Gefroßt, mein Freund, was fragst Du heute nach den Zellen,
Die morgen wiederum schon abgebrochen sind!"

Dann mal' ich mir im Geist die vielbegehrten Plätze
Und schildre wie der Ahn dem Enkel ihre Schätze.
Was ich gehofft, mir scheint's im Traum erfüllt zu sein.
Da steigen Pfeiler auf und Kuppeln und Gemäuer,
Ein Rom, ein Cordova — und wie ein magisch Feuer,
O Muse, quillt Dein Licht um den verschwärzten Stein.

Alhambra seh' ich nun, nun Kathedralen ragen,
Ein Babel, das sich reckt, bis wo die Wolken jagen,
Des schwarzen Escurials geheimnisvolle Gruft,
Städte von ehedem in buntem Zackenstile,
Wo immer leicht beschwingt viel hundert Glockenspiele
Lustig vom Turmgemach aufjubeln in die Luft.

So träum' und träum' ich fort und solch ein zauberisch Funkeln
Des Traums kann Wirklichkeit mir nimmermehr verdunkeln.
O hüte Deinen Traum; er flieht so schnell, er flieht.
Schafft doch sich jeglicher der armen Erdensöhne
Im Herzen eine Welt der reinsten Götterschöne,
Gleich wie ein Canaan, das er von weitem sieht.

Genug, daß Du es siehst. Warum den Berg verlassen
Und greifen nach dem Traum? Nur Asche wirst Du fassen;
Und dann — was dann? Wer heilt, was thöricht er verdarb?
Aus dem eroberten zu dem gelobten Lande
Führt Dich kein Pfad zurück; kein Ziel im ewigen Sande
Und keine Hoffnung! Wohl that Moses, daß er starb.

Was reizend scheint, o bleib ihm fern auf allen Wegen;
Des Himmels Prachtgewölk ist nur verhaltner Regen,
Staub wird das Ideal, daran die Sache prallt;
Die Seele zehrt sich auf in Ruhm- und Liebesträumen;
Wie sich ein Kind ergetzt am Spiel mit bunten Schäumen,
Bläst jeder Mensch sich Schaum, der Sonnen wiederstrahlt.

Dem Bläschen gleich am Rohr, das tausendfarbig schimmert
Und das ein Druck zerstäubt und das ein Blick zertrümmert,
Ist all die Herrlichkeit, danach der Sinn uns steht:
Nichts als ein Spiel des Hirns, das alle Winde wecken,
Ein Farbenüberschwang in einem Seifenbecken,
Weil, die ein Hauch gebar und die ein Hauch verweht.

Ja, Träumen, das ist Glück; Erwarten, das ist Leben;
Thorheit, von Stadt zu Stadt, von Land zu Ländern streben;
Den ew'gen Pilgerlauf vollenden ist genug;
Muß alles Irdische doch in Geheimnis münden.
Wo bleibt der Geist? Wo bleibt das Fleisch? Wer mag es künden?
Herr, Herr, und wohin geht dereinst des Erdballs Flug?

Entdecken wir es je? Wer hebt den dichten Schleier
Von den Plejaden, vom Orion und der Leier?
Wer senkt hinab ins Meer des Forscherauges Licht?
Giebt es da Wissenschaft? Kann sie den Anfang lehren?
Sucht nach der Perle, sucht nach ihr in allen Meeren,
Und kennt ihr auch das Meer, die Seele kennt ihr nicht.

Was denken und was thun? Verneinen? Zweifeln? Glauben?
Kreuzweg in finstrer Nacht, drum alle Stürme schnauben.
Der Weise setzt sich still auf einen Stein abseit;
„Ich gehe, Herr mein Gott, wohin Du mich willst weisen."
Er hofft und sinnt und hört die Menschen weiter reisen
Auf dem dreifachen Weg in Nacht und Dunkelheit.

Sommermittag.

Einsam auf dem Garten ruht
In des Sommers Mittagsglut
Traumhaft zauberisches Schweigen.
Müd vom Spiele gleich dem Kind
Ist der weiche, warme Wind
Eingeschlafen in den Zweigen.

Nicht zu stören seinen Traum,
Plätschert leis, man hört es kaum,
Aus dem Felsgestein der Bronnen.
Um sich selbst im Kreis geschmiegt
Schillernd eine Natter liegt,
Sich im heißen Sand zu sonnen.

Welk, verschmachtet neigen schwer
Sich die Blumen rings umher,
Bunte Falter drüber schweben.
Sind's die Blumenseelen gar,
Die der duft'gen Hülle bar,
Sich empor zum Himmel heben?

Armin Werherr.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Frauenherrschaft.

Lustspiel in vier Aufzügen, nach Aristophanes' „Ekklesiazusen" und „Lysistrate".

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Lysistrate. O wie verliebt ist unser ganz Geschlecht!
Sie schildern uns gerecht, die Trauerspiele;
Ariadnen, Phädra's sind wir, weiter nichts! — —
Und du, Stratyllis? Wollt'st gen Himmel klettern;
Stimmst denn auch du nicht bei?

Stratyllis. 'ne schwere Sache,
So ganz unzärtlich mit dem Mann zu sein.
(mit einem gewaltigen Entschluß)
Und doch — es muß. Wir brauchen ja den Frieden.

Lysistrate. O Liebste, Beste! du die Einzige!

Kalonike. Und wenn wir nun so lieblos wären, wie
Du's haben willst — mir schrecklich — würd's drum eher
Zum Frieden kommen?

Lysistrate. Sicher bei den Göttern.
Denn wenn wir jung und frisch und wohlgeschmückt
Im Haus stolzierten vor den lieben Männern,
Doch unberührbar, kalt, wie Marmorbilder, —
Sie rieten bald zum Frieden, glaube mir!
So auch die Andern, wenn wir unsre Schwestern
In Sparta, Theben und Korinth bereden,
Daß sie das Gleiche thun; und Viele weiß ich,
Die ganz bereit sind, denn sie seufzen alle
Nach Frieden, Frieden! Schon im Stillen hab' ich
Die Lampito befragt, die beste Frau
In Sparta, mir aus guter Zeit befreundet;
Drauf ließ sie sagen: fangt ihr an, so folg' ich; —
Und Lampito, das wißt ihr, was die thut,
Das thut halb Hellas nach. Nur Mut, ihr Frauen!
Wir gelten für die Ersten; bleiben wir's!
Athen fang' an; ihm folgt dann Griechenland!

Kalonike (nach einer Weile, unverblickend). Seid ihr der Meinung? Dann wär' ich es auch.
(Einige nicken langsam, zögernd; Andere folgen, schon etwas bedenklicher.)

Stratyllis. Sie finden sich schon drein. — Athen voran!

Myrrhine (schon halb gewonnen). Es hilft ja nichts: die Männer kämpfen weiter,
So lang' sie Schiffe haben und das Silber
Da oben in der Burg!

Lysistrate (lächelnd). Da sei nur ruhig:
Auch dafür ist gesorgt. Die Burg besetzen
Wir diesen Morgen noch.
(Großes Erstaunen; sie drängen sich näher.)
Das macht' ich mit
Den alten Frauen ab, als ich zurückblieb;
Vorgreifend, denn ihr habt mir's anvertraut.
Indeß wir hier beraten, soll ein Hause
Die Burg betreten, als von uns gewählt,
Nach unserm neuen Recht sie mitzuhüten.
'ne Handvoll Grauköpf' ist als Wache oben,
Die werden weggedrückt. Dann haben wir
Den Silberschatz, die feste Burg dazu,
Und unsern Plan; — die Götter werden helfen!

Myrrhine. Ich sag's! Ein Wunderweib!

Lysistrate. So stimmt ihr zu?
(Myrrhine drückt ihr die Hand, seufzt und nickt. Alle seufzen und nicken.)
So wollen wir's beschwören, meint ihr nicht,
Es unverbrüchlich machen vor den Göttern?

Stratyllis. Sag' uns den Eid nur vor; wir schwören nach.

Kalonike. Wie soll der Schwur denn sein?

Lysistrate. Ich denk', wir stellen
'nen Kelch hin, groß und schwarz, und opfern dann
Statt dunkles Stierbluts dunklen Wein hinein —
Von Thasos, guten — schwören drauf und trinken.

Myrrhine (schnalzt mit der Zunge). Ei, ei! Der Schwur gefällt mir. — Hol' doch Eine
Den Kelch und einen Krug!

Lysistrate (ist nach ihren letzten Worten in ihr Haus gegangen, kommt sogleich mit einem großen irdenen Weingefäß und einem schwarzlichen Kelch zurück).
Das stand bereit.

Kalonike (schmunzelnd). Ei! Liebe Frau'n, was für ein Haufen Thon!

Myrrhine. Der fühlt sich reizend an.

Lysistrate. Ich halt' den Kelch,
Halt' du das Opfertier.
(Myrrhine hält das große Gefäß, läßt daraus den Wein in den Kelch laufen.)
O Göttin Überredung,

Digitized by Google

Und du, o Liebeskelch, nehmt wohlgeneigt
Dies Frauenopfer an!

Kalonike. Von schöner Farbe,
Das Blut; und rinnt so hübsch.

Stratyllis. Und duftet lieblich.

Myrrhine. Laßt mich zuerst zum Schwur, ihr lieben Frauen!

Kalonike. Nein, nein! Nur wenn das Loos dich trifft: sonst nicht!

Lysistrate. Faßt alle samt den Kelch mit an, und Eine
Sprech' für euch alle, was ich spreche, nach;
Darauf bekräftigt und beschwört ihr es.
(Sie stellen sich um den Kelch und berühren ihn mit einer Hand.)
Nie soll von nun an mich der Ehemann —

Kalonike (auf einen Wink der Lysistrate). Nie soll von nun an mich der Ehemann —

Lysistrate. Berühren, küssen, noch umarmen. — Sprich doch.

Kalonike. Berühren, küssen, noch umarmen. — Ach!
Die Kniee brechen mir, Lysistrate.

Lysistrate. Ich will zu Hause wie ein Mägdlein leben —

Kalonike. Ich will zu Hause wie ein Mägdlein leben —

Lysistrate. Im schönsten Kleid und duftend und geschmückt —

Kalonike. Im schönsten Kleid und duftend und geschmückt —

Lysistrate. Doch wenn der Mann mir zärtlich nahen will —

Kalonike. Doch wenn der Mann mir zärtlich nahen will —

Lysistrate. So will ich kalt und unerbittlich sein —

Kalonike. So will ich kalt und unerbittlich sein.

Lysistrate. So wahr ich das halte, trink' ich dieses Weins —

Kalonike. So wahr ich das halte, trink' ich dieses Weins —

Lysistrate. Doch brech' ich's, soll den Kelch nur Wasser füllen —

Kalonike. Doch brech' ich's, soll den Kelch nur Wasser füllen.

Lysistrate. Schwört ihr das alle mit?

Myrrhine (für die Andern). Wir schwören es.

Lysistrate. So trink ich den Weihtrunk.
(Sie gießt einige Tropfen aus dem Kelch als Spende auf die Erde; dann trinkt sie.)

Kalonike (da Lysistrate tüchtig zieht). Halt! Laß uns was übrig —

Daß wir uns fest verbünden, wie sich's schickt!
(Sie trinkt nach Lysistrate; dann geht der Kelch herum. Trompetenstöße hinter der Scene; Freudengeschrei von Weiberstimmen.)

Stratyllis. Was für ein Jauchzen?

Lysistrate (deutet triumphierend hinaus). Hört! Ich sagt es euch.
Die alten Frauen sind's; die Burg ist unser.
Nun auf, ihr Jungen! Auch zur Burg hinauf:
Den Alten helfen und die Riegel sperren!

Kalonike. Und meinst du nicht, die Männer werden gleich
Zum Sturm anrücken?

Lysistrate. Davor bangt mir nicht.
Die Kecksten sind im Feld. Und wie auch immer:
Nicht Drohn, Gewalt, noch Feuer soll uns zwingen,
Das Thor zu öffnen, eh sie uns geschworen!

Myrrhine (den Kelch schwingend). Nie, nie, bei Kypris! Wozu hießen sonst
Wir Frau'n ein Wettervolk und unbezwinglich!
(Sie stimmen in das freie Jauchzen ein, das sich verstärkt wiederholt, werfen alle Mäntel und Schuhe der Männer auf einen Haufen zusammen, stürmen nach hinten links ab, Lysistrate voran. Nur Einer bleibt zurück; sie hat den großen Weinkrug ergriffen, sucht da raus zu trinken.)
(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Der Burgberg von Athen. Vorn die felsige, unebene „Platte" vor den Propyläen, auf der Höhe des Hügels, der darunter in die Tiefe gebend gedacht ist; rückwärts, bald beginnend, die Mauer der Akropolis, mit Vorsprüngen, auf denen man zu mehreren stehen kann, in der Mitte das große Thor (die verklinkerten „Propyläen"), jetzt durch mächtige hölzerne Thürflügel verschlossen; dahinter aufragend Gebäude der Akropolis, auch die riesige Bildsäule der Pallas Athene.

Erster Auftritt.

Nach einer kriegerischen Orchestermusik geht der Vorhang auf; man sieht auf der Mauer und den Vorsprüngen ältere und alte Frauen, zum Teil mit Helmen und Panzern; eine Bild auf einer Trompete, ungeübt und unrein. Von vorne rechts und links kommen nach und am Abhang heraufstelgend, mühelig, alte Athener, unter ihnen **Philurgos** und **Stymmodoros**; sie tragen Reisig, Holzklötze und Gießkannen.

Philurgos (rechts, noch unsichtbar).
Immer nur weiter, Schritt vor Schritt,
Ob die Schulter auch wehlthut!
Ob dieser Oelbaumklotz auch drückt
Auf den alternden Nacken!
(Wird rechts sichtbar; Andere folgen.)
Viel Unverhofftes giebt's im langen Leben!
Wer hätt' auch je gedacht, daß unsre Weiber
Die Burg uns nehmen würden und das Götterbild,
Mit Balken und Riegeln uns das Thor verschließen.

Stymmodoros (links, unsichtbar).
Geschwind hinauf!
Gleich sind wir oben!
Haltet nur aus, ihr alten Knochen;
Klettert wie Ziegen den Fels hinan.
(Wird sichtbar; auch ihm folgen Andere.)
Uf! da sind wir auf der Platte;
Seht, Philurgos ist auch schon da.
Jetzt die Kloben am Thor geschichtet,
Aufgetürmt zum Scheiterhaufen
Für das ganze Weiberpack.
Denn beim Zeus, so lang' ich lebe,
Ich, der alte Stymmodoros,
Mich verhöhnen die Weibsen nicht!

Digitized by Google

Philurgos. Legt nun die Klötze ab; blast in den Pfannen
Das Feuer an, und taucht die Reben in
Die aufgeweckte Glut. Sobald sie glimmen,
Verennen wir das Thor wie Mauerböcke;
Und machen dann die Weiber uns nicht auf,
Wird Feu'r ans Thor gelegt!
(Sie häufen die abgelegten Holzklötze auf; die Glutpfannen dampfen.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen: von links vorne steigen nach und nach alle Frauen herauf, gefüllte Wasserkrüge tragend, voran **Rhodippe**. Später **Stratyllis** (oben).

Rhodippe (links noch unsichtbar). Es raucht und qualmt schon.
Bald leckt die Glut am Thor! Nur hurtig, hurtig!
Eh unsre Schwestern
Im Qualm ersticken,
Die Burg sich auftut.
Ich bin schon oben!
Mir nach, mir nach!
(Sie wird sichtbar; nach und nach auch die Andern.)

Stymmodoros. Was kommt denn da noch? Wie viel alte Weiber
Giebt's denn im Land? Die Mauer oben voll,
Und auch der Berg voll?

Rhodippe. Wie du siehst! — Wir hörten
Da unten in der Stadt, graubärt'ge Tröpfe
Mit Holz und Pfannen, wie um's Bad zu heizen,
Die zögen aufwärts, fluchten auch und schwörten,
Die bösen Weiber sollt' das Feuer braten.
(zur Bildsäule der Athener gewendet)
Doch, große Göttin, laß das nicht geschehn!
Um Griechenland vor Krieg und Wut zu retten,
Sind sie geklettert, halten deine Burg,
Goldhelmige Herrin. Deine Hilfe rufen
Wir an, wir Frauen! Kommt mit Feu'r das Mannsvolk,
Hilf du uns Wasser tragen, es zu löschen!

Stratyllis (ist auf der Mauer erschienen; ruft herunter).
Laßt das! ihr argen Männer! Schämt euch doch!
Das thäten keine guten, frommen Männer!

Philurgos. Auch unerwartet: dieser Weiberschwarm
Kommt angeflogen, um das Thor zu schützen.
(Die Männer ziehn sich etwas nach rechts zurück.)

Rhodippe. Was drückt ihr euch vor uns? vor diesem „Schwarm"?
Das ist noch nicht ein Tausendstel von Allen.

Stymmodoros (zu Philurgos). Was lassen wir die schwatzen? Schlagen wir
(eine Rede bedeutend)
Nicht lieber auf dem Volk dies Holz entzwei?

Rhodippe. Nur her, du Holzpupp'! Komm! Wir schlagen in
Dein süß Gesichtchen dann zehn Nägel ein.

Stymmodoros. Der klügste Dichter bleibt Euripides:
So schamlos ist kein Wesen wie die Weiber!

Philurgos. Ihr Gottverhaßten! warum kommt ihr mit
Den Wasserkrügen her?

Rhodippe. Und warum du
Mit Feu'r, du Leichnam? Um dich zu verbrennen?

Philurgos. Um einen Scheiterhaufen anzuzünden
Für deine Schwestern da.

Rhodippe. Und wir, um ihn
Mit klarem Quell zu löschen!

Stymmodoros. Ihr ihn löschen?

Rhodippe. Dir auch ein Bad zu geben, wenn dn's brauchst!

Stymmodoros (zu Philurgos).
Hörst du die Frechheit?

Rhodippe. Wir sind freie Weiber!

Die alten Frauen (um Rhodippe).
Frei sind wir! Freie Weiber!

Die Alten und Stratyllis (auf der Mauer).
Wir sind frei!

Philurgos. Jetzt stopf' ich euch den Mund. — Mit diesen Reben,
Den angebrannten, fengt sie tüchtig an!
(Die Männer gehn auf die Weiber zu.)

Rhodippe. Wasser, thu' deine Pflicht!
(Die Weiber begießen die Männer.)

Philurgos. O weh! Da hab' ich's!

Rhodippe. War's heiß?

Philurgos. Was heiß? (Neuer Guß.)
Hört auf! Was macht ihr?

Rhodippe. Wir
Begießen euch, damit ihr frisch ergrünt.

Philurgos. Ich klappr' am ganzen Leib!

Rhodippe. Du hast ja Feuer,
Erwärme dich daran!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen: **Chremes** mit zwei Häschern (skythischen Bogenschützen) von rechts; später **Lysistrate, Kalonike, Myrrhine** und andere junge Frauen.

Chremes. Wer lärmt und schreit da?
Was für ein neuer Uebermut der Weiber
Begiebt sich hier?

Philurgos. O Chremes! edler Ratsherr!
Es wird zu toll. Aus ihren Krügen haben
Sie uns begossen, daß wir unsre Kleider
Abschütteln müssen, wie von Zeus beregnet!

Chremes. Beim salzigen Gott Poseidon, Recht geschieht uns;
Denn wenn wir selber Schelmstreich' mit den Frauen
Verüben, sie zur Ungebühr erziehn,
Dann schießt am Ende solche Saat empor! —
So weit ist's nun gediehn, daß mir, dem Ratsherrn,
Der Ruderknechte angeworben hat
Und grade Geld braucht, dieses Weibervolk
Das Thor der Burg verschließt! — Doch müßig dastehn,

Digitized by Google

Das führt zu nichts. Brechstangen her! Ich will
Die Frechheit bändigen!
(zu den scheu dastehenden Häschern)
Was maulaffst du?
Wo gaffst du hin, du Schlingel; kannst du nichts,
Als nach der Kneipe schielen? Hurtig, schiebt
Die Hebebäume unters Thor und hebt
Mir dort den Flügel aus; ich hier den andern!
(Während sie die mitgeschleppten Brechstangen ansetzen, öffnet sich das Thor von innen: Lysistrate tritt heraus, Kalonike und Myrrhine folgen ihr.)

Lysistrate. Laßt nur das Heben sein; ich komm' von selbst.
Wozu die Stangen? Nicht die Stangen thun hier
So not, wie Kopf und Witz.

Chremes. Gottloſe! meinst du? —
Wo ist der Häscher? Her! Ergreif' sie, bind' ihr
Die Hände auf den Rücken!

Lysistrate. Wenn er nur
Mit seiner Fingerspitze mich berührt,
Bei Artemis, so geht's dem Büttel schlecht.

Chremes (erst zu dem einen, dann zum andern Häscher).
Du fürcht'st dich, Bursche? Pack sie um den Leib;
Du faß mit an; macht hurtig, bindet sie!

Kalonike (zum ersten Häscher, mit ihren Nägeln drohend).
Und rührst du sie nur an, bei Pandrosos,
Du kriegst ein neu Gesicht!

Chremes. „Ein neu Gesicht"!
Hört doch! — Wo ist der andre Häscher? Binde
Mir erst mal diese, die dazwischenschwatzt!

Myrrhine (zum zweiten Häscher).
Und rührst du sie nur mit dem Finger an,
Bei Hekate, dir wird die Nase bluten.

Chremes (sich zu Myrrhine wendend).
Was war denn das? — He, Häscher! Die halt' fest! —
Ich will euch lehren, solche Streiche machen!

Stratyllis (ist mittlerweile von der Mauer heruntergestiegen und auch aus dem Thor getreten; zum Häscher).
Bei Pallas Athene, rührst du sie nur an,
Wirst du mit Jammer deine Haare lassen!
(Der Häscher weicht zurück.)

Chremes. Verdammtes Elend! Feig' empfiehlt er sich. —
Doch nie und nimmer läßt man sich von Weibern
Heimschicken. Vorwärts! Häscher, angetreten,
In Reih' und Glied!
(Er stellt sich zwischen die Häscher.)

Lysistrate. Nun, bei den Göttinnen,
So sollt ihr sehn, da drin ist auch ein Fähnlein
Streitbarer Weiber fertig ausgerüstet.

Chremes (rückt mit den Häschern vor; während des Vorausgehenden haben sich die alten Männer nach rechts, die alten Frauen nach links zurückgezogen).
Dreht ihnen die Hände auf den Rücken um!

Lysistrate (ruft ins Thor).
Heraus, ihr Waffenschwestern! Ho! heraus,
Ihr Wurzeln-Erbsen-Mehlbrei-Petersilien-Frauen!
Ihr Knoblauch-Kneipen-Käse-Rüben-Butter-Frauen!
Helft, zieht und schlagt sie, greift mit Fäusten an!
Schimpft, flucht und höhnt sie, greift mit Zungen an!
(Während sie spricht, stürmen aus dem Thor junge und alte Frauen heraus; Schreien und Handgemenge. Chremes und die Häscher werden zurückgeworfen, flüchten sich nach rechts unter die alten Männer.)
Halt! Halt jetzt! Rückzug! Keine Plünderung!

Chremes (mühsam atmend).
Pfui! wie erbärmlich ging es meiner Truppe!

Lysistrate. Nun ja, was dachtest du? War deine Meinung,
Hier ein paar Sklavinnen zu finden? oder
Glaubst du, die Frauen haben keine Galle?

Chremes. O ja; genug. — Beim Zeus, was wollt ihr denn?
Zu was versperrt, verrammelt ihr die Burg?

Lysistrate. Das Geld zu retten und den Krieg zu enden.

Chremes. Ist denn das Geld an diesem Kriege schuld?

Lysistrate. Ja, wie an allem Wirrwarr. Nur damit
Die Herrn im Amte stehlen können, wird
Stets neuer Brei gerührt! — Die mögen nun
Thun, was sie wollen; doch den Schatz dort oben
Rührt Keiner mehr uns an!

Chremes. Und ihr? was wollt ihr?

Lysistrate. Das fragst du noch? Wir wollen ihn verwalten.

Chremes. Den Schatz verwalten? ihr?

Lysistrate. Entsetzt dich das?
Verwalten wir nicht Haus und Hof für euch?

Chremes. Das ist was andres.

Lysistrate. Und wieso?

Chremes. Dies Geld
Ist für den Krieg da.

Lysistrate. Erstens soll fortan
Kein Krieg mehr sein!

Chremes (höhnisch lächelnd).
Wie retten wir uns dann?

Lysistrate. Wir werden euch retten.

Chremes. Ihr?

Lysistrate. Ja, wir.

Chremes. O Unsinn!

Lysistrate. Du wirst gerettet, wenn du auch nicht willst.

Chremes. Was du da faselst!

Lysistrate. Wie du auch ergrimmst,
Geschehen wird es doch.

Chremes. Der nackte Frevel!

Lysistrate. Du wirst gerettet, Freund!

Chremes. Wenn ich nicht will?

Lysistrate. Dann eben um so mehr!

Chremes. Wie kommt ihr drauf,
Euch so um Krieg und Frieden zu bekümmern?

Digitized by Google

Lysistrate. Das wollen wir dir sagen. Schau, bis heut,
So lang' der Krieg schon währt, ertrugen wir
Weiblich bescheiden, was ihr Männer machtet.
Wir durften auch nicht mucksen. Doch gescholt ihr
Uns bald schon gar nicht; und wir gaben Acht,
Und oft, im Haus dasitzend, hörten wir,
Wie schlecht ihr Großes, Richtiges betetet.
Dann, tiefbetrübt im Herzen, fragten wir
Euch wohl mit Lachen: „Nun, was habt ihr heut
In der Versammlung abgemacht? Wird Frieden?"
Was geht's dich an? gab drauf der Mann zurück.
Willst du wohl schweigen? — Und ich schwieg.

Myrrhine. Ich hätt' ihm
Was schweigen wollen!

Chremes (zu Myrrhine). 's wär dir schlecht bekommen!

Lysistrate. So schwieg ich denn im Haus. Wir hörten aber
Von andern, noch viel schlimmeren Beschlüssen.
Da fragten wir denn wohl: „was macht ihr für
Verkehrte Sachen, Mann?" Der aber brummte,
Mich wild anstierend: setz' dich an die Spindel,
Sonst geht dir's schlecht; der Krieg ist Männersache!

Chremes. Da hat' er Recht, beim Zeus!

Lysistrate. O du Verstockter!
Recht wär's, daß, wenn ihr schlecht beraten seid,
Wir euch nicht raten dürfen? da wir doch
Auf allen Gassen laut euch reden hörten:
„Kein Mann ist mehr im Land!" „Beim Zeus, nicht einer!"
Wir standen endlich auf und scharten uns,
Wir Frau'n, zusammen, Hellas zu erretten.
Wozu noch länger warten? Wollt ihr jetzt
Uns euer Ohr leihn, wenn wir Gutes raten,
Und still zuhören, wie sonst wir gethan,
Dann, denk' ich, helfen wir nun euch empor!

Chremes. Ihr uns? Ihr macht es und wir mucksen nicht?
Verfluchtes, unerträgliches Gerede!

Lysistrate. Schweig!

Chremes. Schweigen? Ich vor dir? vor so 'nem Köpfchen
Im Weiberschleier? Lieber nicht mehr leben!

Lysistrate. Wenn dich der Schleier stört, den schenk ich dir;
(hängt ihm ihren Schleier um)
Komm, leg' ihn um den Kopf — und dann sei still.
(nimmt ein Wollkörbchen, das eine der Frauen ihr zureicht, giebt es ihm in die Hand)
Und nimm dies Körbchen, schürz' dich, spinne, knabbre
Mandeln dazu; der Krieg ist Frauensache!

Chremes. Und wie besorgt ihr den?

Lysistrate. Wir enden ihn
Wir von Athen, vereinigt mit den andern.

Chremes. Wie macht ihr das?

Lysistrate. Zunächst erwirken wir —
Du wirst schon merken, wie — daß unsre Männer
Nicht mehr in Waffen durch die Gassen tollen.
Denn jetzt, wenn Topfmarkt oder Krautmarkt ist,
So rennt ihr auf dem Platz mit Helm und Harnisch
Umher wie die besessnen Korybanten!

Chremes. Wie's tapfren Burschen ziemt!

Lysistrate. Zum Lachen ist's,
Wenn so ein Held, die Gorgo auf dem Schild,
Sich dann zwei Barsche kauft.

Kalonike. Beim Zeus, ich sah,
Wie so'n schnauzbärt'ger Oberst, hoch zu Roß,
Sich von der Hök'rin in den eh'rnen Helm
Ein Rührei legen ließ; und drauf 'nen andern,
Der Schild und Speer schwang wie ein Thrakerfürst,
Daß sich das Feigenweib vor ihm entsetzte:
Dann stahl er ihr die reifsten!

Chremes (zu Lysistrate). Nun so sag mir:
Wie wollt ihr all die Wirren rings umher
Beschwichtigen und lösen?

Lysistrate. Kleinigkeit.

Chremes. Wie denn? Laß hören!

Lysistrate. Wenn beim Spinnen sich
Das Garn verwickelt hat, so nehmen wir's
Mit zarten Fingern, ziehn es hierhin, dorthin,
Bis wir es richtig um die Spindel legen.
So wollen wir den Krieg, wenn ihr erlaubt,
Aufwickeln durch Gesandte hierhin, dorthin,
Bis er geschlichtet ist!

Chremes. Wie Garn und Knäuel
Und Spindeln wollt ihr unvernünft'gen Weiber
So Schwieriges lösen?

Lysistrate. Hättet ihr Vernunft,
So machtet ihr's mit eurem ganzen Staat,
Wie wir mit unsrer Wolle!

Chremes. Ei! Und wie denn?

Lysistrate. Da müßtet ihr zuerst, wie man die Schnur
Im Bade reinigt und den Schmutz hinausspült,
All das Geschmeiß, das sich hier eingenistet,
Wegspülen und verklopfen, all die Stacheln
Absuchen, und das freche Lumpenvolk,
Das sich zur Herrschaft hier verfilzt, verklumpt hat,
Durchkrempeln und zerzausen und verrupfen.
Dann aber kratzt man mit vereinten Händen
Ins Körbchen all die gute Wolle ein,
Und fragt nicht, ob es Bürger oder Bündner,
Ob Freund, ob Fremder ist; willkommen alle!
Und dann die Städte, die von uns entstammen —
Man schaut sie an und sieht sie liegen da
Wie Flocken Wolle, hier und dort verstreut;
Da wird gesammelt, keine läßt man liegen,

Digitized by Google

Man bringt sie her, verspinnt sie all' in Eins.
So wird's ein großer Knäuel miteinander;
Drans webt man einen Mantel für das Volk!

Chremes. Unleidlich, wie dies Weibsvolk „kraxt" und „knäuelt",
Das doch der Krieg nichts angeht!

Lysistrate. O du Unhold!
Und mehr als doppelt tragen wir an ihm.
Wir, die wir erstlich unsres Schoßes Kinder
Hingeben in den Krieg —

Chremes. Rühr' das nicht auf!

Lysistrate. Und wenn wir dann des Lebens uns erfreuen,
Der Jugend Blütezeit genießen sollten —
Die Männer sind im Feld und wir allein.
Doch von uns Frauen schweig' ich; um die Mädchen,
Die still im Kämmerchen altern, thut mir's weh!

Chremes. Und altern denn die Männer nicht?

Lysistrate. O Zeus!
's ist nicht dasselbe. Kommt der Mann nach Haus,
Als Graukopf freit er noch ein junges Kind.
Des Weibes Zeit ist kurz; ward die verpaßt,
Dann will sie Keiner mehr; dann sitzt sie da
Und läßt sich Träume denken!

Chremes. Mag sie denn;
Ich kann's nicht ändern. Wir, so lang' wir uns
Als Männer fühlen, suchen blüh'nde Weiber.

Lysistrate. Du fühlst dich noch als Mann? du Angeschneiter?
(Die alten Frauen haben inzwischen heimlich der Kalonike, Myrrhine, Strategillis ihre Waffenkrüge zugesteckt; eine reicht jetzt den ihren der Lysistrate hin.)
Eiskaltes Herz du? Kauf' dir deinen Sarg;
Ich will dir auch Begräbniskuchen backen.
Da ist dein Kranz; nimm hin!
(Gießt ihm plötzlich aus dem Krug Wasser auf den Kopf.)

Kalonike (ihr begießend). Und den von mir!

Myrrhine (ihn begießend). Und hier noch einen!

Lysistrate. Hast du nun genug?
Was willst du noch? Der Totenfährmann ruft dich;
Du hältst ihn auf. Hinein in seinen Kahn!

Chremes (sich schüttelnd).
Mich so mißhandeln! Das ist unerhört!
Beim Zeus, so wie ich geh' und stehe, steig' ich
Hinab und zeig' mich vor dem Rat der Stadt!

Lysistrate. Dich zu beschweren, daß wir dich nicht erst
Als Leichnam ausgestellt? Sei ruhig; sollst
Am dritten Tag in aller Früh', wie's Brauch ist,
Den Leichenschmaus als letzte Ehre haben.
Nun geh' und sag den Männern von Athen:
Wir Frauen bleiben hier! Und wollen sie
Uns wiederhaben, müssen sie uns holen;
Doch bringen sie nicht auch den Frieden mit,
So bleibt die Burg verriegelt und verschlossen!
(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Meinem Kinde.

(Mit Sämereien.)

Das Wunder, das im Falterschweben
Und jedem Wurme lebt: Das Leben,
Hier liegt's in deiner Kinderhand! —
Nun löse das geheime Band,
Das eine farbenreiche Welt
Im Körnlein still geborgen hält,
Und frommen Sinns verstreue,
Was blühend dich erfreue,
Zwar in geringe Scherben blos,
Doch in der Erde Segensschoß.

Des Vaters Heimatgarten
Zu pflegen und zu warten,
Zu sehn, wie jedes Erdenkind,
Vom regenschweren Frühlingswind,
Aus fruchtend-dunkeln Stunden
Erweckt wird — und gefunden
Vom Lichte, dessen Gotteskraft
Dem Grabesmoder es entrafft: —
Das ist dir nicht beschieden
Im engen Mauerfrieden,
Dahin aus wilder Lebensschlacht
Uns Gottes Keller-Hand gebracht.

Dem heil'gen Wipfelrauschen,
Dem Vogelruf zu lauschen,
Hoch in den Zweigen, die der Wind
Mit mir als Knaben wiegte, Kind, —
Dich in dem Väter-Erbe
Verlassen, wenn ich sterbe: —
Das ist mir nicht beschert! — Allein
Bleibt ihr zurück und keinen Stein
Des alten Herdes wärmen
Wird junge Glut! —

Doch Härmen
Rief kein Verlornes je zurück:
Nur neue Kraft giebt neues Glück —
Und wer das Alte ehrt, mit Segen
Belohnt ihm Gott das eigne Regen.
So streue du mit reinem Mut
Der ersten Saaten goldnes Gut —

Und sieh': Weil's nicht will warten
Da draußen auf den Garten,
Bringt ihn mein Kind, mein Sonnenschein,
In's dunkle Vaterhaus hinein! —

Oswald Schmidt.

Digitized by Google

Das Wormser Schießen.

Erzählung in Versen von **Otto Roquette.**

(Schluß.)

Der Pfalzgraf, die Gestalt und Züge
Des Jünglings musternd, spricht: „Mein Sohn,
Mit Antwort thu mir nun Genüge.
Daß du aus Neustadt, hört' ich schon,
Doch welch Gewerb im Heimatsorte
Hat so das Schießen dich gelehrt?"
Der Diether steht und ringt um Worte,
Dann stammelt er, von Scham beschwert:
„Ach Herr — ich sollt' ein Schneider werden —!"
Man lacht dem Diether ins Gesicht,
Der aber ruft mit Zorngeberden:
„Ich sollt' es nur, doch will ich's nicht!
Bin ich gleich arm in allen Dingen,
Verachtet, und der Stadt zur Last,
So soll mich doch die Stadt nicht zwingen
Zum Handwerk, das mir ganz verhaßt!
Viel lieber lauf' ich zu dem Heere
Der Landsknecht', ohne Rock und Schuh,
Daß ich mir schaffe Ruhm und Ehre!
Die Büchse hab' ich ja dazu."

„Na, na! Halt' nur den Zorn in Ruh,"
Versetzt der Pfalzgraf. „In den Haufen
Der Landsknecht barfuß hinzulaufen,
Das braucht doch Keiner, der wie du
Hundert Dukaten heut gewonnen!
Dein Siegespreis wär bald zerronnen
Mit solchem Volk bei Trunk und Spiel.
Doch geht nach Waffenwerk dein Streben,
So wüßt' ich dir ein besser Ziel.
Willst du in meinen Dienst dich geben?
So wackren Schützen hätt' ich gern
Für mich allein, an meiner Seite!"

Der Diether sieht den hohen Herrn
Mit offnen Augen strahlend an,
Und fern von allem Widerstreite
Ruft er:
„Herr, was ich werden kann —
Kann ich's in Eurem Dienste werden,
Nichts Besseres weiß ich dann auf Erden!"

„Recht so, mein Bursch! Und abgemacht.
Wir wollen keine Zeit verlieren.
Geh hin zu meinen Falkonieren,
Sie sollen flugs in ihre Tracht
Dich sauber kleiden. Dann komm wieder,
Auf daß ich prüfen mag, ob gut
Dem Vogel steht sein neu Gefieder."

Der Diether folgt mit frohem Mut
Dem Wink des Knappen, der ihn eilend
Zur Herberg führt, mit schnellem Wort
Dem Troß des Herrn Befehl erteilend.
Doch Diether muß vor allen Dingen
Sich lösen von des Hungers Not
(Er hat ja Geld!), die zu bezwingen,
Trotz all des neuen Glücks, ihn droht.

Nicht lang' — man wußt' ihn zu belehren —
Kann er, zum schmuckſten Falkonier
Schon umgewandelt, wiederkehren.

„Ei Bursche! So gefällst du mir!"
Der Pfalzgraf ruft es, und vergnüglich
Läßt er den Blick auf Diether ruhn.
„Doch sag' mir, Knab' was denkst du klüglich
Mit deinem Ochsen jetzt zu thun?
Es ist für mein Gefolg doch schließlich
Ein stark Gepäck, das sieht du ein,
Und Roß und Reitern wär's verdrießlich,
Durch seinen Schritt gehemmt zu sein."

Der Diether lächelnd drauf begann:

„Der Ochse mag nach Neustadt laufen,
Da ich ihn hier nicht kann verkaufen,
Wo ich ihn eben erst gewann.
Doch mag ich's, Herr, Euch nicht verschweigen,
Die Schützen, so von Neustadt her,
Verlangen, ich auch soll mich zeigen
Nochmals daheim zur Wiederkehr
Im ganzen Zug mit unsern Siegen.
Mir selber ist's nicht denn, vielmehr
Für immer aus dem Nest zu fliegen
Wär mir viel größeres Begehr.
Allein, da sie mich mitgenommen,
Wofür ich dankbar bleiben muß —
Verweigert' ich's, mit heimzukommen,
Wär's meinen Leuten zum Verdruß."

Digitized by Google

„Nun," meint der Pfalzgraf, „das ist billig,
Und Urlaub geb' ich dir dazu,
Doch kurze Zeit nur. Morgen will ich
Nach Landau reiten. Dort wirst du
Am dritten Tag dich bei mir melden.
Inzwischen mag man, wie es Brauch,
In Neustadt einziehn sehn die Helden,
Dich selbst und deinen Ochsen auch.
Doch singen jetzt dir Lockungslieder
Zum Bleiben in der Stadt die Herren —
Hör' an, du kommst mir doch wohl wieder?"

„Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gern!" —

Nun mag man rüstig weiter schießen
Und jubeln auf dem Schützenfeld.
Den Diether aber will's verdrießen,
Daß man noch morgen bleibt gesellt.
Und schwer hat's ihn in Worms gelitten,
Als in der Früh mit seinem Zug
Der Pfalzgraf aus der Stadt geritten,
Da er doch dessen Rock schon trug.
Doch endlich ging's zum Abschiedsagen,
Und Alles rief: Auf Wiedersehn! —

Schon aber war vorausgetragen
Nach Neustadt, was dahier geschehn.
Ein Märchen ist's, so will man meinen,
Was mit dem Diether sich begab.
Und zu des Schützenzugs Erscheinen
Setzt sich die halbe Stadt in Trab.

Da kommen sie! Ein ganzes Dutzend
Von Siegern! An der Spitze weht
Die Fahne, jedem Zweifel trutzend,
Und zwischen zwei'n der Männer geht
Der Diether, seine Büchse tragend,
Bewußten Blicks, als Falkonier,
Nach rechts und linkshin Grüße wagend,
Die heut man zählt mit Neubegier.
Der Sieges-Ochs, mit roter Decke
Und goldnen Hörnern, schließt den Zug.
Geschrei durchtönt die ganze Strecke
Zum Schützenhof, und mancher frug,
Ob sowas je schon vorgekommen?

Man ist am Ziele. Großgesinnt,
Zum Dank, daß man ihn mitgenommen,
Schenkt Diether hier als Angebind
Der Gilde seine Ehrenfahne.

Jetzt neuer Jubel! Alles drängt,
Daß man zu ihm den Weg sich bahne,
Der lachend steht und eingezwängt,
Begafft von Kleinen und von Großen.
Da fühlt er, rudernd her und hin,
Stark in die Seite sich gestoßen.

Er wendet sich.

Die Meisterin
Steht neben ihm; mit feiner Elle
Der Meister Lutz; die Amrei scheint
Vor Staunen starr; der Altgeselle
Macht Augen wie ein böser Feind.

Die Meistrin spricht:

„Gieb mir das Geld,
Das du gekriegt, gleich in Verwahrung!
Bei dir wär's doch nur schlecht bestellt,
Ich sorg' dir besser für Ersparung.
Versäum' dich nicht! Komm fort nach Haus,
Wir wollen zählen, ob's auch richtig!
Und weißt, der Amrei wär es recht —"

Der Diether lacht vergnügt sie aus:
„Ihr nehmt's, Frau Meistrin, gar zu wichtig!
Vom Geld ist etwas schon verzecht
Und etwas brauch ich für die Reise
Gen Landau, wohin gnädger Weise
Der Pfalzgraf mich beschieden hat.
Das übrige mag mir die Stadt
Dahier mit guter Art verwalten.
Vor mir — was sorg' ich viel um's Geld?
Kann sie's auch ganz und gar behalten,
So geh' ich leichter durch die Welt!
Die Amrei soll sich nicht verstellen,
Ich weiß ja, was sich die begehrt —
Sie hat ja ihren Altgesellen!
Mein Ochs ist zwanzig Gulden wert,
Ich schenk' ihn ihr als Hochzeitsbraten!"

Der Diether schreitet stolz und groß
Davon, und glaubt sich wohlberaten,
Daß er den Ochsen glücklich los. —

Nun aber will ihn nichts mehr halten,
Er hadert mit der Stunden Rast
Am Ort, wo ihm des Tages Walten
Wie Schneiderwerkstattluft verhaßt.
Und geben ihm die Festgenossen
Noch Abschied nicht, so lang es Tag,
So ist er mit der Nacht entschlossen
Zum Weg, der lockend vor ihm lag.

Was sollt' er sonst zusammenraffen
Im Bündel für den Wanderzug?
Sind ihm doch seine zwei Gewaffen,
Die Büchs' und Armbrust, schon genug.

So schreitet, als im Licht der Sterne
Die müde Welt in Ruh versinkt,
Zum Ziel' er fort, das in der Ferne
Als neuer Lebenstag ihm winkt.

Digitized by Google

Frage!

Im dichten, dunklen Wald bin ich gegangen,
Ich achtete des rauhen Weges nicht,
Und schlug auch mancher Ast mir in's Gesicht
Und nahm manch Schlingkraut meinen Fuß gefangen —
Ich kämpft' mich durch: mir war's, als ging voran
Ein Führer treu mir auf der Waldesbahn.
Der Nebel tropfte von den Zweigen leise
Und zog um schwanke Wipfel seine Kreise,
Wie Schemen jagt er manchmal vor mir her:
Ein wirrer Spuk, ein flatternd Geisterheer!
Und plötzlich sah ich hinter moos'gen Stein
Ein Flämmchen steh'n mit falbem Irrlichtschein
Und meinen Namen hört' ich rufen. Bang
Zog durch die Grabesstille dieser Ruf,
Der in der Brust mir zitternd wiederklang
Und meiner Seele neues Ahnen schuf.

Wer bist Du, Flamme, die mich hergeleitet?
Ich hab' die Arme nach Dir ausgebreitet,
Als wärest Du die Leuchte meines Lebens,
Den Weg erhellend meines irren Strebens!
Wer bist Du, Flamme, rede, gieb mir Kunde,
Gekommen ist, ich fühl's, die Zauberstunde.
Wo aus dem Waldesdunkel geht mein Blick
In's Weite, Freie! Du bist mein Geschick!
Und näher kam die Flamme. Und sie sprach:

„Ich führe Dich, folge mir nach!
Ich bin die Frage!
Ich suche das Heil, ich suche das Recht,
Ich scheide zwischen Gut und Schlecht.
Ich schwebe zu Häupten der Menschheit dahin,
Ich führe sie seit Anbeginn
Aus dunklen Zeiten der Sage
Auf Bergespfaden zur Höhe empor,
Ich poche an der Zukunft Thor!
Ich leuchte in finstere Schlünde,
Ich leucht' in's Antlitz der Sünde,
Ich öffne das Herz, entsiegle den Mund,
Ich gebe der Liebe Allgewalt kund.
Ich weiß mich in Augen zu bergen.
Am trennenden Strom des Geschicks
Erkenn' mich als Fergen.
Und dank' mir thränenden Blicks!
Ich fördere aus tiefstem Schacht
Der Erde Schätze!
Ich stürze die Herrschaft, gebe die Macht —
Ich werfe die fangenden Netze!
Ich werde zum städtevernichtenden Brand,
Entfache den Krieg von Land zu Land,
Ich breche die Burgen, ich stürze den Thron,
Ich zahl' der Lüge ihren Lohn.
Ich bin der Wahrheit leuchtendes Schwert,
Ich gebe dem Leben seinen Wert!
Der Menschheit Segen bring ich dem,
Der meinen Abglanz im Busen trägt,
Ich krön' mit loderndem Diadem
Das Haupt, aus dem mein Atem schlägt."

Und hinter mir versank mit einem Mal
Der Wald, die Nacht. Und öde, leer und kahl
War's rings um mich, und eine Nebelwand
Erhob sich wallend, wogend hin und wieder.
Vom Himmel senkten sich die Wolken nieder
Und Dünste rauchten von der Erde auf.
Da stand ich zögernd, hemmte meinen Lauf.
Wo führt mein Weg? Geht er zur Höh, zur Tiefe,
Wo bleibt die Stimme, die mich warnend rief?
Da sprang die Flamme in das Nebelmeer,
Und hell und heller ward' es um sie her.

Und aus dem Grunde stieg ein Berg empor,
Der trug aus Silber hoch ein strahlend Schloß;
In glühem Weiß erglänzten Turm und Zinnen
Und von den Mauern schien das Licht zu rinnen.
Die Brücke fiel und aus dem lichten Thor
Ein Bote ritt, den Silberschein umfloß.
Er sah mich an mit ernstem Augesicht.
Er hob die Hand. Mir war's, als tönt das Licht.

„Die Burg ist nicht aus Fels und Stein,
Sie ist ein loher, dämmernder Schein,
Im Traume geschaut,
Vom Traume erbaut,
Gefügt aus verlangenden,
Sehnenden, bangenden,
Irrenden Fragen
In Nächten der Qual.
Siehst du es tagen?
Hier wohnt der Gral!
Klopf' an das Thor und nahe dem Kranken,
Die Lanze sieh vorüberschwanken,
Von deren Spitze träuft das heil'ge Blut.
Ku's Leichenlager tritt mit kühnem Mut
Und frage nach Amfortas' Leiden.
Dir sei Amfortas aller Menschheit Bild.
Nur wenn Du ihren Schmerz gestillt,
Darf Dich des Grales Ritterschmuck bekleiden.
Aus offnem Herzen quillt die Frage
Mit Deinem Herzensblut zu Tage.
In des Morgens Gluten
Wirst Du verbluten,
Dann heb' ich den Sinkenden
Zu mir, zu mir!
Und reich' Dir der blinkenden

Digitized by Google

Gralskrone Zier!
Ein Traum iſt Deines Lebens Sold,
Ein Traum nur die Krone,
Ein Traum, wo ich wohne.
Doch wirklich und wahr
Bleibt, was Du gewollt!
Dein Aug' ſieht klar,
Wenn Deine Stirne der Reif umpreßt,
Wenn alles Irdiſche Dich verläßt.
Die Dornen der Krone ſind Wirklichkeit,
Mit Wunden biſt Du zum Ritter geweiht.
Und willſt Du Deine Ritterpflicht erfüllen,
So geh zu ſterben um der Frage willen.
Ich ſeh Deinen Blick in's Weite gerichtet,
Ich ſeh den Holzſtoß aufgeſchichtet,
Ich hör' den Sturm, der die Flammen trägt,
Ich höre Dein Herz, das im Sturme ſchlägt,
Ich ſeh' auf der Stirne das blutige Mal,
Ich grüß' Dich am Wege, König im Gral!"

* * *

Nach Atem ringend fuhr ich aus dem Traum:
Und mich umfing des engen Zimmers Raum.
Die Lampe brennt. Verglüht iſt im Kamin
Das letzte Scheit. Gedanken laß' ich zieh'n
In's Reich der Träume. Du, die mich gelehrt,
Die Frage ſtellen, die mir Glück beſchert,
Nun zeige mir, wie man den Gral erringt,
Wie man um Andrer willen ſich bezwingt.*)

Rudolph Lothar.

*) Das vorliegende Gedicht bildet zugleich die Einleitung zu dem dreiaktigen Trauerſpiel des Verfaſſers „Rausch". Anm. d. Red.

A Korbmacher.

I muaß mei' G'ſchäft wechsla,
Was kreid i doch glei'?
I moi[1]) halt, am moista
Tragt d' Korbmacherei.
Da woiß i a Kundſchaft,
Zu der i d' Körb trag,
Denn Gäßladaurs Törle
Braucht Körb alle Tag.
Dös Mädle toilt[2]) Körb aus
Von allerloi[3]) G'ſtalt,
An G'ſcheidte und Dume,
An jung und an alt,
An Herra und Baura,
An arm und an reich,
Verſchieda ſiads g'ſlochta,
Als Körb bleibats gleich.
Wie's Törle dös machat
Vielleicht iſt's it fei',
I guck auf mei G'ſchäftle
Und red' ihr nix drei';
I ſich de Tag komma,
Wo's Kuirle[4]) verraucht,
Wo 's Törle a Körble
Sell[5]) noaltwendi braucht.
Dös flicht i aus Binſa
Und mach's it gar ſchwer,
Da fährt dös ſchön Törle
Auf der Iller ins Meer.
Dös ſcharf g'ſalze[6]) Waſſer
Kriſt d' Binſa bald a',
Wie's Törle au lärmat
Es hilft ihr koi Ma',
De Korb fürcht a jeder
So lang ſie no' ſchnauft, —
Es ſchwimmat au d' Binſa
Und's Törle — verſauft.

Hyazinth Wäckerle.

[1]) meine. [2]) teilt. [3]) allerlei; [4]) Feuerchen. [5]) ſelber. [6]) ſcharf geſalzen.

Abend.

Die letzten matten Sonnenſtrahlen weichen
Vom Spiele um des Münſters Kenſterbogen;
Verſtohlen weht ein träumeriſches Wogen
Der Hauch des Abendwindes in den Eichen.

Fern über'm Waldesrand kommt geiſterbleichen
Geſichts der Mond im klaren Blau gezogen
Und küßt die Blüten, die ſich ſatt geſogen
Am Licht, die Schwalben, die den Turm umſtreichen.

Und küßt auch mir die fieberheißen Wangen,
Und raſtlos werd' ich dann umhergetrieben,
Stets von demſelben Sehnſuchtstraum umfangen.

Dann ſchreit mein Herz, das ſtill am Tag geblieben,
Von neuem auf in glühendem Verlangen
Nach einem heißen Glück, nach einem Lieben.

Otto Oppermann.

Digitized by Google

Die deutsche Dichtung und das deutsche Haus.

Von Josef Bayer.

I.

Wenn man in unseren jüngsten Tagen mit der Litteraturbetrachtung ins Allgemeine geht, muß man sich immer vorher mit dem Leser verständigen. Eine solche Art der Behandlung steht nicht mehr an der Tagesordnung des fachmäßigen Betriebs der Litteraturgeschichte, und wird höchstens noch dekorativ für Gedächtnisreden oder populäre Vorträge verwendet. Alle Achtung vor der Ergründung des Einzelnen, der bibliographisch-kritischen Methode, dem unermüdlichen Worfeln des Litteraturstoffs; aber endlich möchten wir doch aus der Tenne der Forschung auch herausstreten in das Ährenfeld und den Garten der Litteratur, und uns vergegenwärtigen, wie das alles wuchs, sproßte, blühte, Früchte ansetzte — dann welchen Gewinn wir selbst als empfindende, nicht bloß als pflichtmäßig uns bildende Menschen von dieser ganzen, reichen Produktion haben.

Aber damit werden wir, wie schon bemerkt, auf Widerspruch stoßen, namentlich bei den ganz altklugen Jünglen. Der Baccalaureus aus dem zweiten Teil des Faust lebt noch immer, ja er ist lebendiger als früher. Während er aber dort ein Verächter jeder Empirie war („Erfahrungswesen, Schaum und Dunst!"), so ist er heutzutage mit gleicher Hartsinnigkeit ein Stock-Empiriker, Erfahrungsfanatiker, klügelnder Detailsforscher geworden. Die Methode hat sich verändert, aber der Dünkel ist derselbe. Nicht selten wirft sich dieser Baccalaureus vom neuesten Datum auch auf Litteraturforschung — und dann wehe uns Alten!

Auch wir halten etwas von der „Erfahrung" — und für das Alter ist sie ohnehin keine bloße Doktrin, kein Schlagwort, sondern leider eine Thatsache. Doch giebt es auch etwas an der Litteratur, was man in höherem, idealen Sinn an ihr erfahren hat — und dies läßt sich nur in großen Umrißlinien wiedergeben. Wir wollen eine Skizze solcher Art in den nächsten Blättern versuchen. —

Goethe erzählt uns in „Wahrheit und Dichtung" ganz ergötzlich das Erlebnis aus seiner Knabenzeit, wie das Elternhaus im Hirschgraben von oben nach abwärts durch die vortretenden Stockwerke herunter restauriert wurde, bis man endlich nach allmählicher Entfernung der Stützen beim Erdgeschoß ankam.

Beiläufig so begann man im 18. Jahrhundert die Neugestaltung und Wiederherstellung unseres nationalen Lebens mit dem obersten Stockwerk, mit dem der Litteratur. Dieses litterarische Stockwerk überhing demnach und schwebte zum Teil frei in der Luft; es sprang bedeutend über den Grund des ganzen Aufbaues hinaus. Das will heißen: Der Deutsche ist durch die Dichtung seiner klassischen Epoche litterarisch eine Nation geworden, ehe er's auch im politischen, im sozialen Sinn so eigentlich war.

Aber immerhin — den geistig nationalen Charakter hatte er wieder gewonnen; er hatte nun wieder ein konsolodiertes Fühlen und Denken, das sich auf bestimmte Ziele bezog, er hatte Ideale und Postulate, die vorläufig die Poesie und die Philosophie formuliert hatte, welche aber bald auch auf das Leben zurückwirken sollten.

Soweit das litterarische Gedächtnis eines Volkes, nicht blos die Kenntnis der Litteraturhistoriker zurückreicht, so lange fühlt es sich im höheren Sinne als Nation. Bei den Italienern geht dieses Bewußtsein am weitesten zurück. Die Dante-Feier von 1865 hatte für sie dieselbe Bedeutung wie für uns die Schiller-Feier im Jahre 1859. Die Franzosen reichen litterarisch bis auf die Aera Corneilles, die Engländer weiter hinauf bis Shakespeare. Von da ab reichen bei diesen Völkern die deutlich beleuchteten, die hell daliegenden Strecken der Litteratur, dies ist, des geistig bewußten nationalen Lebens.

Es ist bei uns litteraturgeschichtlicher Brauch geworden, zwei klassische Epochen der deutschen Dichtung zu konstatieren: jene der Hohenstaufenzeit mit dem Nibelungenlied, mit Wolfram

Digitized by Google

von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Walther von der Vogelweide — und ganz unvermittelt die andere, welche etwa von Klopstock und Lessing anhebt und in Goethe und Schiller gipfelt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß uns die Kenntnis und Verehrung jener ersten, mittelalterlichen Blütezeit deutscher Dichtung durch die Ergebnisse der Forschung und germanistischen Gelehrsamkeit anerzogen worden ist; es wurde eine Schultradition daraus, deren geistigen Gewinn wir nicht hoch genug anschlagen können — aber zum allgemeinen, unmittelbar lebendigen Nationalbesitz gehören diese sorgsam gehobenen Schätze mit den genau bezeichneten Handschriften und Textrecensionen denn doch nicht, soviel durch Übersetzungen ins Neuhochdeutsche dafür geschehen sein mag.

Die litterarische Aera des Deutschen, nach der er wirklich rechnet, ist die jüngste, wenn auch der historische Bestand seiner Litteratur thatsächlich der älteste ist. Mag die Forschung noch so weit zurückgreifen — das Volk sammelt sich immer nur um die Standbilder Lessings, Goethes und Schillers.

Nur allmählich, ja stoßweise traten die älteren Epochen der deutschen Dichtung an das litterarische Bewußtsein des 18. Jahrhunderts heran: je nach persönlicher Anregung, nach zufälligem Studieninteresse fiel bald auf diese, bald auf jene Partei ein intensiveres Licht, wie von den Strahlen einer nach einer bestimmten Richtung gewendeten Blendlaterne, wobei gleich das zunächst liegende in um so tieferem Schatten blieb. Die Schweizer — Bodmer und Breitinger — interessierten sich mehr instinktmäßig und zutappend für altdeutsche Dichtung, und ließen von diesen verfrühten Bemühungen ab, da der litterarische Anteil dafür völlig ausblieb; Herder, der geniale Anreger, trat später wirksamer ein, bis dann die Romantiker, A. W. Schlegel und L. Tieck voran, jene Tendenzen planmäßig aufnahmen und so der Germanistik, der zusammenhängenden litteraturhistorischen Erforschung der deutschen Dichtung im Mittelalter vorarbeiteten. Die Bausteine für den Ehrentempel, welchen man derselben nun errichtete, lagen anfangs sehr zerstreut umher. Schon Opitz verlautbarte den frühesten Druck des Annoliedes; Bodmer und Breitinger gaben in schlecht gelesenen Texten die Sammlung von Minnesängern „aus dem schwäbischen Zeitpunkt“ nach Rüdiger Manesse (in Proben 1748, vollständiger 1758/59) heraus; dazu Chriemhildens Rache und die Klage samt Fragmenten aus Josaphat (1757). Um dreißig Jahre später — sie waren inhaltsreich für den damals so energischen Fortschritt der deutschen Litteratur — folgt das „Andenken an einige ältere deutsche Dichter“ in den „Zerstreuten Blättern“ von Herder. Sie enthalten eine feinsinnige Analyse des Lobgesangs auf den heiligen Anno, Charakteristiken von Freidank, Boner, den Meistersingern, dazu einen prächtigen Essay über Reineke Fuchs. Wie geistvoll hat Herder diese in die Tierwelt zurückversetzte Odyssee, das deutsche Epos vom Schlaukopf verstanden! „Reineke treibt seine Wirtschaft im Namen aller Füchse auf Gottes Erde; in ihrer aller Namen hintergeht er, brichtet, verantwortet sich und kommt von der Leiter des Galgens zu hohen Ehren empor. Das Geschlecht der Reinekes stirbt nie aus, und so lange es Löwen, Dachse, Bären, Kater, Böcke und Hasen giebt, wird's den Füchsen wohl gehen, für die Hof und Welt gemacht zu sein scheinen.“ Bearbeitungen und Nachdichtungen altdeutscher Poesien stellten sich frühzeitig, wenn auch vereinzelt ein, und in der That dürfte dies als die entsprechende Vorstufe für die spätere Anregung in der Originalgestalt gelten.

Wieder marschierten hierin die Schweizer voran, aber zu früh für die Zeit, wie für ihre eigene, ganz unzureichende Kraft: sie waren Rufer in der Wüste, aber weder Dichter noch auch Nachdichter, wozu immerhin etwas gehört. In „kürzender hexametrischer Bearbeitung“ wollte Bodmer die erzählenden Dichtungen des deutschen Mittelalters für die Zeitgenossen neu beleben. Er begann mit der Umdichtung des Parzival unter dem Titel: „Der Parcival. Ein Gedicht in Wolfram von Eschilbachs Denkart“ (1753); dann folgte „Die Rache der Schwester“ nach dem zweiten Teil der Nibelunge Not (1762) und „Wilhelm von Oranse“. Man denke nur, wie das zusammenstimmen mochte: die Aventiure der Nibelungen und des Rittergedichtes mit dem Hexameter, und zwar nicht mit dem antiken, sondern mit dem Bodmerschen Hexameter, völlig durchnäßt von den Sündflutwassern der Noachide! Die Wahl wird uns schwer zwischen den beiden Übeln der schweizerischen Hexameter und der Alexandriner Gottscheds: gleich verstaub waren beide Litteraturparteien.

Soviel ist gewiß: das Mittelalter im Rokokogewande mit dem angehängten Schulmeisterzopf war nicht durchzubringen; besser gelang es mit der Erneuerung des Mittelalters in dem wohl auch nicht passenden Gewande des Weimarer Klassizismus. Das niederdeutsche Tierepos von Reineke Fuchs hat in der gleichfalls hexametrischen Neudichtung Goethes eine dauernde Wiedergeburt gefeiert. Es dürfte wohl Vielen erwünschter scheinen, die Abenteuer des Fuchses in jenen Knittelreimen abklingen zu hören, wie sie Goethe in seinem köstlich charakteristischen Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung“ so meisterlich handhabte; aber jene Hexameter im Regligé geben dem Tierstaat des Königs Nobel eine gewisse parodistische Repräs-

Digitized by Google

sentation: er selbst und seine Hofchargen prunken in dem hexametrischen Gewand beiläufig so, wie ein Fürst aus dem Kongolande und seine schwarzen Höflinge in Frack und Cylinder.

Weiterhin folgen die Bearbeitungen und Neudichtungen der Romantiker, der eigentlichen Fachmänner für dieses Thema, die mit verfeinerten Intentionen ein modern appretiertes Mittelalter in die Litteratur einführen, oder vielmehr die moderne Dichtung vermittelalterlichen wollten: es war die Reaktion gegen die Weimarsche Antike. Die Oktave oder Stanze, eigentlich der romanischen Renaissance angehörig, wurde nun das Staatskleid der Romantik, wie vordem der Hexameter jenes des Klassizismus. In diese Serie gehörte A. W. Schlegels Erneuerung des „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg (1. Gesang) in Oktaven; die Bearbeitung von Konrad Flecks „Flore und Blancheflur“ von Sophie von Knorring, der Schwester Tiecks, und die andere — poetisch bedeutendere — von Rückert; Tiecks Bearbeitung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ (1803), dessen angefangene Um- und Nachdichtung der Nibelungen und die Bearbeitung von Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst (1812), endlich Immermanns Neudichtung von Tristan und Isolde.

Nach dieser sinnreichen Kostümierung, aus dem poetischen Atelier der Romantiker besorgt, durfte sich schließlich die all- und mittelhochdeutsche Dichtung und jene aus der Übergangszeit in ihrer eigensten Gewandung zeigen: zunächst in getreuen neuhochdeutschen Übersetzungen, ganz zuletzt in Textausgaben mit meist bequemen, das Studium erleichternden Glossen. Goethe hatte die Absicht, dem Nibelungenlied in der vortrefflichen Übersetzung K. Simrocks, die 1827 erschien, eine längere beleuchtende Abhandlung zu widmen. Sie liegt nur im Entwurf vor, in kurz angedeuteten Schlagwörtern. Aber welch ein inhaltsreicher Entwurf! Korn um Korn! Wie wertvoll wär' es gewesen, wenn ihn Goethe ausgearbeitet hätte. Es wäre daraus zu ersehen gewesen, wie sich die Großmacht von Weimar mit der heranrückenden germanistischen Teudenz auseinandergesetzt habe.

Endlich rückte das Gesamtbild der deutschen Litteratur nach den verschiedenen Zeitaltern zusammen, in großen Linien und Perspektiven, mit Vorder-, Mittel- und Hintergrund. Aber für das allgemeine litterarische Bewußtsein giebt es, wie ich schon bemerkte, nur Vordergrund und über diesen hinaus höchstens den Ausblick auf den zweiten, mittleren Plan in vergeistigter Ablönung und Beleuchtung; in die weiter zurückliegenden Fernen mag nur die geschärfte Sehkraft der Forschung vordringen. Dabei wird es auch ferner noch bleiben — wenn man auch schon lange in der Lage ist, die Geschichte der deutschen National-Litteratur von ihren frühesten Anfängen her im Zusammenhange vorzutragen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Brief Gaudy's.

Zu den Briefen Franz Freiherrn Gaudys an Salomon Hirzel, den Mitbesitzer der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, die Herr Verlagsbuchhändler Georg Hirzel, der Enkel des Adressaten, im letzten Bande dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, geht uns von einem Freunde der „Deutschen Dichtung“ eine wertvolle Ergänzung zu. Herr Georg Hirzel bedauert in seiner Mitteilung, daß ihm keine Briefe aus dem Jahr 1839 zur Verfügung gestanden; im folgenden ist einer derselben mitgeteilt, der im Wege des Autographenhandels in die Mappe des gegenwärtigen Besitzers gelangte. Er ist so hübsch und interessant, daß wir neuerdings Veranlassung haben, darauf hinzuweisen, wie förderlich sich zuweilen dieser Sammelsport der Litteratur-Forschung erweist. Eines Kommentars bedarf das Schreiben nicht, wir lassen es hier nach der uns freundlich zur Verfügung gestellten Abschrift folgen:

Rom, den 25. April 39.

Hochverehrter Herr,

Es war wirklich nicht Faulheit, welche mich zeither abhielt, Ihren gütigen Brief vom 4. Oct. zu beantworten und nur Scheu vor den horriblen Portokosten, die ich Ihnen verursachen müßte — jetzt aber kann ich es nicht länger anstehn lassen, und schreibe auf die Gefahr hin, daß dieser Brief Ihnen den ganzen Gewinn, den Ihnen meine Schriften zur Ostermesse brachten, wiederum entreiße. Es wird einem doch gar zu unheimlich, wenn man fast ein Jahr lang von den Seinen nichts erfährt und nur in Gedanken mit ihnen verkehren darf.

Ich empfing Ihr Schreiben (dank der Neapolitanischen Nachlässigkeit auf der Post) erst am 21. November, den Tag meines Abgangs nach Rom. (Sie mußten den meinen vom 8. Okt schon längst erhalten haben.) Wohl war mir sein trauriger Inhalt*) nicht mehr neu, die Kunde aber war mir nicht durch die Allg. Zeitung, die in Neapel verboten ist, sondern durch einen berliner Professor**) als etwas längst bekanntes berichtet. Daß ich selber an die Unmöglichkeit eines Musenalmanachs glaubte, werden Sie sich aus meinem Schreiben erinnern.***) Zit

*) Die Kunde von Chamissos Hinscheiden (21. August 1838).

**) Prof. Gans. Vergl. „Deutsche Dichtung“, Band XIV. S. 226.

***) „Unser Musenalmanach wird wohl Chamisso nachfolgen u. s. w.“ Brief vom 28. September 1838. („Deutsche Dichtung“, Band XIV. S. 226.)

Digitized by Google

es mir doch selber, als sei meine Poesie mit meinem edlen Freunde zu Grabe getragen — ich habe seit der Elegie auf Ch. Tod, die Ihnen vielleicht im „Morgenblatt" zu Gesicht gekommen ist, nichts mehr gemacht. Ich bin wie gelähmt, und alle Lust am Dichten ist mir tief, tief in den Abgrund versunken. Ich kann mich noch immer nicht in meinen Verlust finden. Und wenn ich ihn hier schon so schmerzlich empfinde, wie wird es dann erst in der Heimath sein, in Berlin welches nun gar nichts mehr für mich hat.

Mein Entschluß, mich zu expatriiren, steht fest. Wohin? wissen die Götter.

Sie schreiben mir von einer 2. Auflage des Beranger. Wahrscheinlich ist damit die zugleich veranstaltete unveränderte gemeint, welche Ch. Kindern ungetheilt zukommt. Haben Sie noch die Idee, seine Uebersetzungen als 5. Band zu geben, und bedarf es dabei etwa meiner Einwilligung, so versteht sie sich ganz von selber. Sollte hinterhin eine 3. nöthig werden, so könnten vielleicht noch einige Stücke, welche ich in Brouillon zurückhielt, eingeschaltet werden.

Gehen meine Lieder und Romanzen vielleicht? Ich habe alle Hoffnung verloren, nur nicht den Wunsch, Ihnen endlich einmal etwas Lohnenderes für alle Ihre Freundschaft und Güte geliefert zu haben.

Meine Reisen werden Ihnen erst buchstäblich durch das Ausland und Morgenblatt bekannt geworden sein. Nachdem ich Sizilien umkreist, kehrte ich nach Neapel und von da nach Rom zurück. Hier lebe ich nun still, häuslich, wenn das Wetter schlecht ist, förmlich bei leiblichem in der Campagna umher, verkehre ausschließlich mit Künstlern und schreibe, daß es ein Erbarmen ist. Ich weiß mich vor Berichten, Genrebildern und Novellenschmiererei kaum zu lassen. Von letzteren habe ich allein sieben fabrizirt, von ersten einige Dutzende. Cotta ist eben ein beispiellos gieriger Verleger und schreit nach mehr. Brockhaus habe ich noch keine Zeile geschickt. Er wird mir böse sein, ich weiß es, kann ihm aber nicht helfen. Erst zahlt Cotta besser, dann mangelt es auch an Zeit, und drittens eignen sich seine Blätter nicht im geringsten für meine Produktionen. Literarische Erscheinungen sind höchst unbedeutend, politisches giebt es nichts, und alles beschränkt sich auf elende Klatscherei. Ich weiß sogar der All. Augsburger höchstens nur alle 4 Wochen etwas zu schreiben.

Der weltliche Carneval und der geistliche, ich meine die Osterwoche, sind denn Gott sei Dank vorüber. Nur die Heiligsprechung steht mir noch bevor, sonst bringt mich nichts mehr in eine Kirche. Alle die Feste sehen sich so ähnlich, wie ein Ei dem andern, schlechte Musik, Gedränge, gestohlene Schnupftücher, sinnlose Ceremonien, Heuchelei von allen Seiten — voilà tout.

Gegen Anfang Juni gedenke ich heimzukehren. Anfänglich hatte ich Lust einen Abstecher nach Athen zu machen, die Dummheit des hiesigen Gesandten, welcher mir den Paß dahin nicht visiren will, sinnemal der Berliner nicht expreß darauf lautet, verkümmert mir den Spaß. Ich werde noch meinem Schöpfer danken wenn ich über Dalmatien zurückkann.

Uebrigens ist die ganze Reise noch ziemlich wüstig, sie hängt nämlich größtentheils von Cottas Einwilligung in die ihm gemachten Vorschläge ab. Sagt er nein, so rolle ich stumm und geduldig über Venedig, durch die Schweiz, Stuttgart und Leipzig zurück, und auf unsrer Eisenbahn nach Dresden.

Vor einigen Tagen beging ich meinen Geburtstag — es war mein 38ster. Also ein Jahr noch bis zum Schwabenalter! Ob ich in Schwaben vielleicht der Landesvohlthat theilhaftig und klug werde — ich hoffe und bezweifle es gleich stark. Es ist mir nicht in der Wiege vorgesungen worden, scheint mir's, eben so wenig als die andern Lebensgüter wie Ruhe, Vermögen, Anerkennung meiner Plackerei u. dergl. mehr. Nun, ewig kann's ja nicht dauern, das ist schon ein Trost.

Was macht Anastasius Grün, und hat er nichts von sich hören lassen? Er ist mir noch Antwort auf einen Brief schuldig — jetzt weiß ich nicht einmal seinen Aufenthalt. Sollten Sie die Gewogenheit haben und mir ein paar Zeilen Antwort auf mein Geschmier schicken (unter der Adresse Caffè greco, Via condotti, kommt sie mir am schnellsten zu), so bitte ich mir das Pfarrdorf G. Schwabs zu notiren. Trotzdem ich dort war, hab' ich den Namen in den Tod vergessen, und möchte doch gerne bei meiner Rückreise Schwab besuchen.

Wissen Sie nicht eine Idee zu einer größeren Arbeit (ernst wo möglich), die ich in Deutschland beginnen könnte. Ich möchte gerne mich unter Bücher vergraben, so wenig als möglich von der Welt sehen und gesehen werden. Hier ist noch goldene Zeit für die Buchhändler Ich machte in Palermo mit einem jungen Mönch, einem Schriftsteller, Bekanntschaft und gab mich ihm als Collegen zu erkennen. Er war begierig zu wissen was ich geschrieben habe. Ich fing an die Titel meiner Werke herzuzählen, aber schon im ersten Drittel unterbrach er mich mit der Bemerkung, daß ich doch ungebener reich sein müsse, um das Alles auf meine Kosten drucken zu lassen. Ich erwiderte ihm bescheiden, daß bei uns zu Lande Verleger sich dieses Vergnügen nicht nehmen ließen, ja erst noch leichtsinnig genug wären, den Autoren Geld zuzugeben. Wenigstens thäten dies die meinigen. Ich wollte es ihnen aber melden, wie sie sich zu nehmen hätten und die Schriftsteller. Kannte nun jener Dominikaner auch weder meine Lieder und Romanzen noch meinen Schneidergesellen, so vergeb' ichs ihm. Stark aber finde ich es, daß Cotta mir auf mein Gesuch um 1 Ex. des letzteren schrieb: jener Aufsatz sei ihm unbekannt, ich müßte ihm gefälligst melden, wo er abgedruckt sei. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll man da vom dürren, vom kaufenden Publikum erwarten!...

Zu dem Musen-Almanach, der zu Chamisso's Gedächtniß erscheint, möchte ich gern etwas schicken:

Digitized by Google

ich habe aber keine Zeile Vorrath und kann wie gesagt nichts mehr schaffen. —

Wir haben einen göttlichen Winter gehabt und Tage im Januar und Februar, wo es fast schon zu warm war, der Frühling dagegen ist rauh und regnerisch. Die Bäume fangen sehr spärlich an zu grünen, Nachtigallen schlagen zwar, aber verschnupft, und uns ergeht es nicht besser. Sonst bekommt mir aber das Clima vortrefflich, und ich bin zeitlebens körperlich nie so wohl im stande gewesen. Promenaden von 30 Miglien (6 deutschen Meilen) gehören zu den gewöhnlichen.

Sonst kann ich Ihnen nur noch melden, daß ich bisher weder angefallen noch ermordet worden bin, obwohl Mord und Straßenraub in Rom zu den alltäglichen Ereignissen gehören. Ist doch Dom Miguel selber vor Kurzem ausgeplündert worden, und hat diverse Stockschläge auf seinen gekrönten Schädel bekommen, die wir ihm von Herzen gönnen wollen. Sehen Sie, theuerster Freund, das ist der ganze Neuigkeits-Vorrath. Es ist leichter Briefe aus Rom zu lesen (gesetzt auch sie wären so horribel wie vorliegender geschmiert) als welche zu schreiben. Ich kann nur das Alte wiederholen, und bitten, mich den Ihrigen angelegentlich zu empfehlen und mir Ihr Wohlwollen zu erhalten.

Auch unter dem 42° treu

der Ihrige

Gaudy.

Wird Hitzig nicht Chamissos Biographie herausgeben? . . .

Die Punkte am Schlusse, sowie nach dem Absatz, der von Cotta handelt, bedeuten „kurze, nur etwa je zwei Zeilen umfassende Stellen, die sich nicht entzifferen lassen". Eine Vergleichung unsererseits war nicht möglich, doch glaubten wir auch darauf verzichten zu können, da es sich in diesen wenigen Zeilen schwerlich um Wesentliches handelt.

Den letzten Brief Gaudys an Salomon Hirzel hat bereits Herr Georg Hirzel mitgeteilt. —

Litterarische Notizen.

— Eine stattliche Reihe guter Bücher, die fast sämtlich bereits in der „Deutschen Dichtung" eingehend gewürdigt worden sind, liegen uns heute in neuen Auflagen vor, ein tröstlicher Beweis, daß auch in Deutschland Bücher zuweilen wirklich und wahrhaftig gekauft werden. Allzu stolz brauchen wir allerdings darauf noch lange nicht zu sein, daß z. B. Theodor Storms herrliches Novellenbuch: „Vor Zeiten" eben erst — im Verlage von Gebrüder Paetel, Berlin — eine zweite Auflage erlebt hat. Die fünf Novellen, die es enthält: „Erlenhof", „Zur Chronik von Grieshuus", „Renate", „Aquis submersus" und „Ein Fest auf Haderlevshuus" gehören nicht blos zu den besten, die Storm geschrieben, sondern sind Kabinetsstücke unserer neuesten Erzählungs-Litteratur; nächst „Immensee" ist „Aquis submersus" vielleicht Storms beste Arbeit; wie viele Auflagen wären wohl z. B. in Frankreich einem solchen Buche beschieden gewesen? . . . Derselbe Verlag hat Hans Hoffmanns Erzählung: „Landsturm" und desselben Dichters Novellenbücher: „Von Frühling zu Frühling" und „Das Gymnasium zu Stolzenburg" in zweiter Auflage herausgegeben, ein Beweis, daß sich dies hübsche und feine Talent allmählich in weiteren Kreisen Bahn bricht. Etwas spät ist auch Hans Hopfens Roman „Verdorben zu Paris" zu einem Neudruck gelangt (zweite Auflage, im selben Verlage); es ist einer der besten Romane des Dichters, dabei auch als Schilderung von Land und Leuten von bleibendem Werthe; möge der Neudruck dem guten und interessanten Buche dauernd jene Beachtung zuwenden, die es verdient. — Zur dritten Auflage haben es im selben Verlage zwei Bände österreichischer Erzählerinnen gebracht: die prächtige Geschichte: „Lottl die Uhrmacherin" von Marie von Ebner-Eschenbach und die feine, etwas kapriziöse, aber stimmungsvolle Sammlung von Ossip Schubin: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . .", welche die Novellen: „Blanche", „Memento mori" und „Schneeglöckchen" enthält. — Ganz besonders erfreulich scheint es uns auch, daß der erste Roman von Ernst Wichert, der zugleich einer seiner besten ist: „Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens" in zweiter Auflage (Leipzig, Karl Reißner) hat erscheinen können. Daß dies so lange gewährt hat, muß verwunderlich erscheinen, denn es ist ein Buch voll packendster Lebenswahrheit, im Problem höchst interessant, auch in der Durchführung durchaus geeignet, weite Kreise zu fesseln. Eine Bemerkung des Dichters im Vorwort zu dieser neuen Auflage sei hier deshalb wiedergegeben, weil sie sich mit unserer eigenen Ansicht über den Roman deckt, aber auch für viele andere Fälle zutrifft. Ihm sei, erzählt Wichert, beim Lesen des Buches nach einem Vierteljahrhundert, der Gedanke gekommen, „der Roman hätte, wenn er sich heut erst herauswagte, leicht ein besseres Glück machen können." . . . „Man hat sich", fügt er erläuternd bei, „indessen mehr daran gewöhnt, eine Dichtung auf ihre Lebenswahrheit zu prüfen und sozialen Problemen in psychologischer Vertiefung auch dann ein Interesse abzugewinnen, wenn die Handlung keinen erfreulichen Ausgang nimmt. Wollten unsere Jüngeren sich überhaupt die Mühe nehmen, den verlöschten Spuren derer nachzugehen, die sie meinen als grundsätzliche Gegner bekämpfen zu sollen, so würden sie vermundert sein, auf Versuche zu stoßen, die sehr nahe der Durchbruchsstelle liegen, an welcher sie selbst eifrig arbeiteten." Wahrer und folgerichtiger ist thatsächlich auch kein allerjüngster Roman, als dieser erste eines Dichters, den gewiß niemand den Naturalisten beizählen wird. Wer den Roman noch nicht kennt, dem sei er warm empfohlen. — Schließlich erwähnen wir noch, daß auch Ferdinand von Saars „Novellen aus Oesterreich" bei Georg Weiß in Heidelberg in zweiter, durchgesehener Auflage erschienen sind. Die Novellen („Innocens", „Marianne", „Der Steinklopfer", „Die Geigerin", „Das Haus Reichegg") sind bekanntlich nicht blos die ersten, sondern auch die besten, die Saar geschrieben hat. l. h.

— Der Freiherr Karl von Perfall, der Leiter der Münchener Hofbühnen von 1867—1892, hat sich im Vierteljahrhundert dieser Thätigkeit redlich abgemüht, das Beste gewollt und Gutes geleistet und darum hatte er es wohl verdient, daß ihm zu seinem Jubiläum, dem kurz darauf sein Rücktritt folgte, eine litterarische Ehrung seines Wirkens, die über den Tag hinausreicht, zu Teil wurde. Das Buch betitelt sich: „Fünfundzwanzig Jahre Münchener Hoftheater-Geschichte" (München, Dr. E. Albert & Co.), der Verfasser, Otto Julius Bierbaum, will darin weder eine rein subjektive Huldigung, noch lediglich eine Thatsachen-Chronik" bieten, sondern beides mit einander verbinden. Als die wichtigsten Thatsachen, an

Digitized by Google

die der Verfasser in gefälliger Darstellung erinnert, seien hier genannt: ein Ausschreiben an Deutschlands Dramatiker von 1867, das mit dem ehrlichen Bekenntnis beginnt, die Münchener Hofbühne sei „den deutschen Dramatikern gegenüber in eine isolierte, ja fast entfremdete Stellung gekommen", die Dichter zu gewinnen sucht und u. a. als Programm des Intendanten mitteilt, „der Entwickelung des modernen Dramas eine neue Bahn zu erschließen"; das warme Eintreten für Richard Wagner, dann für Henrik Ibsen, der 1876 mit der „Nordischen Heerfahrt", 1878 mit den „Stützen der Gesellschaft" von allen deutschen Bühnen zuerst auf der Münchener Fuß faßte, dann die Einrichtung der neuen, vielumstrittenen „Shakespeare-Bühne", deren Vorzüge Bierbaum kurz wie folgt zusammenfaßt: „Die in weitem Bogen über das Orchester vorgebaute Vorderbühne bringt in großen, wichtigen Szenen den Schauspieler dem Publikum näher, der nun nicht zu schreien und seine Bewegungen allzusehr auf weite Entfernung zu projizieren braucht. So gewinnt das Spiel und begenemes Hören, wie Sehen. Der Mittelbau, der die große Mittelbühne von der erhöhten kleineren Hinterbühne trennt und sich als Architekturbogen oder als Laube dem jeweiligen Ort der Handlung anpaßt, ermöglicht durch seine Vorhangeinrichtung, daß mit Leichtigkeit Szenenveränderungen vorgenommen werden, ohne daß die Handlung durch völligen Szenenabschluß und Pausen entzweigeschnitten zu werden braucht. So ermöglichen sich selbst jene kleinen, bisher unaufführbaren Szenen, in denen die Dichter oft gerade Pretiosen ihrer Poesie anbringen. Der ganze Gang der Stücke aber gewinnt an lebendigem, echt dramatischem Zuge." Dem steht freilich als Nachteil entgegen, daß sich das Bühnenbild zersplittert, der Wechsel des Schauplatzes an die Phantasie des Zuschauers harte Zumutungen stellt; mehr als ein interessantes Experiment ist die Persialische Bühne nicht. An diese Würdigung des verdienten Intendanten schließt sich eine statistische Übersicht der Schauspiel-Novitäten, ferner sind Biographien der Künstler, sowie ihre Porträts beigegeben. Ueber die kritischen Bemerkungen, die Bierbaum gegen das Repertoire vorbringt, ließe sich mancherlei sagen: gewiß verdient neben Fulda auch Sudermann, neben Heyse auch Gerhard Hauptmann seinen Platz im Repertoire, aber der läßt sich, glauben wir, erkämpfen, ohne Fulda und Heyse anzugreifen, denn wie Bierbaum an anderer Stelle selbst sehr treffend sagt, das „Verständnis für das Recht des werdenden Jungen" braucht „keine Pietätlosigkeit gegen das Alte" zu sein. Auch widerspricht es dem künstlerischen Standpunkt des Autors, wenn er gerade gegen Heyse die Ziffern der Aufführungen aufführt. „Dabei ergiebt die Statistik, daß die 14 Werke des ungebührlich bevorzugten Heyse nicht so viel Aufführungen erlebten, als z. B. die fünf Ibsens, daß also das Publikum keineswegs die Vorliebe für diesen Schriftsteller teilt." Nun, Heyses 14 Stücke wurden zusammen 82, Ibsens 5 Stücke zusammen 99 Male aufgeführt, macht bei Heyse im Durchschnitt rund 6, bei Ibsen 20 Male. Aber dieser Durchschnitt beträgt bei den Kompagnie-Fabrikaten von Moser und Schönthan („Krieg im Frieden" und „Unsere Frauen") 37, bei denen von Kadelburg und Schönthan („Berühmte Frau" und „Goldfische") 28 Male. Was würde Herr Bierbaum antworten, wenn jemand auf diese Ziffern gestützt, rief: „Also weg mit Ibsen!" Dann darf er aber die Ziffern auch nicht gegen andere aufführen! Wir meinen, neben den Alten sollen auch die Jungen Raum haben und umgekehrt. — Die hübsche Schrift, die über ihren Wert als Gelegenheitsschrift hinaus auch ein wohl zu beachtender Beitrag zur deutschen Theater-Geschichte ist, ist auch sehr hübsch ausgestattet: namentlich verdient die Ausführung der Porträts alles Lob.

—m—

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Jordan, Karl Friedr. Morgenglühen! Oden und Lieder eines Antimodernen. Berlin. Rethwisch & Seeler o. J.

Hahn, Gustav. Waldelfe. Ein Sang aus dem Walde. Straßburg i. E. und Leipzig. G. L. Kathentidt. 1893.

Mau, Max. Der vierte Stand. Ein Wegweiser zum sozialen Frieden. Bilder aus dem Arbeiterleben der Gegenwart. Frankfurt a. M. C. Koenitzer. 1893.

Zeitgenoß, Elkehard. Moralische Träumereien. Basel. Benno Schwabe. 1893.

Stahl, Lorenz. Der Fluch auf Juda. Berlin. J. van Groningen & Co. 1893.

Hankel, Paul. Harald. Ein Lied der Liebe. Berlin. Paul Ackermann. 1893.

Kohler, J. Der Liebestod. Nach Motiven der meritanischen Überlieferung. Mannheim. J. Bensheimer. 1893.

Braune, Rudolph. Lindenblüten. Gedichte. Frankenhausen. Selbstverlag. o. J.

Fuldner, Fritz Knospender Frühling. Gedichte. Quedlinburg. Chr. Friedr. Vieweg. o. J.

Lentrodt, Willy. Heiße Spuren. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge. o. J.

Fürst, Hermann. Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Meinen, Johannes. Ein Bruderkuß. Drama in drei Aufzügen. Bremen. J. Küthmann. 1893.

Kirchner, Friedrich. Die deutsche Nationallitteratur des Neunzehnten Jahrhunderts. Erste Lieferung. Heidelberg. Georg Weck. 1893.

Hofis, Dr. Friedrich von. Friedrich Spe von Langenfeld. Trier. Fr. Lintz. 1893.

Pfalzer, Victor Ritter von. Zeitgemäße Betrachtungen. Leipzig. Otto Wigand. 1893.

Pfalzer, Victor Ritter von. Ein seltsam Spiel oder: Deutschnational. Lustspiel in fünf Akten. Leipzig. Otto Wigand. 1893.

Hopfen, Hans. Glänzendes Elend. Roman in sechs Büchern. Berlin. Gebrüder Pactel. 1893.

Preuschen, Hermine von. Tollkraut. Novelleten. Leipzig. Carl Reißner. 1893.

Bert, Eduard. Glück und Glas. Roman. Zweite Auflage. Leipzig. Carl Reißner. 1893.

Hoffmann, Hans. Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Zweite Auflage. Berlin. Gebrüder Pactel. 1893.

Hoffmann, Hans. Landsturm. Erzählung. Zweite Auflage. Berlin. Gebrüder Pactel. 1893.

Hoffmann, Hans. Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Zweite Auflage. Berlin. Gebrüder Pactel. 1893.

Dahn, Felix. Julian der Abtrünnige. Geschichtlicher Roman. Vierte Auflage. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1893.

Wichert, Ernst. Herr von Müller. Roman. Leipzig. Carl Reißner. 1893.

Jensen, Wilhelm. Auf der Feuerstätte. Roman. Leipzig. Carl Reißner. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gregorius & Tie. in Berlin.

Digitized by Google

Arme Kinder.

Novelle von **Ilſe Frapan.**

(Fortſetzung und Schluß.)

„Nee, ſi man ſtill, Jürgine, he is gans warm, ick holl em immer gegen den Wind. Oh, lütt Broder, kiek mal, lütt Broder, wat dor nu wedder los is! Kinners, wölt wi mal Wuſt köpen? Gnſchen, heſt Apptit? Na, denn mal ran mit alle Mann!“

Der fliegende Wurſthändler in ſeiner weißen Jacke und Mütze entfaltet aber auch eine poetiſch-muſikaliſche Beredſamkeit, die man weithin hört:

„Die Wuſt, die ſmeckt ſo fein, das is was für unſ' Hein!“

„Aber für unſ' Anna auch,“ ſagt Hirſekorn und ſieht erwartungsvoll zu, wie in dem dampfenden Keſſel für ſeine kleine Schar gefiſcht wird.

„Die Wuſt is ſchön und warm, die is gemacht für Reich un Arm.“

„Nu man her damit!“ ſagt Hirſekorn.

„Sie is für Jung un Alt, kommt her, ſonſt wird ſie kalt.“

„Je, ick ſtah hier je all 'n Viertelſtünn!“

Hirſekorn macht mit ſeinen Bemerkungen alle Leute ringsum lachen.

„De Wuſt kann Jeder eeten, de ſmeckt ſo Hans as Grethen.“

„Un unſ' lütt Broder ook.“

Hirſekorn ſteckt dem Armkind den warmen Wurſt-Zipfel in das zahnloſe Mäulchen; mit ahnungsvoll aufgeriſſenen Augen beginnt es daran zu ſaugen.

„Wenn doch nu Hannes ook bi uns wör.“ Frau Holt unterbricht ſich im Eſſen, um ſuchende, ſehnſüchtige Blicke nach rechts und links zu werfen.

Hirſekorns munteres Geſicht überzieht ein Schatten, eine Verlegenheit.

„Wenn he doch nu lewer mit ſin Kamraden toſam geiht, Jürgine —“

„He is to wehlig, un de ol Emil Bach is mi gornich recht, gor nich — —“

Hirſekorn ſieht immer noch verlegen drein.

„Ich heff em ſeggt, Hannes, du geihſt mit uns — —“

Frau Holt ſchüttelt den Kopf.

„Den Eegenſinn mutt man keen Opwater geben;*) — ſo 'n halfwaſſen**) Jung un ſeggt „ick will nich.“

Hirſekorn blickt die Frau beſänftigend an.

„Arger' di nich, Jürgine, — ick ſegg — Allens in'n Gooden — —“

„Kuddelmuddel, Kuddelmuddel***) un nich in' Buddel!“ ſchreit es ſo dicht an ſeiner Schulter aus dem Munde eines Karrenmannes, daß er kopfſchüttelnd abbrechen muß.

Vor dem Affentheater ſteht ja ohnedies Alles ſtill, das kleine Mädchen im kurzen roten, goldflittrigen Röckchen und Turban, das ſo gewandt grüßt und knickſt und nach allen Seiten Kußhändchen wirft, bald mit goldenen Kugeln und bald mit brennenden Fächern Fangball ſpielt, übt eine große Anziehungskraft auf die Kinder.

Frau Holt blickt ſie zuerſt bewundernd, bald aber erſchreckend an:

„Nu kiek mal, Klaas, dat is doch too dull, hier is Mile Kudeleitz un ehr Olſch ſitt an de Kaß', mang de Apen.“

„Wölt wi rin gahn?“

Hirſekorn klimpert vergnügt mit den loſen Schillingen, die er für den Dom beigeſteckt hat. Er ſteht ſchon auf der oberſten der drei rohen

*) Oberwaſſer. **) halberwachſen.
***) Allerlei.

Digitized by Google

klapprigen Holztufen, erwartungsvoll dreht ihm die Frau am Eingang den mit vielen Rosen gezierten Hut entgegen.

Aber Frau Holt greift nach seinem Rockschoß:

„Nee Hirsekorn, kam du man, wo de Olsch vor de Dör sitt, dar kriegst du mi nich rin.“

Die Kudeleiz wirft ihr einen bitterbösen Blick zu, sie hat, wenn nicht die Worte, doch die Bewegung verstanden. Plötzlich springt sie auf, beugt sich über die Latte, die das Geländer vorstellt und schreit mit ihrer kreischenden Stimme hinunter, während sie auf Hirsekorn deutet:

„Sie, Madam, gehört der kleine Mann Ihnen zu? Ich mein', Sie hatten vorigs Jahr 'n andern Kerl?“

Niemand versteht, was das heißen soll, Niemand als die Getroffene. Die Andern lachen, sie meinen, es handle sich um einen harmlosen, aufs geradewohl ins Publikum geworfenen Witz, wie sie in dieser Zeit nichts Ungewöhnliches sind.

Frau Holt aber hat den Kopf tief gesenkt und die Zähne zusammengebissen. So stürmt sie vorwärts durchs Gedränge, wo Alle sie spottend, neugierig, zudringlich zu betrachten scheinen.

Hirsekorn kann ihr kaum folgen, mit dem Kinde auf dem Arm.

„Jürgine! Herrjes, loop doch nich so!“

Er hat natürlich nichts gehört. Oder doch?

„Ach, Klaas, so und so hett se seggt“.

„Kiek! kiek! na arger' di man nich, min goode Deern!“

„Ach du lewer Gott, op de apenbaren*) Straat! Wat bün ich denn für Een, dat se sick dat ünnerstaiht,“ jammert die Frau in der leeren Seilerstraße, in die sie instinktmäßig eingebogen ist. „Nee, Klaas, nu is mi Alles verleid't, nu lat uns man to Hus gahn“.

„Un ick segg, nu erst recht nich, Jürgine!“

Hirsekorn stellt sich breitbeinig auf. „Is dat nich de Versetterisch, de Kehlsiekerisch**)? Un vor so'n Minsch wullst du di verkrupen***)?“

„Ach, Klaas, wenn ick noch wör', as ick west bün!“

Hirsekorn wird kleinlaut, wie immer, wenn die Frau auf dies Thema gerät.

„Je, wenn du denn nich wullt“ — seufzt er.

*) offener. **) Halsabschneidereien.
***) verkriechen.

„Ick will woll, aber ick kann nich. Ick mag mi nich vor Minschen sehn laten. Mi is dat rein, as gung ick hier in'n blanken Hemd“.

Sie hat Thränen in der Stimme.

„Na, denn wölt wi blos noch Hannes mit to Hus nehmen, un denn in Gottes Namen.“

„Ach ja, Hannes! Du denkst immer an Allens, Klaas, beter as ick. Giw mi nu den Lütten und lat din Ogen rum gahn — ick bün all in de Angst, bet wi em in all den Trubel to faten kriegt.“

Ja, das ist nun wirklich nicht so leicht. Das Gedränge nimmt zu, je weiter der Abend vorrückt.

Häßliche Gesichter tauchen auf, bartlose blasse oder gedunsene rote Köpfe mit frechen Augen und rohen Worten auf den Lippen, die in Banden daherziehn, rücksichtslos nach rechts und links mit den Ellbogen arbeiten, am liebsten gegen den Strom, künstliche Stauungen verursachen, indem sie sich mit gespreizten Beinen mitten im Weg aufpflanzen, den Mädchen in die Ohren kreischen oder sie roh belästigen, den Kindern Fratzen schneiden oder ihnen gar das Spielzeug aus der Hand schlagen, nur sie ins Schreien zu bringen.

Immer mehr verschwinden die lustigen Kindergesichter von der Straße, St. Pauli gehört dem „Hamburger Buttje“, den Straßenjungen beiderlei Geschlechts, dem Matrosen, der betrunken von einer Kneipe zur andern wankt.

In der Kasparbude ist die letzte Vorstellung beendet, die Frau geht mit dem Zinnteller sammelnd umher, der Mann packt zusammen. Das Wachsfigurenkabinet könnte auch schließen, wenn es nicht die beiden geköpften Mörder in der Separatausstellung hätte, die ziehen noch immer. Selten, daß noch Einer an den „Kraftmesser“ tritt, um seine Stärke zu zeigen, — gefüllt sind die Trinkhallen und Singhallen mit ihrem internationalen Fahnenschmuck und den Kränzen von Papierblumen und gefärbtem Moos, die in Kopfhöhe die nackten Bretterhütten durchziehen, — auch die zweifelhaften Schönen der zahlreichen Schießbuden erfreuen sich einer regen Aufmerksamkeit.

„Wo is Hannes!“

Wo mag der Junge stecken? Frau Holt schwört sich's zu: nie und nimmer läßt sie den

Digitized by Google

kleinen Bengel wieder allein in dies gefährliche Gewühl. Er ist doch erst zehn Jahr, und wenn er auch stark und vernünftig ist —

„Klaas, Klaas! harr ick em doch nich gahn laten!“

Die kleine ängstliche, kränkliche Anna, die eingewickelt wie ein Packetchen an Hirsekorns Arm hängt, streckt plötzlich das magere Zeigefingerchen aus:

„Das is Emil Bach.“

Und richtig, dort von der Ecke her, tönt eine schlingelhafte, hohe, überschnappende Stimme:

„Stück vor Stück vor'n Soßling, de Ziehgarn, — de Spitz' heff ick all afbete!“*)

Und in einem Kreis von Umgerern und Käufern an seiner Karre steht der dünne rotnasige Schelm und beißt noch immer Spitzen ab mit den sehr gesunden scharfen Vorderzähnen, die weiß blinken wie bei einem jungen Hunde. Und Anna hat ihn zuerst gesehn.

„Hannes, Hannes, wo büst du?“

Eine neue Angst packt die Frau, — Hannes ist nicht zu sehn. Aber doch, — ja, — nun!

„Gott Lob und Dank! he krupt immer de Karr' rut!“

„Go'n Dag, Mutter, — go'n Dag, Herr — Hirsekorn!“

Hannes schluckt an dem Namen, als wäre er ellenlang. In seinem halb trotzigen, halb verschämten Gesicht steht es ganz deutlich geschrieben, daß er weiß: sie erwarten eine andere Anrede von ihm.

Aber Hirsekorn ist so freundlich und geduldig. Er legt ihm die Hand auf den Kopf.

„Nu kumm, min Söhn, wi hefft all Angst und Bang' hatt, un kumm to Hus!“

Hannes läßt die Unterlippe hängen.

„To Hus? un all? wi hefft je noch lang nich utverköfft.“

Er wendet die Augen nach der Karre.

„Kumm! kumm! keen Sperenzen, Hannes.“

Frau Holt faßt ihren Jungen fest am Ärmel.

Hirsekorn möchte so gern vermitteln.

„Wokeen hört de Waar' to“? fragt er zu Bach hinüber.

„Wokeen? De? ick — verkoop de Ziehgarn“ — der Junge zwinkert etwas mit den Augen.

„Pröben Se mal, Allens pükfeine Havannas, de Spitz' heff ick all“ — —

Er vollendet den Satz nicht, er wirft plötzlich die Cigarren, die er in der Hand hält, auf die Karre, als ob sie ihm die Haut verbrennten, seine Augen werden rund, verdrehen sich nach oben, mit offnem Mund starrt er noch einen Augenblick.

Dann thut er einen Satz rückwärts und durchbricht den Ring der Umstehenden.

„Jung? wat fallt di in?“

Hirsekorn will ihn halten; mit einem Ruck entreißt der Schlingel ihm den Jackenzipfel.

„Laten Se mi gahn, — ick, — ick — bün nich gaus unwohl — mi — mi — mi is nich good worrn“ — —

Er springt hoch auf, duckt sich und ist in der Menge verschwunden.

Im gleichen Augenblick legt sich von der andern Seite herüber eine schwere große Hand auf die Schultern von Hannes Holt, ein Stock mit goldnem Knopf fuchtelt umher:

„Platz da!“

Ein dicker rotbärtiger Konstabler schiebt die Leute bei Seite, um einem zweiten Manne Raum zu machen, der in Spannung und Aufregung seine Schirmmütze auf dem Kopf hin und herschiebt, mit zappelnden Bewegungen an der Karre auf und nieder guckt und mit Händeschlagen und beschwörenden Redensarten sein Eigentumsrecht geltend zu machen sucht.

Frau Holt zittert an Händen und Füßen.

„'s is meine Waare! Herr Polizeiherr, wie ich Ihnen sage! Ich werd doch kennen meine Karre, wo ich bin mit gefahren über fufzehn Jahr! Fragen Sie, wen Sie wollen in der zweiten Elbstraße, ob sie nich kennen den kleinen Nathan, mein Nam' is Nathan, mit de billigen Cigarren.“

Die schnellen, dunkeln, rotgeränderten Augen fahren umher:

„Herr Polizeiherr, was haben Sie mit 'n Jung? lassen Sie den Jung los“, sagt Nathan, den angstvollen Blick der Frau beantwortend, die sich zu Hannes durchgearbeitet hat und beinahe schon hinter ihm steht.

Der Konstabler wendet kaum den Kopf nach dem Sprecher.

„Wo kummst du to düsse Karr? und dat du mi de Wohrheit seggst, Slingel!“ brüllt

*) abgebissen.

Digitized by Google

er Hannes an, über die Karre hinüber, — er hält ihn fest an der Schulter.

Aber der Junge, obwohl rot vor Überraschung und Unwillen, sieht nicht aus, als ob er weglaufen wolle; nur daß er nach rechts und links späht, um Emil Bach zu entdecken.

Immer mehr Leute stehn herum und horchen.

„De Karr' hört en Annern to", sagt Hannes unsicher und verwirrt, weil er Emil gar nicht finden kann. Und dann wundert er sich sehr über das laute Gelächter von allen Leuten, besonders der Konstabler hat so höhnisch gelacht.

„Hannes, min Hannes! ach Hirsekorn!" jammert die Mutter hinter ihm.

„Dat magst noch seggen?" donnert der Schutzmann.. „Hier steiht de Mann, de se tohört, und den du se stahlen hest!"

„Stahlen?"

Hannes ruft es mit gerunzelter Stirn, seine Mutter mit verzweifelndem Aufschrei.

„Herr Polizeiherr, lassen Se den Jung los, es is vielleicht nich der rechte!" bittet Nathan, der sich bemüht, in die durch einandergeworfenen Cigarren etwas Ordnung zu bringen.

„Hest du die Waar' hier verköfft"? fragt der Konstabler den Kleinen.

Hannes sieht ihn groß an.

„Ja."

„Hest du die Karr' von de tweete Elbstraat hierher föhrt?"

„Nee."

„Na, wenn du lüggst, denn man glick op de Wach mit di." Der Schutzmann wird ungeduldig.

„Hannes, segg de Wohrheit!" ermahnt ihn die schluchzende Mutter.

„Ick segg de Wohrheit".

„Du hest de Karr' hier funnen?"

„Nee, Emil Bach säd erst, ick schull na'n Tüghusmarkt kamen, he stun op de Hütten, und as wi dor keen Köpers kreegen, hefft wi de Karr' hierher trocken*)."

Der Konstabler und der Eigentümer sehen sich kopfschüttelnd an.

„Er soll's Geld hergeben, was er hat eingenommen für meine Cigarren und nachher soll man ihn laufen lassen," murmelt Nathan, der mit trüben Blicken die vielen abgebissenen Spitzen betrachtet und einen Überschlag über den Schaden macht.

„Wo is dat Geld? krempel' mal de Tasch üm!" wiederholt der Konstabler.

„Das Geld? dat heff ick Emil geben."

Hannes sieht immer verwirrter und verwunderter aus, aber so aufrichtig!

„Aha! so is de Geschicht. Na, denn will ick di man seggen, dat Emil utrückt is, as so'n Gaudieb*) tohört!"

Hirsekorn sucht sich dem Konstabler verständlich zu machen, aber der hört ja gar nicht:

„Dat is nich wahr!"

Dem kleinen Burschen steigen Zornthränen auf. „Wat weetst du davon?" und er macht ein bitterböses Gesicht gegen den Pflegevater.

„Soll ick kommen um mein gutes Geld von wegen so zwei Schnösels? Herr Polizeiherr, ich bitt' Se in Gottes Namen, führen Se den Jung auf de Wach', wird er sagen wo er is geblieben mit mein Geld und meine Cigarren!"

„Hannes, besinn di doch! vertell de Geschicht orrentlich! Segg den Herrn, de de Karr' tohört, dat de Slüngel von Emil Bach di to düt Stück anstift' hett!" ruft die Mutter ihrem Jungen in die Ohren.

Aber es hilft nicht, Hannes will nichts sagen; er wartet immer noch auf Emil.

„Emil Bach hett seggt, düt sind sin Cigarr'n, he hett se to verköpen und ick heff hulpen."

Dabei bleibt er.

„Ach Hannes, Hannes! nu kummst du op de Wach! Nu mußt du sitten. Wat ward din Lehrer seggen, Hannes, und wat sall ick woll anfangen, wenn du so wat utäuwen deihst!"

Ja, was nützt das Weinen! Unter immer wachsendem Zulauf nimmt der Konstabler den Jungen an die Hand, Nathan mit der Karre muß hinterdrein, und Hannes'Familie folgt freiwillig bis zur Wache auf dem Zeughausmarkt.

Hannes ist ruhig und zuversichtlich: Emil wird wohl wiederkommen, und dann wird es sich zeigen, daß er nicht gelogen hat.

„Ick gah mit rin, Jürgine, ick warr doch den dummen Jung nich in de Patsch sitzen lassen."

Hirsekorn drängt sich hinter Nathan drein, händereibend steht er zuerst vor dem Polizisten.

*) gezogen.

*) Gaudieb.

Digitized by Google

„Je, sehn Sie mal, wi en Mensch ungerechter Weise in Verdacht kommen kann. Dieser Jung hier, dieser kleine Hannes Holt is bei eine Karre gefunden worden, die diesen Herrn Nathan hier zuhört und ihm so zu sagen, abwendig gemacht worden is, — der Dieb, der sie wirklich gestohlen hat, is ausgekniffen, — ich hab ihn mit meine eignen Hände festhalten wollen, aber er hat sich losgerissen."

„Wer sünd Sie?" fragt der Polizist von oben herunter.

„Ich bin — ich kenn' den Jung hier sehr gut, — der Jung thut nichts Unrechtes — ich wohn' bei seine Mutter — ich bin so zu sagen — —"

„Was sind Sie so zu sagen?" herrscht ihn der Polizeimann an.

„ — Krankenwärter, mein Name is Hirsekorn."

Der furchtsame kleine Mann tritt unwillkürlich in den Schatten zurück.. Wenn man ihm so kommt — —

Hannes wird untersucht. Kein Schilling in seinen Taschen, nichts als ein Messer mit abgebrochener Klinge, einige Bindfäden und zwei Ochsenzähne.

Nathan lamentiert. Der wirkliche Dieb scheint also entkommen zu sein.

„Emil is kein Dieb," ruft Hannes trotzig.

Aber er ist so klein und hat sich so einfältig gezeigt, daß Niemand mehr von seinen Worten Notiz nimmt.

Hirsekorn giebt das Signalement des langen Emils, und der scheint hier Bekannte zu haben. Der Konstabler lacht den andern Polizisten so bedeutungsvoll an:

„Is dat nich derselbe Name — — Kehrbahn, Se weeten woll?" — —

Hirsekorn rückt wieder näher. Darf er „den Lütten" denn nun mit nach Haus nehmen? Seine Mutter steht draußen, seine Mutter ist so in der Angst.

„Erst müssen wir ihn wenigstens aufschreiben, haben Sie man Geduld."

So wird denn Hannes genau „aufgeschrieben," und Hirsekorn nützt alles Hinter-den-Ohrenkratzen nicht, auch er hat Namen und Adresse zu hinterlassen. Weiß Gott, was für ein Unglück noch daraus entstehen kann.

„Und wenn Sie mit dem Jungen hier vorgeladen werden, ich will mal sagen morgen oder übermorgen, denn kommen Sie man ja und ja, sonst kost' das Strafe."

Mit diesem Trost auf den Weg darf er ziehn. Ach ja, Frau Holt hat Recht, sie sind nicht, wie andere Leute. Niemand hat gern mit der Polizei zu thun, aber sie, die immer fürchten müssen — —

Mit einem Seufzer winkt er dem Unglücksjungen:

„Na, Hannes, denn kumm man."

Aber der beachtet nicht einmal die ihm dargereichte Hand, es wäre doch auch zu albern, wenn er, Hannes Holt, noch an der Hand geführt werden müßte. Während sie das Wachlokal verlassen dürfen, deponiert noch der kleine Nathan mit großem Geschrei, die ihm abwendig gemachte Summe. „Es ist keine Kleinigkeit."

Wie sie durchfroren sind, Mutter und die Kleinen, die ihnen da draußen von der Ecke her entgegenstürzen! Wie Frau Holt ihrem trotzigen und in aller Hartnäckigkeit fast lachenden Hannes in die blauen Augen sieht! Nicht daß es ihm danach zu Mut wäre, aber wenn er nicht grinste, wüßte er nicht, wie er das Kribbeln in den Augen und der Nase verbergen sollte, das ihm dahineingestiegen ist, seit er seine Mutter wiedergesehn hat.

„Wenn ick nich dar west wör, denn harr dat slimm warden kunnt!" Hirsekorn ist wieder mutig hier draußen.

„Ha!" macht der Junge. Es ist, als hätte er dem Pflegevater grade hent zeigen wollen, wie wenig er auf ihn hört.

Die Mutter faßt es so auf, ihr Gesicht ist voll Besorgnis und heimlichem Kummer: wird der Junge seinen Starrkopf wohl jemals beugen? Ja, wenn Hirsekorn ein andrer Mann wäre, wenn er ihm nur jemals den Meister zeigte. Aber der! ist es nicht, um unwillig, ja wütend zu werden, daß der kleine Mensch nie aus dem sanften Ton herauskommt? Der sanfte Ton, mit dem er jetzt vorschlägt, statt nach Haus in den schönen Weihnachtsbazar zu gehn „mit alle Mann hoch," um ein Glas Glühwein zu trinken und sich tüchtig durchzuwärmen, während der große himmelhohe Tannenbaum brennt und die schwedische Sängergesellschaft in rotem Wams und Mieder die traurigsten Lieder singt.

„Ick sünd' nich, daß Hannes so'n Vergnügen verdeent hett, hüt Abend," meint die Franzögernd.

Digitized by Google

Der Kleine, dessen wundernde Augen über den prachtvollen lichterfüllten Eingang der Halle in Sehnsucht und Freude übergehn wollen, wird plötzlich wieder ernst und verbissen:

„Emil Bach is kein Dieb!“ ruft er, „das hett er mir all lang gesagt, wenn er die Cigarren gestohlen hett.“

„Un so unartig bist den ganzen Abend gewesen,“ die Frau spricht der größeren Feierlichkeit wegen Hochdeutsch, „gieb wenigstens Herr Hirsekorn die Hand und bitt' um Verzeihung.“

„Denn kann ick je man to Hus gahn, wenn ick dat nich verdeent heff,“ murmelt der Junge, sich abwendend.

„He is möd' und kolt und hungrig, wenn he wat in'n Magen kriegt, besinnt he sick woll.“

Und freundlich schiebt der kleine Krankenwärter seine frierende Herde in den strahlenden Corridor, wo es singt und klingt und die vielen, vielen Gläser klappern.

Nein, Hirsekorn ist zu gut. Ganz übernommen davon beugt sich Frau Holt zu Hannes nieder und flüstert ihm mit Grabesstimme ins Ohr:

„Paß op, Hannes, na so'n Trotzigkeit ward noch wat kamen; denk an din Moder, de du hüt Schann' matt hest.“

Nun läßt er doch den Kopf hängen, nun hört er nicht auf das Jnbeln seiner Schwestern, noch auf die Stimmen der bunten Schwedinnen.

Es ist ihm so sonderbar zu Mut, — forschend sieht er nach der Mutter, wie sie nun alle einen Platz gefunden haben, garnicht weit von dem großmächtigen Tannenbaum. Er meint, sie sei recht böse mit ihm, ganz ungerecht. Er kann sich gar nicht besinnen, wieso er unartig gewesen ist. Ruhig und vergnügt hat er mit Emil an der Karre gestanden, zusammen haben sie Spitzen abgebissen und ausgeschrien und verkauft, — plötzlich sind sie über ihn hergefallen, haben ihn gezerrt und gestoßen, angeschrien und geschimpft — soll man da nicht trotzig werden? Und Emil ist doch kein Dieb, und wenn sie es doch immer wieder sagen, so will ich auch ihren Glühwein nicht!

Ha, da wird er schon gebracht, zwei große hohe Gläser voll, und wie durchsichtig rot das schimmert und so merkwürdig gut riecht! Glühwein muß sehr herrlich schmecken. Er weiß erst seit einer halben Viertelstunde, daß es so etwas Hübsches, Rotes, Duftendes auf der Welt giebt. Und wie warm mag das inwendig machen.

Eben will er aus dem Glase trinken, das ihm Hirsekorn zugeschoben hat, da sagt seine Mutter:

„Je, willst di denn ook schicken*), Hannes? Hest di ook all bedankt bi din Papa?“

„Jck will gor nichs,“ sagt Hannes, „ick mag keen Glühwein.“

Er schiebt das Glas weiter, seine Lippen zucken, — er ist ihnen so böse, so böse, wenn sie noch ein Wort sagen, kann er sich nicht mehr halten, es kribbelt ihm schon wieder so die Nase, wie auf der Polizeiwache.

Und wirklich, sie thut es, die Mutter nimmt ihm mit einem Seufzer das Glas fort und läßt Gnschen trinken! Er soll also nichts bekommen.

Die Schwester gluckst und schluckt, — keinen Tropfen wird sie ihm übrig lassen. Natürlich nicht, er hat ja gesagt, er möchte nicht.

O wie böse er ist auf sie alle. Er möchte weglaufen und nie wieder kommen, zu Emil Bach, ja zu dem, auf den sie alle loshacken, — man kann weglaufen, und nachher auf ein Schiff steigen und nach Amerika. Emil hat schon zweimal davon gesprochen, Mile Kudeleiz war auch dabei und hat gesagt, sie wollte mit, sie könnte schon Kartoffeln kochen.

Wenn er nur erst draußen wäre, — Emil muß wohl zu finden sein. Da, auch das zweite Glas ist schon halb leer, und seine Mutter, die mit ihm so böse und ungerecht ist, diesem Herrn Hirsekorn lächelt sie eben ganz freundlich zu und läßt das Armkind die Händchen nach ihm ausstrecken. Hirsekorn läßt nämlich einen Hampelmann auf dem Tisch tanzen; ha, so'n dummen Hampelmann könnte Hannes ja selbst machen, wenn er nur Pappe und Farbe hätte, er weiß ganz genau, wo die Bindfäden befestigt werden müssen.

Die Wut übermannt ihn, auf einmal schlägt er mit dem Handrücken gegen das Spielzeug, es fliegt weit übern Tisch weg, der Pflegevater sieht ihm nach, er weiß wohl gar nicht, woher der Schlag gekommen ist, die kleine Anna hat sich schon gebückt und es aufgehoben.

Aber die Mutter mustert ihn erschrocken und kummervoll:

*) gut betragen.

Digitized by Google

„Hannes, ick weet gornich, wat ick von di denken soll, — hest du dat mit Willen dahn?“

„Wat?“

Er versucht seine ärgerlichen Augen gradeaus zu richten, aber er fängt an zu blinzeln, es giebt nichts Schwereres als lügen.

„Ja,“ sagt er frech und lacht so höhnisch, wie Emil Bach, wenigstens soll es so aussehen; er will ihnen zeigen, daß er sie alle nicht mehr leiden mag, kein bischen mehr, komme danach was wolle.

Da, ganz plötzlich, sieht er grade hinter seiner Mutter, an der Estrade, auf der die schwedischen Musikanten sitzen, einen Mann angelehnt, und der lacht auch. Starrt herüber und lacht mit einem bösen heimtückischen Grinsen von einem Ohr zum andern.

Der Junge reißt die Augen auf, dann kneift er sie zusammen, er hat ein Gefühl, als ob ihn Jemand da vorn an der Kehle gepackt habe und sie ihm langsam zudrücke. Ein Schrecken, vor dem er eiskalt und so schwer in allen Gliedern wird, daß seine Fußsohlen wie angenagelt auf dem Boden stehn, seine Hände sich nicht vom Tisch erheben können. Er möchte sie sich vor die Augen halten, um das schreckliche böse Gesicht nicht zu sehn, es hat eine rote flammende Narbe über der Stirn und große weiße Zähne, von denen der verwilderte blonde Bart ganz zurückgezogen ist. Und jetzt winkt es ihm mit den funkelnden Blicken und jetzt hebt der Mann die Hand, um zu winken.

Hannes meint, das sei das Schlimmste, es friert ihn über und über, Auge in Auge hält er sich mit dem Mann da hinten, dessen Gesicht ganz blutrot wird. Weil er nicht kommt, sich nicht rührt. O, der kann lange winken.

Aber auf einmal fällt ihm ein, daß es noch viel viel schlimmer werden kann, und das kommt daher, weil seine Mutter, die wieder mit dem Kleinen und mit Hirsekorn sich beschäftigt hat, zufällig ein bischen den Kopf umwendet. Wenn sie sich vollends umdreht, dann sehn sie sich und dann — — —

Es scheint sehr schwer, aber es glückt ihm doch, — Hannes ist aufgestanden. Er schiebt sich langsam an seine Mutter heran, er stellt sich hinter ihren Stuhl; wär' ich noch mal so breit wie ich bin! denkt er ängstlich.

So, jetzt schneidet er ihr die Aussicht nach rückwärts ab, er hat seinen rechten Arm auf ihren Stuhl gelegt, er fühlt sich so mutig, so stark, — wenn er sich nicht schämte, möchte er sich um ihren Hals hängen, wie die Kleinen.

„Na, Hannes, wullt di wedder schicken, dat hett ok lang genog duert.“

Ihre Stimme wird sanft, sie fährt ihm übers Gesicht. „Büst je gans kolt, min Jung, wullt du nu mal drinken?“

„Ja,“ macht Hannes ganz leise und beschämt, seine Zähne schlagen an das Glas, wie er die Neige Glühwein austrinkt.

* * *

Aber dann, im Bett, kann er nicht einschlafen, und das ist das erstemal in seinem Leben.

Er ist doch den ganzen Tag auf den Füßen gewesen, und als sie nach Hause kamen, waren seine Glieder so müde und sein Hals ganz schmerzhaft: er hat nämlich alle zwei Schritte den Kopf umgedreht, immer kam es ihm so vor, als wären große Stiefel hinter ihnen: klick! klick! klick! auf den staubtrocknen Straßensteinen. Und an der Wand, von einem Haus zum andern glitt ein Schatten mit, der ihm mit Kopf und Hand Zeichen machte.

„Hannes hett noch immer nich nog von'n Dom,“ neckt ihn Hirsekorn.

„Ick? doch!“ ruft Hannes unwillkürlich, dann verstummt er schnell und drückt sich dichter an die Übrigen. Die kleinen Mädchen sind so müde, sie lassen sich ziehn wie ein paar Sandsäcke. Der Jüngste schläft auf des Pflegevaters Arm, den Kopf auf seiner Achsel. Hannes muß zu allerallerletzt gehn, — einmal, als die großen Stiefel so nahe kommen, als wollten sie über ihn wegsteigen, fängt er aus Leibeskräften zu pfeifen an. Der Weg wird kürzer davon, und man hört die Fußtritte nicht so. Am ärgsten ist dann noch der dunkle Vorplatz gewesen, weil kein Mensch gesprochen hat; Hannes hat gedacht, nun sei er mit zur Thür hereingekommen, nun würd' er über seine Mutter herfallen und sie bei den Haaren packen, wie er das schon einmal gesehn hat.

An demselben Abend, da er weggegangen und nicht wiedergekommen ist. Und nun, nun wird er wiederkommen?

Hannes zittert in seinem Bett, — es ist still drinnen, nur nebenan in der Kammer atmet seine Mutter ganz tief und langsam, und draußen an den Fenstern und Dächern

Digitized by Google

raſchelt und fingert der Wind. Als ob er durch die Wand ſehn könnte, ſieht er ſeiner Mutter Geſicht auf dem Kiſſen liegen, ganz weiß, mit ſtarren Augen und zuſammengebiſſenen Lippen. So hat ſie damals in der Ecke geſtanden, ſteif aufrecht an die Wand gedrückt und er hat an ihrem Rock gezerrt und ſie da auch weg haben wollen. Keine Stelle konnte ſie finden, wo er ſie in Ruhe ließ. Hannes kommt es ſo vor, als habe er ſelbſt hinter der Mutter geſtanden und geweint. Er ſchämt ſich nachträglich, denn die Mutter hat nicht geweint und nicht geſchrieen, — er freut ſich, daß ſeine Mutter ſoviel aushalten kann.

Ja, aber wenn ſie heute geſehn hätte, was er geſehn hat, dann —

„Ick heff keen Badder, un ick will keen Badder," murmelt Hannes und beißt ſeine ſtarken jungen Zähne zuſammen, daß ſie knirſchen.

Da geht ganz lautlos die Stubenthür auf, und das Geſicht von heute Abend guckt herein, mit dem roten Streifen über der Stirn und den kleinen, böſen, blutunterlaufnen Augen.

Hannes kriecht rückwärts gegen die Wand, zieht die Decke an ſich und macht ſich klein. Sein Herz klopft ſo laut, daß die Kammer ordentlich davon wiederhallt, es iſt wie lauter Lärm und Geſchrei um ihn herum. Und der Mann kommt von der Thür her gerade auf ihn zu, er wird ſo furchtbar groß und breit, und Hannes wird immer kleiner, immer, immer kleiner.

Ein Glück iſt es, daß er wenigſtens aus dem Bett heraus iſt, ſo kann er doch weiter rückwärts gehn, wie der Andre näher kommt. Hannes hat noch nie etwas ſo Großes geſehn, wie dieſe Hände, die ſich nach ihm ausſtrecken. Eine davon deckt die ganze Stube zu, — er iſt ſchon ſo groß wie ein Elephant und immer kommt er auf ihn zu, fortwährend dieſes langſame Näherrücken; während er ſelbſt nicht größer iſt als ein Punkt.

Und dabei blitzt es ganz ſchrecklich, und er muß immer rückwärts gehn, immer rückwärts, ſo ſchwindlich iſt ihm ſchon, und wenn ſie ihm doch wenigſtens nicht ſo in die Ohren ſchreien möchten.

Da kommt die große Hand ganz nahe, gleich hat ſie ihn, gleich! gleich!

Er duckt ſich, es ſummt an der Decke wie eine Fliege, — die Hand iſt da, die ſchwere große Hand.

„Nein! nein! nein!"

Hannes liegt ſchweratmend und glühend in ſeinem Bett! Seine Mutter, fröſtelnd in der dünnen Nachtjacke, beugt ſich mit dem Licht über ſein verſtörtes, verzerrtes Geſicht.

„Herjeß, Hannes, wat ſchriggſt*) du denn, hett di wat drömt?" — —

Der Junge blickt ſie verwundert an.

„Nee," ſagt er verwirrt, — „ick warr doch nich ſchreen, Mutter?"

„Heſt du denn nich ſlapen, Jung?"

„Nee, ick bün gans wack."

Die Frau befühlt ihm Hände und Stirn. „Ick heff mi verſchraken**) und din Papa ook, ſo heſt du dahn, — ach Hannes, is dat dat böſe Gewiſſen, wat di nich ſlapen lett?"

Sie ſtreichelt ihn leiſe.

„Min Hannes, büſt min öllſten Jung, min beſte Hoffnung, ick bitt' di, doh nich wedder ſo'n Stücken nömmen, dat du naher nich ſlapen kannſt. Heſt du Angſt vor de Polizei, morgen fröh? Ick glöw woll. Na Hannes, denn ſi man ſtill: Herr Hirſekorn, wat nu din Papa is, will mit di gahn, he hett all ſeggt, — wenn de Citatſchon kummt. He meent dat würklich good mit di. 't ward woll all wedder beter warrn, — ſpreek' din Badderunſer, min Jung, und denn ſlap ruhig."

Sie that, was ſich Hannes gar nicht mehr erinnern konnte, daß ſie ihm gethan: ſie küßte ihn heftig auf Stirn und Augen.

„Un ſegg ook mal Papa to em, hörſt du?" —

Sie wartete keine Antwort ab, ſondern verſchwand mit ihrem Licht und ihrem beruhigenden mütterlichen Lächeln.

Hannes kam ſich ſehr groß und alt vor, als er nun da allein lag, ſehr groß und vernünftig und wie Einer, der Alles für einen Andern ausfechten muß. Ein ſtarker Atemzug ging durch ſeine Bruſt; er drückte ſie heraus unwillkürlich, bis der ganze Bruſtkaſten ſtraff und angeſpannt voll Luft ſtand. Er freute ſich ſeiner Stärke und war ſtolz darauf.

Jetzt hatte er keine Furcht mehr, daß er wieder hereinkommen möchte. Er hatte nicht nötig, das Vaterunſer zu beten, und was die Polizei betraf, — ach ſeine Mutter wußte nicht, wie ſie auf dem Holzweg war, als ſie

*) ſchreiſt. **) erſchrocken.

Digitized by Google

meinte, die Angst lasse ihn nicht schlafen. Sich besinnend und wieder und wieder wundernd und besinnend, wie die großen Leute so wenig wissen und nichts sehn, weil sie immer mit einander zu schwatzen haben — und was sie doch wohl schwatzen? — vergaß Hannes die dunkle Stube und die Thür, die so häßlich aussah, als gähnte sie beständig, vergaß sich und Alles, und als er aufwachte, war es Morgen.

Er ging zur Schule wie gewöhnlich.

Frau Holt aber hatte einen ganz besondern Gang vor, über den sie schon lang und breit mit Hirsekorn beraten.

Ein guter Gang, ein Glücksgang — die versetzte Wäsche und die sechs silbernen Löffel will sie vom Lombard zurückholen, — es ist wie ein Festtag; ja wenn man Frieden und Arbeit im Hause hat, da kann man sich erholen.

Den Kleinen nimmt sie mit; Hirsekorn hat zu thun, allerlei Bandagen und Compressen fertigt er für die Apotheken, der Mann ist geschickt und findet immer neue kleine Erwerbszweige. Die Mädchen sind in der Warteschule, „unter den Füßen weg," wie ruhig und leicht kann sie jetzt einmal vom Hause abkommen.

Kurz nach elf Uhr biegt sie mit dem Bündel und den Löffeln in den Platz beim grünen Sood ein. Ihr hat der Boden unter den Füßen gebrannt, es sind auch gar zu viele Leute dagewesen.

Nun ist sie spät zum Kochen.

Ob wohl Hirsekorn den Reis aufgesetzt hat? Wie sie ihre Hausthür aufmacht, scheint es irgendwo zu rufen, zu schreien, zu stöhnen. Ach, prügeln sich die Kramms da oben schon wieder? Wenn es so weiter gut geht, ziehn wir in eine bessere Gegend, fliegt es ihr durch den Kopf, während sie über den Vorplatz läuft.

Allmächtiger, was schreit da? und wo? ist das nicht in ihrer Stube?

Sie ist an der Klinke, hat sie niedergedrückt und sieht — sieht einen Knaben, der ein Messer schwingt, ihr Brotmesser mit dem braunen Griff. Sie hat noch Zeit zu schreien: „Hannes! Hannes! de Mann is din Vadder," — nicht mehr Zeit, das Messer aufzuhalten, das dem Blonden der in einem Knäul mit Hirsekorn über dem Tisch liegt, in den Nacken gefahren ist.

Das Kind lehnt an der Wand, matt hebt er die Hand auf und deutet nach dem nun Röchelnden, Blutenden.

„He hett em wat dohn wullt, Mutter, aber ick bün dor weſt," sagt er mit einer Stimme, in der Triumph und Schrecken streitet, „kennt heff ick em all sistern Abend."

Er sieht die Mutter an, als erwarte er etwas ganz Anderes, als diese verzweifelte Miene von ihr.

Er weiß noch nicht, daß er etwas Furchtbares gethan hat.

Rückert.

Von

Auguſt Graf von Platen.

Ungedruckter Nachlaß.*)

Herein von draußen, im verworr'nen Schalle
Verletzt mein Ohr ein Schwirren und ein Summen,
Ein Flattern, Schnattern, Krächzen, Blöken, Brummen,
Geflügel in dem Hofe, Vieh im Stalle.

Und immer hier die Tisch' und Bänke alle
Bepflanzt mit viel Gestalten, trägen, krummen,
Besetzt mit viel Gesichtern, matten, dummen,
Daß mir dem Ohr das Aug' im gleichen Falle.

Da tritt herein, im schlank geschnürten Mieder,
Ein Mädchen, das mit ihrem Gruß mich kirrel,
Daß mir's von Ohr und Augen fällt wie Schuppen.

Der Wirtschaft Mißlaut schmilzt in sanfte Lieder,
So wie sie spricht; und wie sie blickt, entwirrel
Der Knäul sich rings in wolgefäll'ge Gruppen.

*) Vgl. die Notiz S. 8. Das Sonett ist 1824 entstanden.

Digitized by Google

Titanen.

Auf Felsen bricht aus blauen Wolken Sonne.
Hoch schäumt das Meer. In murren scheint es, scheint
In flüstern, müde Träume aufzulachen,
Titanenträume, denn am Ufer ruhn sie, —
Die mächtigen Gestalten mit dem mächt'gen
Begehren, das nicht anhält vor der Gottheit, —
Dort zwischen Klippen, bohren ihre Blicke
In weh'nde Disteln, die am Boden wuchern,
Und atmen tief erschöpft und krallen knirschend,
Der Schwäche bitter sich bewußt, die Finger
In moos'ge Felsenspalten, um die Faust
Nicht gegen ihn zu ballen, der sie einst
Hinabgeschmettert in die Öde.

Blinzend
Nur hier und da stiegt durch die busch'gen Brauen
Ein scheuer Blick hinauf, wo's golden, ach!
So himmlisch golden blitzt durch dunklen Vorhang,
Als wollt' es spotten. —

Und dann stöhnen sie;
Und immer wilder summt und raunt das Wasser,
Und immer wilder kocht und wogt ihr Blut.

Doch bitter höhnt's ihr Lachen. Lange sind
Sie schon gewöhnt sich selber zu bezwingen
Und auf ihr eigen Blut zu lauschen wie
Auf fremdes. —

Aber anders regt sich's dort:
Wie fühlt die junge Brut die Adern schwellen
Bei diesem Klang! Kampffroh stelzt sie die Zähne.
Sie spannt die Muskeln, rückt an Felsenblöcken.
Das klingt wie Kampfposaunen, wie das Murren
Ins Erdenjoch verbannter Elemente
In freier lustger Winde Sonnenflug.

Und nun verschob sich eine Wolkenwand
Und öffnete den Einblick in den Himmel,
Der weil verdämmert sich im Golde liegt.

Sie starren, wenden nicht den kecken Blick
Zurück ins Erdreich. Trotzig und begehrend
An jenem Feuer heftet er und saugt sich
Mit tausend Wünschen fest, mit heißer Sehnsucht.
Da ist das Land der Träume, ist des goldnen
Zeitalters ewig erdentrückter Boden.

Sie sehen Hallen blühen, Rosen blühn;
Und unten sehn sie nichts als Fels und Öde.

Die Alten schielen her durch Dorngestrüpp.
Verächtlich lächeln sie in ihre Bärte
Und ihre Lippen zittern. Jene heben
Sich in den Knieen schon. Die Augen funkeln
Sowie des Löwen Augen, der zum Sprung
Sich krümmt. —

Und aus der Brust der Alten geht
Der Atem keuchend. Immer schaun sie noch
Zu Boden, reglos wie aus Stein gehauen;
Doch greift die Hand nach hierhin und nach dorthin,
Und nicht zertretend krümmt sich mehr der Fuß
Ob dem Gewürm, das um sie zischt und geifert,
Und sich des Lebens noch im Kot erfreut.

Da horch! Ein Schrei. Die Erde wankt.

Es stürmten
Mit wilder Kraft, wie einst die Väter, nun
Die Jungen Felsen auf die Felsen, springen
Wildjauchzend auf die Gipfel, fangen Berge,
Die kecker Wurf entgegenschleudert; und
Die Alten werfen hoch die Fäuste, hoch
Zum dunklen Wolkenhimmel. Gellend bricht
Die Zähne auseinander wildes Jauchzen.

Im Busch verschwand die Sonne. Dampfend wirbelt's
Um die Verweg'nen, Donner kracht, und Blitze
Umzüngeln gleichwie Schlangen weiße Glieder
Der Stürmenden. Die fallen, raffen auf sich
Zum Licht! zum Licht!

Sie stöhnen in Verzweiflung.
Der Himmel birst, und nieder schmettern sie,
Wie einst die Väter, nieder in den Staub,
Mit weißen Leibern, lodverlangenden,
Sich überschlagend.

In den Boden schaun
Die Alten. Ihre wilde Spannung haucht
Sich aus im langen Ach! und bitter klingt's
Wie Spott auf ihre jugendhaften Träume;
Doch eine Thräne stiehlt sich scheu herab
An tiefgefurchter Wange, durch die Nacht
Als einz'ges Sternlicht funkelnd, und verrinnt
In weh'nden Disteln und in nackten Felsen.

Julius Havemann.

Verdorben.

Das Herz hat's ihm zerrissen,
Man zog sie entfetzt aus dem Kied,
Und Nachts fährt er auf vom Kissen,
Im Traum noch hört er ihr Lied:

„Von einer Hand in die andre
Und immer flott und frank;
Ich bin das Gröschlein und wandre,
Und das erhält mich so blank."

Man hat sie am Anger begraben
Im ungehobelten Sarg;
Nun ist's ihm, als rufen die Raben:
O Welt, wie bist du arg!

Robert Waldmüller-Duboc.

Digitized by Google

Gesicht der Frühe.

Aufblitzt, den Tag verheißend,
Der erste lichte Rand,
Schon steht im Golde gleißend
Die hohe Felsenwand.

Die düstern Gipfel tauchen
Empor aus ihrer Nacht,
Noch keine Hütten rauchen,
Kein Thal ist auferwacht.

In dieser heilgen Stunde
Hält Heerschau jener Tag,
Von dem im grauen Grunde
Der Mensch nicht wissen mag:

Der Weltlag auf der Zinne,
Verklärten Angesichts —
Er prüfet Ding' und Sinne
Im Feuer seines Lichts;

Er richtet und vernichtet,
Was Thor und Thörin preist,
Was gestern aufgerichtet
Des Erdentages Geist! . .

In's All zurückgeschwunden
Ist längst der hehre Schein,
Wenn zu dem Schlag der Stunden
Erwacht der Zwerge Sein.

Hermann Hango.

Am Genfer See.

Nun Vögellieder neu erwachen,
Und Sonnenschein auf den Halden liegt,
Komm, Liebchen, geh' mit mir zum Nachen,
Den leis am Strand die Welle wiegt.
O sieh in weiter Ferne schimmern
Der Alpengipfel ew'gen Schnee,
Die schaumgekrönten Wellen flimmern,
Und unabsehbar blaut der See.

Sieh, selbst der Fischer, der sonst brummend
Am Strand zerrissne Netze flickt,
Er lächelt heut', ein Liedchen summend,
Vom Frühling und von dir entzückt.
Welch holdes Los doch uns betroffen,
So frei von Sorgen, Not und Weh!
O komm, noch steht die Welt uns offen,
Und unabsehbar blaut der See!

Die Segel geb' ich preis den Winden,
Daß mit den Schwänen fort wir ziehn,
Bis hinter uns die Ufer schwinden,
Wo Villen schimmern durch das Grün.
Dann laß uns plaudern, küssen, lachen
Und ruhen, Brust an Brust geschmiegt; —
O komm, mein Liebchen, komm zum Nachen,
Den leis' am Strand die Welle wiegt.

Siegfried von Volkmann.

„Sind's Ketten . . ."

Sind's Ketten, die ich trage?
Ist es ein heilig teures Gut?
Ich fühl' es alle Tage,
Wie ganz in dir mein Sinnen ruht.

Und bange doch, zu fragen,
Ob heiß noch deine Liebe loht!
Ob nicht aus sel'gen Tagen
Mich leis nur grüßt ein Abendrot!

Hast du wohl schon vernommen,
Daß man um teure Tote ringt?
Um Leben, das verglommen,
Verzweifelt noch die Arme schlingt?

Daß Fromme Götterscherben
Am Busen tragen stillbeglückt?
Verdamte noch im Sterben
Die Handvoll heim'scher Erd' entzückt?

So meine Liebe trag' ich,
Ein Heiligtum, durch Lebensnot,
Der Seele Schwingen schlag' ich
Darum, ob lebend oder tot!

P. Friese.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Frauenherrschaft.

Lustspiel in vier Aufzügen, nach Aristophanes' „Ekklesiazusen" und „Lysistrate".

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Vor der Burg von Athen, wie im zweiten Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein paar junge Frauen als Wachen auf der Mauer; Rhodippe und zwei andere ältere Frauen vorne auf der „Platte", als Späherinnen, mit Spießen bewaffnet; Rhodippe sitzt auf einem Felsbrocken, die beiden andern liegen. Nach einer Weile tritt aus einer kleinen Oeffnung im sonst geschlossenen Thor **Lysistrate** (die ein Schwert an der Seite trägt) langsam, in sich versunken hervor, geht über die Bühne hin und her, ohne auf die Frauen zu achten.

Rhodippe (nach einer Weile).
Vergönne mir ein Wort, Lysistrate.
Du Fürstin unsres Werks und Unternehmens,
Was kommst du mit so sorgenvoller Miene
Aus unsrer Burg hervor?

Lysistrate (seufzt). O tapfere,
Wachsame, unermüdliche Rhodippe —
Der Frauen Schwachsinn und Erbärmlichkeit
Macht mich so mutlos, treibt mich hin und her.

Rhodippe. Was sagst du? was sagst du?

Lysistrate. Die Wahrheit! die Wahrheit!

(Die liegenden alten Frauen richten sich auf, hören zu.)

Rhodippe. Was giebt's denn Schlimmes? Sag es deinen Treuen.

Lysistrate. Schimpflich zu sagen — und schwer zu verschweigen.

Rhodippe. Verhel' mir nicht, was uns betroffen hat.

Lysistrate. Kurz denn herausgesagt: es männert sie!

Rhodippe. O Zeus!

Lysistrate. Ja Zeus! Wie ich dir sag', so steht's.
Ich bin nicht mehr im Stande, sie hier oben
Zurückzuhalten; Sehnsucht nach den Männern
Treibt sie zur Fahnenflucht; sie gehen durch.
Die Erste ertappt' ich, wie sie in die Spalte
Sich klemmte, die zur Grotte Pan's hinabführt;
Die Zweite wollt' an einer Winde sich
Hinunterlassen, die am Brunnen hängt;
Die Dritte schlüpfte schon durch dieses Thürchen
Hinaus, bei dem ich stand; ich zog sie aber
Am Haar zurück. Und keinen Vorwand giebt's,
Den sie nicht brauchen, um nach Haus zu kommen!
Schau, schau! Da schleicht schon wieder Eine her!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen: **Kalonike** (schlüpft behutsam aus dem Thor heraus, Kopf und Gesicht in ihren Mantel gehüllt). Später **Stratyllis** und zwei andere junge Frauen.

Lysistrate. Du da! wohin denn?

Kalonike. Nur einmal nach Haus;
Gleich bin ich wieder hier. Die Lippen sind mir
So spröde, weißt du; Balsam möcht' ich holen.

Lysistrate. Ich kann mir's denken, was für Balsam du
Für deine Lippen willst. Zurück mit dir!

Kalonike. Mein Wort darauf, ich komme gleich zurück.
Mir springt hier alles auf!

Lysistrate. Das Herz springt auf;
Ich kenn' euch. Laß doch sehn, wie spröd' die Lippen.
(Enthüllt ihr das Gesicht.)
's ist Kalonike!

Kalonike (mit ihrer Verlegenheit kämpfend). Nun, warum denn nicht?

Lysistrate. Die für sie alle schwor!

Kalonike. Ich schwör doch nicht,
Ich würd' nun immer glatte Lippen haben —
(Stratyllis schleicht aus dem Thor heraus.)

Lysistrate. Da kommt noch Eine! — Was? Die wackere
Stratyllis?

Stratyllis (mit sehr kläglichem Gesicht, die Hand an der linken Wange, die geschwollen ist). Leider, ja! Ein böser Zahn;
Schau, wie die Backe mir geschwollen ist.
Da hab' ich nun zu Haus ein Mittel, das
Mir immer hilft; ein wundergutes Mittel —

Lysistrate. Und so eins haben wir hier oben nicht.

Stratyllis. Nein, freilich nicht. Drum möcht' ich schnell nach Haus!

Lysistrate. Man nehme einen Kuß — und dann noch einen —
Und dann noch viele —

Digitized by Google

Stratyllis. Wie! Du glaubst mir nicht?
Lysistrate. Ich glaube, was ich weiß. Doch kann ich selber
Vielleicht dir helfen — wenn auch nicht so gut,
Wie der im Haus da unten. O du Arme,
Wie gar erbärmlich du geschwollen bist!
Laß fühlen —
(Sie greift in Stratyllis Mund, zieht ein Ei heraus.)
Schau, wie gut ich helfen kann.
's ist schon heraus! (Die Frauen lachen.)
Stratyllis (beschämt, mühsam). Lysistrate! ich sag dir'—
Lysistrate. Nein, keinen Dank. Schon gut.
Nimm Kalonike
Am Arm und geht zurück!
(Zwei junge Frauen, halb verhüllt, schleichen hinter einander heraus.)
Noch Eine; — nein,
Gleich zwei auf einmal. — Wohin geht die Reise?
Erste junge Frau (kläglich). Ich find' hier oben keinen Schlummer mehr,
Seit ich im Tempel der Athene Polias
Die heilige Schlange hab' sich ringeln sehn!
Zweite junge Frau. Mich bringen auf der Burg die Eulen um
Mit ihrem ruhelosen Uhuhn!
Lysistrate. Ihr Unglücksweiber, hört doch auf, zu flunkern.
Ihr sehnt euch nach den Männern! — Aber denkt ihr,
Die sehnen sich nicht auch? Ich kann euch sagen,
Sie bringen traurige Tag' und Nächte hin.
Ich hör's, ich weiß es; hör's von hier und dort,
Von nah und fern: denn seit uns Lampito
Die Frau'n von Sparta und von Sparta's Bündnern
Zu gleichem Schwur und Kampf vereinigt hat,
Härmt sich auch dort das Volk der Männer ab
Und seufzt nach unsern Schwestern. Darum Mut,
Mut! Haltet aus! Nur eine Weile noch
Geduldig dulden! Ward uns doch verheißen,
Ihr Guten, daß wir siegen, wenn wir nicht,
Uns untreu werden.
Stratyllis. Ein Orakelspruch
Verheißt uns das?
Lysistrate. Gewiß.
Kalonike. Wie lautet der?
Lysistrate. „Aber so bald sich die Schwalben an einem Orte versammeln,
Fliehend der Zeisige Ruf und die Schnäbler alle vermeidend,
Dann wird enden das Leid; das Oberste wird dann nach unten
Kehren der Donnerer Zeus!"
Stratyllis. Wir Frauen kommen nach oben?
Lysistrate (fortfahrend). „Aber entzweien sie sich, und fliehn die geflügelten Schwalben
Aus dem geheiligten Tempel hinweg, soll künftig auf Erden
Nicht ein einziger Vogel für männchensüchtiger gelten!"
Kalonike (zerknirscht). Beim Zeus, der Spruch ist deutlich. — All ihr Götter,
So dulden wir und halten wir denn aus!
Stratyllis. Ja — gehn wir in die Burg. Das wär' 'ne Schande,
Ihr Schwestern, ließen wir den Spruch im Stich!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; auf der Mauer erscheint Myrrhine, eine der Wachen ablösend. Später Kinesias, sein Söhnchen und ein Sklave.

Lysistrate (die nach rechts hinausblickt, etwas leiser). Halt! Stille! Wartet noch.
Rhodippe. Was giebt's?
Stratyllis. Was siehst du?
Lysistrate. Ein Mann! Ein Mann erklettert unsern Hügel;
Verstohlen, hastig. Seufzen hör' ich ihn.
Den treibt die Sehnsucht, glaubt mir.
Kalonike. Wo? und wer?
Rhodippe (hinausdeutend). Dort; bei der Chloe Tempel schon vorüber.
Lysistrate. Seht hin! Erkennt ihn eine?
Myrrhine (von oben; nicht laut). Freilich! ich!
Das ist mein eigner Mann, Kinesias.
Lysistrate. Dein Mann? Kinesias? (Lächelnd.) Ja, nun begreif' ich,
Daß den die Sehnsucht treibt. — So hör' denn! Du,
Die allerbravste, meine Myrrhine,
Du sollst ihn rösten, ihn am Spieße drehn,
Als Beispiel für die Andern, unsre Männer.
Ihn narren sollst du — lieben und nicht lieben —
Und zärtlich sein, so weit's — der Kelch erlaubt!
Myrrhine (eifrig nickend). Nur unbesorgt! Das mach' ich!
Lysistrate. Wohl; so wart' noch:
Ich bleib' indessen hier und necke mit,
Und schmor' ihn an. Ihr alle geht hinein!
(zu einer der älteren Frauen)
Du gieb mir deinen Spieß!
(Alle gehn in die Burg; nur Lysistrate bleibt nahe beim Thor, auf den Spieß gestützt, wie eine Wache stehn. Myrrhine und alle Frauen verschwinden oben.)
Kinesias (noch unsichtbar). Den Kleinen nur
Nicht schütteln, daß er schreit!
Lysistrate. Ich hör' ihn schon. —
Was für 'nen Kleinen? Bringt der Mann sogar
Sein armes Söhnchen mit?
(Kinesias kommt von rechts, ein hübscher, noch jüngerer Mann; ihm folgt ein Sklave, der ein Knäbchen auf dem Arm trägt. Kinesias hat arg verwilderes Haar, ist nachlässig gekleidet, niedergeschlagen, schwermütig.)
Kinesias (blickt zur Burg hinauf, seufzt; wendet sich dann zurück, beugt sich über das Knäbchen). Das Kind ist ruhig (Seufzt.)

Digitized by Google

Ich Jammermann! Ein Kind und keine Frau! —
Geh'n wir zum Thor. (Tritt näher).

Lysistrate (den Spieß vorhaltend). Halt! Wer da?

Kinesias. Ich.

Lysistrate. Ein Mann?

Kinesias. Ja wohl, ein Mann.

Lysistrate. So mach' dich wieder fort.

Kinesias. Wer bist du, die mich fortjagt?

Lysistrate. Nun, die Wache!

Kinesias. Bei allen Göttern, gute Wache, ruf'
Mir Myrrhine heraus!

Lysistrate. Da schau! Ich soll
Die Myrrhine dir rufen? Wer bist du denn?

Kinesias. Ihr Mann; des Päon Sohn, Kinesias.

Lysistrate. O dann willkommen, Bester! Denn
dein Name
Ist hier nicht unberühmt und ungenannt.
Beständig führt dein Weibchen dich im Mund;
Nimmt sie ein Ei, 'nen Apfel, sagt sie gleich:
„Hätt' den doch mein Kinesias!"

Kinesias. O ihr Götter!

Lysistrate. Bei Aphrodite, ja. Und kommt die
Rede
Wohl auf die Männer, sagt dein Weib sofort:
„Es kann sich keiner mit Kinesias messen."

Kinesias. O geh und ruf' sie!

Lysistrate. Nun? Was giebst du mir?

Kinesias. Ich? Was ich habe. Sag nur, was
du willst —

Lysistrate. Schon gut. Ich will hinein gehn
und sie rufen.

Kinesias. So schnell du kannst!
(Lysistrate durch die Thoröffnung ab.)
Ich hab' ja keine Freude
Am Leben, seit sie fort ist aus dem Haus.
Tret' ich hinein, so wird mir weh ums Herz;
Tod' scheint mir alles; was ich esse, schmeckt nicht.
O Sehnsucht! schlimmstes Hauskreuz, das es giebt!

Vierter Auftritt.

Kinesias, sein Söhnlein, der Sklave; auf einem Mauervorsprung erscheinen Lysistrate und Myrrhine, mit einander sprechend.

Myrrhine. Ich lieb' ihn, lieb' ihn ja. Er aber
will nicht
Von mir geliebt sein. Auf' mich nicht zu ihm.

Kinesias. O süßestes Myrrhinchen! was du redest.
O komm doch her!

Myrrhine. Hinunter? Nein, ich thu's nicht.

Kinesias. Wenn ich dich ruf', Myrrhinchen, kommst
du nicht?

Myrrhine. Du fühlst doch nichts dabei, wenn
du mich rufst.

Kinesias. Ich, ich nichts fühlen? Nichts als
Sehnsucht bin ich!

Myrrhine. Ich geh'.

Kinesias. Nein, nein! — O hör' doch wenigstens
Auf deinen Knaben! — Kind, ruf' die Mama!

Das Söhnlein. Mama! Mama! Mama!

Kinesias. Wie wird dir, Frau?
Thut dir das Kind nicht leid?

Myrrhine. Leid thut mir's, freilich
Sein Vater aber hat kein Herz im Leib.

Kinesias. Du Böse, komm doch her zu deinem
Kind!

Myrrhine. Ach, so ein Mutterherz! — Ich muß
hinunter!
(Verschwindet von der Mauer; Lysistrate desgleichen.)

Kinesias. Wie wird mir denn? — Mir scheint,
viel jünger ist
Die Frau geworden; und liebreizender.
Und daß sie mit mir schmollt und spröde thut,
Das grade reizt die Sehnsucht, das Verlangen.

Myrrhine (kommt aus dem Thor, eilt zum Kind, das sie dem Sklaven abnimmt, und herzt es).
O süßes Kind du, von so bösem Vater,
Komm, laß dich küssen, von Mama dich küssen,
Mein süßer Liebling du!

Kinesias. Gottlose! So
Davon zu gehn, den andern Frau'n zu folgen!
Mir machst du Kummer, und dir selber Elend.
(Will sie zärtlich umfassen.)

Myrrhine (sanft abwehrend). Bleib mir mit der Hand
mir fern.

Kinesias. Und unser Hab'
Und Gut zu Hause läßt du ganz verkommen.

Myrrhine. Da liegt mir wenig dran.

Kinesias. Dir wenig dran,
Daß an dem Garn dir alle Hühner zausen?

Myrrhine. Mir einerlei.

Kinesias. Und meine Arme kennen
Dich gar nicht mehr. Kommst du nicht wieder?

Myrrhine. Nie,
Beim Zeus, so lang' ihr nicht Verträge schließt
Und diesem Krieg ein End' macht!

Kinesias. Wird's beschlossen,
So machen wir ein Ende.

Myrrhine. Wird's beschlossen,
So komm' ich wieder. Jetzt hab' ich's verschworen!

Kinesias. Bleib doch ein wenig; sey' dich hin
mit mir.

Myrrhine. Nein, nein! — — Doch sag' ich nicht,
ich lieb' dich nicht.

Kinesias. Du liebst mich? Myrrhion! Ei, warum
dann nicht
Dich zärtlich zu mir —?

Myrrhine (leiser). Lächerlicher Mann!
Vor Manes und dem Kind?

Kinesias. So geh denn, Manes,
Und trag den Buben heim.
(Der Sklave nimmt das Kind von Myrrhine's Arm, die es noch einmal küßt und dann heimlich seufzt; mit dem Kinde nach rechts ab.)
Schau, die sind fort.
Komm, laß dich endlich in die Arme nehmen,
Gieb mir den ersten Kuß!

Digitized by Google

Myrrhine. Wie kann ich das
Du wunderlicher Mann? Ich hab's verschworen.
Wenn die da auf der Mauer nun es sehn?

Kinesias. 's ist nicht ein einzig Weibsbild auf der Mauer.
Voreſt nur einen Kuß!

Myrrhine. Dann willst du mehr.

Kinesias Dann kannst du sagen, nein ich will nicht mehr.
Gieb mir nur erst den Kuß!

Myrrhine. Du Schelm, so soll ich
Meineidig werden, meinen Schwur nicht halten?

Kinesias. Das treffe mich! Du denk' an keinen Schwur.

Myrrhine. Und wenn dann plötzlich, in dem Augenblick,
Die Mauer Augen kriegt?

Kinesias. Sie wird ja nicht.
Doch gehn wir näher, Myrrhion; wenn wir hart
Am Fuß der Mauer auf den Felsen stehn,
Sieht uns kein Aug' von oben. Komm, ich führ' dich —
(Will sie umfassen.)

Myrrhine (ihm behende ausweichend.) Ich geh' allein!
(Sie tritt an die Mauer; Kinesias folgt ihr.)

Kinesias. Nun also. (hinaufblickend) Niemand sieht's.
Nun können Mann und Männin sich umarmen.

Myrrhine. (anmutig an die Mauer gelehnt).
Im Stehn, Kinesias? Das gefällt mir nicht.
Nein, sitzen möcht' ich, wenn ich dich umarme.

Kinesias (sehr erfreut).
Ich auch, beim Eros. Schau, dies Felsstück hier,
Fast wie 'ne Bank ist's. Komm und setze dich —

Myrrhine. Der Fels ist hart, Kinesias.

Kinesias. Nun, so setz' dich
Auf meinen Schooß —

Myrrhine (setzt sich rasch auf den Fels).
Nein, nein. — hier sitz' ich schon.

Kinesias. Nun leg' dich mir ans Herz!

Myrrhine (seine Arme mit weicher Anmut abwehrend) O warte noch;
Muß dich noch anschau'n. Armer, armer Mann!
O wie du aussiehst! recht vom Weib vergessen,
Das Kleid nicht sauber und das Haar so wild.

Kinesias. Vor lauter Sehnsucht bin ich so verwildert —

Myrrhine. Die Locken ungekämmt; wie garstig steht
Das diesem schönen Mann. Ein hübsches Weib
Soll einen ungekämmten Mann nicht küssen —

Kinesias. O laß! und komm nur!

Myrrhine. Nein. Ein schlechtes Weib,
Das seinen Mann nicht pflegt. Im Thor dort hab' ich
Als Wache, was man braucht!
(Läuft hinweg, in das Thor hinein.)

(Fortsetzung folgt.)

Winzerfest.

Eines Sängers Herne schaut
Aus dem grünen Weingelände,
Rings ist frohe Jugend laut,
Leicht zum Reigen sich die Hände.
Tanzet, singt!
Freude dem, der Freude bringt!

Lieblich scheint der Sonne Licht
Auf des Bildes stumme Züge,
Und was sagt das Steingesicht?
Leben ist nur Traum und Lüge.
Tanzet, singt!
Freude dem, der Freude bringt!

Nur was in der Seele lebt,
Ist das wahre Sein, was trauernd
Über den Gestalten schwebt
Ist auch alles überdauernd:
Tanzet, singt!
Freude dem, der Freude bringt!

Hermann Lingg.

Überfahren.

Vorüber uns in rasend wildem Flug
Zog Haus und Baum und Wald und Feld und Hecke.
Da schrill ein Pfiff, — und rammend hielt der Zug
Auf offner Strecke.

Verworrner Laut; und Kopf an Kopf in Hast
Biegt sich hervor in ängstlichem Gebahren.
„Was ist's, was giebt's?" Es ward ein Mann erfaßt
Und überfahren.

„Wer, wo?" Nur noch ein Klumpen grauenvoll
Von Fleisch und Blut, vermalmt die Brust, die Glieder.
„Los! fertig!" tönt's, und schon zur Abfahrt scholl
Das Zeichen wieder.

Und weiter ging's. Ein Toter nicht mehr klagt.
Wie rasend drehn sich neu der Räder Speichen.
Von dannen fegt des Lebens tolle Jagd
Ob Blut und Leichen.

Rudolf Dreyndorff.

Digitized by Google

Drei Sommer.

Drei Sommer zogen mir vorbei
In wechselvollem Reigen.
Sie lehrten mich, was Lieben sei,
Was Hassen sei und Schweigen.

Der erste Sommer kam ins Land,
Ich folgte gulen Sternen,
Ich drückte manches Freundes Hand
Und durfte lieben lernen.

Im zweiten sah ich mich allein,
Betrogen und verlassen.
Der Welt ins Antlitz lernt' ich speien,
Undank und Lüge hassen.

Und als der dritte Sommer kam,
War mir noch eins geblieben:
Verbergen lernt' ich meinen Gram,
Verbergen all' mein Lieben.

Drei Sommer zogen mir vorbei
In wechselvollem Reigen.
Sie lehrten mich, was Lieben sei,
Was Hassen sei und Schweigen.

Otto Oppermann.

Einst war ich deines Herzens Königin . . .

Einst war ich deines Herzens Königin,
Die Zeit ist um, die Liebesglut verglommen,
Ein Bettelweib nun tret' ich vor dich hin,
Dem die Ernüchterung allen Reiz genommen.

Zerfallen ist mein güldenes Gewand,
Die Strahlenkrone sank von meinem Haupte,
Es reicht dir stumm die abgezehrte Hand
Die Thörin, die an ew'ge Liebe glaubte.

O hätt' ich nimmer dir im Arm geruht,
An deinen Lippen trunken nie gehangen,
Es wär vielleicht der Liebe Sturmesflut
In solcher trüben Ebbe nicht vergangen!

Marie Stona.

Pardon!

War's ein verstohl'ner Liebesgruß?
Fast wollt' es mir so scheinen.
Es hat ihr zarter kleiner Fuß
Heimlich berührt den meinen.
Der schöne Wahn ist bald entfloh'n,
Sie lispelt ernst und kühl: Pardon!

Zwei Tage später. Wieder muß
Ich bei der Holden sitzen,
Und wieder fühl' ich ihren Fuß
Auf meinen Zehenspitzen.
Heut' rette ich den guten Ton
Und lispte kühl und ernst: Pardon!

Fr. von Königsbrunn-Schaup.

„Da ruht das Schloß, versunken wie in Sinnen . . ."

(Schloß Lenzburg im Aargau.)

Da ruht das Schloß versunken wie in Sinnen
Und schaut in's Land, das frühlingsgrüne, weite;
Das Städtchen lehnt sich ihm vertraut zur Seite
Und dunkler Epheich will das Thor umspinnen.

Und droben durch die altersgrauen Zinnen,
Da streut des Kirschbaum's blühendes Gebreite
Den lichten Flaum auf's Schloßdach, das beschneite,
Als wollte es die morsche Mauer mimen.

Und Sonnenstrahlen huschen spielend drinnen;
Sie gleiten lächelnd längst den Spinnegeweben
Und eilen dann gleich wie erstaunt von hinnen.

So küßt der Frühling das verschollene Leben.
Im Morgenwinde schwankt im Dorf das Linnen
Und hoch im Blau' seh' ich zwei Weihe schweben.

Maurice von Stern.

Digitized by Google

Die deutsche Dichtung und das deutsche Haus.

Von Josef Bayer.

II.

Soweit das Litteraturleben von der Gegenwart aus nach rückwärts ohne gelehrte Anstrengung des Blickes sich überschauen läßt, zeigt es wie alles Lebendige und aus einer bestimmten Grundlage heraus Weiterlebende eine gewisse gleichartige Folge der Funktionen, und bei aller Mannigfaltigkeit der Einzelerscheinungen einen in den Hauptzügen ausgesprochenen stätigen Charakter.

Ein solcher tritt vornehmlich in der deutschen Dichtung vom 18. ins 19. Jahrhundert hinüber trotz aller vielfach wechselnden litterarischen Programme und Tendenzen unverkennbar hervor. Er kündigt sich an in den Beziehungen der deutschen Dichtung zum deutschen Haus, der Litteratur zum Bürgertum.

Eigentlich greifen diese so innigen Beziehungen noch weiter zurück.

Luther, der schlichte Bergmannssohn, hatte die Religion in einer erneuerten Form an das Herz des deutschen Volkes gelegt, er hatte namentlich das tiefere Glaubensbedürfnis des Bürgerstandes für seine Reform gewonnen. Beweis dafür giebt die begeisterte Zustimmung der Reichsstädte, der laute Nachhall in der bürgerlichen Dichtung, namentlich bei Hans Sachs, der Pechdraht und Kueip rasten ließ und die „Wittenberger Nachtigall" in seinen besten Feiertagsreimen begrüßt!

Die reformatorische That des 16. Jahrhunderts, die Erweckung des verinnerlichten deutschen Gefühlslebens auf religiösem Boden, bereitete die Bahn für die Litteraturreform, für die Erweckung des großen Gedankenlebens vor, die weiterhin im 18. Jahrhundert erfolgte.

Durch die wüsten Kriegsscenen des 30jährigen Krieges, durch die Hörnerstöße und das Halali hochfürstlicher Treibjagden, durch das Theologengekläff der Alllutherischen, Kryptocalvinisten und Synkartisten, durch das Madrigalgeklingel und die albernen Kettenreime der Pegnitzschäfer, sowie den pathetisch aufgeseiften Mordspektakel eines Gryphius und Lohenstein tönte ein gewaltiger, zusammengefaßter Ton durch, der all jenes wüste Stimmengewirr überschallte: es war der Ton der Orgel vom protestantischen Kirchenchor. „Ein feste Burg ist unser Gott" — und „Nun ruhen alle Wälder" — „Befiehl du deine Wege" — so klang es mächtig aus der Kirche hinaus ins Land.

Die Orgel präludiert zu der neuen, jetzt beginnenden Litteraturperiode. Das geistliche Lied bewahrt die religiös zusammengefaßte Kraft der deutschen Poesie — allerdings noch in gebundener, strenger Form. Paul Gerhardt (geb. 1606, † 1655), der Kirchenlieddichter, ist neben Paul Flemming der gehaltvollste Lyriker der Zeit. Aber fast alle Poeten, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, größere wie kleinere, tragen ihren schuldigen Tribut an das geistliche Lied ab. Sehr bald wird aus diesen endlosen Beiträgen für das evangelische Gesangbuch allerdings ein erbaulich dünner Brei, an welchem neben alllutherischer Orthodoxie auch Herrenhutertum und Pietisterei mitquirlten.

Umdichtungen von Psalmen gehen zwischendurch: wie die von Joh. Andr. Kramer in den Bremer Beiträgen, Joh. Adolph Schlegel, dem Vater der beiden Romantiker, Gieseke u. a.

Gellert, der richtige Erbauungsdichter für den Philister, erklärt es in der Vorrede zu seinen geistlichen Oden und Liedern ausdrücklich für eine Pflicht der Dichter, „die Kraft der Poesie vornehmlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen." Bei Lessing meldet sich der Schalk an, als er an Gleim auf dessen Verlangen die geistlichen Lieder Gellerts mit den Melodien Emanuel Bachs sendet. „Werden Sie mir nur nicht zu fromm daraus! Ich hoffe zwar, daß Sie sie nur der Musik wegen kommen lassen. Und insofern wünsche ich fröhlichen Gebrauch."

Klopstock, der alles hochfeierlich nahm, entwirft eine ganze Theorie des Kirchenliedes, kommt aber vor lauter Intentionen zu keinem natürlichen

Digitized by Google

Ton, der den Insassen des Kirchenstuhls angemessen wäre. Wieder schreibt Lessing an seinen Freund Gleim: „Was sagen Sie zu Klopstocks geistlichen Liedern? Wenn Sie schlecht davon urteilen, werde ich an Ihrem Christentum zweifeln, und urteilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack. Was wollen Sie lieber?“

Weiterhin faßten es der Reihe nach mehrere Pastoren als Berufsthätigkeit auf, geistliche Lieder zu dichten, oder mindestens die Gesangbücher neu zu redigieren; so Ehrenfried Liebich, J. Sam. Dieterich, Chr. Neander, Zollikofer u. a. Hier und da leuchtete ein wirkliches Stück Poesie auf, wie in dem Abendlied von Matth. Claudius: „Der Mond ist aufgegangen“ u. s. f. Immerhin vermittelte das Gesangbuch, das sowohl dem öffentlichen Gottesdienst wie der häuslichen Andacht diente, zwischen Kirche und Haus, und das geistliche Lied als solches zwischen Theologie und Poesie.

Erbauung ist ein tiefsitzendes Bedürfnis, das mit bürgerlich ehrbarer Gesinnung innig zusammenhängt. Diese unterscheidet überhaupt nicht genau zwischen religiöser Erbauung und erhöhter poetischer Stimmung, und so wurde auch litterarisch zwischen beiden kein Unterschied gemacht. Dies gilt zunächst von jener Epoche, welche Klopstock beherrschte; aus solcher Stimmung ging die Messiade hervor, das große episch-lyrische Erbauungsbuch in zwanzig Gesängen.

Gewiß fand der begeisterte Dichter die „wenigen Edlen, die teuren, herzlichen Freunde des liebenswürdigen Mittlers“, an die er seinen Gesang im Eingang des „Messias“ richtet, unter den Lesern des deutschen Bürgerstandes; der Typus eines solchen Klopstockverehrers war jener Rat Schneider, der Hausfreund bei Goethes Eltern, von dem uns dieser in „Wahrheit und Dichtung“ (2. Buch) erzählt. Er war ein geschäftsthätiger Mann, welcher wenig las; aber diese so natürlich ausgedrückten und so schön veredelten frommen Gefühle hatten den übrigens trockenen Geschäftsmann in solcher Art gewonnen, daß er die ersten zehn Gesänge als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete und solches alle Jahr einmal in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im Stillen durchlas und sich daran fürs ganze Jahr erquickte. Es war eben Poesie für die häusliche Andacht, dem frommen Bürgersinn durchaus zusagend, welche die Messiade in so ergiebigem Maße darbot: aber zugleich war's die erste höhere Idealwelt der neuen Dichtung, die hier der Sänger vom Palmenhügel Sionas dem deutschen Leser aufschloß. Das kleine komische Nachspiel, welches sich zwischen dem Knaben Goethe und seiner Schwester auf dem Schemel hinter dem Ofen abspielte, während der Chirurg den Vater einseifte, ist wohl bekannt, aber man mag sich immer gern daran als an eine grundlustige, anmutig erzählte Episode erinnern.

III.

Wir befinden uns eben inmitten der Zopfzeit. Es war sicherlich nicht die schlechteste Zeit des deutschen Geisteslebens, trotz mancherlei anhängender Beschränkung. Die französische Allongeperrücken-Periode in der Litteratur nimmt sich höchst stattlich aus — von Racine und Boileau bis auf Voltaire hinab — in Deutschland drückte aber die Staatsperrücke zu schwer aufs Gehirn; dieser Druck machte zuweilen borniert.

Man sehe sich nur diese Hofpoeten, die Canitz und Besser, man sehe sich ferner Se. Magnifizenz, den Herrn Rektor Johann Christoph Gottsched an! Der Deutsche ist ein ungeschickter Repräsentationsmensch, und das Perrückenproblem der Litteratur à la Buffon, der für den Schreibtisch Staatstoilette machte, gelang ihm schecht. Ein starkes deutsches Gehirn dachte unter der Perrücke, jenes des großen Leibniz, der sich auch weltmännisch in die Bedingungen der Zeit schlau hineinfand; musikalisch vertrug sich der strenge Kontrapunkt und der gemessenst musikalische Styl eines Händel und Sebastian Bach mit den Allonge-Locken, aber die geniale Tonfreudigkeit eines Haydn und Mozart, nebenher auch ein bischen Musik-Philistertum gedieh erst bei Zopf und Haarbeutel.

Und vollends litterarisch wurde der Deutsche erst bei sich selbst heimisch, als er sich den Zopf band. Wie er sein Haar hinten knapp zusammennahm, da faßte er auch sein Wesen zusammen, da gewann der Charakter, die Gesinnung einen strammeren Halt. Es würde uns nicht so abträglich sein, wenn uns der Zopf alleweil in gleichem Sinne hinten hinge, wie Lessing oder dem Regimentsfeldscheer Schiller. Und der Zopf, heutzutage das Spottsinnbild für alle zurückgebliebenen Standpunkte, war damals sogar in gewissen Fällen das Wahrzeichen des Wagnisses, der kecken Neuerung. Nannte man doch bekanntlich den Prediger zu Girlsdorf, Heinrich Schulz, den entschiedensten Anhänger des Wolfenbüttler Fragmentisten, immer nur den Zopf-Schulz, weil er es gewagt, sich sogar auf der Kanzel von der Perrücke zu emanzipieren.

Was verlangte man nun weiter in der Zopfzeit von der Litteratur, und wie erfaßte sie ihre nächsten Aufgaben?

Erbaut war bereits der biedere Leser, und sollte es noch fernerhin werden: nun wünschte er aber auch Belehrung und Moral. Das Nützliche stand dem Bürgersinn näher als das Gefällige

Digitized by Google

und Schöne: er taxierte den Wert der Dichtung nach dem Lehrnutzen.

Wieder stellte da zuvörderst Christian Fürchtegott Gellert seinen Mann. Er bestieg in Leipzig die Lehrkanzel und hielt moralische Vorlesungen, zwischendurch erzählte er für Alt und Jung seine Fabeln. Man weiß, wie populär er dadurch wurde und welche Schar von Fabulisten in seine Fußstapfen trat. Eine ganz anschauliche Menagerie wurde für die Fabel eingefangen — Tiere mit altklug didaktischen Physiognomien, denen lauter Moral und Lebensklugheit von der Schnauze triefe. Auf lange Zeit hinaus blieben „Phylax, der so manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht" und jener „Bär, der sich sein Brot ertanzen mußte," vertraute Haustiere der deutschen Bürgerlitteratur.

Die Fabel wurde gründlich gepflegt, theoretisch untersucht wie das geistliche Lied, ja noch weit eingehender; Lessings scharfspähender Verstand gefiel sich besonders darin, die Theorie der Fabel zu ergründen. Gellerts Fabeln sind redselig, mit Behagen moralisierend, jene von Lessing geistreich knapp, epigrammatisch zugespitzt, wohl zu geistreich für den litterarischen Hausgebrauch dieser Gattung. „Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral" sagt er in der Vorrede zu seinen besten, den prosaischen Fabeln; gleichwohl bedeuten dieselben nur eine Versuchsstation für ihn, ein vorbereitendes Exerzitium für Produktionen höherer Art. Weitere Fabulisten, mehr oder minder mettermäßig, sind Lichtwer, Klamer, Eb. Schmidt, G. K. Pfeffel, Fr. W. Zacharias u. A.; später folgt noch Ab. Em. Fröhlich nach. Die moralisch abgerichteten, lehrhaft lügen Tiere waren auf lange hinaus nicht zum Schweigen zu bringen.

IV.

Das eigentliche Lehrgedicht, der Sermon in Versen, die raisonnierende Verstandesdichtung ging neben der Fabelproduktion einher. Keine Litteratur hat einen so hoch aufgespeicherten Schatz didaktischer Wohlweisheit und Magisterdichtung aufzuweisen, wie die deutsche im 18. Jahrhundert.

Albrecht von Haller kommt hier zuerst in Betracht, mit einem gedankenhaften Ernst, der sich freilich mit Form und Inhalt gleicherweise abmüht: er wollte — wie er sagt — „in seinen nach dem englischen Geschmacke eingerichteten Gedichten darthun, daß die deutsche Sprache keinen Anteil an dem Mangel philosophischer Dichter hätte." So trug er denn seine moralphilosophischen Ansichten in sorgsam nachgefeilten Reimen vor, und lieferte von 1729 bis in die dreißiger Jahre hinein seine verifizierten Abhandlungen: „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben," „Die Falschheit menschlicher Tugenden," „Verdorbene Sitten," „Über den Ursprung des Übels."

Hagedorn, der Dichter des muntren Seifensieders, nahm auch das didaktische Geschäft munterer und leichter, lehnte sich einmal an Pope, das andere Mal an Horaz, und dozierte in gefälligem Plauderton seinen Philistern etwas vor.

Lessing, der den ganzen litterarischen Prozeß von damals mitmachte, um ihn stufenweise zu verdauen und zu überwinden, hat gleichfalls eine Reihe von Lehrgedichten begonnen, aber nicht zu Ende geführt; sie stehen unter den Fragmenten von 1753. Da wäre ein Bruchstück aus einem Gedicht „über die menschliche Glückseligkeit," ein anderes „über den jetzigen Geschmack in der Poesie," ein auf breitere Anlage weisendes Fragment „Über die Religion," und eine besonders beachtenswerte didaktische Epistel an Herrn Marpurg: „Über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst." Trotz des Rokoko im Vortrag und der Reimweise begegnen wir in so vielen Stellen dem scharfen, hellen Blick aus dem Falkenauge Lessings; er ist nur für kurze Zeit, und auch da versuchsweise, nicht professionsmäßig, unter die didaktischen Schulmeister gegangen, doch hat er Anderes und Eigeneres zu lehren, als jene.

Schon 1755 hatte Lessing die Grenzscheide zwischen Poesie und philosophischer Doktrin scharf gezogen, und damit auch jene Art der Lehrgedichte von Hallerscher Abkunft, die nichts weiter als Einkleidungen abstrakter Begriffsreihen in das Gewand gebundener Rede waren, aus dem Gebiete der Dichtung gewiesen. Dies geschah in dem „Vorläufige Untersuchung" überschriebenen Abschnitt zu der mit Moses Mendelssohn gemeinsam abgefaßten Schrift: „Pope ein Metaphysiker." Ein System metaphysischer Wahrheiten und die sinnliche Rede der Poesie (oder die poetische Kunstform) — so sagt dort Lessing — widersprechen einander gegenseitig. Auch Lucrez und seinesgleichen seien nur Versemacher im besseren Sinne, aber keine Dichter; ein Gedankensystem könne man in metrische Form und in Reime bringen, aber ungeachtet der metrischen Form werde daraus kein Gedicht.

Dies war sehr richtig und scharfsinnig bemerkt — aber trotzdem wurde in der deutschen Dichtung (wenn auch in höherem Sinn) fortgelehrt: denn Lehren und Belehrtwerden war und blieb einmal ein unabweisbares Hausbedürfnis der Deutschen. Wie steigerl sich mit und durch Lessing selbst der mächtige Lehrtrieb der deutschen Litteratur bis zu seinem Nathan dem Weisen, dem großen Religionslehrer des humanistischen Glaubens! Lessing hat da gezeigt, daß die didaktische Tendenz auch der dramatischen Form sich bemächtigen könne; hatte es

Digitized by Google

vorher nur Lehrgedichte gegeben, so bot er hier der Nation ein lehrhaftes Drama, in welchem allerdings der didaktische Zweck und das rein menschliche, herzbewegende Interesse sich völlig die Wage halten.

Goethe spricht sich um sehr viel später (1825) über das Lehrgedicht ziemlich ablehnend aus:

„Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufügt. Dieses begreift Jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind, und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann. Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll die Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren wert wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben. Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik; deshalb sie sich denn bald der einen, bald der anderen nähert, auch mehr oder weniger dichterischen Wert haben kann; aber sie ist, sowie die beschreibende, die scheltende (d. i. satyrische) Poesie, immer eine Ab- und Nebenart, die in einer wahren Ästhetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte." (Dieser Goetheschen Weisung sind in der That die Ästhetiker von Hegel bis auf Fr. Th. Vischer getreulich gefolgt.) Goethe fügt in der höflichen Ausdrucksweise seines Alterstyls, die ohne innere Neigung doch immer Zugeständnisse macht, folgendes bei:

„Dem näher und billig Betrachtenden fällt sogleich bei, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schätzbar sei ... Und nun hätte der ästhetisch-sittlich-historische Lehrer ein gar schönes Feld, in diesem Kapitel Ordnung zu machen ..."

Der Altmeister schien inzwischen vergessen zu haben, wie weit er selbst und sein großer Freund Schiller früher gelehrt hatten, nicht schulmeisterlich, sondern hochpoetisch, nicht in mühseligem Raisonnement, in peinlich-kleinlicher Schlußfolgerung, sondern in beschwingtem Gedankenzuge ... Er selbst trug in „Adler und Taube" die poetischste der Fabeln nach, er trat in den Gedichten „Das Göttliche" — die „Grenzen der Menschheit" auf den höheren didaktischen Boden. Und wie schleift sich der Dialog der „Iphigenie," des „Torquato Tasso" in die feinsten Facetten der Sentenzenweisheit hinaus! Selbst Faust, der sein Magistertum so gründlich satt hat, belehrt — weil er es nicht lassen kann, freilich ohne Erfolg, seinen Famulus Wagner —

Such' er den redlichen Gewinn,
Sei er kein schellenlauter Thor. —

Sogar Mephistopheles hat ein unverleugbares Bedürfnis zu dozieren. Er führt sich als fahrender Scholast mit einer Art Teufelsdidaktik ein, er trägt uns die Theologie der Hölle vor: „Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs Alles war" — und wie er zum zweiten Mal als edler Junker wiederkommt, da liest er Faust ein Privatissimum über praktische Lebensphilosophie in seinem Sinn: und weil der Teufel einmal in lehrhafter Stimmung ist, setzt er dann seinen Vortrag in der Szene mit dem Schüler parodistisch fort. Auch der Teufel, wenn er deutsch redet — und er versteht am allerbesten nach allen litterarischen Urkunden deutsch — kann vom alten deutschen Schulgebrauch des Lehrens und Meisterns nicht lassen.

Der Pfarrer in „Hermann und Dorothea" ist Didaktiker von Beruf, in jedem Wort, das er spricht, lehrhaft, geistreich-erbaulich, und der Bürgergesinnung, auf die er persönlich einwirkt, aus ihrer natürlichen Grundlage heraus eine höhere Stimmung verleihend. In seinen älteren Tagen wird Goethe immer mehr beschaulich-didaktisch. Auch die zarte Sünderin Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" muß uns aus ihrem Tagebuch heraus weiblich-sinnig belehren. Zarno in Wilhelm Meister ist eine durchaus dozierende Natur, deren Belehrungsdrang namentlich in einigen Gesprächen der „Wanderjahre" fast aufdringlich hervortritt. Ein wie didaktisches Treibhausprodukt ist schließlich die „pädagogische Provinz" in den Wanderjahren, auch wieder eine der Altersparadoxien Goethes.

Ganz unschätzbar ist aber die lang aufgesammelte Spruchweisheit unseres größten Dichters in den „Sprüchen in Reimen," und den „zahmen Xenien," in den sieben Abteilungen der Sprüche in Prosa (Maximen und Reflexionen). Welche Lebens-Ernte! Was für ein voller Speicher von wohl geworfelten Fruchtkörnern! Goethe zeigt sich hier als gnomisches Genie ersten Ranges, als echter Weisheitsökonom, denn nur aus so guter Wirtschaft kann dieser konzentrierte Inhalt „guter Lehr" hervorgehen.

Und Schiller wiederum ist ein Lehrer der deutschen Nation geworden, ganz verwandt im Inhalt, aber verschieden in der Art der Wirkung. Die höchsten Resultate der Einsicht, die er mitzuteilen hat, wirken auf den Willen und die Gesinnung, jene Goethes auf das überschauende Verständnis; die Schillersche Dichterweisheit ist überzeugungsvoll, pathetisch, jene von Goethe überlegen kontemplativ. Schillers philosophische Dichtungen: „Die Künstler." „Ideal und Leben," „Das Glück" bezeichnen den Höhepunkt didaktischer Inspiration, wo alle Sprödigkeit des Gedankenstoffes in der anschlagenden Flamme der Begeisterung geschmolzen

Digitized by Google

und bewältigt erscheint. Schiller lehrt weiter in seinen großen Tragödien, er ist philosophisch lehrhaft in seinem Wallenstein, ohne seine Pflicht als Dramatiker dabei irgendwie zu versäumen, der Chor in der „Braut von Messina“ spricht durchgehends eine aus den Situationen der Handlung abstrahierte, ins Allgemeine emporgehobene Lebensanschauung aus — aber der tragischen Stimmung gemäß in ernste Schicksalsschauer getaucht. Der „Spaziergang“, den sich Hebbel noch auf seinem bitteren Schmerzenslager vorlesen ließ, enthält in knapper Form eine kondensierte Geschichtsphilosophie, doch in goldenem poetischen Rahmen gefaßt. „Das Lied von der Glocke“ — das höchst populäre Seitenstück zum Spaziergang, welches die Hauptmomente der bürgerlichen Existenz so zusammenfaßt, wie jene andere, höhere Dichtung die des großen Kulturganges — muß sofort in gebührenden Ehren genannt werden. Es ist die Krone echt häuslicher Lehrdichtung in vollem deutschen Sinn. Und der Meister Glockengießer ist auch überzeugter Didaktiker, wie er es gleich im Anbeginn ausspricht:

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist es, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Xenien von Goethe und Schiller.

Die diesjährige Gabe der Goethe-Gesellschaft an ihre Mitglieder ist eben erschienen; sie wird dem größeren Publikum interessanter sein, als manche ihrer Vorgängerinnen: „Xenien 1796“. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan.“ Die Einleitung bringt die Entstehungsgeschichte der Xenien und bestimmt den Platz, den sie im Leben und Schaffen der beiden großen Dichter einnehmen; Neues war darüber kaum zu sagen, aber das bekannte ist knapp, klar und geschmackvoll vorgetragen. Hingegen waren die Herausgeber in der Lage, aus den Manuskripten des Weimarischen Archivs nicht weniger als 178 Xenien Goethes und Schillers mitzuteilen, die bisher ganz unbekannt waren und nun „zum ersten Mal nach langer Unschattung ans Licht steigen“. Natürlich sind nicht alle gleich wertvoll, aber viele von ihnen hätten auch in der Auswahl, welche die Dichter trafen, ihren Platz verdient. Wir geben hier mehrere Proben:

Übersetzung.

Xenien? ruft ihr. O greifet doch zu und fraget nicht lange,
Gastliche Gaben sind's, wenn ja ein Name muß sein.

Unsere Vorgänger.

Martial, wenn ihr's nicht wißt, bewirthete einst so die Römer,
Viel mehr geben wir nicht — aber die Meinung ist gut.

Zu der Apostrophe: „An die lustigen Xenien“, die so bekannt geworden ist: „Fort! in's Land der Philister ihr Füchse, mit brennenden Schwänzen — Und verderbet der Herren reife papierene Saat,“ erhalten wir nun das schöne Gegenstück:

An die ernsthaften Xenien.

Seht ihr die lustigen Brüder ins Erdengetümmel sich mischen,
An der Grazien Hand weilet um Jupiters Thron.

Zu der stattlichen Zahl von Epigrammen gegen J. F. Reichardt und die anderen „Sausenklotten“, erhalten wir nun n. a. folgende Nachleze:

Der Wolf in Schafskleidern.

Haltet ihr denn den Deutschen so dumm, ihr Freyheitsapostel!
Jeglicher sieht: euch ist's nur um die Herrschaft zu thun!

Nicht lange.

Schmeichelt der Menge nur immer! Der Paroxismus verschwindet,
Und sie lacht euch zuletzt, wie nun wir einzelne ans.

Der Stöpsel.

Schüttle den Staat wie du willst. Nie wirst du etwas bedeuten.
Leicht auf der Fläche schwimmt immer und ewig der Kork.

Das Kennzeichen.

Freiheits-Priester! Ihr habt die Göttin niemals gesehen,
Denn mit knirschendem Zahn zeigt sich die Göttliche nicht.

Und unter demselben Titel:

Wie unterscheidet sich Grobheit von Biederkeit? Leichtlich, denn jener
Fehlen die Grazien stets, diese verlassen sie nie.

Den Mainzer Klubistinnen sind die Epigramme gewidmet:

Venus in der Schlacht.

Drängt sich nicht gar Amathusia selbst durch die schmutzigen Haufen?
Ach mit zerfetztem Schleif'r kehrt sie vom Marsfeld zurück.

Zeus zur Venus.

Töchterchen, dein Geschäft sind nicht die Werke des Krieges,
Gehe du heim und besinn Werke der Liebe, der Lust.

Von Goethe stammen die folgenden Epigramme ohne bestimmte politische Spitze:

Verkehrter Beruf.

Forsche der Philosoph, der Weltmann handle! Doch weh uns
Handelt der Forscher und giebt, der es vollzieht, das Gesetz.

Doppelter Irrthum.

Nimmst du die Menschen für schlecht, du kannst dich verrechnen, o Weltmann,
Schwärmer, wie bist du getäuscht, nimmst du die Menschen für gut!

Zu dem von Schiller herrührenden „Gyklus der Flüsse“ erhalten wir folgende wertvolle Ergänzungen:

Schicksal des Rheins.

Mächtig erhebt sich der deutsche Rhein und mächtig die deutsche
Kunst, nur der Ocean hat keines von beiden gesehn.

Donau bei Wien.

Einzelne Salten begrüßen mich noch an deinem Gestade,
Leopoldina, doch dann schweiget auf immer der Strand.

Die Fajaken.

Wir Fajaken wir suchen kein Lob in Kämpfen des Geistes,
Lieben nur hatten den Schmaus, Feuerwerk, Götzen und Spiel.

Digitized by Google

Ebenfalls von Schiller sind wohl die folgenden Epigramme gegen die Aerzte:

Aerzte.

Wissen möchtet ihr gern die geheime Struktur des Gebäudes
Und ihr wählt den Moment, wenn es in Flammen geräth.

Empiriker.

Daß ihr der Künste würdigste treibt, wer hat es bezweifelt?
Aber die würdigste Kunst ist nur Gewerbe bei Euch.

Hingegen spricht das folgende Epigramm einen Gedanken Goethes aus:

Was ist das schwerste von allem? Was dir das leichteste dünket,
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Den Sinnisprüchen über Genie, Kunst und Künstler reihen sich die folgenden neuen an:

Welches Genie das größte wohl sei? Das größte ist dieses,
Welches, unstrickt von der Kunst, bleibt auf der Spur der Natur.

Sorgend bewacht der Verstand des Wissens dürftigen Vorrat,
Nur zu erhalten ist er, nicht zu erobern geschickt.

Darum haßt er dich ewig, Genie! An die neue Erwerbung
Wagst du dein altes, du wagst Unähnlich den ganzen Besitz.

Mittelmäßigkeit ist von allen Gegnern der Schlimmste!
Deine Verirrung, Genie, schreibt sie als Tugend sich an.

Zu den schönsten neu entdeckten Epigrammen gehört das „Zeit" überschriebene:

Aller Dinge Gehalt, er wird durch dich nur entschieden,
Leise Gottheit, auch mich richtest du, richte gelind.

„In der großen Salbe gegen Nicolai bringt das Buch gleichfalls einige Nachträge; sie sind fast durchweg nur grob; das witzigste ist noch das folgende:

Dem Buchhändler.

Was uns belustigt, du mußt uns aus eigenem Laden verkaufen,
Und für ein Drittheil Rabatt stellst du an Pranger dich selbst.

Ebenso sei aus den neu entdeckten Epigrammen gegen die Brüder Stolberg nur eines wiedergegeben, weil es zugleich gegen unzählige andere seine Spitze richtet:

Qui pro quo.

Menschlichkeit kennest du nicht, nur Menschlichkeiten; der Dämon
Wechselt bei dir mit dem Schwein ab, und das nennest du Mensch.

Von den beiden neuern Epigrammen gegen Jean Paul ist das eine nicht ganz gerecht, während das andere geringen Scharfblick für die Eigenart des Dichters erweist:

Verfasser des Hesperus.

Nicht an Reiz noch an Kraft fehlts deinem Pinsel, das Schöne
Schön uns zu mahlen, du hast leider nur Fratzen gesehn.

Richter.

Richter in London! Was wär' er geworden! Doch Richter in Hof ist
Halb nur gebildet, ein Mann, dessen Talent Euch ergötzt.

Wie eine Antwort auf die litterarischen Streitfragen unserer Tage klingt das Distichon:

Die Forderungen.

Feuer will uns natürlich, der Ideal, wir versuchen
Unser Möglichstes doch, keines von beiden zu sein.
Und ebenso modern mutet die Klage an:
Enthusiasmus suchst du bei deutschen Lesern? Du Armer,
Glücklich, könntest du auch rechnen auf Hoflichkeit nur.

Nicht minder die folgende:

Sag mir, wo ist denn die Clique? „Da drüben ist sie beim Nachbar!"
Frag' ich den Nachbar, er sagt, drüben sei sie bei dir!

Damit sei unsere Auswahl geschlossen. Daß der Textkritik und den Erläuterungen große Sorgfalt zugewendet wurde, versteht sich bei einer Ausgabe dieser Gesellschaft von selbst.

Litterarische Notizen.

— Zu Wehr und Waffen tritt Hans Hopfen in seinem neuen Roman „Glänzendes Elend" (Berlin, Gebr. Paetel 1893) auf den Plan und läßt die Hiebe auf die „Modernen", oder was sich in der Litteratur so nennt, wuchtig und hageldicht niedersausen. Er skizziert ein naturalistisches Stück mit so viel Geist, Witz und Theaterkenntnis, daß er damit deutlich beweist, er könnte das auch, wenn er nur wollte, aber er will nicht, weil seiner Ueberzeugung nach der Weg durch den Schmutz nicht der Weg ist, der zu den Sternen der Kunst führt. Er übertrefft im buchstäblichen Sinne des Wortes, die Bühne mit Kotlachen und ist dabei ein so echter, talentvoller Naturalist, daß der Leser bei dieser weitaus amüsantesten Partie des Buches auf Augenblicke ganz vergißt, daß es eine Parodie ist, die er da liest. Köstlich auch ist der „moderne" Schauspieler akkontersein, dem das Wort des Dichters ganz Nebensache ist, der es verschluckt oder ändert, wegläßt oder hinzuthut — weil man im Leben ja auch keine auswendig gelernten Sätze spricht! Und das Theaterpublikum, das moderne Berliner Theaterpublikum, das ganz Laune ist und selbst mitzuspielen anfängt, wenn etwas seinen Beifall nicht erringen kann! All dies ist so richtig gesehen und glänzend wiedergegeben, daß manche der theoretischen Auseinandersetzungen, die der Autor seinen Personen — öfters solchen, die sich garnicht dazu eignen — in den Mund legt, entbehrt werden könnten. Zu beiden Stücken ist Hopfen selbst ein Moderner, wie gerade dieses Buch, das den Pulsschlag des Großstadtlebens meisterhaft belauscht, beweist, so modern, daß er sich sogar einer Art von Telepathie in seiner Liebesgeschichte bedient, die er übrigens zu wenig verliebt hat, um sie glaubhaft zu machen. Er bringt dadurch seine an und für sich reizvoll gezeichnete Kunstlin in den schweren Verdacht, zum Schluß doch eine Geldheirat zu machen, denn von einer inneren Wandlung sieht nichts zu lesen.

F. O.

— Ernst Wicherts Roman „Herr von Müller" (Leipzig, Carl Reißner, 1893) verliert von der ersten bis zur letzten Seite nicht, daß er ein Tendenzbuch ist: darin liegt seine Stärke und Schwäche. Mit den Verhältnissen der von ihm geschilderten Kreise wohlvertraut, bekämpft der Verfasser mit juristischer Sachkenntnis, Scharfsinn und Gewandtheit die alte Einrichtung des Fideikommisses, legt alle Uebelstände desselben klar und beleuchtet die Ungerechtigkeit, die dem Erstgeborenen alles giebt, während seine Geschwister fast leer ausgehen. Er betont, wie dies schon in die Kinderstube Mißgunst und Hader bringt und wie viele hoffnungsvolle Existenzen daran zu Grunde gehen, daß ihnen als Zweitgeborenen nicht die Mittel gewährt werden, um den Bedürfnissen und Anschauungen ihres Standes gemäß leben zu können. Wichert hat dies Thema in eine spannende Fabel zu kleiden gewußt und führt eine Fülle von Gestalten vor. Er war aber wohl zu

Digitized by Google

sehr von seinem leitenden Gedanken erfüllt, um den Menschen, durch die er denselben darstellt, volle Aufmerksamkeit zuzuwenden; wenige von ihnen sind auf ihren Seelengehalt hin voll ausgeschöpft, und doch liegt fast in jeder der Ansatz zu einer originellen und tiefen Figur, wie nur ein wirklicher Dichter sie ersinnen kann. Doch sind die Andeutungen zu leise und es werden an die Phantasie des Lesers zu große Anforderungen gestellt. Fast von jedem Einzelnen möchte er mehr erfahren und würde dafür den wiederauftauchenden, zu Grunde gegangenen Offizier samt der Briefgeschichte gerne entbehren, was übrigens das einzige „Romanhafte" in diesem Roman ist. Das Buch ist eine so tüchtige und vornehme Arbeit, daß man es ganz einmündlich wünschen würde. Die kleinen Bedenken dürfen aber nicht verhindern zu betonen, wie hoch das Werk über den Erzeugnissen der gewöhnlichen Romanmannfaktur unserer Tage steht. Es sei denkenden und geschmackvollen Lesern warm empfohlen. F. O.

— Ein greiser evangelischer Theologe, Professor Dr. Johannes Wetterich in Baden-Baden hat eine neue Psalmen-Uebersetzung veröffentlicht: „Die Psalmen aus dem Hebräischen metrisch ins Deutsche übersetzt und erläutert" (Baden-Baden, Emil Sommermeyer). Im Vorwort berichtet er, daß ihn sein Lebensziel, „ein Leben Jesu vom wissenschaftlich-gläubigen Standpunkt aus zur Darstellung zu bringen", unter anderen Vorarbeiten auch zum eingehenden Studium der Psalmen geführt habe, auch die Einleitung betrifft hauptsächlich die religiöse Bedeutung dieser Dichtungen. Wie sich gegen diesen individuellen Standpunkt des Nachdichters gewiß nichts einwenden läßt, so wird ihm vielleicht auch darin beizupflichten sein, daß die volle Wirkung dieser unvergleichlichen Perlen religiöser Lyrik nicht durch eine Prosa-Uebersetzung, sondern nur in metrischen Formen erreicht werden kann. Aber in welchen Formen?! Dem Verfasser genügt es, daß der Vers ein, wie er sich ausdrückt, „deutschmetrischer" sei, er hat also jambische oder trochäische Verse gewählt, auf den Reim „im Interesse der Wortreue" verzichtet. Genügt das aber wirklich, um dem deutschen Leser den Eindruck der poetischen Form zu wahren, hier, wo es sich um Lyrik handelt? Eine kurze Gegenüberstellung mag die Antwort geben:

Engel Gottes,
Söhne des Herrlichen,
Auf und preiset
Seine Größe und Macht!
Heißt Euch in Festschmuck,
Zu singen in Wonne
Seines Namens
Unermeßliche Hoheit.

Hört ihr sie rollen
Die Stimme Gottes,
Herrlich donnern
An den Wässern fernher,
Ueber schwebenden
Großen Wassern?

Bei Luther lautet die Stelle: „Bringet her dem Herrn, ihr Gewaltigen, bringet her dem Herrn Ehre und Stärke. Bringet dem Herrn Ehre seines Namens, betet an den Herrn in heiligem Schmucke. Die Stimme des Herrn gehet auf den Wässern, der Gott der Ehren donnert, der Herr auf großen Wassern." Das ist ja Prosa, und dennoch — giebt diese Uebersetzung nicht eine weit bessere Anschauung von der eigentümlichen poetischen Kraft des Originals?! Welche Uebersetzung treuer ist, brauchen wir vollends nicht erst zu sagen. Herrn Wetterichs Uebersetzung ist eine wohlgemeinte, fleißige Arbeit, gelungen scheint sie uns nicht. Eine Psalmen-Uebersetzung in metrischer Form, die den Eindruck des Originals voll wiedergiebt — dazu gehört eine Sprachkunst und Sprachgewalt, wie sie Wenigen zu Gebote steht. Und diesen Wenigen vermögen wir ihn nicht beizuzählen. Die Anmerkungen und Übersichten sind ebenso gewissenhaft gearbeitet, wie die Übersetzung selbst, und können wohl orientieren.

—m—

— Eine neue Uebersetzung der Edda hat Hugo Gering im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erscheinen lassen. Der Verfasser, Professor der deutschen Philologie an der Kieler Hochschule, hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht; es ist die Leistung eines fleißigen, sach- und fachkundigen Mannes, aber wie die Gerechtigkeit gebietet, dies anzuerkennen, so zwingt sie, auszusprechen, daß trotz Gering die beste Edda-Uebersetzung noch immer die von Karl Simrock bleibt, und daß der allgemein, nicht fachlich Gebildete nach wie vor zu ihr zu greifen haben wird. Dies Urteil hat sich uns bei einer Vergleichung sehr zahlreicher Stellen beider Uebersetzungen aufgedrängt; jene von Simrock erscheint uns durchweg poetischer und lesbarer. Wenn Gering darauf hinweist, daß Simrocks Buch manche Unrichtigkeiten enthält, die sich schon vor vierzig Jahren hätten vermeiden lassen" und die Fortschritte betont, welche die Sprach- und Sach-Erklärung in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, so ist dem nicht zu widersprechen, nur kann es jenen, welche die Edda kennen lernen wollen, niemals auf Einzelnheiten ankommen, sondern auf das Gesammtbild, und nach dieser Hinsicht ist und bleibt Simrocks Arbeit die empfehlenswertere. K. B.

— Deutscher Glaube. Bekenntnis eines deutschen Christen. Berlin, Gustav Schade. Eine Dichtung voll Herzenswärme, aus reinstem Drange geschrieben und schon darum der Beachtung wert. Gegen den novellistischen Rahmen, den der anonyme Verfasser seinem Tendenzgedicht gegeben, würde sich einiges einwenden lassen, auch die Versmaße wechseln ein wenig zu oft und ohne inneren Grund, aber der Gedankengehalt ist ein so edler, daß man gern darüber hinwegsieht:

„Das ist unser deutscher Glaube:
Frei im Denken, treu in Liebe
Und vereint zu guten Thaten.
An den Heiland glaubt der Deutsche,
Nicht wie einst ihn Rom begraben
In der starren Worte Dunkel,
Wie er lebend auferstanden
Kraftvoll in den deutschen Herzen."

In einer düsteren Zeit, die vom Getöse unerhört gehäuft geführter konfessioneller Kämpfe widerhallt, mahnt der Dichter daran, daß Gottesliebe und Nächstenliebe zugleich der Glaube jenes Volkes sein sollte, dessen bester Stolz von je die Pflege idealer Güter war. Es wird wenige höher geartete Menschen geben, die ihm nicht in seiner „Friedensbotschaft" beistimmen werden, so verschieden auch sonst ihr Standpunkt in konfessionellen Dingen sein mag. —m—

— Daß der alte Nürnberger „Pegnesische Blumenorden" noch heute besteht, werden viele Leser mit Staunen vernehmen, aber es blüht sogar „neues Leben aus den Ruinen", kein allzu strotzendes freilich, aber doch immer Leben. Beweis dafür sind die beiden Bände: „Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden", die uns vorliegen. Der erste, 1889 im Verlage von Hermann Balthorn in Nürnberg erschienene und „der Erinnerung an Dr. Heinrich Leuwagen gewidmet", enthält freilich nicht viel, was weitere Kreise interessieren könnte. Dr Heerwagen war ein verdienter Schulmann, Direktor des Nürnberger Gymnasiums und durch 23 Jahre Vorsitzender der alten, neuen Pegnitz-Schäfer. Der Verein hat den 1886 Dahingeschiedenen dadurch geehrt, indem er eine Auswahl seiner im Verein gehaltenen Vorträge drucken ließ. Sie behandeln Stoffe aus der griechischen und deutschen Litteratur, dann aus der deutschen Geschichte, und sind brave, fleißige Arbeiten eines gebildeten Schulmannes: mehr Lob ist ihnen nicht zu spenden. Größeres Interesse hat uns der zweite, 1893 im Verlage von Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg erschienene

Digitized by Google

Band eingeflößt. Der erste der darin enthaltenen Aufsätze, aus der Feder eines dortigen Arztes, Dr. Bedh, giebt eine knappe Uebersicht der Geschichte des alten Vereins. Sein Stifter war — 1644 — Georg Philipp Harsdörffer, einer der verdienstvollsten Schriftsteller des XVII. Jahrhunderts; die erste Devise des „Gekrönten Blumen-Ordens“ oder der „Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz“ war: „Mit Nutzen ersprießlich“ und sein Zweck nach dem ersten Statut: „Unsere Muttersprache mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen in Aufnahme zu bringen.“ Schon unter dem zweiten Präses, Sigismund von Birken, änderte sich die Devise in: „Alles zur Ehre des Himmels“; der Orden wurde zur Pflegestätte christlicher Mystik. Die Pansypoesie, die bisher das Wappen geziert, wich der Passionsblume. „Diese Blumie, an der man ja alle Marterwerkzeuge des Heilandes erkennen will, sollte das Sinnbild sein, daß man dem Erzhirten Christus anhängen und sein und seiner Blume Genosse sein wolle. Dabei war man eifrig bemüht, sich sowohl gegenseitig, als auch die Gesamtleistungen des Ordens übermäßig zu erheben: man proklamierte, daß der „Norische Parnaß“ den hellenischen besiegt habe ... Während Harsdörffer mit seiner Sprachgesellschaft der Sprache und der Bildung des ganzen deutschen Volkes aufhelfen wollte, viel schrieb, Gelehrtes und Populäres, während er in seinem „Nürnberger Trichter“ Jedermann die deutsche Dicht- und Reimkunst lehren will, ohne Kenntnis der lateinischen Sprache, in 6 Stunden oder Lektionen, und zu seinem weitverbreiteten, mehrmals aufgelegten Buch noch einen Anhang giebt von der Rechtschreibung und Schriftschändung, also mit einem Wort an die Oeffentlichkeit geht mit seiner Wirksamkeit, huldigt sein Nachfolger Sigismund von Birken mehr dem Horazischen: „Odi profanum vulgus et arceo“ — allerdings notgedrungen, mit dem ganzen Reich kam auch Nürnberg in Verfall und es gab da immer weniger Gelehrte und Dichter. Der Orden wurde allmählich eine litterarische Privatgesellschaft, ein ziemlich eng gezogener Kreis von Freunden der Dichtkunst, der Wissenschaft und Gelehrsamkeit — und bald auch dies nur dem Namen nach. Schillers beißendes Lexion auf die Pegnitz, das auf den Blumenorden gemünzt ist, sie sei „ganz hypochondrisch vor Langeweile geworden“ und fließe nur fort, „weil es so herzgebracht ist“, war durchaus treffend. Mehr Leben kam erst in den Vierziger Jahren unseres Jahrhunderts hinein, und dies auch nur, weil ein „litterarischer Verein“ ihm scharfe Konkurrenz machte; nun wurden öffentliche Vorträge, litterarische Feste u. dergl. veranstaltet. Ueber eine beschiedene Wirksamkeit ist der Verein auch heute nicht hinausgediehen, immerhin verdient der „Orden“, der 1894 das Fest seines ersten Vierteljahrtausends begehen kann, nicht allein aus Pietät am Leben erhalten zu bleiben; in seiner Art leistet er auch nun „mit Nutzen Ersprießliches“; das bewiesen mindestens einige der im Bande enthaltenen Vorträge und Gedichte. Unter denen der ersteren verdient namentlich Hans Pfeilschmidts Vortrag: „Lessings „Faust“ auf der Nürnberger Bühne“ Hervorhebung. Am 30. Januar 1782 wurde in Nürnberg: „Johann Faust, ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen, verfaßt von Herrn G. E. Lessing“ wirklich und wahrhaftig aufgeführt, nur wenig Pfeilschmidt nach, daß es nicht von Lessing, sondern von Karl Weidmann, „Referendarius der königl. böhmischen Canzeley“, verfaßt war. Auch unter den Beiträgen in metrischer Form schießen die von Pfeilschmidt den Vogel ab; er giebt ein satirisches „Irrhain-Fest-Album vom Deutschen Parnaß“, in welchem der „Gekrönte Blumenorden“ lustig, aber harmlos verspottet wird, nach dem weisen Spruch: „Wer sich nicht selbst zum besten halten kann u. s. w.“ So läßt z. B. Pfeilschmidt den seligen Heinrich Heine singen:

„An der Pegnitz, an der Pegnitz
Blühen Blümlein, weiden Lämmlein;
An der Pegnitz dudeln Schäfer
Sinnig in die Hirtenflöte.

An der Pegnitz, an der Pegnitz
Dudeln Schäfer, weiden Schäflein,
Pegnitzschäfer, ach! wann kriegen
Eure Lämmlein endlich Wolle?“

Alles in Allem — der alte Verein braucht sich seines neuesten Lebenszeichens nicht zu schämen.

—m—

— „O lächle nur“, beginnt eines der hundert Gedichte, die C. Klings in seinem Büchlein „Liebeswonne“ (Leipzig, Robert Claußner) vereinigt hat —

„O lächle nur und danke nicht,
Wenn dich mein Liederkranz umflicht“ —

damit ist auch die Empfindung des Kritikers wiedergegeben: er wird zuweilen lächeln, aber danken wird er für diesen Liederkranz nicht. Hier zur Begründung eine auf's Geratewohl herausgegriffene Probe:

„Im Gasthaus zu den drei Linden
Ich heut' erfahren hab',
Warum ein alter Freund von dir
Dereinst den Korb dir gab.

Er hatt' entdeckt eine andre,
Zwar schief und rot von Haar,
Die dir nicht zu vergleichen,
Doch tausend Mark schwerer war.“

Besseres und Geschmackvolleres haben wir in der Sammlung nicht gefunden. l. h.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Saar, Ferdinand von. Novellen aus Oesterreich. Heidelberg. Georg Weiß. 1894.

Hodermann, Richard. Schloß Friedenstein 1643 bis 1893. 1893.

Eduard von Bauernfelds dramatischer Nachlaß. Herausgegeben von Ferdinand von Saar. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1893.

Braun, Otto Aus allerlei Touarien. Verdeutschte spanische und eigene Lyrik. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1893.

Fulda, Ludwig Sinngedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1893.

Leimbach, Karl. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Fünfter Band. Dritte Lieferung. Leipzig. Frankfurt a. M. Kesselringsche Hofbuchhandlung. o. J.

Schack, Adolf Friedrich Graf von. Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1893.

Fischer, Paul. Halluzinationen. Leipzig. August Schulze. 1894.

Körners Werke. Herausgegeben von Hans Zimmer. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. o. J.

Telmann, Konrad. Unter den Dolomiten. Roman. Leipzig. Karl Reißner 1893.

Hango, Hermann. Neue Gedichte. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben. 1894.

Helgel, Karl von. Heitere Erzählungen. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Eine Mutter.

Novelle von F. Ottmer.

Joſefine Härtel ſchritt ſeit einer Stunde in ihrem Wohnzimmer unabläſſig auf und nieder. Immer wieder durchmaß ſie den großen Raum, ruhelos, flüchtigen Schrittes, die Zähne feſt zuſammengebiſſen, die Hände ineinandergepreßt, als müßte ſie die Aufregung niederzwingen, die in ihr tobte. Wie hatte ſie dieſe Stunde herbeigeſehnt und nun ſie da war, mußte ſie all ihre langgeübte Selbſtbeherrſchung zu Hülfe rufen, um nicht vor ihr zuſammenzubrechen. Jeder Augenblick konnte die Entſcheidung bringen — darüber, ob es noch einen Platz für ſie gab an der Tafel des Lebens.

Wie ſehr liebte ſie ihn — allmählich war es über ſie gekommen, hatte langſam die Wurzeln in ihr Tiefſtes geſenkt, um endlich anzuwachſen zur wiſſenden Leidenſchaft des reifen Weibes, die nichts mit dem Gefühl gemein hatte, das die Achtzehnjährige einſt in die Arme ihres verſtorbenen Gatten getrieben. Sie war ganz allein in der Welt zurückgeblieben, ohne Kinder, ohne Verwandte, das Leben lag inhaltslos vor ihr, ohne Pflicht, ohne Zweck, ſie ſuchte ihm beide zu geben und es daneben ſo auszuſchmücken, wie ihr ſeiner Sinn es ihr gebot. Sie ſammelte einen Kreis ernſthaft ſtrebender Menſchen um ſich, deren Geiſtesrichtung und Lebensführung der ihrigen entſprach. Es wurde ihr nicht ſchwer, ſie anzuziehen; mehr noch als ihr Intereſſe an allen bewegenden Fragen, als ihre warme Teilnahme wirkte auf alle ihre vornehme Weiblichkeit. In ihrer Nähe gab jeder ſein Beſtes und ſie genoß es mit feinem Verſtändnis. Dieſer Verkehr war ihre Freude; daneben, oder vielmehr als Hauptſache, ſchuf ſie ſich einen ernſten Wirkungskreis, ſie trat in den Vorſtand eines großen gemeinnützigen Vereins, dem ſie ſich mit Eifer widmete. Sie ſchaffte wirklich Gutes. Vom Augenblick an, wo ſie das Amt auf ſich nahm, betrachtete ſie es nicht als den Zeitvertreib einer müßigen Frau, ſondern als eine Pflicht, der ſie zu genügen ſuchte ſo gut ſie es vermochte. So hatte ſie ihr Leben geſtaltet und ausgefüllt. Freundſchaft und Verehrung umgaben ſie. Ihr Ruf war ſo makellos, daß Neid und Bosheit ſich nicht an ihn heranwagten. Nur eines war unerklärlich, warum ſie nicht wieder heiratete. Sie war jung, anmutig und unabhängig und hatte manche Liebe erweckt. Männer hatten um ſie geworben, die alles zu bieten vermochten, was eine Frau beglücken kann. Sie hatte für alle nur ein „Nein“, oder vielmehr, ſie ließ es ſelten zu dieſem „Nein“ kommen, ſie vermied es zu beſchämen und erhielt ſich dort Freundſchaft, wo ſie Liebe nicht erwidern konnte. Die große Enttäuſchung ihrer Ehe hatte ihr Glauben und Mut genommen, ſie kam ſich innerlich alt vor und wähnte, ſie habe mit allem abgeſchloſſen und ihr Herz ſei tot — getötet durch die Bitternis ihrer Erfahrung. Sie hielt ſich nicht mehr für fähig, glücklich zu ſein und darum prüfte ſie nicht einmal, ob es nicht das Glück war, was ihr angeboten wurde. So lebte ſie dahin wie eine Greiſin, ſuchte die Vergangenheit zu vergeſſen, ohne von einer Zukunft zu träumen. Und überkam es ſie manchmal doch wie Sehnſucht, überfuhr ſie das Bewußtſein, daß ſie jung und ſchön ſei und nicht ihr Teil von Glück gehabt hätte — ſo ſagte ſie ſich, daß ihr Leben eben ein zerſchlagenes ſei wie das von Tauſenden, zerſchellt an einem Irrtum. „Ich habe zu viel gelitten,“

Digitized by Google

sagte sie sich, „um noch genießen zu können.“ Ihr Interesse für Dinge und Menschen war ein unpersönliches, sie gab jedem Teilnahme, gestatte aber niemandem in ihr Herz zu sehen, eine Schranke stand aufgerichtet zwischen ihr und den anderen, die noch nach Freude und Genuß rangen. Sie zog die Menschen an durch Geist und Feingefühl, ihr Innerstes aber erschloß sie ihnen nicht, in scheuer Zurückhaltung barg sie, was sie gelitten, die Kämpfe und Stürme, die sie überwunden hatte, und nichts sah man davon, als die stille Klarheit, zu der sie sich durchgerungen hatte. So war sie, als sie Franz Wächter kennen lernte.

Auf einer Soirée beim Bürgermeister traf sie mit ihm zusammen. Es war eigentlich merkwürdig, daß dies hier zum ersten Male geschah, denn seit Jahren stand er als hervorragender Parlamentarier, als anerkannter Führer der liberalen Partei in der Bewegung der Großstadt. Sie freute sich, daß ihr endlich seine persönliche Bekanntschaft wurde, denn seit langem verfolgte sie sein Wirken mit Anerkennung. Auch er schien besonders von ihr angezogen, sei es, daß er von ihr gehört hatte, oder war es der Reiz ihrer Erscheinung, der tiefe Glanz der silbergrauen Augen, genug, er wandte ihr fast seine ganze Aufmerksamkeit zu und erzählte ihr vielerlei. Sie besaß im hohen Grade die Gabe des Zuhörens, es war ein Genuß, sich ihr mitzuteilen, denn der Sprechende fühlte, daß sie jedes Wort voll nachklingen ließ. So vergingen ihnen die ersten Stunden des Beisammenseins. Zum Abschied bat er um die Erlaubnis, sie aufsuchen zu dürfen. Wie jedem anderen gab sie sie auch unbedenklich ihm, was hätte sie davor warnen sollen? Nichts lag ihr ferner, als an eine Gefahr für ihr Herz zu denken, zudem wußte sie, daß er kein freier Mann war.

Die grausamste Kette hielt ihn. Er hatte sich sehr jung verheiratet. Seine Ehe gestaltete sich wie tausend andere, er verfolgte seine mannigfachen Bestrebungen, seine Gattin führte das müßige Leben der eleganten Frau. Es wäre wohl immer so geblieben, wenn die Unselige nicht vor nun mehr als zehn Jahren geistig erkrankt und in Blödsinn verfallen wäre. Seitdem fristete sie ihr Dasein in einer Anstalt, er aber blieb an sie gefesselt. Das Gesetz läßt die Scheidung von einem Blödsinnigen nicht zu, somit mußte er im Joche bleiben, so lange sie lebte. Diese Rechtsbestimmung ist vielleicht von der humanen Idee erzeugt worden, Mißbrauch zu verhüten, es zu verhindern, daß bei vorübergehenden geistigen Erkrankungen der Betroffene in seiner Existenz geschädigt werde. Denn wie fürchterlich wäre es, wenn ein Gesundeter oder noch mehr eine Geheilte aus einer Anstalt entlassen, in die Welt zurückkehrte und alles wäre ihr durch die Scheidung inzwischen genommen: ihr Heim, ihr Mann, ihre Kinder!

Wie grausam aber, wie unsagbar grausam ist dies Gesetz in anderen Fällen: ein gesunder, blühender, zum Glück geschaffener Mensch sein Leben hindurch gefesselt an eine unbeseelte Hülfte, die er nicht sieht, mit der er nicht wohnt, die irgendwo vegetiert und ihm gespenstisch seine Freuden zerstört. Grausam und unmoralisch ist das Gesetz, das den jungen Mann, der eine Familie gründen, die junge Frau, die glückliche Gattin und Mutter werden könnte, zur Einsamkeit verurteilt.

Franz Wächter hatte die Schwere seines Schicksals bisher kaum empfunden, denn er hatte bereits während seiner Ehe in so tiefer Herzenseinsamkeit gelebt, daß sich durch die Entfernung seiner Frau aus seinem Hause kaum etwas geändert hatte. Wie schon früher suchte er auch jetzt durch rastlose Arbeit das Sehnen nach Glück zu unterdrücken und kam es auch immer wieder, so kannte er doch kein Weib, die ihm Erfüllung hätte geben können. Da lerne er Josefine Härtel kennen.

Im Anfange ihrer Bekanntschaft kam er mit dem großen Troß nur an ihren Empfangsabenden. Bald aber mied er diese und suchte sie auf, wenn er sie allein zu treffen wußte. Immer öfter kam er, immer länger saß er an ihrer Seite und breitete vor ihr aus, was ihn bewegte. Sie wehrte ihm nicht, unmerklich zog er sie in seinen Ideenkreis hinein, nahm Besitz von ihren Gedanken. Aber nicht nur in sein Streben ließ er sie blicken, sondern auch in sein tiefes, weiches, großes Herz; und auch von dem ihren hoben sich allmählich die Schleier; ihre Seele, die sich bisher jedem kensch entzogen hatte, enthüllte sich vor ihm mit all ihrem Zauber und all ihren Wunden. So traten sich die beiden im Strudel der Gesellschaft Ein-

Digitized by Google

samen näher und näher — bis sie eines Tages unlöslich aneinander gefesselt waren.

Mit tötlichem Erschrecken machte Josephine die Entdeckung, daß sie diesen Mann liebe, der an eine Andere gebunden war. Was sollte daraus werden? Klar und bestimmt legte sie sich die Frage vor und antwortete sich, es gäbe nur eines, sich ihm zu entziehen, ihn zu vergessen. Ihr Herz schrie auf dagegen, denn es war mehr als Liebe, was sie für ihn fühlte, ihr ganzes Wesen schmolz hin in Empfindung für ihn, eine mächtige Flamme schlug aus ihr empor, ihm entgegen. Doch sie wappnete sich mit dem Stolz der tugendhaften Frau. So nahm sie den Kampf auf gegen sich selbst und gegen ihn.

Wie aber sollte sie sich von ihm lösen? Ihrer Beider Fühlen und Denken war so fest aneinander geknüpft. Jeden seiner freien Momente verbrachte er bei ihr, weihte sie in seine Pläne ein, machte sie zur Gefährtin seiner Arbeit — die Reden, von denen das Parlament widerhallte, er hatte ihr ihren Inhalt vorher mitgeteilt, die Vorschläge, die der Welt bewiesen, daß da ein vornehmer Mensch mitlenke am Steuer der Zeit, sie hatte sie gekannt und gebilligt und seine Erholung, seine Freude suchte und fand er bei ihr. Und instinktiv erkannte sie, daß es auch seinerseits mehr als Freundschaft war, was ihn zu ihr zog — darüber täuscht sich keine Frau lange, sie wußte, daß er sie liebe. In einem anderen aber betrog sie sich: sie glaubte, er ahne von ihrer Liebe nichts. Und darum konnte sie nicht schroff mit ihm brechen, sie durfte sich nicht verraten, auch wehe thun wollte sie ihm nicht und dann — vor allem — sie fand dazu den Mut nicht. Allmählich sollte es geschehen, ganz sachte wollte sie sich zurückziehen und ihn verstehen lassen, daß sie sich meiden müßten. So begann das Spiel, doch zu ungleich war der Einsatz. Auf der einen Seite ihr Wille, auf der anderen ihre Liebe und der Einfluß seiner Persönlichkeit auf sie. Ihre kleinen Mittel verfingen nicht, ihr Wollen verging vor dem seinen. Sie begann immer wieder von vorne, immer mit demselben Ergebnis. Fanden sie sich in Gesellschaft und sie hielt ihn ferne, so traf sie nur ein erstaunter Blick; kam er aber tags darauf zu ihr und sie trat ihm steif und kühl entgegen, dann schmolzen vor seinen ängstlich fragenden Augen all ihre Vorsätze dahin, sie legte ihre beiden Hände in seine Rechte und ihr Lächeln hieß ihn willkommen. War er aber gegangen, so wallte es heiß auf in ihrem Innern, sie fühlte sich gleiten auf abschüssiger Bahn, sie mußte sich losreißen ihrer Ehre wegen. War sie denn wirklich willenlos diesem Mann gegenüber, sie, die in allen harten Kämpfen ihres Lebens so fest dagestanden hatte? Sie raffte sich auf, sie wollte ein Ende machen und verließ auf mehrere Monate die Stadt. Da kamen aber seine Briefe. Lange, geistvolle Briefe, aus denen es ihr entgegen wehte wie heiße Zärtlichkeit, wie fieberndes Entbehren. Sie las sie mit Herzklopfen und dann begann der Kampf, ob sie antworten solle oder nicht. Nein, sagte sie zuerst und legte den neuangekommenen Brief bei Seite, um ihn immer wieder hervorzuholen und zu lesen, bis sie ihn fast auswendig konnte. Und dann fand sie tausend Gründe, warum sie antworten müsse, was würde er sonst von ihr denken. Sie konnte ja kurz schreiben und kühl und ihn verstehen lassen, daß sie die Korrespondenz nicht wünsche. Sie schrieb und wog dabei jedes Wort ab — doch er verstand gar nichts, und meinte höchstens, sie sei verstimmt oder gelangweilt. Er antwortete gleich, immer wärmer, immer zärtlicher. Endlich kam sie zurück. Der Gedanke ihn wiederzusehen versetzte ihr den Atem und ihr Herz jauchzte auf. Aber sie wollte nicht. Sie zwang ihr stürmisches Sehnen nieder und als er kam, ließ sie sich verleugnen. Als die Klingel ging, saß sie im Wohnzimmer und lauschte. Das war seine Stimme — sie sei nicht zu Hause — ein Gruß, und er ging. Sie stürzte ans Fenster, da trat er aus dem Hausthor, das Haupt ein wenig gebeugt — er sah hinauf, doch sie stand hinter der Gardine, er entdeckte sie nicht. Sie hätte schreien mögen.

In der folgenden Nacht schloß sie kein Auge. Ihre Pulse flogen, jede Fiber zitterte an ihr, es brauste in ihren Ohren. Ein wildes Sehnen erfaßte sie, ihm sagen zu dürfen, wie sehr sie ihn liebe, ein brennender Durst nach seinen Lippen — ein einziges Mal nur in seinen Armen liegen, und müßte sie darüber zu Grunde gehen.

Als sie aber am nächsten Morgen bleich und übernächtig ihr Wohnzimmer betrat, gab sie der Dienerin wieder den Auftrag, sie vor

Digitized by Google

jedermann zu verleugnen. Den ganzen Tag saß sie stumm, mit verschränkten Händen und harrte der Stunde, in der er kommen würde. Um dieselbe Zeit wie gestern ging die Klingel, sie hörte wieder seine Frage, dieselbe Antwort der Dienerin, dann aber wurde die Thür zu ihrem Zimmer hastig aufgestoßen und er stand vor ihr. „Warum lassen Sie sich vor mir verleugnen?“ rief er. Sie gab keine Antwort, sie blickte nicht auf, da faßte er sie am Handgelenk, daß es sie schmerzte: „Antworten Sie, antworten Sie doch!“ Nun hob sie langsam die Augen zu ihm empor — „Josefine!“ schrie er auf und riß sie in seine Arme.

Auch Franz Wächter hatte einen langen Kampf gekämpft, bevor er es dazu kommen ließ. Unangefochten war er bisher seinen Weg gegangen und nun bereits das erste Grau auf seinem Scheitel lag, faßte ihn die Leidenschaft. Er liebte diese stille Frau, innig und stürmisch zugleich, liebte ihren feinen Geist, ihr vornehmes Denken, ihr tiefes Gemüt wie ihren schlanken Leib mit dem schmalen Kopf, und den silbergrauen Augen. Immer heißer loderte der Wunsch nach ihrem Besitz in ihm auf. Mochte er sich noch so sehr bezwingen, seine Gedanken flatterten um das Bild, wie sie in seinem Hause schalten würde, wie sie ihm Gefährtin wäre und Freundin, Gattin und Geliebte. Es war unmöglich! Tausend Mal hatte er es sich gesagt und sich tausend Mal wieder ausgemalt, wie schön es wäre. Dann hatte er angefangen, berühmte Juristen aus seinem Freundeskreise zu fragen, ob es denn nicht doch ein Mittel gäbe, sich zu befreien. Sie zuckten die Achseln, sie bemitleideten ihn, nein, sie wußten keines. So hatte er sich ihr gegenüber zu beherrschen gesucht, nun aber da er sah, sie wolle sich ihm entziehen, hatte ihn die Angst gepackt, daß er sie ganz verlieren könne und seine Selbstbeherrschung hatte ihn verlassen.

Dann aber, nachdem der dünne Schleier zerrissen war, der sie noch von einander getrennt hatte, nachdem Franz die geliebte Frau, allen Bedenken zum Trotz, in die Arme gerissen hatte, raffte er seine ganze Willenskraft zusammen. Der Preis war es wert, er wollte nichts unversucht lassen, um sie zu erringen. Er setzte seine mächtigen Freunde in Bewegung, er ging von Gericht zu Gericht. Er scheute kein Opfer an Geld und Mühe — alles vergeblich! So verging ihnen die Zeit von Enttäuschung zu Enttäuschung. Dabei wuchs seine Liebe immer höher an, schloß ihn die Gemeinsamkeit des Harrens immer fester an sie. Sie litt wie er, doch mehr für ihn als für sich. Sie hätte sich vielleicht mit dem begnügen können, was sie einander bisher gewesen. Aber sie sah ja, was er duldete, wie er sich aufrieb im erfolglosen Kampf um seine Freiheit, wie er sich verzehrte im Begehren nach ihrem Besitz. Und sie liebte ihn mit dem Besten, was in ihr war, mit dem aufgespeicherten Gefühl eines ganzen Lebens. Sie empfand so grenzenloses Mitleid mit ihm, wenn er wieder mit einer neuen Hiobspost kam, wenn er dasaß, ganz in sich versunken, oder zu ihr aufsah mit flehenden, hilflosen Augen. Sie suchte ihn aufzurichten, sie verwies ihn darauf, daß noch nicht alle Wege beschritten seien und er ging immer wieder getröstet von ihr. Es war wirklich, als ob von der schmalen Hand, die er liebkosend zwischen seinen beiden zu halten pflegte, eine eigene Kraft ausströmte: die eines tapferen Herzens.

Ein Jahr verging so. Endlich blieb nur noch eines: der Appell an das oberste Gericht. Franz setzte die größten Hoffnungen darauf, denn der höchste Richter des Landes war ein weiser Mann, dessen Stimme schwer ins Gewicht fiel und der schon manchem ins Leben zurückgeholfen hatte, indem er das Gesetz milder auslegte, als es der kalte Buchstabe forderte.

Heute war der Tag der Entscheidung gekommen, wie hatten sie ihm beide entgegengeharrt, fiebernd, schlaflos, voll von Hoffen und Verzweiflung. Und jetzt in dieser Stunde fielen unwiderruflich die Würfel.

Josefine war stehen geblieben und lauschte. Draußen der Ton der Klingel, sein rascher Schritt, nun stand er vor ihr — als sie in sein Gesicht blickte, wußte sie genug. Von einer plötzlichen Schwäche überwältigt, mußte sie sich setzen. Die Hände im Schoße verschränkt, totenblaß sah sie zu ihm auf. Wortlos starrte er sie an. „Abgewiesen!“ schrie er auf. Dann suchte er sich zu bezwingen. Doch mit einem Male fiel er vor ihr nieder. Er barg seinen Kopf in ihrem Gewand und umschlang ihre Kniee.

Digitized by Google

„Ich kann Dich nicht lassen. Josefine, ich kann nicht!“ Immer wieder stammelte er dieselben Worte, der mächtige Mann, durchschüttert von leidenschaftlichem Weinen. Thränenlos saß sie da, dann strich sie ihm leise mit der Hand über den Scheitel, schob ihn sachte von sich und trat ans Fenster. Sein Haupt fiel auf den Sessel, von dem sie sich erhoben hatte, so blieb er regungslos liegen. Sie sah auf die Straße hinab, ohne zu sehen, was unten vorging. Geraume Zeit verstrich. Nichts war zu hören, als das Ticken der Uhr und das Stöhnen des Mannes. Nun war er aufgestanden und schritt, wie vorhin sie, im Zimmer auf und ab. Endlich trat er an sie heran. „Josefine,“ sagte er heiser, „es ist alles aus. Ich nehme Abschied von Dir, denn Dir weiter die Hand reichen als Freund, kommen und gehen wie ein Fremder, Dich nicht besitzen, nie, nie!“ Seine Stimme brach. „Ich vermag es nicht! Leb wohl! . . . Wie soll ich weiterleben ohne Dich?“ schrie er dann auf.

Sie wandte sich zu ihm herum. Ihr Gesicht sah ganz weiß aus in der fahlen Dämmerung. „Du sollst es nicht, Franz. Ich werde Dir angehören vor Gott und meinem Gewissen, auch ohne den Segen der Menschen.“

Draußen in der Vorstadt zu Wien giebt es Häuser mit Gärten. Sie sind bisher der Bauspekulation entgangen, weil sie in irgend einem Winkel stehen, der sich nicht gut verwerten läßt, oder weil sie einem Sonderling oder einer alten Jungfer gehören, die keine Bedürfnisse haben und darum ihr Ererbtes so bestehen lassen, wie es ihnen überkommen ist. Wenn man an den großen Krankenhäusern vorbei, ein gutes Stück die Alserstraße hinaufgeht, trifft man auf ein altes, dreistöckiges Gebäude, dem man es nicht ansieht, welch reizender Winkel sich hinter seinem grauen Rücken birgt. An einen weiten Hof schließt sich ein Garten, dessen uralte Bäume, dessen üppige Sträucher dem Blick fast ein Häuschen entziehen, das an seinem äußersten Ende steht, die Hinterwand gegen ein stilles Gäßchen gekehrt. Nicht hundert Schritte von einer der belebtesten Verkehrsadern der Riesenstadt entfernt, liegt das kleine Haus so friedlich und weltabgeschieden da, als stünde es weit draußen auf dem Lande. Kein anderer Laut ist vernehmbar als das Zwitschern der Vögel, die hier eine Zufluchtsstätte gefunden, als das geschäftige Summen der Insekten, die im blumigen Grase ihre Nahrung suchen.

Hier hatte Josefine ihr neues Heim gegründet. Nachdem sie zu dem Entschlusse gekommen war, der im schroffen Gegensatz zu ihrer Erziehung und ihren bisherigen Anschauungen stand, hatte sie ihren Plan ruhig und fest ausgeführt. Auch nun hatte sie sich Franz nicht im Rausche hingegeben, sondern erst mit allem gebrochen, was sie an die Welt fesselte. Wie weit der Weg auch war, den sie gegangen, so ganz konnte sie sich nicht lossagen von dem, was ihr bisher das Rechte war, um ein heimliches Verhältnis mit ihm zu beginnen, das jeden Augenblick vor Entdeckung zittern mußte und in dem sie ihm ja überdies nur so viel von ihrem Selbst hätte widmen können, als ihre sonstigen Pflichten und Verpflichtungen übrig ließen. Der Schritt, den sie that, war für sie ein so ungeheurer, daß sie ihn auch äußerlich nicht ihnn konnte wie eine leichtsinnige Frau, die sich im Drange des Blutes oder in der Langeweile des Geistes hingiebt, um sich, wenn sie gesättigt ist, wieder zu entziehen. Was sie that, war die Schließung einer neuen Ehe, einer keuscheren und heiligeren, als es ihre erste gewesen war, sie ging sie ein, weil sie sich in der langen Zeit des Harrens zur Überzeugung durchgerungen hatte, daß es die echtere Tugend sei, den geliebten Mann zu beglücken, als sich ihm zu versagen, weil der Buchstabe des Gesetzes zwischen ihnen stand. Aber von niemand, der nicht gelitten hatte, was sie gelitten, der nicht liebte, wie sie liebte, verlangte sie, daß er sie verstehe und darum zog sie sich zuerst von allen zurück und suchte sich eine stille Stätte, wo sie ganz dem leben konnte, was ihr nun ihre heiligste Pflicht schien. Daß Franz mit ihr wohne, hatte sie nicht gelitten. Sie war ganz frei; er aber hatte Rücksichten zu nehmen auf Familie, Stellung und Parteigenossen, sie wollte ihm eine Freude, aber kein Hemmnis sein. In einem Winkel wollte sie ihm angehören, ganz abgesondert von seinem sonstigen Leben, das in den alten Geleisen weiter gehen mußte. Nimmer hätte sie es geduldet, daß er um ihretwillen seine Stellung beeinträchtige, seine Laufbahn störe, zu groß dachte sie von ihm, als daß sie dem Gemeinwohl seine Talente hätte

Digitized by Google

entziehen mögen. Er fügte sich. Wovein hätte er sich in jener Zeit nicht gefügt, in der nur ein Verlangen ihn erfüllte, das nach ihrem Besitze. Vor diesem schwiegen alle Bedenken. Er erwog nichts, er war blind für das ungeheure Opfer, das sie ihm brachte, er dachte nur daran, daß sie sich ihm als freies Geschenk geben wollte und doch unlöslich bis in den Tod. So ließ er sie gewähren und harrte der Stunde, wo sie sagen würde: „Ich bin bereit, Du sollst mein Herr sein."

Indeß hatte sie in emsiger Suche das verborgene Haus ausfindig gemacht. Mit sorgsamer Überlegung richtete sie es ein zum behaglichen Heim für zwei Menschen, die sich in Liebe angehören wollten. Sie nahm ihre alten, gediegenen Möbel mit hinüber und fügte nur hinzu, was unter ihnen zu eines Mannes Behaglichkeit fehlte. Mit besonderer Sorgfalt stattete sie das Zimmer aus, das ihm zur Arbeit dienen sollte — alles so recht einfach und ernsthaft —, man fühlte dem Werke die vornehme Hand an, die es geschaffen. Als sie fertig war, fingen im Garten eben die Blätter sich gelb zu färben an und die letzten Rosen standen im Gezweig. Bräutlich kam sie ihm entgegen, als er die Schwelle zum ersten Male betrat und führte ihn in das Haus, das nur für ihn geschaffen worden war. Hier hielten sie ihre Hochzeit, die sie vor Gott für immer aneinander band und hier schenkte sie ihm eine Glückseligkeit, wie sie seine Jugend nie gekannt. Seiner glühenden Leidenschaftlichkeit gegenüber blieb ihr ein Rest von Zurückhaltung, sie überließ sich ihm wie eine keusche Braut, die gewährt, weil ihre Pflicht und ihres Mannes Recht es fordern, sie war ganz Hingebung und doch wie von unberührter Reinheit verklärt.

In den ersten Wochen konnte er fast immer an ihrer Seite sein. Das Parlament war noch geschlossen und seine anderen Geschäfte hatte er zum größten Teil abzuschütteln gewußt. Wie rechte Flitterwochen vergingen sie ihnen, sie lebten nur in einander und die Welt lag fernab von ihnen. Nur eines verweigerte sie ihm stets, mit ihm auszugehen oder über Land zu fahren; von vornherein hatte sie eine feste Schranke aufgerichtet zwischen dem kleinen Bereich, in dem sie mit ihm lebte und denen draußen, die mit Verachtung auf das gesehen hätten, was ihr die heiligste Ehe war. Sie wußte sich Franz fester verbunden, als das Sakrament der Kirche ihn zu binden vermocht hätte, sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß seine Treue eine unverbrüchliche, seine Achtung für sie eine unerschütterliche sei und wie sie ihm stets im schlichten Hauskleide entgegenkam, das höchstens eine Blume zierte, so that sich ihr Gefühl für ihn nicht in leidenschaftlichen Ausbrüchen kund, sondern strahlte ihm in gleichmäßiger Ruhe, wie das Bewußtsein festen Besitzes sie giebt. Sie machte ihm ihr Haus zu seinem eigentlichen Heim, ließ ihn gehen, ohne bange Frage und empfing ihn mit einem Lächeln auf den Lippen, wenn er wiederkam. Auch später, nachdem er ins Joch zurückgekehrt war, nachdem ihn endlose Parlaments- und Klubsitzungen oft tagelang von ihr ferne hielten oder ihm nur gestatteten, ein paar flüchtige Minuten bei ihr zu verbringen, stets war sie die Gleiche, in keinem Momente etwas anderes, als die Gattin, die den geliebten Gatten in seinem eigenen Hause willkommen heißt. Nie klagte sie über Einsamkeit und doch war sie unendlich einsam — ihre ganze Welt war er und der kleine verschneite Fleck, auf den sie von ihren Fenstern aus sehen konnte. Jetzt, wo die Bäume entlaubt waren, war auch das häßliche graue Vorderhaus sichtbar und schloß das trübselige Bild des toten Gartens trübselig ab. Sie suchte Beschäftigung im Hause, sie musizierte und las und versenkte sich vor allem in Franzens Interessen. Sie studierte die Bücher und Berichte, die er ihr brachte, sie machte sich seine Ideen ganz zu eigen, so daß sie allem folgen konnte, was er ihr von seiner Arbeit mitteilte.

Sorgfältig verhehlte sie vor ihm die tötliche Bangigkeit, mit der es sie manchmal überkroch. Er sollte nicht ahnen, daß es Stunden der Niedergeschlagenheit für sie gab, in denen sie empfand, was sie entbehrte und sich gegen das Schicksal auflehnte, welches sie zwang, alles andere dem einen zu opfern, das ihr freilich das Höchste war. Warum durfte gerade sie nicht wie tausend andere dem geliebten Manne angehören und dabei Freude und Ehre der Welt genießen? War sie schlechter als die anderen, war sie weniger keusch und ehrbar, gab es eine reinere Verbindung, als die ihrige mit Franz, eine, die eine größere Gewähr für

Digitized by Google

Treue in sich barg? Schmerzlich empfand sie ihre tiefe Verlassenheit, daß niemand zu ihnen hielt, daß sie, was immer kommen möge, es allein würden tragen müssen, ganz allein!

Freilich, war Franz bei ihr, so fiel es ihr nicht schwer, diese bitteren Gedanken vor ihm zu verbergen, denn dann entbehrte sie nichts. Sie fand in ihm volles Genügen.

Ihm war aber, nachdem der erste Rausch verflogen, bald ein Mahnruf des Gewissens erwacht. Je höher er sie schätzen lernte, je inniger seine Liebe für sie wurde, die vertrauensvoll ihr Schicksal in seine Hand gelegt, desto mehr begann er die Größe des Opfers zu verstehen, das sie ihm gebracht, desto tiefer schmerzte es ihn, sie nicht dorthin stellen zu können, wohin sie gehörte. Diese Frau, die von Tag zu Tag in seinen Augen emporstieg, sie verbarg sich in einem Winkel, verzichtete auf jede Freude und lebte als Ausgestoßene und er trug die Schuld daran. Heiße Reue überkam ihn, ängstlich fing er an in ihren Zügen zu forschen, ob sie nicht ungeschehen machen möchte, was sie gethan. Es schien ihm manchmal, als ginge ein Sehnen durch die grauen Augen, wenn sie ihn nach einem neu ausgestellten Bilde, nach einem Stück oder einer Oper fragte, deren Lob sie in den Zeitungen gefunden hatte. Da mußte er unwillkürlich das Leben, das sie noch im vorigen Winter geführt, mit der eintönigen Öde vergleichen, zu der sie sich nun ihm zu Liebe verdammt hatte. Ein geistig belebter Kreis, dessen Mittelpunkt sie bildete, hatte sie umgeben, in ernster Arbeit hatte sie Gutes gefördert und jede Erscheinung auf dem Gebiete der Kunst mit feinem Verständnis genossen — von alledem war ihr nichts geblieben, als er. Ihm genügte sie ja so wie sie war, er entbehrte es nicht, daß sie nun nichts sah und hörte, als was er ihr brachte, an buntem Wechsel von Dingen und Menschen bot ihm sein gehetztes Leben nur zu viel. Hier, in ihrer Stille sammelte er sich, seine Gedanken schienen ihm im klaren Spiegel ihres Geistes erst durchsichtig zu werden. Aber sie! Zuweilen kam ihm der Wunsch, sie möge der Welt trotzen und wenigstens Galerieen und Theater besuchen, wenn sie schon die Menschen entbehren mußte, denn daß er ihr auch diejenigen, die gekommen wären, nicht bringen konnte, war ihm klar. Für sie war sie ja doch nichts anderes, als seine Geliebte und konnte er das Weib, das ihm das Beste der Erde war, der Gefahr aussetzen, daß ihr in ihrem eigenen Hause nicht so begegnet werde, wie es ihr gebührt hätte, wenn sie seine rechtmäßige Gattin gewesen wäre? Aber auch sein Ansinnen, in ein Konzert zu gehen, eine neue Oper zu hören, wies sie immer ab, die Scheu vor den Menschen hielt sie davor zurück. Einmal brachte er sie aber doch dazu.

Die erste Oper eines jungen, italienischen Komponisten feierte Triumphe, wie sie die musikalische Welt seit Jahren nicht erlebt hatte, nun kam sie auf ihrem Siegeszuge auch hierher. Franz bestand darauf, daß Josefine ihres Genusses teilhaftig werde, besorgte ihr zur Première eine Loge und brachte sie des Abends bis ans Theater. Sie war sehr früh gekommen und konnte darum unbemerkt in ihre Loge gelangen. Doch so sehr sie sich auch im Hintergrunde derselben hielt, bald war sie entdeckt und dieses und jenes Glas richtete sich auf sie — es waren ja fast alle Leute da versammelt, mit denen sie früher verkehrt hatte, deutlich hörte sie ihren Namen flüstern. Und dieselbe Frau, die dem geliebten Manne ihr ganzes Sein geopfert hatte, errötete und erblaßte unter diesen Blicken und Reden. Jeder Genuß war ihr gestört, sie fühlte sich als den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und wartete den Schluß der Aufführung nicht ab. Als sie, während des ersten Zwischenakts, den Korridor entlang eilte, begegnete ihr ein Schwarm von Bekannten. Die unverheirateten Männer grüßten sie mit einem Lächeln um die Lippen, die verheirateten blickten bei Seite und die Frauen ihr steif ins Gesicht, als ob sie sie nicht kennten. Auch Franz, der der Vorstellung im Parquet beigewohnt hatte, war das Aufsehen, das sie erregte, nicht entgangen. Er fühlte sich elend dabei, bereute tief, sie hergebracht zu haben und suchte sie noch am selben Abend auf. Sie kam ihm sehr blaß mit leicht geröteten Lidern entgegen.

„Josefine," stammelte er, „kannst Du mir verzeihen?"

„Was?"

„Den heutigen Abend," sagte er, „und nicht nur den, alles, alles!"

Doch sie schüttelte den Kopf. „Ich habe

Digitized by Google

Dir nichts zu verzeihen, Franz, es war meine freie Wahl."

„Du hattest aber nicht alles bedacht. Hattest nicht erwogen, wie dieselben Menschen, die Dich geachtet und geehrt haben, Dir nun begegnen würden. Ich sehe doch, wie tief es Dich heute berührt."

„Du irrst. Ich wußte wohl, daß ich mich von allem scheide, wenn ich mit Dir gehe. Darum war es auch thöricht von mir, mich dem auszusetzen, was ich eben erlebt habe. Die Verbindung zwischen mir und der Welt ist zerschnitten, das muß ich mir vor Augen halten und danach leben."

„Josefine," sagte er und sah sie mit angstvollen Augen an, „bereust Du es nicht?"

„Wie kannst Du so fragen. Fühlst Du denn nicht, daß ich, und stände ich noch tausendmal vor der Entscheidung, tausendmal für Dich entschiede?!" (Fortsetzung folgt).

Wechselhülfe.

Ein Strahl des Frühlings, voll von Ungeduld
Zu schnell in düstre Kluft vorausgehüpft,
In frostiger Trübsal hatt' er sich verirrt.
Dort lag er frierend, statt in Glanz und Duft
Von Anemonen, Veilchen, Lerchensporn,
Erdrauch und Himmelsschlüsseln, eingesargt
An ödem Felsengrund in einem Nest
Von Winterschnee, und Kälte bitterlich
Hielt ihm den zarten Sonnenleib erstarrt.

Da kam zur Schlucht ein junges Mädchending.
Verstörten Blicks's, der ein zerbrochnes Glück
Aus Scherben spiegeln ließ. Zum Felssturz tief
Sie blindlings vor und hob den Fuß zum Sprung
In's klaffend leere Nichts. Doch huschend flog,
Bei ihr nach Hülfe suchend, plötzlich nun
Der Strahl in ihre Wimpern grad' hinein,
Daß sie geblendet hielt. Zwar länger kaum
Als schweren Kampf; doch lang genug,
Daß, halb von Ken' erfaßt, ihr Liebster jetzt
Nachfolgend auch herzukam. Und so voll
Von Diamantgeleucht und Frühlingshuld
Traf ihren Blick er, daß wie Nebeldunst
Im Herzen Zwietracht, Zank und Zorn davor
In nichts zerflog.

Von seinen Lippen klang
Ihr Namensruf, den Angst und Liebe rief,
Und schluchzend lag sie fest an seiner Brust.
Umfaßt sich haltend, aus der düstren Kluft
Zurück dann schritten sie. Doch kaum umbog
Den Rand ihr Fuß, da, wie ein goldner Pfeil
Sich schnellend, aus des Mädchens Augengrund
In's Weite schoß es. Und ein Goldton auch,
Ein lachender, wie Lenz und Liebe nur
Ihn lachen, klang erlöst in's Sonnenlicht.

Wilhelm Jensen.

Es schneit.

Es schneit! In den Lüften welch tolles Geflirr
Von zahllosen Flocken, welch wirres Gewirr!
Bald drehn sie sich wirbelnd umher im Kreise,
Bald hüpfen und tanzen und fliegen sie weit,
Der Sturmwind pfeift eine passende Weise —
Es schneit, es schneit!

Wie fröhlich das Kinderauge da lacht!
„Nun werden die lustigsten Streiche gemacht.
Nun wird gefahren im sausenden Schlitten,
Nun geht's zum Schneeballschleuderstreit,
Am Eise wird jauchzend umhergeglitten —
Es schneit, es schneit!"

Da wandelt ein blühender Mädchenschwarm,
Gehüllt in Mäntel und Pelzchen warm.
Sie plaudern und kichern, die quellenden Locken,
Die schlanken Figürchen sind ganz überstreut
Mit tausend weißen, neckischen Flocken —
Es schneit, es schneit!

Doch leuchten die Augen, auf Wängelein
Und Lippen erglüht ein purpurner Schein.
O die vermag nicht bleich zu färben
Mit ihrem Puder die rauhe Zeit,
Schau, wie sie blühen und locken und werben —
Es schneit, es schneit!

Die Greisin aber mit Ach und Weh
Wankt keuchend dahin, der fallende Schnee
Bedeckt ihr spottend die silbernen Haare
Und legt ihr an ein weißes Kleid,
Als läge sie schlummernd schon auf der Bahre —
Es schneit, es schneit!

Allüberall kommen die Flocken zu Gast,
Sie senken sich nieder auf Hütt' und Palast,
Auf ärmliche Dörfer und prangende Städte!
In schweigende Waldeinsamkeit,
Auf Feld und Au und Gergeshelle. —
Es schneit, es schneit!

Und leise sinken sie, leise herab,
Es mälig verhüllend, auf manches Grab,
Auf manches, das noch leidumzittert,
Dem Liebe frische Blumen geweiht,
Auf manches, das schon halb verwittert —
Es schneit, es schneit! —

Nur zu, ihr geschäftigen Flocken, nur zu!
Umhüllet nur zu langer Ruh
Die müde Erde! Es glühen und weben
In fort in tiefer Verborgenheit
Die ewigen Kräfte, nie stirbt das Leben —
Es schneit, es schneit!

Digitized by Google

Und zog auch in die Seele mein
Schweigende Winterstille nun ein,
Erloſch die Flamme und ſcheint vermodert
Das Herz mir ſchon und ganz verſchneit,
Wer weiß, ob die Flamme aufs neue nicht lodert
Zur Frühlingszeit!

Wenn einſt das gewaltige, wärmende Licht
Die Todesſtarre der Erde bricht,
Da wird im Buſen auch wiedergeboren
Die alte Qual und Seligkeit,
Und alles erwacht, was eingefroren
Und eingeſchneit!

H. Meurer.

Herbſt.

Komm' mit und lerne ſterben,
Komm' mit hinaus zum Wald
Und ſchau', wie im Entfärben
Ihr Seligkeit umwallt.

Wie noch den Himmel grüßen
Die Blätter gelb und rot,
Eh' ſie zu deinen Füßen
Hinſinken welk und tot.

Aus Himmelslicht gewoben
War all ihr Prachtgewand,
Aus Erdenmacht gehoben,
Was ſie aus Daſein band.

Nun haben ſich getrennet
Die Erde und das Licht
Und ihren Kindern brennet
Das Leid im Angeſicht.

Ein Leid, durchwirkt von Wonne
Und ſel'gem Dankesglüh'n,
Das ſie hinauf zur Sonne
In tauſend Farben ſprüh'n.

So ſtirbt, wer lichtgeboren
Die Treue hielt dem Licht,
Der Erde unverloren
Mit ſel'gem Angeſicht.

P. Prieſe.

Stelldichein.

Ob ſie kommt, die Geliebte? Ich flehte ſo heiß!
Horch! Wer kommt geſchlichen, verſtohlen und leis'?
Sie iſt's, ſie erhörte, was ich mir erbat:
Sie naht!

Verſchwinde vom Himmel, du wolkiger Flor,
Hellglänzender Mond, tritt in Schimmer hervor,
Ihr Sternelein alle, erleuchtet den Pfad!
Sie naht!

Sing', Nachtigall, ſchmelzend dein lieblichſtes Lied,
Ihr Blumen des Lenzes, o duftet und blüht!
Die Schönſte von allen, die jemals ihr ſaht:
Sie naht!

Siegfried von Volkmann.

Da und dort.

Säe, wenn es ſtürmt und wettert,
Säe dennoch Gutes aus!
Alles wird noch nicht zerſchmettert,
Manches trotzt dem Sturmgebraus,
Da und dort wird ein Gedanke
Wurzel faſſen, manch ein Wort
Wird durchbrechen eine Schranke
Und wird ſünden da und dort.

Hermann Lingg.

Das Wichtigſte.

Wie ſich die Schwielen-Hand auch müht
Und allzuoft vergeblich ringt,
Was das verſtändige Gemüt
Gar häufig nicht zu Wege bringt,
Gelingt ſo oft in kurzer Zeit,
Wenn es der Könige König geweiht.

Dann ſcheint ſelbſt herbes Unrecht Recht
Und wertvoll wird uns eitel Tand,
Zum Guten wird ſelbſt das, was ſchlecht,
Und weiſe dünkt der Unverſtand.
Und dieſes Alles hat im Gefolg
Der Könige König: der Erfolg.

Julius J. Strauß.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Frauenherrschaft.

Lustspiel in vier Aufzügen, nach Aristophanes' „Ekklesiazusen" und „Lysistrate".

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Kinesias (sieht ihr sehnsüchtig nach). Da läuft sie fort. — Doch meint sie's gut, das merk' ich; ist mir gut; Liebt ihren „schönen Mann". — Käm' sie nur wieder!

Myrrhine (kommt hurtig zurück, einen Kamm in der Hand) Da bin ich schon. Nun halt' ein wenig still.

(Ihn zu kämmen beginnend)

Nur so viel will ich deine Locken kämmen,
Daß ich beim Anschau'n nicht mehr seufzen muß:
Mein ungepflegter Mann! — Was lächelst du?

Kinesias. Nur so aus Lust: wie hübsch dein runder Arm sich
Bewegt, indem du kämmst.

Myrrhine. Du wirst gewiß auch
In der Versammlung für den Frieden stimmen?

Kinesias. Gewiß, gewiß; du komm nur an mein Herz!

Myrrhine. Dein Haar ist wieder glatt.

Kinesias. So komm!

Myrrhine. Es fehlt nur —

Kinesias. Was fehlt denn noch?

Myrrhine. Du armer, guter Mann
Bist ungesalbt. Ich hol' ein Salbenfläschchen —

Kinesias. Wozu, du Goldkind? Laß!

Myrrhine. Du wirst gesalbt!

(Läuft ins Thor hinein.)

Kinesias (seufzt). Sie meint mir's gar zu gut. — Indeß, wahrhaftig,
Bedient hier werd' ich wie ein Herakles!

Myrrhine (kommt mit einem Salbenfläschchen zurück).
So! Halt' die Hand nun hin, und salbe dich.

(Sie gießt ihm etwas in die Hand; er besieht es.)

Kinesias. Süß riecht die Salbe nicht. Ei Wetter auch!
Die duftet nicht nach Liebe.

Myrrhine (das Fläschchen betrachtend). O wie dumm!
Die rhodische Salbe nahm ich in der Eile!

(Läuft wieder hinein.)

Kinesias (stärker seufzend). Zu Tode pflegt mich dieses Menschenkind. —
Wär' alle Salb' beim Geier, Zeus und Herr —
Und wer das Zeug erfand!

Myrrhine (kommt zurück). So, nun ist's gut.
Nimm diesen Balsam.

Kinesias (auf ihre Lippen deutend). Ach, da hast du bessern; —
Doch erst noch diesen; wie du willst.

(Salbt sich kitzelig die Locken.)

Myrrhine. Nun wirst du
Mein allerschönster Mann.

Kinesias. Und bin ich das,
So laß uns glücklich sein! (Will sie in die Arme schließen.)

Myrrhine (die ihn bewundernd betrachtet). Da fehlt nur eins noch:
Der Kranz.

Kinesias. Nun wird sie toll! Was soll der Kranz.

Myrrhine. Ich will dich, wie beim Fest, im Kranze sehn;
Dies ist ein Festtag, Mann. Heut Morgen wand
Ich einen, an dich denkend. Wart', ich hol' ihn!

(Läuft hinein.)

Kinesias. O welch ein Frauenzimmer! All' ihr Götter!
Ich sterb' vor Sehnsucht. — Doch sie meint mir's gut;
Das dumme Herzchen. Ich für Frieden stimmen?
Bin ich erst wieder unten, stimm' ich: Krieg!

Myrrhine (kommt zurück). Hier ist der Kranz. Der wird dich schmücken, Mann.

Kinesias. Gieb her. Und jetzt, du Unhold, halte Frieden
Und bring' mir nichts mehr!

Myrrhine. Nein, bei Artemis.
Doch wart'! Ich setz' ihn dir noch auf. Nun sitzt er.

Kinesias. Nun sitz' auch du!

Myrrhine (bleibt stehen). Gewiß. — Mein Herzensmann,
Du wirst auch sicher für den Frieden stimmen?

Kinesias. Das werd' ich, ganz gewiß.

Digitized by Google

Myrrhine (ſchlägt ihn auf die Schulter). Dann geh' und thu's!

(Läuft ins Thor hinein; ſchließt es.)

Kineſias. Was ſoll das? — Myrrhine? — Was iſt? Wo bleibt ſie?
He, Myrrhion! Myrrhine! Myrrhinchen! Heda!
(Springt auf, läuft zum Thor.)
Geſchloſſen iſt die Thür. Das Weib hat mich
Gefoppt, genarrt, verraten! Ungeküßt
Läuft dieſe ſchönſte Hexe mir davon —
Das ſüßeſte Geſchöpf — die Erzverruchte!

(Auf der Mauer erſcheinen wieder alte und junge Frauen, darunter Lyſiſtrate, Rhodippe, Kalonike, Strategilla.)

Lyſiſtrate. Was jammerſt du und fluchſt du, Sohn des Päon?
Geh wieder ſtill nach Haus; du hatt'ſt verſäumt,
Den Frieden mitzubringen. Ohne den
Gewinnt ihr keine von den Frauen hier!
Bring' einen Gruß von uns an deine Brüder:
Wir haben hier zum alten Silberſchatz
Noch einen goldnen angelegt — von Küſſen,
Liebkoſungen und allen Zärtlichkeiten —
Doch kaufen muß man ihn. Der Preis iſt: Frieden.
Fahr wohl!

Alle Frauen (ihre Schleier gegen ihn ſchwenkend).
Fahr wohl, Kineſias, Sohn des Päon!

(Die Alte vom Anfang des zweiten Aufzuges ſtößt in ihre Trompete, bläſt eine Fanfare. Kineſias ſtürzt hinweg.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Der Burgberg, wie im zweiten und dritten Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die „Platte" vor der Mauer iſt von den **Männern** beſetzt; einige liegen auf dem Felſen umher, andre ſitzen auf einer langen Bank, mit dem Rücken gegen den Zuſchauer, nach der Burg hinaufblickend, unter dieſen **Blepyros** und **Kineſias**. Vorne links, abgeſondert von den Andern, ſitzt auf einem Dreibein **Stymmodoros**, von der Burg abgekehrt, in ſich verſunken. Die Männer ſind mit Schwertern oder Spießen bewaffnet, zum Teil mit Helm und Harniſch gerüſtet. Auf der Mauer wird zuweilen bleſe oder jene der **jungen Frauen** ſichtbar, blickt eine Welle ſpöttiſch herunter und verſchwindet wieder. — Von rechts heraufſteigend kommt **Chremes**, bewaffnet, betrachtet die Verſammlung kopfſchüttelnd, nähert ſich dann langſam dem Stymmodoros.

Chremes (halblaut). Nun, Stymmodoros, alter Freund, wie ſteht's hier?

Stymmodoros (halblaut, brummig). Nun, wie du ſiehſt: ſie ſind noch alle toll.

Chremes. Die auf der Bank da, meinſt du.

Stymmodoros. Auch die andern;
Die haben ſich nur müd' und matt getollt. —
Wie ſich die Zeiten ändern, Ratsherr Chremes!
Wenn ſonſt den Bürgern zugemutet ward,
Ermüdend ſchwere Wachen zu beziehn,
Und gar gefährliche, — ſie drückten ſich,
So gut ſie konnten. Jetzt ſeit wir beſchloſſen,
Den Platz hier vor dem Burgthor zu beſetzen —

Chremes. Ein richt'ger Volksbeſchluß: von reinſter Dummheit —

Stymmodoros. Seitdem iſt jeder ein Leonidas:
Sie wollen alle her! Man kann auch nicht
Wachſam're Wachen haben, Ratsherr Chremes.
Sie wachſen mit den Augen in die Mauer
Hinein; ſie wurzeln an. Als wär' es ſchon
Ein Troſt, den Frauen doch ſo nah' zu ſein,
Und manchmal ſo ein Ding im Schlei'r zu ſehn,
Das an die Mauer hüpft, herunterängelt
Und wie ein Eidechslein im Spalt verſchwindet!

Chremes (nach einer Stille). So geht's nicht lange mehr.

Stymmodoros. Das weiß ich lange.
(forſchend) Du weißt wohl auch noch mehr.

Chremes. Das könnte ſein. —
Ein mächtig altes Sprichwort ſagt: „der Klüg're
Giebt nach!"

Stymmodoros. Das hat ein Dummer ausgeheckt.
„Ein feiger Hund giebt nach!" ſo ſollt' es heißen.

Chremes. Du biſt nun alt, Freund — und warſt nie recht jung.
Wenn erſt das junge Volk nach Frieden ſchreit,
Dann führ' du länger Krieg! — — Komm, laß uns die
Leonidaſſe auf der Bank betrachten.
(Er geht, während Stymmodoros ihm folgt, langſam von links nach rechts hinter der Bank vorbei, jedem der Sitzenden mit kaum merklichem Lächeln ins Geſicht ſchauend.)
Ei, Blepyros! auch du!

Blepyros (innerlich verlegen). Es rief die Pflicht.
Man thut ja, was man kann.

Chremes. So ſpricht ein würd'ger
Athener aus der alten, guten Zeit. —
Und du, Kineſias!

Kineſias. Auch wir Jünger'n ſind
Auf unſerm Poſten, laſſen uns nicht ſchelten.
(Steht auf, führt Chremes nach vorne. Leiſe)
Verſteh mich, Ratsherr. Mußt mich nicht mit dieſen
Halbmännern da in Eine Schüſſel thun.
Die ſtimmten nur für dieſen Volksbeſchluß,
Das Burgthor zu bewachen, um den Weibſen
Recht nah zu rücken; die beſetzen nur
Die lange Bank und ſtieren auf die Mauer,
Weil ſie das Weib am langen Faden ziehn.
Ich lache drüber. Hab' vom Weib genug,
Will nichts vom Weib mehr; hol' das Weib der Henker!

Chremes. Das nenn' ich mannhaft.

Kineſias. Nur ſo zur Geſellſchaft
Sitz' ich da mit.

Chremes. Das iſt begreiflich.

Kineſias. Nur
Dem guten alten Blepyros zu Liebe; —
Den hat's gepackt. War erſt ſo ſchneidig, lachte
Uns „junge Weibermänner" aus, genoß
Sein einſam Leben; jetzt verzehrt er ſich.

Digitized by Google

Seufzt nach der Frau, stimmt Tag und Nacht für Frieden.
Ich tröst' ihn, Ratsherr!

Chremes. Das ist ehrenwert.

Geh, tröst' ihn weiter!

(Kinesias kehrt auf seinen Platz zurück. Chremes leise zu Stymmodoros.)

Hörst du?

Stymmodoros (die Brauen zusammenziehend). Freilich, freilich.
Ich wollt', ich wäre taub!

Blepyros (ist aufgestanden, zu Chremes gerreten; halblaut). Du schaust wohl nach,
Wie wir hier wachen, Freund.

Chremes. 's ist meines Amtes.

Blepyros (teilend). Das ist ein drollig Volk. Sie sitzen da,
Als sollt' das Thor sich plötzlich aufthun und
Wie Wanderraupen, eine nach der andern,
Das Volk der Weiber kommen, uns zu küssen.
Rein weibertoll. s' ist ärger als die Pest!

Chremes. Ich merk's.

Blepyros. Die sind dir alle für den Frieden;
Nur weil kein Weib im Haus ist.

Chremes. Schlimm genug!

Blepyros. Mir sind sie komisch; darum sip' ich mit. —
's ist eben junges Blut!

Chremes. Oft hält sich's lange.

Blepyros. Du sprachst hier eben mit Kinesias;
Der ist der Schlimmste. Doch verarg's ihm nicht:
's ist eben junges Blut!

Chremes. Das mein' ich auch.

Blepyros. Freund, nur gerecht sein! Junges Blut!

Chremes (drückt ihm die Hand). Leb wohl!

(Wendet sich, als wolle er gehn; Blepyros kehrt auf seinen Platz zurück. Chremes halblaut zu Stymmodoros)

Du hörtest.

Stymmodoros. Alles.

Chremes. Meinst du, die da unten
Sind besser? Nicht um dieses Nagels Breite.
Das Weib des Blepyros gewinnt die Schlacht! —
Jetzt eben kam mir Botschaft von dem alten
Philurgos: Abgesandte der Spartaner
Begehren Einlaß in die Stadt Athen.
Bewährt sich meine Meinung, daß sie kommen,
Weil gleiche Not sie treibt, und wollen sie
Sich Frieden holen, dann ist's abgethan.
Auf das nur warten noch die Herrn Athener:
Sie sagen doch nicht gern das erste Wort.
Hierher entboten hab' ich den Philurgos
Und die Gesandten — denn beim Donn'rer Zeus,
So steht's ja leider: hier ist die Entscheidung,
Die Weiber sind am Wort!

(Ferne, fröhliche Tanzmusik von Zithern und Flöten, oben auf der Burg.)

Was klingt denn da?

Stymmodoros. Das Volk der Weiber tanzt. —
Das thun sie täglich.

(Die Männer auf der Bank seufzen, zuerst einer, dann alle.)

Chremes. Das Volk der Männer seufzt.

(Sie wenden die Köpfe herum, seufzen zu Chremes hin.)

Und noch einmal. —
Mich dünkt, sogar die alte Bank erseufzt. —
Wie sang Sufarion, der Possendichter?
„Man kommt nicht aus mit den verwünschten Weibern,
Und auch nicht ohne sie!"

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; ein **Herold der Spartaner** steigt von links herauf, von zwei Athenern geführt. Der Herold trägt, wie die später auftretenden Abgesandten, die spartanische Haartracht, den auf dem Scheitel zusammengebundenen Schopf.

Herold (mit seinem Stab feierlich vortretend). Wo find't mer hier
Den Vormann Chremes? Ratsherrn dieser Stadt?*)

Chremes. Der bin ich. Sei gegrüßt. Was bringst du?

Herold. Hab' Halt was zu melden; drunt' am Thor dein Hauptmann,
Philurgos, schickt mi her. Von Sparta kumm i,
Als Herold; und vom Frieden is die Red'.

Chremes (wendet sich zu Stymmodoros). Was sagt ich dir? Vom Frieden! — — Nun, laß hören.
Was du zu melden hast.

Herold. Die G'schicht ist kurz;
Denn weil's die Antwort net derwarten konnten,
Meine Leut' in Sparta — all's aus Rand und Band —
So haben's gleich die G'sandten nachgeschickt
Am andern Tag; und wie ich gerad' herein bin,
Sind die schon auch am Thor! — So g'schwind wie die
Kann i's net machen —

Chremes. Und was bringen sie?
Wie steht's in Sparta?

Herold. Ganz Lakonien
Und all die Bündner seufzen, was sie können.
Das hat das Mordsweib g'macht, die Lampito!
Die hat in Sparta ang'fangt, wie bei euch
Lysistrate — muß auch ein Mordsweib sein —
Und wie beim Wettlauf, wann's 'nen Preis giebt, alle
Weibsbilder hinterdrein! (Forcht.) Jetzt kommen sie —

Chremes. Die Weiber?

Herold. Nein. Die rechten Weiber net;
Die, was jetzt Weiber worden san, die kommen.

Stymmodoros. Die Herren Abgesandten sind's; der alte
Philurgos führt sie.

Chremes. Schon! Die haben's eilig!

(Die auf der Bank Sitzenden sind nach dem Erscheinen des Herolds aufgestanden, haben die Bank bei Seite gestellt, sich neugierig und aufgeregt herangedrängt. Chremes zu einem von ihnen.)

*) Der nur angedeutete Dialekt ist von den Herren Spartanern mit Maß und Anmut zu benutzen.

Digitized by Google

Geh du hinunter, in den Rat: die drei
Für diesen Fall gewählten Volksvertreter
Lass' ich ersuchen, daß sie hier erscheinen

Stymmodoros. (mit grimmigem Lächeln). Ah! Schon gewählt!

Chremes. Sie konnten's nicht erwarten. — Geh!

Stymmodoros. Nicht mehr nötig, Ratsherr. Hörst du nicht?

Da ziehn sie schon heran, von jener Seite;
Und halb Athen, so scheint mir, klettert mit.
Natürlich! Wie sie hörten, Sparta kommt,
Ließ sich Athen nicht lumpen!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; drei Abgesandte der Spartaner (mit flachen Bärten) kommen von links, von **Philturgos** geführt. Später, von rechts, drei **Vertreter der Athener** und nachdrängendes **Volk.**

Chremes (geht den Spartanern entgegen). Werte Männer
Von Sparta, seid willkommen in Athen.
Wie geht's und steht es dort?

Abgesandter. Was woll'n mer da
Langmächtig reden, wie es geht und steht.
Schlecht schau'n mer aus, das sieht schon. Unsre Weibsleut'
Sind einig: eh'nder rührt man sie net an,
Als bis die Mannsleut' gleichfalls einig sind
Und alle Griechenvölker sich vertragen.

(resigniert) Wohl, wohl denn! Sau mer einig!

(Die drei Vertreter der Athener kommen von rechts; hinter ihnen: athenisches Volk, das sich außerhalb der Bühne, den Abhang hinunter fortzusetzen scheint.)

Chremes (resigniert). So auch wir.
Da kommen die Vertreter unsres Volks,
Bereit wie ihr, den Frieden abzuschließen.
Und was du hier von unsern Männern siehst —
Schwermütig alle und herabgestimmen —
So was Friedfert'ges hast du nie gesehn!

Abgesandter. Meinst, unsre Leut' sind anders? Alle singen's
In Sparta: lieber einig als alleinig!

(Die Tanzmusik auf der Burg hat beim Eintreten der Abgesandten aufgehört; jetzt beginnt eine andere Musik, näher, eine einfache harmlose Weise, wie um danach antike Schnadenhüpfel zu singen. Der Abgesandte horcht eine Weile, ebenso die andern Männer; sie lauschen)

Da drinnad, schemt mir, wollen's auch was singen;
Doch uns zum Possen, scheint mir.

Kinesias (niedergeschlagen). Ja, so steht's.

(nach der drinnen gespielten Weise singend, als fielen ihm eben die Verse ein)

Ja, der Spruch von alters her,
Jetzt bewährt er sich kläglich;
Mit den Weibern leben ist schwer,
Ohne sie unmöglich!

Alle (Athener und Spartaner, nicken).
Mit den Weibern leben ist schwer,
Ohne sie unmöglich!

Bleppros (ebenso wie Kinesias).
Endlich hab' ich mir doch beim Wein
In den Kopf geschrieben:
Trinken kann man wohl allein,
Doch allein nicht lieben!

Alle. Trinken kann man wohl auch allein,
Doch allein nicht lieben!

Abgesandter (wie Kinesias und Bleppros).
Was uns all'n zu Kopfe stieg,
Hat uns herbeschieden:
Lieber, als mit den Frauen Krieg,
Mit den Männern Frieden!

Alle. Lieber, als mit den Frauen Krieg,
Mit den Männern Frieden!
(Die Musik verstummt.)

Chremes. Da heißt's denn also: ruft Lysistrate!
Denn ohne die Frauen können wir Athener
Nichts mehr beschließen.

Abgesandter. Ja beim Götterpaar,
Ruft's diesen Hauptkeil, den Lysistratos!

Stymmodoros. Nicht nötig. Kommt schon selbst!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen; Lysistrate tritt in das sich öffnende Thor; hinter ihr werden **Rhodippe,** die als Friedensgöttin gekleidete und bekränzte **Myrrhine,** dann **Kalonike, Stratyllis** und andere junge und ältere **Frauen** sichtbar. Auch die Mauer füllt sich mit Frauen.

Lysistrate (freudig lächelnd). Ich hör' und komme.
Die Völker, hör' ich, wollen sich vereinen.

Chremes. So steht's. Die ersten Männer der Hellenen,
Durch deine That besiegt, dir ganz gewonnen,
Sind hier und legen alles nun auf dich.

Lysistrate. Kein schweres Werk mehr, wenn man sie bei dieser
Wettsehnsucht faßt, die jedes Auge sprüht! —
Doch stehn sie noch getrennt. Wo ist der Friede?

(Sie sucht hinter sich Myrrhine, winkt sie heran; Myrrhine tritt vor.)

Geh', Holde, führ' zuerst mir die Spartaner
Heran; doch nicht mit ungestümer, noch
Mit herrisch rauher Hand, wie's unsre Männer
In ihrem Unverstande sonst gemacht;
Nein, wie's den Frauen zusteht, sanft und liebreich.

(Myrrhine geht zu den spartanischen Abgesandten, hält ihnen eine Hand hin, um sie zu Lysistrate zu führen; die Abgesandten, ihr zärtliche Blicke zuwerfend, legen alle drei ihre Lippen auf die Hand.)

Wenn sie die Lippen statt der Hand dir geben,
Führ' sie an denen her!

(Myrrhine, lächelnd, geht langsam rückwärts, die Lippen der Spartaner bleiben auf ihrer Hand; so führt sie sie von links zu Lysistrate heran.)

Jetzt die Athener;
Was sie dir geben, daran führst du sie.

(Die drei Vertreter der Athener kommen von rechts heran, in derselben Weise wie die Spartaner von Myrrhine gezogen.)

Männer von Sparta, stellt euch hier zu mir,
Ihr Andern dort, und hört mich freundlich an.
Ich bin ein Weib nur, doch ich hab' Verstand;
An etwas Mutterwitz gebricht mir's nicht;
Und oft des Vaters Reden hörend und
Der ältern Bürger, lernt' ich dies und das.
Euch Männern gilt es: schelten will ich euch,

Digitized by Google

Mit Recht, euch alle! die ihr gleichen Weihguß
Auf die Altäre gießt, als Stammverwandte,
In Pytho, Phylä und Olympia,
Und wie viel' andre Namen könnt' ich nennen;
Doch ihr, als gäb' es keinen fremden Feind,
Bekämpft, verheert der Griechen Städt' und Männer!

Bleypros. Recht hat sie!

Abgesandter (zu einem andern leise) Schneid' ist drin!
Ein Wetterweib!

Lysistrate. Dann, ihr Spartaner — denn nun wend' ich mich
Zu euch — habt ihr vergessen, wie vor Zeiten
Eu'r Landsmann Perikleides hier erschien,
Schutzflehend, bleich in seinem Purpurkleid
Auf den Altären saß, ein Heer verlangte?
Damals bedrängte euch das abgefall'ne
Messene, und zugleich ein gottverhängtes
Erdbeben. Doch Athen, das brüderliche,
Sandt' euch viertausend seiner besten Krieger
Mit Kimon, und sie halfen eurer Not.
Und ihr, die solches Heil von uns erfahren,
Verheert das Land jetzt, das euch wohlgethan?

Chremes. Da thun sie Unrecht, ja, beim großen Zeus!

Abgesandter. Da thun mir Unrecht, ja.
(zu einem andern Abgesandten, leise)
Doch, alle Wetter,
Gar ein bagschierlich's Weib!

Lysistrate (zu Chremes). Und meinst du, euch
Athener sprech ich frei? Habt ihr vergessen,
Wie die Spartaner euch zu Hilfe kamen,
Als ihr dem Hippias, dem Tyrannen, damals
Im bäuerischen Sklavenkittel dientet?
Wie sie mit Heeresmacht des Hippias
Thessalische Reiter, Freund' und Helfer schlugen
Und euch befreiten, statt des Kittels euch
Das Kleid des freien Mannes wiedergaben?

Abgesandter (zu den Athenern). Da habt ihr euren Zettel.
(mit zärtlich bewundernden Blicken auf Lysistrate, leise zu seinem Nachbar)
Alle Achtung:
Was die für Schultern hat!

Lysistrate. Nun also! Wenn ihr
So brüderlich einander wohlgethan,
Was kämpft ihr, schafft euch Elend ohne Ende?
Warum kein Frieden? Sagt, was hindert euch?

Abgesandter. Gebt's uns 'nen einz'gen Schatz, ihr Herrn Athener,
Dann san mer einig, wollen weiter nix.

Chremes. Da hör' mir Einer! Wohl den Schatz dort oben?
Ihr ewigdreistes Volk!

Lysistrate. Nur sachte, sachte;
Nicht gleich in Hitz' und Dampf. — Wie meinst du das?

Abgesandter. „Den Schatz dort oben" — ja, den mein' ich halt.
Gebt's uns den herzigen Schatz Lysistrate,
Dann ziehn mer heim, in Frieden.

Bleypros (empört). Ei, da soll
Doch gleich der Donn'rer Zeus —!

Lysistrate (lächelnd). Nur sachte, sachte. —
Mich, Herr Spartaner, mich bekommt ihr nicht;
Brauch' keinen andern Narren, als ich habe.

(Alle, auch die Spartaner, lachen.)

Doch nicht ein einzig Weib bekommt ihr wieder,
Nicht ihr noch diese, wenn nicht Frieden wird!

Bleypros. Ihr Herrn, das Weib hat Recht — obwohl's mein Weib ist.
In Hellas Frieden, und gemeinsam wieder
Auf den gemeinen Feind! Wie dazumal,
Als wir dem Perservolk an Einem Tag
Zu Land und Wasser zeigten, was wir sind,
Bei Artemision wir, die Wasserratten,
Auf ihre Schiffe blitzgleich niederkrachten,
Und ihr Spartaner bei Thermopylä
Wie Götter kämpftet bis zum letzten Mann!

Abgesandter. Wie Götter net; wie wilde Schweine, die
Den Hauer wetzen. Heißen Schaum uns Kinn,
Und heißen Schaum von Brust und Schenkeln triefend;
Denn Kerle waren's wie der Sand am Meer,
Die Perservölker. Ja, da rauften mir.
Und kommt's noch einmal so, ihr Herren Brüder,
Mir san schon da!

Lysistrate. Das ist ein Bruderwort.
So macht denn kurz und guten Frieden: Jeder
Verläßt des Feindes Land, behält was sein ist.
Seid ihr das willens, und bekräftigt ihr's
Und schwört den Treueschwur, dann führ' ich euch
Die Frauen wieder zu, und alles endet
In neuer Lieb' und Lust!

Chremes. Wir stimmen zu.

Abgesandter. Mir sagen: bald is gut!

Lysistrate. So wärt ihr einig.

Abgesandter. Und bleiben's, hoff' ich. Jäg'rin Artemis,
Waldfrohe Jungfrau, hilf dazu! und segn' uns
Das neue Bündnis, daß mir's redlich halten
Durch manch ein gutes Jahr! und halt' uns die
Mordklugen Füchs' vom Leib', die schmeichlerischen,
Die so lang' füchseln, bis was Dummes g'schieht.
Laß uns gut Freund sein — und die Weiber lieben!

Lysistrate. Das bet' ich mit. — So tretet ein, ihr Männer,
Im Tempel oben gebt euch wechselseitig
Den Schwur der Treue. Auf, ihr lieben Frauen,

Digitized by Google

Heißt sie willkommen, führt sie Hand in Hand
Zur Friedensburg hinan!

(Hinter dem Thor beginnt unsichtbare Musik, die neckische Scherzende beim Abmarsch der Frauen im ersten Aufzug. Kalonike, Stratyllis, Myrrhine und zwei andere junge Frauen treten mit Lysistrate den Abgesandten der Spartaner und Athener entgegen, reichen ihnen die Hand, laden sie ein, mit ihnen in das Thor zu treten.)

Kalonike. (in einer Art Gesang.)
Also ziehn wir hinauf zur Göttin,
Werte Männer ihr von Sparta,
Werte Männer von Athen!

Stratyllis.
Ihr, die Brüder, mit den Schwestern,
Denn zu Ende —

Myrrhine. Denn zu Ende —

Kalonike. Denn zu Ende ist der Krieg!

Myrrhine (zu dem Spartaner, den sie führt).
Auf denn, Bruder Pausanias!

Stratyllis (zu dem Athener, den sie führt).
Auf denn, Bruder Miltiades!

Kinesias. Auf denn auch, ihr jungen Männer,
Folgen wir den Weisen, Alten,
Aber im Reigen, im Jubeltanz.

(einen malerischen, anmutigen Charaktertanz beginnend.)

Allen Göttern selig zu danken,
Frieden im Herzen, Krieg in den Beinen,
Alalai! Alalai!
Euai! Euai!
Und mein Weib heißt Myrrhine!

Abgesandter (den Lysistrate führt, schon am Thor, bleibt stehn).
Tanzt Athen, tanzt Sparta mit.
Eia zum Reigen,
Ohia und lupf' die Bein',
G'scheit bin i wohl, alt bin i net!

(einen andern charakteristischen, wildern Tanz beginnend, wobei er bald Lysistrate's Hand losläßt, bald wieder ergreift.)

So wie man bei uns z' Haus
'n Erdboden stampft,
Wann die Mädel wie Füllen
Am Eurotas-Ufer
Staubwirbelnd springen,
Daß die Haare flattern!
Eia! Ohia!

(sich den Haarschopf im Kreis um den Kopf wickelnd)

Und mit Mannsleut', Eia,
Den Schopf um den Kopf,
Mit dem Bein Sprung, Sprung,
Wie der Hirsch so flüchti;
Und Hand klatscht in Hand,
Klatscht 'n Takt dazu!
Eia! Ohia!
Weil mir halt Frieden haben
Und die Brüder lieben
Und die Schwestern a!

(Die andern Spartaner haben mitgetanzt. Zuletzt allgemeines Jauchzen, Händeklatschen, Springen.)

Die Athener und Athenerinnen. Alalai! Alalai!

Die Spartaner. Eia! Ohia!

(Der Vorhang fällt.)

Lieder der Liebsten.

I.

Ich bin dem Freund so gut, so gut —
Doch wie kann man das sagen?
Mag auch in jedem Tropfen Blut
Der Liebe Herzlaut schlagen.

Ich hör' wohl meines Herzens Laut
In ungestörten Stunden
Und hab', was er mir leis vertraut,
Verständlich ausgefunden.

Doch wenn ich es auch glücklich weiß,
Wie kann's zu ihm nun kommen?
Es spricht das Herz zu leis', zu leis'
Und wird nicht weit vernommen.

II.

Du gehst nun fort und läßt mich allein,
Und ich möcht' immer doch bei Dir sein,
Du weißt nicht, Liebster, wie elend mir ist,
Wenn ich allein, wenn Du ferne bist.

Dann kommen Gedanken,
Dann kommen die Fragen,
Denen weiß ich keine
Antwort zu sagen.

Die Nacht ist lang und finster und still,
Da hör' ich, was ich nur hören will.

An seiner Kette rasselt der Hund,
Und Laute hör' ich zu jeder Stund',
Ich horche furchtsam und schlaf' ich kaum,
So fahr' ich empor aus gräßlichem Traum
Und lieg' wieder still und horch' jedem Laut,
Den die hallende Stille der Nacht mir vertraut.

III.

Zu Hause sitzt mein Mütterlein
Im leeren Zimmer und sinnt allein.
Die stille Lampe summt und scheint,
Mein armes Mütterlein sinnt und weint.

War ich zu Hause, war ich bald;
Nun sieht' ich, wie Liebe drängt und wallt:
Stets zieht's mich leise hin, und dort
Ins Auge ihr spräch' ich kein Wort.

Digitized by Google

Mein Mütterchen harrt in Leid und Gram
Und kennt nicht meine Pein und Scham;
Und wie ich ihn liebe den stolzen Mann,
Ihn küsse, ihn quäle, das kann, oh kann
Ich nie Dir sagen, mein Mütterlein.
Du weinst und ahnst nicht meine Pein.

IV.

Wenn du die Hand auf den Kopf mir legst,
Mir liebreich zusprichst, mich tröstend frägst,
Dann glaub' ich wohl, daß ich's tragen kann
Und lieb' Dich unendlich, geliebter Mann.
Wohl bin ich glücklich, daß ich Dich fand,
Ich fasse die Liebe, zitternde Hand . . . .
Mein Liebster, mein Liebster, die Angst, der Gram . . .
Wenn sie es erfahren, mich tötet die Scham!

V.

Ich habe gelauscht, es hat sich bewegt;
Ich hab' es gehört, es hat sich geregt.
Es faßt gar wundersam mich an.
In Haß und in Liebe denk' ich dran. —
S' ist unser Kind, Du bist mein Mann;
Was geht's die andern Menschen an?

VI.

Wär' ich von hier, von der Heimat fort
Eine arme Fremde an fremdem Ort.
Doch hier mein Herbstes, mein Süßstes gestehn,
In stolz hab' ich auf Alle gesehn.
O Mutter, die Liebe brachte mir Not,
Und doch: — ich lieb' ihn — und kalt ist der Tod.

Otto Hinrichsen.

Der guete Platz.

Allemannisch.

Am Sunntig bin i gange
Ge Dogere[1]) zue mim Schatz,
Dört dient er fit am Gündelistag[2])
Und am e guete Platz.

Und wie n'i chum uf Dogere
I's Gärtli hinter em Hus,
Do sitzt min Schatz uf em Chriesibaum[3])
Und schüchet d'Spatze drus.

Hans M. Grüninger.

[1]) Dogern. [2]) Tag nach St. Stefanstag, an dem die Dienstboten „händele", d. h. ihre Stellen wechseln. [3]) Kirschenbaum

Pfingstnägela.[1])

(Schwäbisch.)

Es ist a Freud bei alle Leut,
Wenns j' Pfingstla wieder Nägela geit,
Sie wachsel auf und a' im' Land,
In alle Gärla umanand[2])
Und reckat si'
Und streckat si',
Guat schmeckat sie.[3])
Wie jatz all's wächst, ma' siehts ja grad,
Im Acker duß und auf'm Mahd;
De Hätmla[4]) geit ja d' Sonn' de Sega
Und d' Gräsle trinket Tau und Kega; —
Wie doch all's blankt
Und schuibt[5]) und rankt,
'm Herrgott dankt!
Und earst im Garla voar'm Haus
Kommt Nägele um Nägele raus.
's Mariele gat in d' Schual voar it,
Sie nimmt em Lehrer a Nägele mit;
Für d' Muatter holt a Blüamle 'rei'
Und legts in de Gosfine[6]) 'nei',
Wenns klei au ist,
E guater Christ
Koi Bluam vergißt.
D' Bärbel möcht au profitiera'
Und möcht ihr Schönheit no verziera',
Drum gat sie naus,
Holt Nägela raus
Und macht en Strauß,
Tanzt schier voar Freud und lacht so frei'
Und steckt de Strauß in's Mieder 'nei'.
Im Garla gar der Michel hockt
Und hat si' au a Nägele brockt,
Im Knopfloch kommts ihm j' nobel voar,
Drum steckt er's Blüamle hinter's Gahr,
Als flotter Knecht
Hat er ganz recht,
Es paßt it schlecht.
Fah wenn halt nu den Sommer dur[7])
Die Hitz it gar so fürchtig wur,[8])
Wenn all's de rechta Kurtgang nähm',
Koi Sturm und au koi Hagel käm',
Na ließt ma's kracha,[9])
Na thät ma' lacha
Und Küechla bacha.[10])

Hyazinth Wäckerle.

[1]) Pfingstnelken. [2]) umeinander. [3]) gut riechen sie. [4]) Heumachen. [5]) schiebt. [6]) bekanntes kath. Andachtsbuch. [7]) hindurch. [8]) würde. [9]) Freudenschüsse knacken. [10]) kleine Schmalzkuchen backen.

Digitized by Google

Fränkische Weinfahrt

aus dem Jahre 1493, welchselbst ein eben so gutes Weinjahr gewesen sein soll als im Jahr 1893.

Würzburger Schüler auf weinfroher Fahrt
Kamen zum Tannstutz gezogen,
Tannenstutz, Waldhopf im Spechtshart,
Wartturm am Mains Bogen.
Würzburger Schüler im schäbigen Rock,
Nicht vom Bacelle die Feder,
Kaufer und derbichten Knotenstock,
Tasche am Gürtel von Leder,
Und im Munde frisch-fröhlichen Sang,
Sorgen im Herzen keine . . .
„Vorwärts, Ihr Brüder, hinunter den Hang
Nach Mönchberg zum Kachenpetzweine.
Der Pfaff', den der Bischof von Würzburg ernährt,
Sitzt fett, wie ein Fürst in der Pfründe;
Wer frei, so wie wir durch die Lande fährt,
Der lacht ob Laster und Sünde,
Er zecht sich zu Boden an heurigem Wein
Und liebkost der Dirne die Wangen.
Vorwärts, Ihr Brüder, zum Pfaffen hinein
Und über den Keller gegangen!"

* * *

Risch geht's durch Dickicht und Untergestrüpp,
Wo der Regen die Rinne gerissen,
Frei weg springt's über Gerölt und Geklipp,
Zu Thal, wo die Bäche fließen,
Wo sie feuchten der Wiesen saftiges Grün
Und klappernde Mühlen treiben,
Der Dirnen nackichte Füße besprüh'n,
Die im Bache ihr Linnen reiben.
Die Mädchen schauen ihr Conterfei
Im Wasser und flechten die Zöpfe.
„Hört, Brüder, mir ist das Gchsen leid,
Was sind wir für elende Tröpfe,"
Hebt schellend Kranz Kydt vom Kollenberg an,
„Zum Teufel mit Stift und Schule,
Ich bau mich im wilden Spechtshart an
Und such' mir ein' liebliche Buhle:
In Klingenberg wächst ja der beste Wein
Von Basel bis Bonnen am Rheine,
Der rinnt zur Gurgel wie Öl hinein
Und gleißt in purpurnem Scheine.
Hinunter zum Pfaffen, so sag ich auch,
Einen Guten führt er im Keller,
Der stärkt die Glieder und freut den Bauch
Und kostet uns keinen Heller." —
Sie gingen die Buchwaldlehne hin,
Da hob sich aus grünenden Wällen,
Ein Grumbieren-Sack im Kraute drin,
Der Grauwacken-Thurm der Kapellen
Von Epheu umfponnen des Pfaffen Haus
Liegt etwas zur Seite der Straße;
Der Priester schaut fröhlich zum Fenster heraus;
Und purpurn schimmert die Nase.

„Sonst hängt man zum Zeichen, daß Heuriger winkt,"
Kurt Kydt, „einen Kranz aus den Gaupen,
Doch wo so röllich die Nase blinkt,
Da preßt man die besten Trauben . . . . . .
Von Würzburg, Hochwürden, kommen wir her
Und trocken sind unsere Kehlen,
Der Hunger quält uns gleichfalls sehr;
Erbarmt Euch der armen Seelen!
Laudetur Jesus Christus!"
„In aeternum!
Ich sah Euch schon kommen, herein, herein,
Ihr lustigen, durstigen Lumpen,
Bei mir giebt's neuen, reißenden Wein
In schweren, dickbauchichten Humpen.
Herein, nur herein, und fröhlichen Mut,
Beim Pfaffen sind Ihr geborgen,
Die Küche ist reich, der Tropfen gut
Musik müßt Ihr selber besorgen."

* * *

Bald sitzen an langem, gedecktem Tisch
Einträchtig die vier Facultäten;
Sie schöpfen aus Kufen und Keltern frisch
Die fränkischen Specialitäten.
Mit Süßem beginnend, der kaum gepreßt,
Bringt der Pfarrherr den Gästen Willkommen
Und zur Erde gießt er den perlenden Rest
Den Seelen zu Nutz und Frommen.
Franz Kydt springt auf, und den Humpen hoch
Kurt er „der Gastherr soll leben";
Und dreimal brüllen die anderen Hoch,
Daß des Saales Wände erbeben.
Und das Saitenspiel am roten Band
Nimmt der Sänger Hubertus von Streiten
Und leise erst gleitet die kundige Hand
Praeludirend über die Saiten.
In Würzburg studiert er die hohe Artei,
Ein Dörnlein dem Bischof im Auge,
Denn er höhnt die heilige Klerisei
Und sein Spott ist ätzend wie Lauge.
„Ein Schelmenlied, Herzbruder, gieb,"
Verlangen die lustigen Zecher,
„Gegen Pfaffen und Herrn und von der Lieb,
Das würzt den schäumenden Becher"

* * *

Die Pfaffen sind die glücklichsten Leut,
Sie trinken die besten Weine,
Sie sorgen für Nichts, als für ihre Freud',
Und meiden die Lieb' nur zum Scheine.
Doch laßt jetzt die Liebe, Brüder, und trinkt,
Denn der Wein wird in Zukunft teuer.
Ich ahne, das neunzehnte Säculum bringt
Auf den edelsten Trunk — eine Steuer!

Ferdinand Runkel.

Digitized by Google

Die deutsche Dichtung und das deutsche Haus.

Von **Josef Bayer.**

V.

Der wackere Meister Glockengießer erinnert uns recht nachdrücklich an das deutsche Bürgertum und an jene litterarischen Ansprüche, welche es entweder geradezu geltend machte, oder die demselben mindestens stillschweigend zugestanden wurden.

Die häuslich-bürgerliche Gesinnung war zunächst durch die deutsche Dichtung *erbaut*, dann auch *belehrt* worden; nun kam auch das Verlangen nach weicher *Gemütsbewegung*, mäßiger Erschütterung und Rührung hinzu. Diesem Bedarf sollte die *Bühne* genugthun. Und hier kam dasjenige, was man ihr auf lange hinaus zumutete und wozu sie sich auch willfährig hergab — diese unabläßige Wiedergabe dessen, „was recht populär häuslich und bürgerlich ist“ — vielfach in scharfen Konflikt mit den höheren Litteraturbestrebungen.

Nirgends war es schwieriger als in Deutschland nach Beseitigung des falschen, auf Stelzen hinwandelnden Pathos das echte Pathos im großen Sinne auf der Bühne durchzusetzen. Warum? Weil der *Bürger*, der brave Alltagsmensch, den *Schul*helden mit vollem Erfolg in der Dramatik abgelöst hatte, und das Rührende, das vom eigentlich Tragischen so weit absteht, zur unbedingten Herrschaft auf dem Theater gelangt war. Nicht allzu schwer war die Alexandriner-Tragödie der Gottsched'schen Schule aus dem Sattel zu heben, in welchem sie niemals fest saß — aber es kostete den größten Aufwand von Energie und litterarischer Überzeugung, um dem gehaltvollen Jambendrama *Goethes* und *Schillers*, und der Nachfolge desselben den Bühnen-Einfluß zu gewinnen. Es handelt sich hier um keine bloße Formfrage: die Jambendiktion unserer größten Dichter war die Schrittbewegung des hohen dramatischen Ganges, und von dessen Begriff kaum zu trennen.

Wie ganz anders stellte sich dies in den Litteraturzuständen Frankreichs. Als *Diderot* in den begleitenden Abhandlungen zu seinen Stücken: „Le fils naturel“ und „Le père de famille“ seine Theorie von dem bürgerlichen Drama entwickelt und es nach den zwei Arten: „Comédie dans le genre serieux“ und „Tragédie domestique“ unterschied: da trat er hiermit in eine wohl nachdrückliche, aber nicht sonderlich wirksame Opposition zu der vorherrschenden, vornehmen Gattung der antik-heroischen Tragödie, die nicht nur ihr litterarisches Ansehen, sondern auch ihre theatralische Herrschaft nach wie vor auf der französischen Bühne behauptete.

In Deutschland dagegen stand umgekehrt die vornehme Richtung, die Dramatik des höheren Styls, an die sich der Begriff der Klassizität dauernd knüpfen sollte, von vornan in Opposition, ja in offenem Kampf gegen die herrschende, vulgäre Dramatik, welche durchaus das deutsche Bühnenleben beherrschte. Weder die Zuschauer, noch die Darsteller waren gewillt, sich „zu der Menschheit Höhen emporzuschwingen“; und letzteres gilt gerade von den Darstellern aus einer sehr gerühmten Epoche deutscher Schauspielkunst. Die sogenannte Natürlichkeit verlangte die *Prosa*, und so kam es, daß die Schauspieler von damals überhaupt keine Verse sprechen konnten.

Dies führte zu den seltsamsten Konsequenzen. Joh. Fr. Ernst *Albrecht*, ein gewöhnlicher litterarischer Handwerker, Arzt und Buchhändler dazu, eine Zeitlang auch Theaterdirektor in Altona, schrieb die „Mitschuldigen“ von Goethe unter dem Titel „Alle strafbar“ in Prosa um; zu derselben Prozedur mußte sich auch *Schiller* auf Andringen des Schauspielers Reinecke bei seinem Don Carlos entschließen, als derselbe 1787 in Leipzig zuerst auf die Bühne kommen sollte.

Wie doch im höheren Sinn angebahnte Litteraturrichtungen nicht selten degenerieren! *Lessing* stand bekanntlich für das bürgerliche Drama ein; aber der gute Weizen, den er da aussäete, erstickte bald zwischen dem Unkraut, welches in den Erzeugnissen solcher handfester Bühnenschriftsteller, wie

Digitized by Google

Gust. Fr. W. Großmann, Christoph Bretzner und Konsorten aufschoß. Er selbst strebte als Dichter wie als Dramaturg nach Natur in starker und voller Bedeutung, nicht nach Natürlichkeit im platten Sinne; er entwickelte die sittlichen Keime, die tiefer wurzelnd im deutschen Bürgertum lagen, in seinem Major von Tellheim, seinem Odoardo Galotti (der nur dem Theaternamen nach ein Italiener ist) zu einem Ernst der Gesinnung, zu einer hochgespannten, grundsätzlichen Strenge, die der gewohnheitsmäßigen Empfindung des Publikums nahezu befremdend erscheinen mochte. Daher denn auch die Reaktion. Die Zimmerdekoration, welche für Lessings Stücke aufgestellt worden war, blieb stehen — aber man richtete sich fortan innerhalb derselben behaglicher ein, rückte Tisch und Stühle näher zum Ofen, und machte sich's auch in den Gesinnungen bequem. Immer mehr setzte sich jener flache, biedermännische Theatergeschmack, der zugleich an einer empfindsamen Bühnenmoral sein Wohlgefallen fand, als jener Normalzustand fest, wie ihn Goethe im 13. Buch von „Wahrheit und Dichtung" aus seinen Jugendeindrücken heraus charakterisierte. In der Eckhof-Schröder'schen Epoche beherrschten — wie er uns erzählt — durchwegs solche Stücke das Repertoir, „die dem ehrbaren Bürger- und Familiensinn gemäß waren; der dankbare Sohn, der Deserteur aus Kindesliebe, und ihre Sippschaft. Der Minister, Clementine und die übrigen Gobler'schen Stücke, der deutsche Hausvater von Gemmingen — alle brachten den Wert des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemütlichen Anschauung, und entzückten das große Publikum. Eckhof durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mitteilte, deren er bisher entbehrte, hob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck der Rechtlichkeit ihm als einem rechtlichen Manne vollkommen gelang." Zur Ergänzung ist in den kleineren Aufsätzen Goethes über Theater und dramatische Poesie (erster Artikel: „Deutsches Theater") folgende Auseinandersetzung beizuziehen, die ich um ihrer Wichtigkeit willen vollständig zitiere:

„Zu dieser Zeit, als der seichte Geschmack" (hier ist Gottsched gemeint) „den deutschen Schauspieler zu zähmen und die privilegierten Spaßmacher von den Brettern zu verbannen suchte, fingen die Hamburgischen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an." (Dies that insbesondere mit allem fanatischen Eifer und Geifer der aus Lessings theologischen Streitschriften wohlbekannte Hauptpastor Joh. Melchior Goeze. Über den nächsten Anlaß dieses echt pfäffischen Kreuzzuges gegen das Theaterwesen findet man genaue Auskunft in Koberstein's Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Bartschs Ausgabe von 1873. Band IV. S. 203.) „Es entstand schon vorher die Frage, ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe; und die Frommen waren selbst unter einander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgiltigen (Adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Hamburg brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, in wiefern ein Geistlicher selbst das Theater besuchen dürfe; woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß dasjenige, was dem Hirten nicht zieme, der Heerde nicht ganz ersprießlich sein könne. Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nötigte leider die Freunde der Bühne, diese der höheren Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nützen. Die Schriftsteller selbst, gute wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und geradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottsched'sche Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten, und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuierten. — Ein Drittes hat sodann auf die fortdauernde und vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters gewirkt. Es ist die ununterbrochene Folge von drei Schauspielern, welche, als Menschen schätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten und deshalb mehr oder weniger die dramatische Kunst nach dem Sittlichen, Gebilligten, Anständigen oder wenigstens scheinbar Guten hinzogen. Eckhofen, Schrödern und Iffland kam hierin sogar die Tendenz der Zeit zu Hilfe, die eine An- und Ausgleichung aller Stände und Beschäftigungen zu einem allgemeinen Menschenwerte durchaus im Herzen und im Auge hatte. Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch treffliche Väter und weise Männer nahm auf dem Theater überhand."

So befand sich denn, wie uns hier dargelegt wird, eine Zeit über der deutsche Bürger in einem seltsamen Zwiespalt zwischen dem nummerierten Kirchenstuhl und dem gleichfalls nummerierten Sperrsitz im Theater, über welchen schließlich der Schauspieler selbst hinüberhalf, indem er mit dem Pfarrer um die Wette sich auf's Predigen legte. August Wilhelm Iffland war ganz der Mann für dieses Mittleramt: er, der schon als Knabe die Predigten, die sich sein Vater abends von ihm vorlesen ließ, im theatralischen Rollencharakter

Digitized by Google

den Eltern vordeklamierte, dann weiter selbst zwischen dem Berufe des Landpredigers und des Schauspielers schwankte, bis endlich die Bühne — freilich in einem anderen Sinne, als Lessing es von sich sagte — ihm zur Kanzel wurde. Seine tugendhaften Charaktere stattete er gern mit predigtartigen Reden aus; schon in den Titeln seiner Stücke: „Bewußtsein", „Das Gewissen", „Selbstbeherrschung", „Dienstpflicht", „Der Mann von Wort", „Scheinverdienst" ꝛc. kündigt der Theaterzettel von den Straßenecken herab die Moral an; für gemütliche Befriedigung bürgen weitere Titel: „Vaterfreude", „Das Vaterhaus", „Hausfrieden", „Das Erbteil des Vaters" u. s. f. Die Kollisionen und Verwickelungen in dieser eingeschränkten Welt waren oft recht ernsthaft, wenn sie auch zuletzt unter weicher Rührung beigelegt wurden. In dem ländlichen Sittengemälde „Die Jäger" dreht es sich um nichts Geringeres, als um Mordverdacht; in dem Lustspiel „Der Herbsttag" bedroht ein adeliger Wüstling das Glück einer bürgerlichen Familie, aber ein jovialer alter Magister stellt sich als Retter ein; in dem Schauspiel „Die Advokaten" handelt es sich um Testamentserpressung und unmündige Waisen, die um ihr Erbe gebracht werden; bei dem Familiengemälde „Verbrechen aus Ehrsucht" zeigt schon der Titel an, in welch' naher Beziehung das rührende Drama Iffflands zur Kriminalistik stand. Der Nachschlüssel und das Stehlen gehörten in das Rührstück, den Dolch und den Todschlag überließ man gern der Tragödie; wenn die höhere Tragodie oft zum Schaffot hinaufstieg, so strich das bürgerliche Schauspiel nicht selten am Zuchthaus hin: aber an der Besserungsfähigkeit besonders von jugendlichen Verbrechern zweifelte der Biedermann niemals.

Nachdem Iffland genug moralisiert hatte, begann inzwischen August Fr. Ferd. von Kotzebue wieder zu demoralisieren — doch stets mit einer gewissen Schlauheit und Vorsicht, immer die empfindsamen Herzen streichelnd, die „edle Lüge" verherrlichend; er entwickelte einen eigenen Theaterbegriff von falschem Edelmut und edelsinniger Liederlichkeit; er studierte die zunehmende Schlaffheit seiner Epoche und erfand alle denkbaren Beschönigungsmittel für dieselbe; er legte sich dann — wie bekannt — vornehmlich und mit außerordentlichem Erfolg auf eine teils platte, teils lüsterne Komik im Lustspiel, das er allerdings, wie auch der Praktikus Laube demselben nachrühmt, „durch wendungsklecken, mustern Dialog belebt hat", obgleich er in den Situationen selbst nur die liebe Alltäglichkeit von damals unablässig variierte. Bei aller Beliebtheit im Publikum mußte Kotzebue von der litterarischen Seite her gar häufig den Vorwurf der Immoralität vernehmen; er hielt sich aber durch seine Routine in tugendhafter Rhetorik, über die er nach Bedarf verfügte, für hinreichend gedeckt und erwiderte ganz zuversichtlich: wenn man ihm „Sittenlosigkeit andichte", so könne er nur sagen: „daß in dem dicksten Bande von Predigten nicht mehr Moral enthalten sei, als in seinen Schauspielen, die übrigens nicht so langweilig seien, als jene." Dagegen bemerkt sehr richtig Gervinus: „Vergebens provozierte Kotzebue, wenn er sich eifrig gegen den Vorwurf der Immoralität in einen Schriften zu retten sucht, auf Schlegel, auf Gemmingen, die in ähnlichen Werken sich ähnliche Freiheiten genommen hätten wie er. Nicht das Einzelne gewann ihm diesen Vorwurf, nicht das Faktische war es, was man verfolgte; sondern die ganze Gesinnung, die durch laufend Masken durchsichernt, die alle Moralpredigten auf den Lippen Lügen straft . . ." Dies sagt nachträglich der Litteraturhistoriker, doch in dem Theater-Parterre der Kotzebue'schen Zeit merkte man nichts hiervon. Auf dieser Domäne fühlte sich unser Mann sehr sicher: er wußte wohl, wie sich sein Publikum mit der moralischen Konvenienz und den schönen Redensarten derselben bereits im Stillen abgefunden hatte. Niemals hat die flache Mittelmäßigkeit der weitesten Kreise ihren Dichter so gefunden, der sie gleich Kotzebue ganz und gar verstanden, und mit ihr so lange von der Bühne herab in dem fordialsten Einvernehmen gelebt hätte. Man wäre versucht, ihn den Großmeister, ja den Klassiker der Trivialität zu nennen.

Um so bemerkenswerter ist es, daß gerade Goethe, der erste Vertreter und Wächter der höheren litterarischen Anschauung, es über sich brachte, noch in jenem Zeitpunkte Kotzebue nach seiner praktisch-theatralischen Bedeutung relativ anzuerkennen, als derselbe bereits in dem unsauberen Verein mit Merkel als offener Widersacher Goethes sich aufgethan hatte. „Ich erwähne" — so sagt er in dem Artikel über Kotzebue in den „Biographischen Einzelnheiten" — „daß nebst gar manchen Anderen, die meiner Wirksamkeit widerstrebten, sich Einer besonders zum Geschäft macht, auf jede Weise meinem Talent, meiner Thätigkeit, meinem Glück entgegenzutreten." Nun spricht er sich aber weiter über „diesen Einen" folgendermaßen aus:

„Gehe ich seine schriftstellerischen Wirkungen durch, so vergegenwärtige ich mir mit Vergnügen heitere Eindrücke einzelner Stellen; obschon nicht leicht ein Ganzes, weder als Kunst- noch Gemütsprodukt, weder als das, was es aussprach, noch was es andeutete, mich jemals anmuten und sich mit meiner Natur vereinbaren konnte. Sehr großen Vorteil hat mir dagegen seine litterarische Laufbahn

Digitized by Google

in Absicht auf Übung des Urteils gebracht ... er hat mir Gelegenheit gegeben, manche Andere, ja das ganze Publikum kennen zu lernen. Ja, was noch mehr ist, ich finde noch öfters Anlaß, seine Leistungen, denen man Verdienst und Talent nicht absprechen kann, gegen überthm fahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen. Betrachte ich mich nun gar als Vorsteher eines Theaters und bedenke, wie viele Mittel er uns an die Hand gegeben hat, die Zuschauer zu unterhalten und der Kasse zu nützen, so wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, um den Einfluß, den er auf mein Wesen und Vornehmen ausgeübt, zu verachten, zu schelten, oder gar zu läugnen."

Dieses „Bekenntnis", welches Goethe eben abgelegt hat, bezeichnet er aber sofort „als ein aus einem verklärten Egoismus entsprungenes Mittel", das er mit Vorteil angewendet habe, „um die unangenehmste von allen Empfindungen aus seinem Gemüt zu verbannen: kraftloses Widerstreben und ohnmächtigen Haß." Bei einer solchen Deutung können wir darüber kaum im Zweifel bleiben, daß jene Anerkennung nur sehr bedingt zu nehmen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Neues von Wilhelm Jensen.

Ein Dichter und wirklicher Poet, Wilhelm Jensen, ist zugleich der fruchtbarste von allen Dichtern, die heute in Deutschland die Feder führen; gleich fruchtbar und sonst nur die Erzeuger landläufiger Roman-Massenfabrikate. Vielleicht mag es damit zusammenhängen, daß uns von den drei neuen Werken, die uns heute aus der Feder des Unerschöpflichen vorliegen, das kleinste als das wertvollste erscheint. Hier zeigt sich in engem Rahmen die volle Kraft. Das Büchlein heißt: „Brunnenblut. Eine Begebenheit aus dem Chiemgau", und bildet das 3000. Bändchen der Reclam'schen Universal-Bibliothek. Hier ist alles gleich vortrefflich, die Erfindung, die Zeichnung von Landschaft, Menschen und Geschehnissen, die Kunst und Kraft der Darstellung. Schon der Eingang: die Schilderung des Einbruchs der Magyaren — sie verpetzt der Dichter unter den „Brunnen" — in den Chiemgau, die Eroberung der beiden Klöster, die Vernichtung der Fremdlinge am Lech, die Flucht der Ueberlebenden in die spitzige Heimat ist an Glut und Markigkeit ein Meisterstück. Die Erzählung beschäftigt sich jedoch nicht mit den unheimlichen Gästen selbst, sondern mit ihren Nachkömmlingen, die im Chiemgau zurückgeblieben. Welcher Reichtum an eigentümlichem, voll quellendem Leben! Und hatte Jensen nichts weiter geschrieben, als diese kleine Geschichte und darin seine andere Figur so auf die Beine gestellt, als die des armen Brunnenprötzings Punteling, jeder Kundige müßte doch erkennen, wie hoch dieser Dichter zu stellen ist.

Auch der zweibändige Roman „Jenseits des Wassers" (Leipzig, Reißner) bewieh das große Talent des Verfassers. Gustav Dorneck ist nach mehr als dreißigjähriger Abwesenheit „jenseits des Wassers", in Australien und Ohina, wo er Arzt gewesen, in die alte Heimat zurückgekehrt, eine reiche Handels- und Universitätsstadt im Norden; man mag an Kiel denken. Wie diese Situation an den später einstandenen Roman „Heimkunft" erinnert, der ja den Vetern dieser Zeitschrift wohl bekannt ist, so auch die scharf satirische Zeichnung der Gesellschaft, während alle Sympathien des Dichters auf der Seite des Heimgetretenen, Verschollenen, dieses Lebens Entwöhnten stehen, und er in dieser Gestalt sein Ideal reinen, echten Menschentums verkörpert. Dennoch ist es nur eben eine flüchtige Aehnlichkeit, die Handlung ist grundverschieden. Sie soll hier nicht wiedergegeben sein; es wäre ein Unrecht gegen die Dichtung, denn was geschieht, ist in drei Sätzen gesagt, aber gerade Jensen gehört zu jenen Schriftstellern, bei denen alles darauf ankommt, wie sie erzählen, nicht was sie erzählen. Ebenso soll auf die Charakteristik der einzelnen Gestalten nicht näher eingegangen sein; sie stehen sich in zwei Gruppen gegenüber; die eine „jenseits des Wassers" — diese eine zweite Erklärung zur den Titel — in der Altsiedt wohnhaft, umfaßt die edlen, tiefen, idealen Gestalten; drüben in der Neustadt wohnen die Modernen und Oberflächlichen. Damit ist aber auch ein Hauptstreitwand gegen die Dichtung genannt, der sich dem Leser aufdrängen muß: die Charakterzeit geht nur bei drei Gestalten, den Helden, dem alten Mädchen, das ihn einst geliebt, und der jungen Hertha, die ihm ihr Herz zuwendet, in die Tiefe; in den Uebrigen ist viel Schablone, auch viel Abtretreibung; diese modernen Menschen sind großenteils Karikaturen. Ein zweiter Einwand ist die allzugroße Breite; namentlich die Gesellschaftszenen sind entbehrlich. Dazwischen freilich findet sich vieles, was echter Jensen ist und für die sonstigen Strecken entschädigt; namentlich das Verhältnis zwischen Hertha und Dorneck ist mit einer Feinheit ausgemalt, wie sie nur ein so feelenkundiger und dabei sprachgewaltiger Poet aufbringen konnte.

Das Bedenken, daß Vieles zu breit ausgemalt ist, wird man auch gegen Jensens derbandigen Roman „Aus der Heimstatte" (Leipzig, Reißner) äußern dürfen, aber dies ist auch der einzige berechtigte Einwand gegen das ebenso eigentümliche, als anziehende Buch. Wie bei „Jenseits des Wassers" hat der Titel eine doppelte lokale, daneben aber auch eine symbolische Bedeutung. „Up de Fleetjeed" heißt ein verfallener Holzschuppen im Lande Hadeln, hoch oben an der Norderse, wo wir Held und Heldin — der Roman spielt vor einem halben Jahrhundert, in der ersten Blütezeit der Hamburgischen Reaktion — zuerst als Landbreicher begegnen, die eben dem Bunker entlaufen sind, und auf der Feuerstatte des ungeheuren Brandes von Hamburg klar und entschieden sich dann ihr Geschick. Die Handlung ist überaus kunstvoller und verschlungener geschrieben und gedacht, als wir es bei Jensen gewohnt sind, darum auch die Spannung eine größere, doch liegt nicht in ihr der Wert des Buches, sondern in der Darstellung und Charakteristik. Schilderungen, wie die des nebligen Uhlenbergs in den Marschen, mit der sich das Buch eröffnet, das erste Beisammensein der beiden Hauptgestalten in der einsamen Hütte, dann im letzten Bande jene des Brandes von Hamburg — wie viele Federn kamen da heutzutage vor Jensens an Kraft und Farbe nach?! Auch in den Gestalten ist mehr individuelles Leben, als in denen seiner meisten großen Romane aus letzter Zeit; einige gehören zu den originellsten, die er überhaupt geschaffen hat, so der leichtfertige, aber begabterad tiefenwundige überschlesische Junker, der alten Konstanzen, die er in sich vereinigt, doch ein wirklicher liebenswürdiger Mensch, seine Gattin, die Fedtran Hentrike von der Schraume, vor allem aber die beiden ewig streitenden Amtsbrüder, Krischan Eschenbet, der rationalistische, Henrik Gehrmann, der orthodoxe Pfarrer. Die Verlobung, eine an sich glücklich angelegte Figur zur Karrikatur zu übertreiben, ist auch diesmal nicht

Digitized by Google

ganz vermieden — so die „Mamsell Lehmputten“ — ebenso sind die Gestalten der Bankiers Matthäus und Oskar Gadewold ein wenig nach der Schablone gemacht, immerhin ist auch in ihnen mehr Leben, als etwa in ihren modernen Nachfolgern, die uns in „Jenseits des Wassers“ dargestellt werden. So erweist auch diese Ueberschau der letzten Arbeiten Jensens, daß er zu den Dichtern gehört, die eigentlich erst in der Schilderung der Vergangenheit recht hellsichtig werden. Aber es ist auch für den Dichterwald ein Glück, daß den einzelnen Bäumen die Rinde nicht gleichmäßig gewachsen ist — wir können uns diese Eiche da wohl gefallen lassen, wie sie ist. l. h.

Neue Novellen.

Eine erfreuliche Erscheinung ist es schon, wenn ein Talent, das bei seinem ersten Auftreten sich als ein echtes erwiesen hat, in der Folge nicht entäußert, sondern sich auf der Höhe seiner Anfänge hält. Noch viel erfreulicher ist es dann aber, wenn ein vielversprechendes Reis sich kräftigt und entfaltet, um endlich zu einem Baum empor zu wachsen, der wahrhaft erquickliche Früchte biete. Eine solche reife Frucht ist die neueste Erzählung, die Adalbert Meinhardt, aus selbstverwußten können heraus bietet „Heinz Kirchner“ (Berlin, Gebrüder Paetel 1898) ist eine Arbeit von solcher Feinheit, von so tiefer Empfindung und lebenskluger Weisheit, dabei so ganz tendenzlos, scheinbar schlicht dem wirklichen Leben nacherzählt, daß sie unwillkürlich immer wieder an Novellen erinnert, die zum Schönsten gehören, was unsere Litteratur in dieser Gattung besitzt, die von Theodor Storm. Die Geschichte, die sich da aus „Briefen einer Mutter an ihre Mutter“, wie es auf dem Titelblatt heißt, zusammensetzt, ferner aus den kurzen Antworten der Mutter-Mutter und aus Abschnitten, die der Autor des Buches erzählt, erweckt den Eindruck, den nur ein wirklicher Dichter hervorrufen kann: ein Menschenleben, das sich wirklich so abgespielt haben könnte, entrollt sich vor den Augen des Lesers, der ihm von seinem ersten Schrei, durch die Windungen einer lichtvollen Bahn bis an sein jähes Ende auf der Höhe seines Sens und Könnens folgt. Von jubelnden und zuckenden Mutterlippen vernimmt er von Heinz Kirchners Streben, Lieben und Sterben, um, wenn er zu Ende gekommen ist, das Gefühl zu haben, als habe er einen Menschen begraben müssen, der ihm wirklich nahe gestanden, an dessen Geschick er jahrelang den wärmsten Anteil genommen hat, und dessen Heimgang er betrauert wie den eines seinem Herzen Teuern. Viel ist es, was Adalbert Meinhardt in den dünnen Bande geboten hat, viel und Seitenes: eine vortreffliche Novelle, gegen die kein einziger Einwand zu erheben ist, weil sie aus einer echten Dichterseele geflossen.

Birgt Adalbert Meinhardt ihr Frauentum unter einem männlichen Pseudonym, eigentlich sehr mit Unrecht, denn sie gehört zu denen, die am meisten dazu berufen sind, der Welt zu beweisen, daß weder Talent noch ernstes Streben an ein Geschlecht gebunden ist, so hat Auguste Hauschner den Mut ihren vollen Namen auf ihr erstes Buch zu setzen. („Doktor Ferenczy und andere Novellen.“ Berlin. Bibliographisches Bureau. 1898.) Freilich wäre es auch sonst nicht schwer gewesen, hier die weibliche Feder zu erkennen, nur in Einem nicht: in der Figur des Doktor Ferenczy, nach der die erste und weitaus beste ihrer vier Novellen benannt ist. Ohne langatmige Schilderung wächst dieser eigentümliche und doch so lebenswahre Charakter aus dem heraus, was ihn die Verfasserin sagen und thun läßt. Voll scheinbarer Widersprüche, nobel und gemein, egoistisch und aufopferungsvoll, genußsüchtig und sich selbst den Tod gebend, kurz, so wie er ist glauben wir ihn der Autorin, als hätten wir ihn selbst gekannt. Diese Charakter-Zeichnung ist eine so volle Talentprobe, daß das viele Unzulängliche, das das Buch sonst enthält, durch sie nahezu aufgewogen wird. Vor allem hätte „Magdalena“ ganz wegbleiben müssen. Diese Novelle gehört in kein Buch, welches darauf Anspruch macht, Höheres zu bieten, als Leihbibliothekskutter. „Durch Vermittelung“ ist ein Versuch zur Schilderung der gesellschaftlichen Zustände Berlins, der manches Gelungene bietet, hingegen hebt sich die Novelle „Nach dem Tode“ durch ihr Problem wieder auf ein weit höheres Niveau. Eine Frau, die nach dem Tode des heißgeliebten Mannes entdeckt, daß das Kind, welches er ihr einst in's Haus gebracht hat, sein eigenes ist und dann dem Wesen, das sein Fleisch und Blut, aber nicht das ihrige ist, nach schwerem Kampf, die Liebe zuwendet, die sie nur den Vater gehegt. Ist auch dieso Erstlingswerk kein durchaus gutes Buch, so ist es doch immerhin ein solches, welches berechtigt seinen Nachfolgern mit Vergnügen entgegen zu sehen.

„Die beiden Frauen sind die, über die man nicht spricht.“ Dies gilt nicht auch für Bücher und doch wäre es fast das Richtigste von Karl von Heigels „Heiteren Erzählungen“ (Berlin, Gebrüder Paetel. 1898) gar nichts zu sagen. Die erste und dritte („Münchener Fasching.“ „Doro, der Optimist“) haben noch Ansätze zu halbwegs charakteristischer Schilderung und Darstellung — sie brechen aber plötzlich ab und alles verläuft im Sande. Die zweite („Die Flucht vor dem Mammon“) — nein, darüber zu reden, verlohnt sich wirklich der Mühe nicht.

Muß Heigels Buch deshalb durchweg unangenehme Empfindungen wecken, weil es das schlechte Buch eines begabten Mannes ist, der schon besseres geleistet hat, so berührt das folgende den Kritiker schon deshalb freundlicher, weil er sich sagen muß, daß der Autor zum mindesten sein Bestes zu geben bemüht war. Darum sind auch die drei Erzählungen, die Ada Linden unter dem Titel: „Aus vergangenen Tagen“ (Leipzig, C. F. Winterſche Verlagshandlung) kein schlechtes, aber leider freilich nur eben ein mittelmäßiges Buch zu nennen. Es sind „historische Erzählungen“, das heißt, die eine spielt im Mittelalter, die andere zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, die dritte wieder etwas früher, aber von einer richtigen Erfassung der Zeit, von historischem Sinn ist nirgendwo eine Spur, wie man auch vergeblich in Erfindung, Charakterzeichnung und Darstellung nach künstlerischer Eigenart suchen würde. Dieses Wichtigste abgerechnet, ist dem Buche freilich Gutes zuzugestehen: eine verschollene Zeit lebendig zu machen geht freilich über die Kraft der Erzählerin, aber an äußerlichem Fleiße hat sie es nicht fehlen lassen und offenbar tüchtig gearbeitet, sich das geschichtliche Detail anzueignen; ebenso ist die Darstellung glatt, zuweilen nicht ohne Anmut. Aber auch hier ist das Niveau, in dem sich das Meiste hält, etwa durch folgende Stilprobe (S. 289) treffend charakterisiert: „Auch Konrad, Asgars Bruder, der junge Ritter, war gern in Erdmuthes Nähe, und in seinen blauen Augen und auf dem offenen Gesicht, dem der rötliche Bart gar wohl stand, spiegelte sich unverhohlene Bewunderung für das zarte, schöne Edelfräulein, das so prächtig die Pflichten einer Hausfrau auf Heidburg zu üben und doch sast so gelehrt zu reden verstand, wie sein Bruder. Es war auch offenbar, daß es ihm gar hart kam, als sie nun von der Heideburg scheiden mußten. Unten am Fuße des Burgberges wandte er sein Roß und schaute noch einmal empor; da sah er das Freifräulein droben auf dem Söller stehen, mit weißem Tuche ihm nachwinkend“ u. s. w. u. s. w. Die wenigen Sätze werden den Leser

Digitized by Google

vollauf orientieren. Immerhin ist in den Arbeiten ein so tüchtiger vernünftiger Kern, daß wir das Buch nicht den schlechten beizählen mögen.

Eine grundverschiedene Natur ist Karl Jaenicke; er müht sich um originelle, ja sensationelle Stoffe und ist auch in der Darstellung sehr gewandt. Aber auch seine Sammlung: „Der Enthusiast von Fichtenstädtel und andere Novellen" (Berlin, Rosenbaum und Hart) erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit, weil auch ihm das Eine und Beste fehlt: die künstlerische Eigenart. Die erste Novelle, nach der die Sammlung benannt ist, ist noch die beste; sie ist zum mindesten flott erfunden und lustig erzählt; daß die Erfindung sehr unwahrscheinlich ist und alle Verwickelungen nur deshalb so leicht geschlungen und gelöst werden, weil es sich eben um Novellen-Figuren handelt und nicht um Menschen, wird man freilich auch da schon nicht übersehen können. Anders liegt die Sache bei der zweiten Arbeit des Bandes, die Erwähnung verdient: „Der melancholische Sünder"; der Verfasser hat sich ehrlich bemüht, die grauenhafte Handlung psychologisch zu vertiefen, nur hat er eine so große Zahl von Schrecknissen gehäuft, daß das Ganze doch nicht ganz verständlich, vor allem aber maßlos unerquicklich geworden ist. Ueber die beiden anderen Arbeiten des Bandes: „Eine Beichte" und „Im Waffenstillstand" ist weder Gutes noch Böses zu sagen. Novellen von der Sorte, deren zwölf aufs Dutzend gehen.

F. D.

Litterarische Notizen.

— Felix Dahn's vor wenigen Wochen erschienener Roman „Julian der Abtrünnige" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) liegt uns bereits in vierter Auflage vor: wahrscheinlich sind ihr seither schon weitere Neudrucke gefolgt. Und es ist ein dreibändiger Roman, nicht teurer aber auch nicht billiger, als belletristische Neuigkeiten in Deutschland zu sein pflegen! Einer Buchhändleranzeige auf dem Umschlage eines der Bände entnehmen wir, daß die sieben „Kleine Romane aus der Völkerwanderung" durchschnittlich in 7. Auflage verbreitet sind, „Bis zum Tode getreu" in 9., „Ein Kampf um Rom" gar in 19. Auflage. Nun ist es gewiß nicht Sache der Kritik, nach dem Erfolg allein zu fragen, sonst würde ja die Marlitt die Blüte deutscher Erzählungskunst in diesem Jahrhundert repräsentieren, aber wo so große, so dauernde Erfolge vorliegen, hat sie nicht das Recht, von der Mode allein zu sprechen und über das Bildungsbedürfnis des deutschen Philisters zu spötteln, der aus Romanen die Geschichtskenntnisse holen will. die er sich auf der Schulbank nicht erworben hat, oder auf den „tentonischen" Zug hinzuweisen, der in unserer Zeit durch Deutschland geht. Gewiß, dies alles hat den Romanen Dahn's genützt, aber die äußeren Gründe allein waren's doch nicht, die ihm seine Erfolge verschafft haben, sondern seine Gestaltungskraft, die dramatische Bewegtheit seiner Handlung, das leidenschaftliche, ungestüme Pathos der Darstellung, vor allem aber die Fähigkeit, wirkliche, lebendige Menschen vor uns hinzustellen, die uns fesseln und interessieren können. Das ist in wenigen Büchern besser oder auch nur gleich gut gelungen, als in dem vorliegenden großen Roman, der das ganze kurze und doch von so unerhört reichem Inhalt erfüllte Leben des Helden vor uns hinrollt, der erste Band die Jugend (337—355), der zweite die Wirksamkeit als Cäsar (355—361), der dritte die als Imperator (361 bis 363). Um zweier Gründe willen war dieser Stoff für Dahn besonders geeignet, eine Stärke, wie eine Schwäche seines künstlerischen Wesens mußten ihn daran hindern. Wie wenige andere versteht es Dahn in seinen Romanen zugleich irgend ein großes, gedankliches Problem darzustellen; wer „Stud Götter?" oder „Odhin's Trost" gelesen, weiß zudem, wie nachhaltig ihn metaphysische Fragen bewegen; hier war das große Problem, der Kampf zwischen heidnischer und christlicher Weltanschauung, durch den Stoff gegeben; freilich bleibt es deshalb doch des Dichters Verdienst, wie er ihn dargestellt und namentlich das Wesen des Helden psychologisch vertieft hat: „Ein großer Geist, eine edle Seele. Vom manchem Wahn befreit, doch nie vom Unglauben. Das Gemeine hatte keinen Teil an dir. Abtrünnig von der Kirche, nicht von Gott! Der Frömmsten einer, welche je gelebt." Man könnte dieser zusammenfassenden Charakteristik Julians, wie ihn Dahn auffaßt und einer seiner Romangestalten in den Mund legt, hinzufügen: „Abtrünnig eben aus Frömmigkeit." Das zweite Moment aber ist, daß hier durch den biographischen Faden die Komposition in großen Zügen von selbst gegeben war; die Schwierigkeit, mit der Dahn sonst schwer gerungen und die ihm selbst in seinem besten Roman „Ein Kampf um Rom" nie ganz zu beseitigen geglückt war: die vielbewegte Handlung straff zusammenzufassen, war hier von vornherein eine geringere. Ein näheres Eingehen käme einer Charakteristik des Dichters gleich, denn einen neuen Zug seines künstlerischen Wesens zeigt das Buch nicht auf, aber wie reich begabt er ist, erweist es neuerdings. L. h.

— Theodor Storm's treffliche, in der „Deutschen Dichtung" vor Jahren reich gewürdigte Novelle: „Der Schimmelreiter" ist kürzlich (Gebr. Paetel, Berlin) in dritter Auflage erschienen.

— Die Leser der „Deutschen Dichtung" haben im Laufe der letzten Jahre wiederholt Gelegenheit gehabt, Hermine von Preuschen als lyrische Dichterin kennen zu lernen; sie wissen, daß sie über viel Farbe und viel Phantasie verfügt. Diese Vorzüge zeigt auch ihre Novelletten-Sammlung: „Tollkraut" (Leipzig, Reißner), und darum war uns die Lektüre recht interessant; nicht verschwiegen aber darf bleiben, daß es an scharfer Beobachtung, wie an Energie der Zeichnung fehlt, noch mehr an einem ruhigen, gesetzten Standpunkt gegenüber den Rätseln und Bitternissen des Lebens. Es ist viel Ueberhitztes, Ungesundes, ja Krankhaftes in dem Buche, daneben aber auch viel Talent und manches Bild ist so angeschaut und wiedergegeben, daß man in der Verfasserin die Malerin vermuten würde, auch wenn man nicht wüßte, daß sie es ist. L. h.

— Georg Scherers „Gedichte", die vor Jahren bereits an dieser Stelle eingehende Beachtung gefunden, liegen nun in vierter, vermehrter Auflage vor. Die Verlagshandlung (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) hat das Buch sehr schön ausgestattet; die Illustrationen von Paul Thumann sind ein besonders wertvoller Schmuck.

— Leopold von Schroeder, der Sanskritist der Dorpater Universität, dessen Original-Gedichte vor einigen Monaten an dieser Stelle besprochen worden, tritt in dem Buche „Mangoblüten. Eine Sammlung indischer Lieder und Sprüche in deutscher Nachbildung" (Stuttgart, Cotta) als metrischer Uebersetzer auf den Plan. An der Spitze steht Kalidasa, der Verfasser der Sakuntala, nicht bloß als Dramatiker, sondern auch Epiker und Lyriker der erste Dichter seines Volkes. Ihm folgt in dem Buche der um ein Jahrhundert später geborene Bhartrihari, dann wird der anonyme, unter dem Decknamen Tschaura („Herzensdieb") von der Litteraturgeschichte verzeichnete Lyriker und der Dichter der Liebe Amarn vorgeführt, eine Anthologie aus verschiedenen Dichtern macht den Schluß. Da Herr Professor von Schroeder Manches übersetzt hat, was dem Deutschen bisher nicht zugäng-

Digitized by Google

lich war, und seine Kunst genügt, um uns den Geist der Originale ahnen zu lassen, so ist die Arbeit unter diesem Gesichtspunkt dankenswert, wie denn überhaupt jedes Steinchen, das bisher dem Bau unserer Weltlitteratur gefehlt hat und nun herbeigebracht wird, uns eine freundliche Aufnahme zu verdienen scheint, sofern es eben seinen Zweck nicht ganz verfehlt. Aber ebenso wenig darf verschwiegen werden, daß die Kunst des Nachdichters strengeren Anforderungen nicht entspricht, dazu ist seine Sprach- und Formbeherrschung nicht groß genug. Hier einige Proben, die beides erhärten mögen: daß die Originale die Uebersetzung reichlich verdienen und daß die Lektüre des Buches doch nur eine Quelle der Belehrung nicht aber des künstlerischen Genusses ist. Der Spruch eines unbekannten Dichters lautet:

Wunscherfüllung, Königsherrschaft,
Eines Sohns Geburt — den dreien
Ist zusammen gleich zu achten:
Aus der Not den Feind befreien!

Ein anderer:

Was thut das Meer mit seinen Perlen?
Was mit dem Sandelholz der Malaja?
Der Buddha was mit allen seinen Schätzen?
Anderu zu helfen ist der Edle da!

„Malaja" — „Buddha" — und der Reim dazu — wir glauben trotzdem nicht, daß Herr von Schroeder es mit der Arbeit leicht genommen hat, nur kann er's eben nicht besser. — Eine Liebestragödie des Kalidasa:

„Daß Blum' auf Blume wachsen mag,
Sonst hört' und sah man das nicht, —
Nun seh' ich zwei blaue Blumen blüh'n
Auf dem Lotus, deinem Gesicht."

Eine solche des Tschaura:

„Noch denk ich dessen, wie ich einst
„Leb wohl!" zum Abschied sagte,
Das Mädchen nichts erwiderte,
Die Thräu' im Aug' nur fragte:
„Wann kehrst du wieder?" kummervoll
Sank ihr Busen seufzend schwoll —
Mir ist's, als seh' ich noch sie stehn,
Die Augen fast nur übersehn,
Wenn ich daran gedenke."

Hier hat offenbar das Unvermögen des Nachdichters jede Spur des Charakteristischen verwischt. Zum Glück ist dies doch nicht immer der Fall, wie die beiden folgenden kleinen Gemeinheit des Amaru beweisen mögen:

„O sprich, warum bist du so abgemagert?
Sprich, warum zitterst du und warum sind
So bleich die Wangen deines Angesichtes,
Du Liebliche?" Auf alle diese Fragen
Des Gatten giebt die Schlaute nur zur Antwort:
„Ach, alles dieses ist von selbst gekommen!"
Und schnell entfernt sie sich und tief aufseufzend
Läßt fern vom Gatten sie die Thränen strömen,
Die von den Wimpern sich nicht halten lassen."

„Zum erstenmale spricht ein Lächeln
Der Gatte, da erfaßt ein heftig Zittern
Des jungen Weibes Glieder, doch sie weiß
Klein stechend Wort zu sagen — noch belehrte
Sie keine Freundin über solchen Fall;
Es irrt an angstvoll um die Lotosaugen
Umher, und auf die reinen Wangen stürzen
Die hellen Thränen und die Locken zittern."

Die beigefügten Einleitungen und erläuternden Notizen sind knapp und verläßlich; der letzteren sind für den Laien nicht viele genug. K. B.

— Einen guten Gedanken führt das Buch: „Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens" (Jena, Costenoble) in tadelloser Weise durch. Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, „die in dem Munde des deutschen Volkes noch lebenden humoristischen Erzeugnisse aus älterer Zeit zu sammeln und — wo solche nicht schon durch den Druck der Nachwelt erhalten sind — vor dem gänzlichen Untergange, womit unsere vielbewegte und rascheblige Zeit sie bedroht, zu retten". Allerdings ist von den vier Abteilungen des Buches nur eine, die „Kölsche Kräscher" (Kölnischen Schwänke), vom Verfasser selbst dem Volksmund abgelauscht; sie ist darum die verdienstvollste, aber auch vielleicht die lustigste; welcher Quell leichtblütigen Frohsinns in der schönen Stadt am Rhein sprudelt, würden schon diese Blätter genügend erweisen. Hier hat der Verfasser den Dialekt durchweg beibehalten, was auch ganz berechtigt war, nur hätte er mehr erläuternde Notizen beifügen sollen; namentlich der süddeutsche Leser ist sonst in Gefahr, um manche Pointe zu kommen, und das wäre schade, denn sie sind alle gut, ziemlich die derbsten gerade auch die besten; das Volk ist eben nirgendwo zimperlich, am wenigsten das am Rhein. Eine andere Abteilung stellt die „Deutschen Schwabenstreiche" zusammen: die Stichelschwänke über gewisse Städte und Städtchen, zum Teil nur Lokalisierungen aus dem alten „Laienbuch", aber auch Erfindungen aus neuerer Zeit. „Schwabenstreiche" werden übrigens vom Meere bis zu den Alpen, von den Vogesen bis zur Weichsel überall gemacht, und jede deutsche Landschaft hat ihr eigenes Abdera, allerdings marschiert da Schwaben an Zahl der Orte und Schwänke an der Spitze. Die meisten Schnurren werden auf Kosten der württembergischen Stadt Bopfingen an der Eger erzählt; die guten Bopfinger sind so recht die Erben der alten Schildbürger: nächst ihnen die Leute von Gensloseu, einem Pfarrdorf im Donaukreis. Hier eine Probe: „Als die Gensloseuer Kirche erbaut worden, brachte man an der Seite auch eine Sonnenuhr an. Jedermann freute sich darüber, nur der „Schultes" bemerkte mit bedenklichem Gesicht, daß der Regen die schönen Farben bald abspülen werde, weshalb er den Rat erteilte, daß man ein schützendes Dach über die Sonnenuhr errichten lasse. Das that denn die Gemeinde auch sogleich und alle bewunderten die Weisheit und Einsicht ihres Schultes." Auch den Bauern von Mundingen, einem benachbarten Dorf, wird vielerlei angedichtet; ganz leer gehen aber auch Ludwigsburg und Ulm nicht aus. Das badische Abdera ist Ueberlingen, das braunschweigische Schöppenstadt, das sächsische Schilda, das mecklenburgische Teterow, das meiningeu Wasungen; in Hessen giebt's ihrer zwei: Schwarzenborn und Griesheim, in Bayern sogar drei: Weilheim, Einsingen und Schrobenhausen u. s. w. Aus Deutsch-Oesterreich, namentlich aus Kärnten und Steiermark hätte sich eine reiche Auslese beifügen lassen. Minder reichhaltig, als anzunehmen war, ist eine andere Abteilung: „Legenden und Teufelsgeschichten" ausgestattet; eine vierte: „Allerlei Geister" ist ein buntes Allerlei von Schwänken und Schnurren verschiedenen Inhalts. Ein Anhang giebt die Quellen an und weist auf Parallelgeschichten hin. Alles in Allem ein lustiges Buch, das dabei des kulturhistorischen Wertes nicht entbehrt. l. h.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Wollyach, Arthur von. Im Sonnenturm. Gedichte. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

— Hoffmann, Max. Morgenstimmen und Anderes. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Eine Mutter.

Novelle von **F. Ottmer.**

(Fortsetzung.)

Josefine bereute ihr Opfer nicht. Und Franz? Er mußte sich gestehen, daß er es auch von neuem annehmen würde, denn wieder ohne sie leben, schien ihm außerhalb des Bereichs der Möglichkeit zu liegen. Er besaß in ihr das Schönste, was dem Menschen werden kann, die Ergänzung seines eigenen Wesens. So schwieg der Zwiespalt in ihm immer wieder, wenn er an ihrer Seite weilte, doch kaum hatte er sie verlassen und trat mit der Welt in Berührung, so erwachten Reue und Befürchtung aufs neue. Unzählige Nadelstiche bohrten sich in seine offene Wunde, er empfand sie mit doppelter Schärfe, weil er ihrer immer gewärtig war. Das Gespräch, das bei seinem Nahen verstummte, der Ton, in dem in seiner Gegenwart von der Maitresse eines anderen gesprochen wurde, ihn traf alles wie eine Beleidigung der Frau, der er am liebsten die Hände unter die Füße gelegt hätte. Und wer bürgte ihm dafür, daß es dabei bleiben würde?

Er stand in der Öffentlichkeit, an einer sehr exponierten Stelle. Wie wenn die Gegner seiner Partei es sich einfallen ließen, das Privatleben des Führers ans Licht zu zerren, wenn die weitverbreitete Schmutzpresse der Residenz sich seines Verhältnisses zu Josefine Härtel bemächtigte und Schilderungen von der „Idylle in der Alserstraße“ brachte? All das tauchte als Schreckgespenst vor seinem Innern auf und ließ ihn, den Rechtlichen, den rücksichtslosen Wahrheitsmann zuweilen zusammenzucken, wenn sein Name im Parlament genannt, wenn seine Vorschläge und Zurückweisungen besprochen wurden. Trotz alledem aber hätte er nicht lassen können von der geliebten Frau, wenn auch die Wahl noch sein gewesen wäre.

Endlich verging der Winter. An den Bäumen in Josefinens Garten standen dicke braune Knospen, deren Hülle feine, zusammengerollte lichtgrüne Blätter sprengten, die aussahen wie schwirrende Schmetterlinge; blütenüberschneit waren die Kirschen- und Apfelbäumchen und die Sträucher zogen sich den bräunlichen Schleier über den braunen Leib. Im Grase zirpte und summte es, Veilchen, Schneeglöckchen und Krokus färbten sich bunt und streckten und dehnten die zarten Körperchen der goldenen Sonne entgegen.

Josefine atmete auf nach der langen Haft. Sie hatte sich seit einiger Zeit nicht wohl gefühlt und sich nach längerem Überlegen dazu entschlossen, an ihren alten Hausarzt zu schreiben, natürlich nicht ohne Franzens Zustimmung eingeholt zu haben; stand doch die Uhr ihres ganzen Lebens nach seinen Wünschen gestellt. Sie hatte in ihrem Brief Dr. Braunmüller ihre Lage auseinandergesetzt und ihn gefragt, ob er zu ihr kommen wolle, als der alte Freund und Berater. Ohne Zögern war er herbeigeeilt, hatte ihnen beiden gerührt die Hand geschüttelt und sie gescholten, ihn nicht längst gerufen zu haben, sie hätten doch wissen müssen, daß er nur eines Winkes warte. Dann hatte er auf die verkehrte Welt geschimpft, sich die Brillengläser auf die Stirne geschoben und etwas gemurmelt, das geklungen hatte wie: „Arme Leute“. Franzens Besorgnis hatte er mit einem kurzen „Unsinn“ zerstreut und war dann öfter wiedergekommen, wenn er Josefine allein wußte, und hatte manche Stunde mit ihr verplaudert.

Als Franz heute, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, die ihm wohl die Frühlingsluft in die Adern gegossen, in seinem raschen Ge-

Digitized by Google

fährt um die Mittagszeit die Alserstraße entlang jagte — er hatte die endlose Rede eines ultramontanen Parlamentsgenossen im Stiche gelassen — begegnete ihm dicht am Ziel Dr. Braumüller in seinem Wagen. Er winkte ihm, ohne anzuhalten, mit so ernster, fast kummervoller Miene zu, daß Franz in heller Besorgnis Vorderhaus, Hof und Garten durcheilte. Doch als er hastig die Thür zu seinem Arbeitszimmer aufriß, das stets Josefinens liebster Aufenthalt war, warf sie sich ihm mit solchem Ungestüm an die Brust, wie es sonst gar nicht in ihrer stillen Art lag. Tötlicher Schrecken durchfuhr ihn, blieb ihr auch das nicht erspart, sollte sie auch diese äußerste Schmach, die die unverheiratete Frau treffen kann, tragen müssen?!

Wortlos hielt er sie an sich gepreßt, tief erschüttert von dem, was nun über sie gekommen war. Doch als sie das Haupt emporhob, sah er in selige Augen und hörte sie sagen: „Dein Kind, Franz, Dein Kind, — welches Glück!“

Wie ganz anders Franz auch über die Segnung dachte, die ihrem Bunde wurde, so brachte er es doch nicht über sich, sie in ihrem Entzücken zu stören. Bleiern senkte sich ihm das Bewußtsein auf die Seele, wie doppelt unmöglich nun für Josefine jede Berührung mit der Welt sein würde, jetzt, wo ein Zeuge für das erstand, was die Menschen ihren Fall nannten. Wie sie nun erst geächtet war für immer und überall, denn an welchen Ort konnte sie fliehen, wohin ihr nicht der Fluch folgen würde, eines unehelichen Kindes Mutter zu sein? Aber sie nannte ja diesen Fluch ihren Segen — „siehst Du, Franz,“ sagte sie, „das hat mir gefehlt, das war meine innerste Sehnsucht, nun weiß ich, daß uns auch der Himmel seinen Segen nicht versagt — er sendet uns einen Engel, unsere Ehe zu heiligen.“ Hätte er sie da aus ihrem Traume reißen, hätte er ihr alles Schwere klar machen sollen, das für sie durch das Kind erstehen würde, hätte er ihr zeigen sollen, wie diesem seine Geburt anhaften würde als ein Makel sein Leben lang? Er, der der Vater war, der „Verführer“? Welchen Zweck hätte es gehabt? War es nicht tausendmal besser, er trug wenigstens diese Last allein und überließ sie ihrer Freude, bis sie langsam selbst erkennen würde, wie diese beschaffen sei? Vorläufig war sie ihr noch eine reine. Sie richtete sich förmlich auf in ihrem neuen Zustand.

Es gab für sie keine Einsamkeit mehr, denn sie lebte schon ganz in dem Kommenden. Franz überraschte nun nie mehr den traurig-gespannten Zug zwischen ihren Brauen, der ihn früher zuweilen gepeinigt hatte. Sie war beschäftigt mit den Vorbereitungen für das Kind, jedes Stück der kleinen Ausstattung fertigte sie selbst, mit mendlicher Sorgfalt wählte sie alles Nötige für seinen Empfang. Nun wagte sie sich sogar wieder in verschiedene Verkaufsläden, um das Erforderliche zu besorgen. Sie schien wie über sich selbst hinausgehoben, jede Scheu von ihr gewichen. Wenn Franz kam, traf er sie über ihre Arbeit gebeugt oder sie wandelte langsam auf den bekiesten Gängen des Gartens auf und ab und ließ die Finger wie liebkosend über Sträucher und Blumen gleiten; in alle ihre Reden mischte sich die große Erwartung und die sonst so Aufmerksame versank, während er ihr von den großen Fragen des Tages sprach, in Träumerei. Sie hatte in dieser Zeit körperlich viel zu leiden und Braumüller verhehlte Franz nicht, daß er nicht ohne Besorgnis sei, doch je mehr sich ihre Gestalt veränderte, je schmaler ihr Gesicht wurde, desto glücklicher strahlten die grauen Augen.

Nun war ihnen eine Tochter geboren, ein kräftiges Kind. Als man es Franz in die Arme legte, weinte er darauf nieder. Die verschiedensten Empfindungen durchwogten ihn: das gottähnliche Gefühl, das jeden Mann beim Anblick seines Erstgeborenen überkommt, Angst um die geliebte Frau, deren Leben an einem Faden hing, Erbarmen mit ihr und dem Kinde, das das seine war und das er doch nicht stolz der Welt entgegenhalten durfte, und bittere Reue.

Bange Tage folgten und bange Wochen. Josefine rang mit dem Tode und Franz fühlte sich zuweilen dem Wahnsinn nahe, wenn er daran dachte, daß er sie verlieren könnte. Er vernachlässigte alles, er trennte sich kaum vom Hause, in dem sie litt; wie sollte er unter die Menschen gehen und mit ihnen Alltägliches verhandeln, während es in ihm schrie: „Das Weib, das ich liebe, stirbt!“ und er doch Keinem von seiner Qual sprechen durfte.

So saß er stundenlang an ihrem Bette und hielt ihre Hand in der seinen. Sie fühlte seine Nähe; lag sie wie bewußtlos und er wollte sich erheben, um zu gehen, so schlug sie

Digitized by Google

die Augen auf und suchte ihn mühsam anzulächeln. In übermenschlicher Anstrengung rang Braunmüller um ihr verflackerndes Leben, Tag und Nacht war er in ihrem Dienst beschäftigt und überließ seine zahlreichen anderen Patienten Gott und seinem Assistenten.

Eines Nachts hatte Franz den Arzt abgelöst und saß an Josefinens Lager, im matten Schein der verhüllten Lampe die Augen auf das geliebte Gesicht geheftet, das sich kaum von den weißen Kissen abhob. Unwillkürlich kam ihm über die Lippen:

„Es ist ungleich geteilt zwischen uns. Alles Glück für mich und alles Leid für Dich."

Sie hob die schweren Lider — zum Sprechen war sie zu schwach — und sah ihn an und mehr Liebe lag in diesem Blick, als sie ihm je vorher gestanden hatte.

Endlich überwand sie es doch.

Sehr, sehr langsam ging es vorwärts, aber der Sieg war erkämpft. Als Dr. Braunmüller Franz sagen konnte: „Gott sei Dank, die Gefahr ist vorbei!" da liefen ihm die Brillengläser so bedenklich an, daß er minutenlang an ihnen herumwischen mußte, und Franz vergaß alles Andere vor dem Einen: „Sie ist gerettet!"

Mit ihrer Kraft kehrte ihr auch die unendliche Freude an ihrem Kinde zurück. Mit rührender Geduld ertrug sie das lange, bewegungslose Liegen, aber das Kind ließ sie kaum mehr von ihrer Seite. Die ganze Welt schien wie versunken für sie, ein Abglanz innerer Glückseligkeit lag über sie gebreitet.

Für Franz freilich kamen die alten Sorgen wieder, jetzt wo die große Angst von ihm genommen war.

Da war vor Allem eines — die Taufe. Josefine war schon öfters darauf zu sprechen gekommen, er hatte sie immer vertröstet, sie wollten doch damit warten, bis sie ganz gesund sei, es eile ja nicht. Ihm, dem Protestanten, graute doppelt davor, den katholischen Pfarrer ihres Sprengels zur heiligen Handlung einladen und ihm erklären zu müssen, aus welchem Bunde das Kind hervorgegangen sei. Es war ihm schon bitter genug gewesen, es unter seiner Mutter Namen — Härtel — eintragen zu lassen. Josefine schien an all das gar nicht zu denken.

„Franziska soll sie heißen," hatte sie nur gesagt, „und Dir gleichen an Körper und Seele, Etwas Besseres weiß ich unserem Kinde nicht zu wünschen."

So vergingen noch Wochen. Das Kind zählte bereits fünf Monate und war noch nicht getauft. Nun aber bestand Josefine darauf und Franz mußte sich entschließen, zum Pfarrer zu gehen.

Er fand einen verbissenen alten Mann, einen Eiferer und Unduldsamen, der sich standhaft weigerte, die Handlung irgendwo anders vorzunehmen, als in der Kirche; wenn die Mutter nicht mitkommen könne, möge sie davon bleiben. Erst ein namhaftes Geldgeschenk, das Franz ihm zu frommen Zwecken zur Verfügung stellte, rang ihm das Versprechen ab, ins Haus zu kommen.

Josefine erfuhr nichts von alledem, Franz aber sah bangen Herzens dem festgesetzten Tag entgegen.

Josefine hatte ganze Körbe voll Blumen kommen lassen und Franzens Arbeitszimmer über und über mit ihnen geschmückt.

„Hier soll es sein," hatte sie gesagt, „wo wir alle unsere guten Stunden hatten. Hier soll unser liebes Kind Deinen Namen bekommen."

Franz zuckte zusammen; ob sie wohl daran dachte, daß es nur sein Vorname sein würde?

Auf den mit weißen Linnen bedeckten Tisch war das Taufbecken gesetzt worden. Franz stand davor, seine Tochter auf dem Arm, dem Pfarrer gegenüber, neben ihm der Arzt. Hinter ihnen saß Josefine im weißen Kleide, noch zu schwach, um sich durch längere Zeit auf den Füßen halten zu können. Sonst war nur das Gesinde und Josefinens Pflegerin anwesend. Sie hatten ja Niemanden, den sie hätten laden können.

Der Geistliche hatte beim Eintreten die Mutter mit einem langen Blicke gemessen, ihre Begrüßung aber nur mit einem Kopfnicken erwidert. Sie hatte es nicht bemerkt, sie dachte in diesem Momente nicht an sich.

Nun hatte er das Kind mit dem geweihten Wasser genetzt und sagte:

„Und so nehme ich Dich denn, Franziska Härtel, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes auf in die christliche Gemeinschaft. Mehr als eine Andere bedarfst Du der Barmherzigkeit des Herrn, denn der

Digitized by Google

Böse, der unabläßig umgeht, hat Dich ins irdische Dasein gerufen. Schwer lastet auf Dir die Sünde Deiner Eltern, mit aller Macht wirst Du ringen müssen, Dich zu vereinen mit Jesus Christus, unserem Herrn, um ihrer ledig zu werden. Mögest Du Gnade finden vor unserem Heiland, vor den Menschen wirst Du keine finden. Denn wie ich Dich heute aufnehme in die christliche Gemeine unter dem Namen Deiner gefallenen Mutter und der Mann, der sich Deinen Vater nennt, Dir den seinen nicht geben darf, so wirst Du gestoßen sein aus der Gesellschaft der Menschen. Die Schande Deines Namens wird Dich begleiten von Deinem ersten Schritt bis zu Deinem letzten. Einsam wird Deine Kindheit sein, Du wirst keine Gefährten haben für Deine Spiele, und bist Du herangereift zur blühenden Jungfrau, so wird kein Mann sich finden, der seinen ehrlichen Namen wird verbinden wollen mit Deinem geschändeten. Bis zu Deinem Grabe wird Dich begleiten der Fluch Deines Namens, denn er wird stehen auf Deinem Steine und dafür zeugen, daß unrein Deine Geburt war. Errette darum Deine Seele, indem Du der Welt entsagest und einen gottgefälligen Wandel führest, auf daß nicht Disteln und Dornen emporschießen aus Deinem verwesenden Leibe und Du nicht verdammt werdest zu den feurigen Qualen der Hölle, wie es die Frau sein wird, die Dir Dein sündiges Dasein gab. Amen."

Franz war, je länger der Priester sprach, desto heißer das Blut zu Kopfe gestiegen, es wurde ihm rot vor den Augen und die Hände, die das Kind hielten, zitterten heftig. Einen Moment war's, als würde er dem Priester an die Kehle fahren, doch da hatte sich die Hand des Arztes beschwichtigend auf seinen Arm gelegt. Ernst und warnend sah ihm dieser ins Gesicht, als er sich zu ihm herumwandte. Nun er sich aber, nachdem der Pfarrer geendet, zu Josefine kehrte und ihr das Kind mit einem zärtlichen Wort reichen wollte, lag diese ohnmächtig in ihrem Sessel.

Als Josefine aus ihrer langen Ohnmacht erwachte, blickte sie wie verstört um sich, als könne sie sich nicht gleich auf das besinnen, was vorgefallen war. Dann ging ein Zucken über ihr Gesicht und sie stöhnte: „Mein armes Kind!"

Franz redete sachte auf sie ein, wie sie sich nur von den Worten eines fanatischen Pfaffen so erschüttern lassen könne. Ein Strom von Thränen war ihre alleinige Antwort und Braumüller winkte Franz zu gehen, sie würde sich in Ruhe und Einsamkeit am ehesten zurecht finden.

So lag sie in demselben Zimmer, in dem sie um ihres Kindes willen so viel gelitten hatte und starrte zum Fenster hinüber. Sie sah das Licht des Märztages der Dämmerung weichen und diese dann in völlige Dunkelheit übergehen. Leise glitt die Pflegerin herein und zündete das Lämpchen an, das durch so manche Nacht geleuchtet, die sie in Schmerzen verbracht hatte, ohne zu murren.

Auch heute fand sie keinen Schlaf. Körperlich litt sie nicht, nur unendlich müde fühlte sie sich, alle Glieder wie zerschlagen und am Herzen ein dumpfes Weh, als habe sie einen Schlag darauf bekommen.

In ihrem Geiste aber wühlte und arbeitete es wie mit tausend Messerstichen. Die Worte des Pfarrers hatten die Binde von ihren Augen gerissen. Es schien ihr nun unfaßbar, daß sie bisher so blind gewesen war. In ihrem Egoismus hatte sie an nichts gedacht, als an sich selbst, als das Kind sich anmeldete, hatte sie sich nur ausgemalt, wie es ihr ein Trost in ihrer Einsamkeit sein würde, ein Born unversiegbarer Freude, wie sie es lieben und hegen, wie es sie beschäftigen und ausfüllen würde. Es war ihr ein Unterpfand für das Einverständnis des Himmels gewesen, das Kind des Mannes, dem sie sich ohne äußeren Segen hingegeben hatte. An das Schicksal des Kindes hatte sie nicht gedacht, nur an sich, nur an sich! Wohl schreckten sie die Flüche nicht, die der Pfaffe über sie und ihr Kind ausgesprochen hatte, wohl glaubte sie nicht daran, daß Gott es verdammen würde, weil Vater und Mutter zwei Unglückliche waren, denen es verwehrt gewesen, sich vor dem Altar zu verbinden — aber was er sonst gesagt, das von den Menschen, wie sie es von sich stoßen, wie sie ihm verwehren würden, mit in ihre Gemeinschaft zu treten, das war die Wahrheit, das konnte Niemand besser wissen, als sie.

Sie hatte es ertragen weil es ihre eigene Wahl gewesen war, weil sie es für den Ge-

Digitized by Google

liebten trug. Mit welchem Recht aber hatte sie ein anderes Geschöpf dazu verdammt, wie eine Aussätzige gemieden zu werden — ihr eigenes Kind?!

Das hatte sie nicht erwogen in ihrer verblendeten Selbstsucht, in der sie gejubelt und frohlockt hatte. Wie war es nur möglich, wie war sie nur so von ihrem eigenen Wünschen und Sehnen erfüllt gewesen, daß die Welt für sie versunken war, — die Welt, die ihr Kind zerfleischen würde, sobald es nur die Hand ausstreckte nach dem Guten und Ehrlichen, das auf ihr gedieh?!

Eine wilde Verzweiflung überkam sie. Zum ersten Male fühlte sie Reue, zum ersten Male schien ihr das, was sie gethan hatte, Sünde, nicht um ihretwillen, sie war ja frei gewesen und berechtigt, sich frei zu verschenken, aber um des hilflosen Wesens willen, das Fleisch von ihrem Fleisch war und Blut von ihrem Blute.

Gab es keinen Ausweg, gab es keine Rettung?

Sie lag und grübelte. Die Nacht wich dem Zwielicht und dieses dem Morgen, ohne daß Schlaf über ihre Lider gesunken.

Braumüller kam schon zu früher Stunde, fühlte ihren Puls und schüttelte den Kopf. Dann setzte sich Franz an ihr Bett und sprach ihr zu. Sie schien wie verwandelt, sie hatte kein Lächeln für ihn und die grauen Augen sahen an ihm vorbei in's Leere. Nur als man ihr das Kind reichte, brach sie wieder in Thränen aus.

So verging der Tag und der nächste und noch viele. Sie war vor der Taufe in völliger Wiedergenesung begriffen gewesen, nun schien ihr Lebensnerv wie verwundet. Kein Mittel verfing. Sie saß blaß und theilnahmlos da und brütete vor sich hin, kaum daß sie die Wimpern hob, wenn Franz eintrat; wenn er ihre Hand ergriff lag sie wie tot in der seinen und küßte er ihre Lippen, so waren sie kalt. Nur mit dem Kinde beschäftigte sie sich stundenlang, dann war auch Leben in ihrem Gesicht, aber ein kummervolles, schmerzliches Leben.

Franz verzweifelte fast. Er verstand sie nicht; wie hatte die Rede des Pfarrers diese furchtbare Wandlung hervorbringen können? Er wußte doch, daß sie keine frommgläubige Katholikin war und an den Gebräuchen nur aus Pietät festhielt. Konnte ihr klarer Geist dem Fluche des Priesters ein ernstes Gewicht beimessen? Er hatte sie nicht wieder zu fragen gewagt, auf den Zehenspitzen schlichen Alle um sie herum, als könne es ein Unglück geben, wenn man sie aus ihrem Brüten wecke.

Auch Braumüller wußte keinen Rat. „Es ist nicht der Körper, es ist die Seele, die krank ist," sagte er bekümmert, „dafür habe ich keine Medizin."

Endlich wurde Franz dieser Zustand unerträglich und er beschloß, sie zum Sprechen zu bringen; ärger als es war, konnte es kaum noch werden.

Eines Nachmittags setzte er sich an ihre Seite, nahm ihre Hände in die seinen und sagte eindringlich:

„Josefine, so geht es nicht weiter. Sprich dich aus. Was ist dir? Was hat dich so verändert?"

Sie hob hülflos die Augen zu ihm auf.

„Wo ist deine Freude an unserem Kinde geblieben? Hat der Pfaffe sie dir verleidet? Kannst du, meine kluge Josefine, glauben, daß Gott das unschuldige Geschöpf verdammen wird, weil wir Beide uns so sehr geliebt haben?"

„Nein", sagte sie nach einer beklommenen Pause. „Das ist's nicht. Aber die Menschen — o was war ich für eine Egoistin, an nichts habe ich gedacht, als an mich und nun ist es da. Nicht einmal deinen Namen darf es tragen."

„Wenn es das ist", sagte er, „so laß die Sorge fahren. Sie soll ihn bekommen. Ich kann sie adoptieren, sobald ich das gesetzliche Alter dazu habe — in fünf Jahren kann ich's."

Sie sah ihn erstaunt fragend an.

„Geht das? Kann man sein eigenes Kind adoptieren?"

„Darum kümmert sich Niemand, ob es das eigene oder ein fremdes ist. Verlaß dich darauf Josefine, ich adoptiere sie, sie soll meinen Namen haben und meine Erbin sein."

„Wächter wird sie heißen!" sagte Josefine und ein heller Schein glitt über ihr abgezehrtes Gesicht. „Franziska Wächter!"

„Ja," bestätigte er, „das wird sie, ich schwöre es dir. Nun sei aber auch wieder mein tapferes Weib und werde gesund für uns Beide, für Franz und Franzi."

Digitized by Google

Es schien ihr ein Alp von der Brust genommen. Ihre Augen glänzten, sie fragte ihn nicht nur nach allen Einzelheiten, unter welchen eine Adoption zu ermöglichen ist, aus, sondern nahm auch an Anderem Teil, wovon er ihr erzählte. Als die Wärterin ihr das Kind zur „guten Nacht“ brachte, bedeckte sie es mit Küssen und sagte: „Mein Kleines, du wirst ihn doch bekommen, den Namen deines Vaters.“

Franz verließ sie am späten Abend erleichterten Gemüts. Das war's also gewesen? Warum war er nicht längst auf den Gedanken gekommen und hatte nur immer des Fluchs gedacht und nicht begreifen können!

Nun mußte Alles gut werden. Es war ja selbstverständlich, daß er seinem Kinde seinen Namen gab, sobald ihm dieses möglich wurde, wenn er ihm schon die legitime Geburt nicht hatte geben können. Seine Brust dehnte sich in der kühlen Nachtluft, er fühlte sich leicht und froh wie lange nicht.

(Schluß folgt.)

Geschwister.

Zog ein Kind hinaus in alle Fernen,
Seinen Bruder wollt' es kennen lernen,

Lange hat's gesucht in Süd und Norden,
Sucht nicht weiter, ist so müd geworden.

Schlafen will's bei Blumen an der Quelle:
Wenn mein Bruder kommt, so weck mich schnelle.

„Wenn er kommt, wie kann ich ihn erkennen?“
Drei geheime Zeichen laß ihn nennen.

Frag ihn, ob er sich in jungen Tagen
Gern und gut mit andrem Volk vertragen.

Frag, ob er mit Brüdern reich gesegnet,
Ob ihm oft ein Schwesterherz begegnet.

Frag auch, ob er eins ist mit dem Haufen,
Ob er gerne läuft, wo Andre laufen.

Sagt er: Kampflos wuchs ich auf und heiter,
Wünsch ihm frohe Fahrt und schick ihn weiter.

Spricht er: Bin an Brüdern reich und Schwestern.
Sag ihm: Zieh und freu dich heut wie gestern.

Mag er gehn, wo alle Welt gegangen,
Hilf ihm schnell zur Heerstraß' hin gelangen,

Aber sagt er: Scheel war ich betrachtet,
Meine Jugend ward verfolgt, geschlachtet,

Ausgestorben scheints ist meine Sippe,
Kann nicht fügsam kauen an der Krippe.

Drum am Waldgrund, wo die Quellen eilen,
Dumpf wie Tier und Pflanze will ich weilen,

Will den Wassern Red und Antwort tauschen,
Harfe sein, in der die Winde rauschen.

Spricht er so, dann heiß ihn schnell willkommen,
Zeig den Weg ihm, den auch ich genommen,

Führ ihn her zu seiner Mutter Kinde,
Sag ihm, daß er mich bei Blumen finde.

Isolde Kurz.

Erinnerung.

Aus Nacht gewoben
Und Weh und Leid
Ist unsrer Liebe
Erinnerungskleid.

Darein gewirket
Als Sternenkranz
Sind unsre Thränen
Voll düstrem Glanz,

In scheuen Funken
Manch' tiefes Rot
Zeigt, wo ein Hoffen
Ging in den Tod.

So messen zuletzt
Wir unser Glück
Am Jammer, den es
Uns ließ zurück.

P. Friese.

„Ihr Auge glich . . .“

Ihr Auge glich dem silbergrauen
Gewölk in erster Frühlingszeit;
Es war ein bang verwundert Schauen,
Noch fremd mit Leid und Seligkeit.

Zuweilen fuhr ein freundlich Lächeln,
Ein Sonnenstrahl durch's tiefe Grau
Und griff wie Maienwindes Fächeln
Ans Herz und sprach vom ersten Blau;

Bis daß er plötzlich wie im Weinen
Im feuchten Schimmer schon verflog,
Weil sie nicht wußte, was zum einen
Und was zum andern sie bewog.

Doch unterm Schleier ging ein Drängen,
Als dulde ihm die Seele nicht,
Als wolle stürmisch ihm zersprengen
Der Sonnenstrom, das Himmelslicht.

Julius Havemann.

Digitized by Google

Wettstreit.

Hell von den schimmernden Strahlen umflossen
Winkt in der Ferne das lockende Ziel:
Schranken hinweg! Und das Feld sei erschlossen
Unsern beschwingten, entfesselten Rossen!
Auf! Und beginnet das herrliche Spiel!
Vorwärts mit verhängten Zügeln
Durch die freie, weite Bahn!
Hoffnung auf den lichten Flügeln
Fliegt voran.

Siegen im freudigen Kampf kann nur Einer,
Einen nur krönt der geheiligte Kranz!
Doch von den Andern verdunkele Keiner
Neidischen Herzens dem Glücklichen seiner
Leuchtenden Krone unsterblichen Glanz!
Ruhm, den ihm die Götter gaben,
Strahlt auf alle dann zurück:
Mitgekämpft, gestrebt zu haben
Ist das Glück. —

Wilhelm Langewiesche.

Zum Trost.

Als es Sommer war, als es Sommer war,
Gingen wir am See entlang.
Über Wies und Hang
Unser Kindlein sprang,
Und im Winde flog sein blondes Haar,
Als es Sommer war.

Doch der Winter kam, doch der Winter kam,
Öde liegen Hain und Flur;
Und wir beide nur
Folgen alter Spur,
Unser Kind der Himmel zu sich nahm,
Als der Winter kam.

Wenn der Frühling kommt, wenn der Frühling kommt,
Rauscht's geheimnisvoll im See:
„All' Dein Leid und Weh
Schmilzt wie dieser Schnee.
Hoffe! neues Leben dir auch frommt
Wenn der Frühling kommt."

Hans M. Grüninger.

In der Fabrik.

Die kirchturmhohen Schlote ragen,
Die schrille Arbeitsglocke klingt,
Schwungriemen drehn sich, Räder jagen,
Es klirrt der Draht, die Hämmer schlagen,
Das Eisen der Maschinen blinkt . . . .

Im Hofraum Volk im Arbeitskleide,
Verdüstert Volk, dir feindgesinnt . . . . .
Im Erker du in Sammt und Seide
Und blitzendem Brillantgeschmeide.
Des Reichtums und der Schönheit Kind.

Du senkst der Wimper seidene Franze
Das goldumlockte Angesicht —
Und Gischt und Dämpfe ziehn im Tanze
Empor zu dir und sprühn im Glanze
Wie Nebel vor dem Sonnenlicht.

Rudolf Knussert.

Herbst.

Mit Gold und Feuerfarben,
Umflammt vom Abendroth,
In Ästern und in Garben
Erscheint der blasse Tod.

Im Siegesübermuthe
Zieht ein der greise Held —
Und färbt mit ihrem Blute
Die überwundne Welt,

Oswald Schmidt.

Spruch.

Der härteste Stein, wird er ein Spiel der Meere,
Er rundet sich, schleift seine Kanten ab.
Gieb du dem Strom der Zeiten auch die Ehre
Nimm deine Ecken nicht mit dir in's Grab!

Robert Waldmüller-Duboc.

Digitized by Google

Meine Schülerjahre.

Von

Theodor Fontane.*)

Als wir Johanni 27 in dem Swinemünder Apotheker-Hause glücklich untergebracht waren, meldete sich alsbald auch die Frage „was wird nun aus den Kindern? in welche Schule schicken wir sie?“ Wäre meine Mutter schon mit zur Stelle gewesen, so hätte sich wahrscheinlich ein Ausweg gefunden, der, wenn nicht auf's Lernen, so doch auf das „Standesgemäße“ die gebührende Rücksicht genommen hätte. Da meine Mama jedoch einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben war, so lag die Entscheidung bei meinem Vater, der schnell mit der Sache fertig war und sich in einem seiner Selbstgespräche muthmaßlich dahin resolvirte, „die Stadt hat nur eine Schule, die Stadtschule, und da diese Stadtschule die einzige ist, so ist sie auch die beste.“ Gesagt, gethan; und ehe eine Woche um war, war ich Schüler der Stadtschule.**) Nur wenig ist mir davon in Erinnerung geblieben: eine große Stube mit einer schwarzen Tafel, stickige Luft trotz immer offenstehender Fenster und zahllose Jungens in Fries- und Leinwandjacken, ungekämmt und barfüßig oder aber in Holzpantoffeln, die einen furchtbaren Lärm machten. Es war sehr traurig. Ich verknüpfte jedoch damals, wie leider auch später noch, mit „in die Schule gehen“ so wenig angenehme Vorstellungen, daß mir der vorgeschilderte Zustand, als ich seine Bekanntschaft machte, nicht als etwas besonders Schreckliches erschien. Ich ging eben davon aus, daß das so sein müsse. Als aber, gegen den Herbst hin, meine Mutter eintraf und mich mit den Holzpantoffeljungens aus der Schule kommen sah, war sie außer sich und warf einen ängstlichen Blick auf meine Locken, denen sie in dieser Gesellschaft nicht mehr recht trauen mochte. Sie hatte dann eines ihrer energischen Zwiegespräche mit meinem Vater, dem wahrscheinlich gesagt wurde „er habe mal wieder blos an sich gedacht“ und denselben Tag noch erfolgte meine Abmeldung bei dem uns schräg gegenüber wohnenden Rektor Beda. Dieser nahm die Abmeldung nicht übel, erklärte vielmehr meiner Mutter „er habe sich eigentlich gewundert . . .“ All das war nun so weit ganz gut, berechtigte Kritik war geübt und ihr gemäß verfahren worden, aber als es nun galt, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, wußte auch meine Mutter nicht aus noch ein. Lehrkräfte schienen zu fehlen oder fehlten wirklich und da sich, bei der Kürze der Zeit, noch keine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt ermöglicht hatten, so wurde beschlossen, mich vorläufig wild aufwachsen zu lassen und ruhig zu warten, bis sich etwas fände. Um mich aber vor Rückfall in dunkelste Nacht zu bewahren, sollte ich täglich eine Stunde bei meiner Mutter lesen und bei meinem Vater einige lateinische und französische Vokabeln lernen, dazu Geographie und Geschichte.

„Wirst Du das auch können, Louis?“ hatte meine Mutter gefragt.

„Können? Was heißt können! natürlich kann ich es. Immer das alte Mißtrauen.“

„Es ist noch keine 24 Stunden, das Du selber voller Zweifel warst.“

„Da werd ich wohl keine Lust gehabt haben. Aber wenn es drauf ankommt, ich verstehe

*) Der vorliegende Aufsatz bildet ein Kapitel des demnächst im Verlage von F. Fontane & Co. erscheinenden Buches des Dichters: „Meine Kinderjahre.“

**) Der Knabe stand damals im 8. Lebensjahre.

Digitized by Google

die Pharmacopoea borussica so gut wie jeder andere und in meiner Eltern Haus wurde französisch gesprochen. Und das Andre, davon zu sprechen wäre lächerlich. Du weißt, daß ich da 10 Stndirte in den Sack stecke."

Und wirklich, es kam zu solchen Stunden, die sich, wie schon hier erwähnt werden mag, auch noch fortsetzten, als eine Benöthigung dazu nicht mehr vorlag und so sonderbar diese Stunden waren, so hab ich doch mehr dabei gelernt, als bei manchem berühmten Lehrer. Mein Vater griff ganz willkürlich Dinge heraus, die er, von lange her, auswendig wußte oder vielleicht auch erst am selben Tage gelesen hatte, dabei das Geographische mit dem Historischen verquickend, natürlich immer so, daß seine bevorzugten Themata schließlich dabei zu ihrem Rechte kamen. Etwa so.

„Du kennst Ost- und Westpreußen?"

„Ja, Papa; das ist das Land, wonach Preußen Preußen heißt und wonach wir alle Preußen heißen."

„Sehr gut, sehr gut; ein bischen viel Preußen, aber das schadet nichts. Und Du kennst auch die Hauptstädte beider Provinzen?"

„Ja, Papa; Königsberg und Danzig."

„Sehr gut. In Danzig bin ich selber gewesen und beinahe auch in Königsberg, — blos es kam was dazwischen. Und hast Du mal gehört, wer Danzig, nach tapferer Vertheidigung durch unsern General Kalkreuth doch schließlich eroberte?"

„Nein, Papa."

„Nun, es ist auch nicht zu verlangen; es wissen es nur Wenige und die sogenannten höher Gebildeten wissen es nie. Das war nämlich der General Lefèvre, ein Mann von besonderer Bravour, den Napoleon dann auch zum Duc de Dantzic ernannte, mit einem c hinten. Darin unterscheiden sich die Sprachen. Das Alles war im Jahre 1807."

„Also nach der Schlacht bei Jena?"

„Ja, so kann man sagen; aber doch nur in dem Sinne, wie man sagen kann, es war nach dem siebenjährigen Krieg."

„Versteh' ich nicht, Papa."

„Thut auch nichts. Es soll heißen, Jena lag schon zu weit zurück; es würde sich aber sagen lassen, es war nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau, eine furchtbar blutige Schlacht, wo die russische Garde beinahe vernichtet wurde und wo Napoleon, ehe er sich niederlegte, zu seinem Liebling Duroc sagte: „Duroc, heute habe ich die sechste europäische Großmacht kennen gelernt, la bone."

„Was heißt das?"

„La bone heißt der Schmutz. Aber man kann auch noch einen stärkeren deutschen Ausdruck nehmen und ich glaube fast, daß Napoleon, der, wenn er wollte, etwas Cynisches hatte, diesen stärkeren Ausdruck eigentlich gemeint hat."

„Was ist cynisch?"

„Cynisch . . . ja, cynisch . . . es ist ein oft gebrauchtes Wort und ich möchte sagen, cynisch ist soviel wie roh und brutal. Es wird aber wohl noch genauer zu bestimmen sein. Wir wollen nachher im Konversations-Lexikon nachschlagen. Es ist gut, über dergleichen unterrichtet zu sein, aber man braucht doch nicht alles gleich auf der Stelle zu wissen."

So verliefen die Geographiestunden, immer mit geschichtlichen Anekdoten abschließend. Am liebsten jedoch fing er gleich mit dem Historischen an oder doch mit dem, was ihm Historie schien. Ich muß dabei noch einmal, aber nun auch wirklich zum letzten Male, seiner ausgesprochenen Vorliebe für alle Ereignisse samt den dazu gehörigen Personen, die zwischen der Belagerung von Toulon und der Gefangenschaft auf St. Helena lagen, Erwähnung thun. Auf diese Personen und Dinge griff er immer wieder zurück. Seine Lieblinge hab ich schon in einem früheren Kapitel genannt, obenan Ney und Lannes, aber einen, der seinem Herzen vielleicht noch näher stand, hab ich doch, bei jener ersten Aufzählung, zu nennen vergessen und dieser eine war Latour d'Auvergne, von dem er mir schon in unseren Ruppiner Tagen allerlei Geschichten erzählt hatte. Das wiederholte sich jetzt. Latour d'Auvergne, so hieß es in diesen seinen Erzählungen, habe den Titel geführt: „le premier grenadier de France oder Erster Grenadier von Frankreich", als welcher er, trotzdem er Generalsrang gehabt, immer in Reih und Glied und zwar unmittelbar neben dem rechten Flügelmann der alten Garde gestanden habe. Als er dann aber in dem Treffen bei Neuburg gefallen sei, habe Napoleon angeordnet, daß das Herz des „Ersten Grenadiers" in eine Urne gethan und bei der Truppe mitgeführt, sein Name Latour

Digitized by Google

d'Auvergne aber bei jedem Appell immer aufs Neue mit aufgerufen werde, wobei dann der jedesmalige Flügelmann Ordre gehabt habe, statt des „Ersten Grenadiers“ zu antworten und Auskunft zu geben, wo er sei. Das war ungefähr das, was ich, von meinem Vater her, längst auswendig wußte; seine Vorliebe für diese Gestalt aber war so groß, daß er, wenns irgend ging, immer wieder auf diese zurückkam und dieselben Fragen that. Oder richtiger noch, immer wieder dieselbe Scene inscenierte. Denn es war eine Scene.

„Kennst Du Latour d'Auvergne?“ so begann er dann in der Regel.

„Gewiß. Er war le premier grenadier de France.“

„Gut. Und weißt Du auch, wie man ihn ehrte, als er schon tot war?“

„Gewiß.“

„Dann sage mir, wie es war.“

„Ja, dann mußt Du aber erst aufstehen, Papa, und Flügelmann sein; sonst geht es nicht.“

Und nun stand er auch wirklich von seinem Sophaplatz auf und stellte sich als Flügelmann der alten Garde militärisch vor mich hin, während ich selbst, Knirps der ich war, die Rolle des appellabnehmenden Offiziers spielte. Und nun, aufrufend, begann ich:

„Latour d'Auvergne!“

„Il n'est pas ici,“ antwortete mein Vater in tiefstem Baß.

„Où est-il donc?“

„Il est mort sur le champ d'honneur.“

Es kam vor, daß meine Mutter diesen eigenartigen Unterrichtsstunden beiwohnte — nur das mit Latour d'Auvergne wagten wir nicht in ihrer Gegenwart — und bei der Gelegenheit durch ihr Mienenspiel zu verstehen gab, daß sie diese ganze Form des Unterrichts, die mein Vater mit einem unnachahmlichen Gesichtsausdruck seine „sokratische Methode“ nannte, höchst zweifelhaft finde. Sie hatte aber in ihrer in diesem Stück und auch sonst noch ganz konventionellen Natur total Unrecht, denn, um es noch einmal zu sagen, ich verdanke diesen Unterrichtsstunden, wie den daran anknüpfenden gleichartigen Gesprächen, eigentlich alles beste, jedenfalls alles brauchbarste, was ich weiß. Von dem, was mir mein Vater beizubringen verstand, ist mir nichts verloren gegangen und auch nichts unnütz für mich gewesen. Nicht bloß gesellschaftlich sind mir, in einem langen Leben, diese Geschichten hundertfach zu gute gekommen, auch bei meinen Schreibereien waren sie mir immer wie ein Schatzkästlein zur Hand und wenn ich gefragt würde, welchem Lehrer ich mich so recht eigentlich zu Dank verpflichtet fühle, so würde ich antworten müssen: meinem Vater, meinem Vater, der so zu sagen gar nichts wußte, mich aber mit dem aus Zeitungen und Journalen aufgepickten und über alle möglichen Themata sich verbreitenden Anekdotenreichtum mündlich viel mehr unterstützt hat, als alle meine Gymnasial- und Realschullehrer zusammengenommen. Was die mir geboten, auch wenn es gut war, ist so ziemlich wieder von mir abgefallen, die Geschichten von Ney und Rapp aber sind mir bis diese Stunde geblieben.

* * *

Diese, so sehr ich mich ihr verpflichtet fühle, doch immerhin etwas sonderbare väterliche Lehrmethode, der alles Konsequente und Logische fehlte, würde, da meine Mutter nur eben die Schwächen und nicht die Vorzüge derselben erkannte, sehr wahrscheinlich zu heftigen Streitigkeiten zwischen den beiden Eltern geführt haben, wenn meine kritikübende Mama dem Ganzen überhaupt eine tiefere Bedeutung beigelegt hätte. Das war aber nicht der Fall. Sie fand nur, daß meines Vaters Lehrart etwas vom Üblichen völlig Abweichendes sei, wobei nicht viel Reelles, d. h. nicht viel Examenfähiges herauskommen würde, worin sie auch vollkommen Recht hatte. Da ihr selber aber alles Wissen sehr wenig galt, so belächelte sie zwar die „sokratische Methode“, sah aber keinen Grund, sich ernsthaft darüber zu ereifern. Es kam, ihrer aufrichtigsten Überzeugung nach, im Leben auf ganz andere Dinge an, als auf Wissen oder gar Gelehrsamkeit und diese anderen Dinge hießen: gutes Aussehen und gute Manieren. Daß ihre Kinder sämtlich gut aussähen, war eine Art Glaubensartikel bei ihr und daß sie gute Manieren entweder schon hätten oder sich aneignen würden, betrachtete sie als eine natürliche Folge des guten Aussehens. Es kam also nur darauf an, sich vorteilhaft zu präsentieren. Ernste Studien erschienen ihr nicht als Mittel,

Digitized by Google

sondern umgekehrt als Hindernis zum Glück, zu wirklichem Glück, das sie von Besitz und Vermögen als unzertrennlich ansah. Ein Hunderttausendthalermann war etwas und sie hatte Respekt und selbst Ehren für ihn, während ihr Gerichtspräsidenten und Konsistorialräte nur wenig imponierten und ihr noch weniger imponierend erschienen wären, wenn nicht im Hintergrunde das von ihr respektirte „Staatliche" gestanden hätte. Sie war unfähig, sich vor einer sogenannten geistigen Autorität in gutem Glauben zu beugen, nicht weil sie von sich selbst eine hohe Meinung gehabt hätte (sie war im Gegenteil völlig ohne Eitelkeit und Einbildungen) sondern nur weil sie, wie sie nun mal war, auf dem praktischen Gebiete des Lebens — und die nichtpraktischen Gebiete kamen für sie gar nicht in Betracht — eine Macht des Wissens oder gar der Gelehrsamkeit nicht anerkennen konnte. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo seitens beider Eltern, etwa 20 Jahre nach dem hier Erzählten, eine Trennung, eventuell Ehescheidung geplant wurde. Die Trennung erfolgte dann auch wirklich, die Ehescheidung unterblieb. Aber diese letztere wurde doch vorübergehend ganz ernsthaft erwogen und ein Freund unseres Hauses, der damalige bethanische Geistliche, Pastor Schultz, dessen Spezialität Ehescheidungsfragen waren (es war die Zeit unter Friedrich Wilhelm IV., wo man solche Dinge mit frisch aufflebender dogmatischer Strenge behandelte), — Pastor Schultz, sag ich, lehnte sich, als er von dem Plane hörte, mit aller Kraft und Beredsamkeit dagegen auf. Meine Mutter hielt sehr viel auf ihn und kannte zudem das Ansehen, dessen er sich „bis hoch hinauf" erfreute, „bis hoch hinauf", was für sie Bedeutung hatte; nichtsdestoweniger machten seine strengen Auseinandersetzungen nicht den geringsten Eindruck auf sie, so wenig, daß sie, als er schwieg, mit superiorer Seelenruhe sagte: „Lieber Schultz, Sie verstehen diese Frage gründlich; aber ob ich ein Recht darauf habe, mich scheiden zu lassen oder nicht, diese Frage kann in der ganzen Welt kein Mensch so gut beantworten wie ich selber." Und damit brach sie ab. Ähnlich ungläubig stand sie jeder Autorität gegenüber. Sie war voll Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit aller drei Fakultäten und bezweifelte — patriarchalische Zustände waren ihr Ideal — daß die Menschen beispielsweise was Reelles von der Juristerei hätten. Alles gehe, so meinte sie, nach Gunst oder Vorteil oder im besten Falle nach Schablone. Reich sein, Besitz (am liebsten Landbesitz), alles womöglich unterstützt von den Allüren eines Gesandtschafts-Attachés — das war etwas, das schloß Welt und Herzen auf, das war eine wirkliche Macht; das andere war Komödie, Schein, eine Seifenblase, die jeden Augenblick platzen konnte. Und dann war nichts da. Man wird begreifen, daß, bei dieser Anschauung, meine Mutter zwar darauf hielt, mich aus der Barfüßler-Schule heraus zu bringen, im übrigen aber in einem Interim, ohne regelmäßigen Schulunterricht, kein besonderes Unglück sah. Es war gegen die Ordnung, das war das Schlimme daran. Im übrigen, das bischen Lernen, das war jeden Augenblick wieder einzubringen. Und wenn nicht, nicht.

* * *

Zu diesem Wiedereinbringen schien sich endlich Gelegenheit bieten zu sollen, als es Ende März 1828 hieß, Kommerzienrat Krause werde gleich nach Ostern einen Hauslehrer ins Haus nehmen und einige andere Honoratorenkinder an dem seinen eigenen Kindern zu erteilenden Unterricht teilnehmen lassen. So war es denn auch. Es machte aber, außer meinen Eltern, keiner von dieser freundlichen Bereitwilligkeit Gebrauch und als zwischen den beiden Familien alles verabredet und geordnet war, erschien ich, bei Beginn des Unterrichts, mit einer Seehundsfell-Mappe, drin drei Schreibebücher und ein Kinderfreund steckten, in der Schulstube des Krause'schen Hauses. Das Krause'sche Haus war mir damals schon wohlbekannt, aber in den Teil des Hauses, der zunächst das Schulzimmer und rechts und links daneben zwei für den Hauslehrer eingerichtete Mansardenstuben enthielt, war ich noch nie gekommen. Ich empfing auch hier wieder sofort den freundlichsten Eindruck, indessen so freundlich derselbe war, so war doch keine Zeit, mich mußevoll umzuthun, denn der Lehrer saß schon auf seinem kurulischen Stuhl, einem großen Sessel in Gartenstuhlformat, die zwei jüngeren Krause'schen Kinder neben sich, mein Freund Wilhelm ihm

Digitized by Google

gegenüber*) Neben diesem war noch ein Stuhl frei; der war für mich. Ich ging aber, so war ich instruiert, zuvörderst auf den Lehrer zu, um diesem die Hand zu geben. Er rückte denn auch, war er doch ohnehin kurzsichtig, seinen Sessel ein wenig herum, um mich besser sehen zu können. „Nun, das ist recht, daß Du da bist. Setze Dich da drüben neben Deinen Freund. Und nun wollen wir mit einer Leseprobe beginnen. Ihr habt Alle den Kinderfreund und der soll auch bleiben. Aber heute möcht' ich doch, daß wir zuerst die Bibel nähmen; Ihr habt doch die Bibel?" Wir bestätigten und er seinerseits fuhr fort: „Ich denke, wir fangen mit dem Anfang an. Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Für die zwei Kleinen ist es noch zu schwer, aber Ihr beiden Großen könnt euch darin teilen."

Wir lasen denn auch das Kapitel so ziemlich zu seiner Zufriedenheit und als wir durch waren, sagte er „Nun will ich noch ein paar Fragen thun und mir allerlei von euch erzählen lassen, ob ihr schon in Stettin wart oder in Rügen und ob ihr schon schwimmen könnt und schlittschuhlaufen und ob ihr wißt, wo Vineta gelegen hat. Ihr kennt doch Vineta?"

Wir sagten ihm, was ihn erheiterte, daß wir zu Boot über die Stelle hingefahren wären. Und dann frug er, welche Spiele wir spielten und ob wir's verständen, einen Drachen steigen zu lassen. Aber wir müßten ihn auch selber machen können. Es lag ihm offenbar daran, uns, durch leicht zu beantwortende Fragen, sowohl mit Vertrauen zu ihm wie zu uns selbst zu erfüllen. Es mochten so anderthalb Stunden vergangen sein, dann sagte er: „Nun ist es genug für heute, morgen wollen wir aber volle Zeit halten. Ich habe schon einen Stundenplan gemacht und Du mußt ihn Dir abschreiben." Diese Worte richteten sich an mich. Ich erhielt dann noch die Bestellung an meine Eltern, daß er am Nachmittage kommen würde, seinen Besuch zu machen, worauf ich nach Hause stürmte, um zu erzählen, wie mir's gegangen sei. Meine Mutter war etwas überrascht, während mein Vater sagte: „Gefällt mir Alles sehr; nur nicht gleich scharf zufassen. Immer peu à peu. Nicht quälen, nicht einschüchtern. Vertrauen wecken und Liebe. Und daß er euch gleich frei gegeben hat! Das ist das, was ich einen richtigen Pädagogen nenne. Ferien sind etwas Dummes, ich habe nie gewußt, was ich in den Ferien machen sollte; aber Freistunden, à la bonne heure. Und daß er euch immer gefragt hat und sich gleich hat von Drachensteigen erzählen lassen. Er hat offenbar die sokratische Methode."

Die hatte er nun freilich nicht, aber in allem, was mein Vater sonst noch zum Lobe des Hauslehrers gesagt hatte, hatte er recht. Dr. Lau, so hieß der neue Hauslehrer, war ein vorzüglicher Pädagog, weil er ein vorzüglicher Mensch war und wenn ich oben gesagt habe, daß ich eigentlich Alles den Anekdoten meines Vaters zu verdanken hätte, so muß ich doch den guten Dr. Lau ausnehmen. Dieser verstand es auch, einem allerlei kleine Geschichten, woran eine Kinderseele hängt, zu vermitteln, aber weil er zugleich ein geschulter Mann war, so that er das alles in Ordnung und Zusammenhang und das bischen Rückgrat, was mein Wissen hat, verdank' ich ihm.

(Schluß folgt.)

*) Wilhelm Krause, dem zuliebe der Hauslehrer überhaupt gehalten wurde, war ein bildhübscher Junge, aber sehr zart und von jenen roten Backen („wie gemalt") die kein langes Leben prophezeien. Und so kam es auch. Mit kaum 20 Jahren schickte man ihn nach Malaga, von dessen Klima man sich Gutes für seine Gesundheit versprach. Er war sehr musikalisch und nahm an Bord des Schiffes, auf dem er die Reise machte, seinen schönen Kisting'schen Flügel mit. Dieser Flügel nun war, bei Ankunft in Malaga, wegen zu enger Thüren und Treppen nicht gleich unterzubringen und stand eine Stunde lang oder länger auf der Straße, was viel Volk herbeilockte. Jedem sollt er sagen, was es mit dem Kasten eigentlich sei, worauf er die prompteste Antwort gab, indem er den Flügel aufschlug und darauf spielte. Das Volk war entzückt, so daß sich sagen läßt, dieser glückliche Zufall habe ihn, von Anfang an, zu einer populären Figur gemacht. Er erholte sich anscheinend auch gesundheitlich, nahm an allem Teil und schrieb reizende Briefe, die Willibald Alexis, ein Freund des Krause'schen Hauses, herausgegeben hat. Aber sein Leiden war schon zu weit vorgeschritten und so starb er denn bereits im Sommer 1842. Als der Begräbnistag da war, war gerade Prinz Adalbert, auf seiner Brasilienfahrt, im Hafen von Malaga gelandet und nahm, in freundlicher Erinnerung an die im Krause'schen Hause verlebten Tage, Veranlassung, sich mit seinen Offizieren an der Trauerfeierlichkeit zu beteiligen.

Digitized by Google

Das verliebte Gretchen.

Aus dem Holländischen des **W. J. van Zeggelen** von **Johannes Schurmann.**

Ich weiß nicht — nie mehr weckt wie sonst
Früh morgens Mutter mich;
Und wer ist doch am ersten auf?
Zuerst von Allen? . . . Ich!
Dann seh' ich Wasser auf den Herd,
Greif' dies und jenes an,
Und weiß genau, wie spät es ist,
Kommt Louw der Zimmermann.

Punkt Sechs, ob's heller Sonnenschein,
Ob's Regenwetter sei,
Geht Louw mit seinem Handwerkszeug
An unsrer Thür vorbei.
Der Meister giebt ihm jedesmal,
Weil er so klug und schnell,
Den ersten Platz, obgleich er noch
Der jüngste Bursch gesell.

Am Wams spart er die Bürste nicht,
Noch Wasser am Gesicht,
Sein Haar ist immer glatt gekämmt,
Sein Schurzfell rein und dicht.
Sein ganzes Werkzeug, das er sich
Verdient mit eigner Hand,
Glänzt blankgeputzt im Sonnenschein,
So hält er es in Stand.

Die anderen Gesellen sind
Ihm nicht besonders grün;
Das macht: er ist kein Tagedieb;
Drum hält der Baas auf ihn.
Doch immer ist er frisch und froh
Und freundlich, wann's auch sei;
Nur wo es Zwist und Händel giebt
Ist Louw nicht mit dabei.

Und bietet man ein Gläschen Bier
Und einen Schnaps ihm an,
Er nimmt das Bier, und sagt, daß er
Den Schnaps entbehren kann;
Denn Louw sagt — und so denk' ich auch —:
Nicht im Genever sitzt
Die Kraft, die einem Handwerksmann
Bei seiner Arbeit nützt.

Und erst am Sonntag müßt ihr sehn
Den Louw, den Zimmermann:
Dann hat er seinen besten Rock,
Gestreifte Weste an;
Im wasserdichten Überrock
Ist er so schön und fein —
Das reichste Bürgermädchen müßt'
Mit Louw zufrieden sein.

Kommt er vorbei — zuweilen steh'
Ich just am Fenster dann —
Ich thu', als ob ich ihn nicht säh'
Den Louw, den Zimmermann.
Sehr artig — freilich — ist das nicht,
Vielmehr — 's ist wirklich dumm!
Und Louw sagt dennoch Guten Tag
Und schaut wohl sechsmal um.

Ich sollte wirklich arg'ger sein —
Ich wär's auch, stieg' nur nicht,
Wenn ich ihn kommen höre, gleich
Das Blut mir in's Gesicht.
Rot werden . . . . Ei was schwatz' ich doch!
Louw denkt am Ende gar,
Ich hätt' ihn . . . das ist dummes Zeug!
Kein Wort davon ist wahr!

Ich lob' ihn nur als Zimmermann . . .
Wie fühl ich mich geniert,
Wenn nebenan Kornelchen mich
Manchmal mit Louw vexiert!
Wart' nur! . . . Ich weiß auch wohl von ihr . . .
Der Jan . . . Ich bin nicht blind! . . .
Doch muß ich sagen, daß ich Louw
Wohl zehnmal netter find'.

Ich glaub', daß Louw noch Meister wird
Und selbst Gesellen hält.
Doch dazu braucht man Geld, und ihm
Fehlt's, hör' ich, sehr an Geld.
Doch das ist gleich! Gering und gut
Gilt mehr, als reich und schlecht,
Und besser als ein halber Baas
Ist schon ein ganzer Knecht!

Mein Erbteil von der Patin her,
Das Geld in Amsterdam, . . .
Und was ich in der Sparkass' hab',
Die Mitgift von Ohm Bram . . .
Das macht zusammen doch gewiß . . .
Mein Gott, was fällt mir ein!
Um tausend Gulden möcht' ich nicht . . .
Ei was! ich bin allein!

Und wenn er käm'? was sagt ich dann?
Nicht Ja! nein, ganz gewiß!
Ich glaub' daß ich das Ganze dann
Der Mutter überließ'.
Doch wenn die nichts dagegen hat,
Und er mich fragt? was dann?
Ich träum' schon wieder diese Nacht
Von Louw, dem Zimmermann! —

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Zwei Vettern.

Ein Zwiegespräch

von

Adalbert Meinhardt.

(Schauplatz: Athen, Hôtel Grande Bretagne.)

Der Braune: Komm hier nur herein. Dies ist mein Zimmer.

Der Blonde: Hm. Also dies hier? so besonders . . . . für Athen . . . .

Der Braune: Du hast schon einmal so was gesehn?

Der Blonde: Ehrlich gestanden . . . . Ich dachte mir auf so klassischen Boden . . .

Der Braune: Da müßte ein Hotelzimmer auch antiken Wandschmuck, etwa wie in Pompeji, aufweisen?

Der Blonde: Ungefähr. Jedenfalls dachte ich, wenn du es vorziehst, hier zu wohnen, anstatt zu Hause, bei Deiner Frau . . . Laß einmal die Aussicht sehen.

Der Braune: Halt, lieber nicht.

Der Blonde: Weshalb soll ich den Vorhang nicht fortziehen?

Der Braune: Das Fenster geht auf einen Hofraum, in dem Lämmer am Spieß gebraten werden; der Fett-Duft ist nicht lieblich. Die Akropolis siehst Du von hier nicht. Und überhaupt . . . .

Der Blonde: Ich weiß schon. Ueberhaupt willst Du wissen, wozu ich da bin. Ich sagte Dir's. Kann ein freier Jüngling, wie ich, nicht nach seinem leiblichen Vetter, der dazu von jeher sein Vorbild, Sehnsucht verspüren? Wär's so undenkbar, wenn ich Lust bekommen hätte, beschäftigungslos, wie Du mich stets nennst, mir auch einmal die Welt anzuschauen, nach Deinem Beispiel in klassischer Luft, auf dem Boden von Hellas mich zu ergehen? Und welchen ausgezeichneteren Führer könnte ich mir wünschen, als Dich, Gelehrter! Noch in Deinem letzten Brief an die Deinen stand so viel zu lesen von den wichtigen Resultaten Deiner neuen Ausgrabungen, von dem Wühlen im Perserschutt und . . . .

Der Braune: Sie sind wirklich Alle gesund?

Der Blonde: Alle. — Wenn man nun einmal die Leidenschaft archäologischer Forschungen hat, und ihr fröhnt wie Du, so steckt das an. Wahrhaftig ich, von Hause aus bin ich . . . .

Der Braune: Willst Du mir sagen, weshalb Du die Reise hierher gemacht hast?

Der Blonde: Mit der Zeit, ja, höchst wahrscheinlich. Was ich Dich vorher noch fragen wollte: es gefällt Dir hier? Das Hotel ist billig, das Essen gut?

Der Braune: Nein!

Der Blonde: Ah, das bedaure ich. Du giebst also wohl mehr aus als Du veranschlagt hattest, als . . . .

Der Braune: Nein, sag ich!

Der Blonde: Auch das nicht? Aber Du brauchst deshalb nicht so zu schreien.

Der Braune: Gustav, Mensch, willst Du mich foltern? Du trittst vor mich Nichtsahnenden hin, unten im Flur; sagst gemütlich: da bin ich! giebst mir keinen vernünftigen Grund an für Dein Kommen, sondern plauderst von der Reise, der Eisenbahnfahrt längs des Golfs von Korinth, und daß Du vorher seekrank warst und . . .

Der Blonde: Ja, und jetzt mich etwas müde fühle und hungrig dazu. Du wolltest, dachte ich, hier oben mir ein kleines Diner bestellen.

Der Braune: Gleich.

Der Blonde: Nein, nicht gleich, sofort. Erlaube, daß ich klingele. Kellner, das Menu.

Digitized by Google

Versteht er wirklich Deutsch? Das ist prächtig. Ich fürchtete, hier würde man nur mit Evoe! und mit kat' exochen und dergleichen durchkommen können. Nämlich mein Schulgriechisch vergaß ich so ziemlich. Was ich noch weiß, ist aus Operetten oder Zeitungsleitartikeln, wo manchmal so einzelne Schlagworte stehen. Es macht sich ja ganz hübsch so ein Bisserl Griechisch . . . .

Der Braune: Gustav, ich bitte dich, sag' mir die Wahrheit: Es ist Niemand krank zu Hause?

Der Blonde: Eins, zwei, drei, vier fünf . . . . Ich habe nicht Finger genug, nachzuzählen, wie oft du mich fragtest. Soll ich Dir's vielleicht schriftlich geben, daß sie sich ganz gesund befinden? Meine Mama und Deine, meine hochzuverehrende Tante Lou und . . . . .

Der Braune: Du hast keinen Brief für mich?

Der Blonde: Nein, wozu? soll ich mich zum Postboten erniedern?

Der Braune: Und meine Frau gab Dir nicht einen Gruß mit?

Der Blonde: Sie wußte ja gar nicht . . . Ach, da ist der Kellner schon wieder. Guter Freund, haben Sie Erbarmen mit mir und meinem dreitägigen Seehunger und bringen Sie möglichst schnell was zu essen. Was, ist mir egal. Oder doch nicht so ganz. Nämlich ich — entschuldige, Alter, — Du weißt ja, ich halte auf ein geschmackvoll gewähltes Diner, klein, aber fein. Und was so eine atheniensische Küche in unseren Tagen produzirt. . . . Also studiren wir erst einmal die carte du jour. Consommé — Turbot, richtig, alles en régle und so unnational wie nur möglich. Halt da: feuilles de vigne farcies: was ist das: gefüllte Weinblätter? Das klingt ja ganz klassisch, bibelhaft, südlich. Hast Du's probiert, ja? Und es ist gut? Vortrefflich! Also edler Ganymedes — denn der war doch der Göttermundschenk, nicht wahr? — bringen Sie mir nur Alles was dasteht und Bier dazu, atheniensisches Bier wie die Karte sagt, aber viel, recht viel. Ich habe einen Durst wie weiland die Götter im Olympos und . . . . Ja, blicke nur nicht so verzweifelt, als ob Du mich gleich verspeisen wolltest, am liebsten farcirt wie die feuilles de vigne —

Der Braune: Du bist jedenfalls in den drei Monaten, seit ich fortging, nicht weniger frivol geworden.

Der Blonde: Hm, findest Du nicht? Die Spanne Zeit war leider doch lang genug, für . . . . . manches Ernste . . . . .

Der Braune: Was murmelst Du da?

Der Blonde: Nichts. Das heißt — ich bemerkte eben, in den drei Monaten seist auch Du schwerlich so viel anders geworden, etwas pedantisch, nicht sehr tolerant, — verzeih, wenn ich mich so offen ausspreche, — etwas eingenommen von Deinen eigenen Ideen, Plänen, Arbeiten und wenig geneigt, diese, die freilich sehr wichtig sein mögen, auch nur auf Monate bei Seite zu setzen, um Dich in das Wesen anderer Leute hineinzudenken, — und bei alledem im Grunde des Herzens ein ganzer Kerl, ein ehrlicher Mensch mit dem redlichsten Wollen zum Guten — so warst du schon immer.

Der Braune: Bist Du von Deutschland via Triest, Corfu und Patras hierher gefahren, über meine Charaktereigentümlichkeiten Dich auszusprechen?

Der Blonde: Empfängst Du mich doch mit den alten Vorwürfen über die meinen.

Der Braune: Nun, ist's nicht frivol, einen Menschen zu erschrecken, wie Du es thatst?

Der Blonde: Du hättest Dich mit mir freuen sollen.

Der Braune: Ist's nicht frivol, all' die Hunderte von Meilen zurückzulegen und von meinem Weibe mir kein Sterbenswort zu bringen? nicht frivol . . . .

Der Blonde: Ganz Lessing. Schade, daß Du nicht auch in Jamben redest.

Der Braune: Nicht frivol vor allem mit dieser vergnüglich blonden Miene . . . .

Der Blonde: Mein Gott, daß ich blond bin, kann ich doch nicht ändern.

Der Braune: Nein. Aber Deine schönen Kravatten und Deine Handschuhe four in hand und der Sitz Deines gelben Röckchens . . .

Der Blonde: Sind Äußerlichkeiten.

Der Braune: Sind charakteristische Merkmale eines Menschen, der keinen anderen Lebenszweck kennt als das Vergnügen, als sein Behagen.

Digitized by Google

Der Blonde: Ist's Dein Lebensziel also, Dir das Dasein unbehaglich zu machen?

Der Braune: Laß das Silbenstechen. Was verstehst denn Du von meinen Zwecken und Arbeiten, habe ichs doch nicht einmal Elma, wie es scheint, so recht beibringen können, daß mein Forschen einen Wert hat. Die Wissenschaft nützt, auch wenn sie wirklich nichts als Scherben, wie Ihr spottet, zu Tage fördert. Jedes Erkennen andrer Zeiten, anderer Menschen, läßt uns über das Wesen der eignen klarer sehen. Jedes Forschen und wenn es selbst resultatlos bliebe, bereichert den Gesamtvorrat von Können, von Erkenntnis, der in der Welt ist. Lacht ihr mich ruhig aus. Ich bin nicht nur selbst glücklicher deshalb, weil ich einen oder den andern Punkt aus der Sittengeschichte der alten Griechen aufhellen konnte, weil ich eine Grabstelle mehr zu den Hunderten, die man schon kennt, gefunden, erklärt habe. Nein ich fühle mich stolz vor allem, mein bescheidenes Können in den Dienst meines Volkes, meiner Zeit stellen zu dürfen.

Der Blonde: Natürlich. Ein wohlhabender Mann kann sich auch diesen Luxus gestatten. Es ist das alles wichtiger, als sein junges Weib zu lieben.

Der Braune: Und ich fordre von meinem Weibe, von meinen Freunden so viel Toleranz nur, daß sie mir das Recht zuerkennen, über die Verwertung meiner Geisteskräfte selbst zu bestimmen. Mich dünkt, das sei nicht zuviel verlangt.

Der Blonde: Wie man's nehmen will. Wenn Deine Frau einverstanden ist . . dann freilich.

Der Braune: Ist sie das nicht? Hat sie geklagt?

Der Blonde: Sie! mit keiner Silbe.

Der Braune: Du glaubst aber, daß sie im Herzen meine Abwesenheit mißbilligt? Es ist wahr, sie bat mich, sie mitzunehmen; noch neulich im Brief fragte sie, ob sie nicht nachkommen könne. Ich weiß nicht, was sie hier anfangen sollte, das arme Kind. Ich habe es ihr auch abgeschlagen. Sprach sie davon?

Der Blonde: Nein.

Der Braune: Du aber blickst drein, als ob Du mich darum tadeln wolltest. Wann sahst Du sie zuletzt?

Der Blonde: Am Mittwoch Abend.

Der Braune: Und heute ist Dienstag. Also am Tage vor Deiner Reise. Und sie trug Dir keinen Gruß auf?

Der Blonde: Sie wußte nicht, daß ich reisen wollte.

Der Braune: Am Tage vorher nicht? Weshalb hast Du es ihr verheimlicht?

Der Blonde: Es war nicht Verheimlichung. Ich selbst wußte auch noch nicht . .

Der Braune: Das wird immer wunderlicher. Und welcher unvorhergesehene Fall, welcher tolle Streich veranlaßte Dich, am nächsten Morgen aufzupacken?

Der Blonde: Ich hatte die Nacht nicht besonders geschlafen.

Der Braune: Nicht? und da bist Du um 8 Uhr früh, denn so geht der Zug etwa, abgefahren, Knall und Fall?

Der Blonde: Du irrst, ich fuhr mit dem neuen Nachmittagszuge, war Freitag in Wien und kam Sonnabend in Triest gerade noch zu rechter Zeit an, mich einzuschiffen.

Der Braune: Und alles das, weil Du die Nacht schlecht geschlafen hattest?

Der Blonde: Du sagst es, deshalb.

Der Braune: Rede das einem Andern ein. Du hast entweder Wechsel gefälscht, was Dir im Grund doch nicht ähnlich sieht —

Der Blonde: Danke für die gute Meinung.

Der Braune: Oder dein ganzes Hab und Gut im Spiel verthan . . .

Der Blonde: Schwerlich. Da ich, wie Du wohl weißt, weder Hab noch Gut besitze.

Der Braune: Nun, das Vermögen Deiner Mama, das kommt am Ende auf eines heraus. Aber wenn Du das beides nicht thatst, dann, — ja dann bleibt eben nur eines. Und das eine ist, wie ich Dich kenne, das Richtige. Du hast . . . irgend eine verheiratete Frau, . . . mit der bist Du . . .

Der Blonde: Ich bin allein hier.

Der Braune: Ja, so scheint es, das sah ich.

Der Blonde: Und Übrigens, da kommt die Suppe. Du gestattest, daß ich mich mit der Sättigung meines inneren Menschen befasse, indessen Du Dein hochnotpeinliches Inquisitorium fortsetzest.

Der Braune: Iß nur. Ich gehe inzwischen ein wenig auf und ab . . . Sag' mal,

Digitized by Google

wenn ich Dir glauben soll, daß das so ein plötzlicher, unvorbedachter, verrückter Entschluß war, ohne zwingende Gründe, — es kann ja sein, ich glaube es zwar noch nicht, aber es kann sein, ich kenne dergleichen, — und wenn Du erst am Nachmittag abfuhrst, — weshalb bist Du nicht am Morgen noch auf einen Moment zu Mama und Elma hinüber gegangen? Es hätte mich doch gefreut ein Wort von ihnen zu hören.

Der Blonde: Ja, Du hast recht, ich . . Die Suppe ist heiß.

Der Braune: Nun weshalb gingst Du nicht zu ihnen?

Der Blonde: Ich hatte wirklich keine Zeit. Bedenke: Urlaub nehmen, Rechnungen zahlen, Einladungen absagen, an meine eigene Mutter schreiben, — sie war noch an der Riviera zum Glück, — und dann packen und ordnen . . . . Ich wußte kaum mehr, wo mir der Kopf stand.

Der Braune: Und du hattest die Nacht nicht geschlafen? Das ist also wahr?

Der Blonde: Nur zu wahr. Wie jedes Wort, das ich Dir sage, ich schwöre es Dir.

Der Braune: Wie feierlich, nun, ich will Dir glauben. Auch die schlaflose Nacht der Überlegung, das Erwachen beim Morgengrauen . . .

Der Blonde: Ich war sehr spät nach Hause gekommen.

Der Braune: So, spät? weshalb? wo warst Du den Abend?

Der Blonde: Auf dem Maskenball bei . . .

Der Braune: Ja, richtig der Ball! Nun fällt mir's ein, auf dem Ball warst Du also? Elma schrieb mir lang vorher, fragte, ob sie hingehen dürfe. Dürfe! natürlich. Sie solle sich prächtig kostümiren und amüsiren, antwortete ich ihr. Sahst Du sie?

Der Blonde: Ja.

Der Braune: Aber Du ißt nichts. War der Fisch schlecht? Sogar die Weinblätter läßt Du stehen. Mir schien ihr Geschmack immer recht angenehm. He, Kellner, den Braten.

Der Blonde: Du bist sehr freundlich, für mich zu sorgen.

Der Braune: Nun ja, am Ende bist Du doch mein Gast hier. Und ich bin kein Unmensch, der Dich verhungern lassen will. Also schweigen wir lieber von Deinen Sachen, sie verlegen Dir den Appetit, wie ich merke. Und erzähle mir von den Meinen. Elma sah gut aus an dem Abend?

Der Blonde: Sehr.

Der Braune: Ja, sie ist hübsch, das muß man ihr lassen. Es freut mich immer, wenn sie Gelegenheit, hat, sich zu putzen. Sie thut's nur zu wenig. Ein weißes Kleid trägt sie am liebsten, hoch am Hals und ohne Brimborien wie sie andere Frauen lieben. Und vielleicht ist das die allerjubtilste, raffinirteste Eitelkeit, das sage ich ihr immer. Sie setzt einen förmlichen Eigensinn drein, die Diamanten meiner Mutter, die diese ihr zur Hochzeit gegeben, nie anzulegen. Ich glaube es ist, weil ihre Mutter, — na, Du weißt ja von Mama wohl, daß die schöne polnische Gräfin, die ihre Jugendfreundin war und deren Kind, Elma, sie auferzogen, durch häusliche Tugenden nicht gerade glänzte. Auch um die Perlen, die großen, die ich ihr als Bräutigam schenkte, hat es schon mehrmals Streit gegeben. Trug sie den Schmuck?

Der Blonde: Ich glaube . . ich weiß nicht. —

Der Braune: Nun, Du hast wohl nicht drauf geachtet. Ich kann mir's denken. Man übersieht das, wenn man nicht grade der Eigner des Schmucks und Eigner der Frau ist. Was war ihr Kostüm?

Der Blonde: Ein weißes Kleid, wie Du sagst, Empireschnitt oder so etwas. Und ein Domino darüber.

Der Braune: So? Da konnte sie ja intrigieren unter der Maske. Obwohl, . . . Elma . . . man kennt sie doch. Und sich verstellen ist nicht grade ihr größtes Talent. Ich wette, Du hast sie erkannt im Moment, da sie in den Saal trat?

Der Blonde: Freilich, ich . . .

Der Braune: Das wußte ich. Wurde sie bemerkt, umringt? Schien sie zu gefallen? Und hast Du selber mit ihr getanzt?

Der Blonde: Ich? Nein.

Der Braune: Siehst Du, so etwas ärgert mich! Was nützt Schönheit, wenn sie nicht reizend ist zugleich, nicht versteht, anzuziehen, zu gefallen. Ich sollte mich freun, meint' meine Mutter, daß sie nie kokettirt.

Digitized by Google

Nun ja, theoretisch ist das ganz richtig. Aber in Wahrheit . . . , im täglichen Leben würde eine Frau mich mehr fesseln, die ein wenig mehr Abwechslung böte.

Der Blonde: Wirklich?

Der Braune: Ja, kannst Du dir das nicht denken?

Der Blonde: Ich . . . nun ich . . . . wenn ich ein Weib wie Du besäße . . . Soll ich Dir von dem Dessert anbieten? Die Orangen scheinen gut.

Der Braune: Danke. Also Du würdest in dieser stets gleichen farblosen Kühle Dich wohl befinden?

Der Blonde: Und Du, um ihren Wert ganz zu spüren, brauchst's, daß erst andere ihn Dir neiden? Mußt Du eifersüchtig werden, bevor Du ihr Deine eigene Liebe etwas fühlbarer machen willst?

Der Braune: Eifersüchtig! Haha, ich! — Da kennst Du mich schlecht. Und sie erst recht nicht. Denke Dir Elma, von einem Manne sich den Hof machen lassend und mich vergessend. Armes Kind! Sie wußte sich gar nicht dabei zu benehmen. Sie käme gewiß am nächsten Morgen zur Mama und erzählte ihr alles. Und am Abend würde sie mir wortgetreu schreiben, was ihr geschehen und würde mich um Verzeihung bitten. Nun, Du schweigst? bist Du anderer Ansicht?

Der Blonde: Du kennst Deine Frau gut, so sagst Du selbst.

Der Braune: Thue ich auch. Mein Gott, wen soll man denn schließlich kennen, wenn nicht so ein Mädel, das man von ihrem zehnten Jahr an neben sich hat aufwachsen sehen! So oft ich von meinen Reisen zurückkam, immer war sie auf ihrem Posten, still, dankbar, geduldig, zu allem bereit.

Der Blonde: Auch dazu, sich von Dir heiraten zu lassen.

Der Braune: Natürlich. Wer anfangs nicht ganz so einverstanden war, bin ich gewesen. Ich fand sie ja reizend mit ihrer blassen, ernsthaften Miene, so recht zum Verlieben. Und ich wußte, eine treuere Frau würde ich schwerlich, meine gute Mama gewiß keine bessere Schwiegertochter finden können. Aber — man will doch auch seine Romantik. Und daß Mama mir diese Braut so fix und fertig für mich präparirt und hergerichtet auf dem Präsentirbrett anbot, daß mir wirklich nichts anderes zu thun blieb, als zuzugreifen, zu nehmen, was mein war, das — Du begreifst.

Der Blonde: Hättest du damals gewußt, daß ein anderer . . . .

Der Braune: Ja, ich gestehe es, das würde mich angetrieben haben. Nun es war eben ein anderer nicht da. Und so . . . . Jetzt rührt mich ihre hingebende Liebe, das Bewußtsein vollständigen Einklangs, die Sicherheit, ausruhen zu dürfen, im Vertrauen auf sie. Aber damals . . . . da that ich's nur, wie man meistens das thut, was bequem ist und was die Leute von einem erwarten.

Der Blonde: Also deshalb.

Der Braune: Hättest Du's etwa nicht so gemacht?

Der Blonde: Ich! ich bitte, laß mich aus dem Spiele.

Der Braune: Was das nun wieder für ein Gesicht ist. Wahrhaftig Junge, ich könnte mir einreden, Du selber . . . .

Der Blonde: Und wenn dem so wäre?

Der Braune: Unsinn.

Der Blonde: Denke Dir den Fall, er ist möglich.

Der Braune: Nein, Unsinn sag' ich. Du und . . . . Elma tanzte nicht mit Dir auf dem Balle? Hast Du sie gefragt?

Der Blonde: Nein.

Der Braune: Du sprachst sie überhaupt nicht.

Der Blonde: Doch, ein paar Worte.

Der Braune: Welche?

Der Blonde: Es ist heiß im Saal hier.

Der Braune: Das ist nicht wahr.

Der Blonde: Ich sagte Dir schon, ich spreche nur die strikte Wahrheit. Dazu kam ich her.

Der Braune: Dazu kamst Du her, dazu, dazu! was soll das heißen?

Der Blonde: Halt, laß mich atmen, Gieb Luft. So. Der Kellner.

Der Braune: Mensch, was wollen Sie schon wieder.

Der Blonde: Er will abrämmen, selbstverständlich. Kaffee? nein, danke, jetzt nicht. Ich denke, den nehmen wir nachher unten, im Lesezimmer. Es ist doch eins hier? Gut. Ob wir ausfahren wollen, das werde ich

Digitized by Google

Ihnen dann auch sagen. Zur Akropolis, ja wohl. Nicht wahr, Deine Ausgrabungen sind dort? oder sind sie an der Gräberstraße?

Der Braune: Hörst Du endlich auf?

Der Blonde: Gewiß. Er ist fort. Jetzt können wir, wenn Du es willst, auch von unseren Angelegenheiten reden. Vor dem fremden, neugierigen Burschen schien mir's erwünschter . . .

Der Braune: Zu heucheln, sich zu verstellen, ja wohl. Das scheint überhaupt Dir natürlich zu sein.

Der Blonde: Wozu willst Du mir Injurien sagen? Es ist so nutzlos wie unerfreulich.

Der Braune: Du sollst mir eingestehen, was geschehen ist. Ich will Dich schon zwingen, ich . . . .

Der Blonde: Laß, sage ich. Wenn ich Dir nicht erzählen wollte, Dir beichten, das Wort gefällt Dir wohl besser, — glaubst Du, ich hätte nach dieser gräßlich durchwachten Nacht mich aufgemacht, wäre hierher gekommen, hierher nach Athen, zu Dir?

Der Braune: Die schlechte Nacht ist also Wahrheit? Haha! Und der Rest?

Der Blonde: Wie ich Dir sagte. Wir sprachen von der Hitze im Saale.

Der Braune: Du wirst mich noch wahnsinnig machen.

Der Blonde: Deine Mutter stand daneben, frag' bei ihr an. Dann sind wir auseinander gegangen, ich nach Haus.

Der Braune: Und sie kam — zu Dir?

Der Blonde: Glaubst Du, Deine Faust mir am Halse würde mich eher zum Reden zwingen als mein Wille?

Der Braune: Du, Du! Der blonde Gustav. Das Gigerl! Mit Deinem wunderbar steifen Hemden. Und den bunten Strümpfen, den Lackschuhen. Elma! Wer das fassen kann! Sie kam?

Der Blonde: Wenn Du aufgehört hast, mich zu schütteln, werde ich Dir weiter berichten. (Schluß folgt.)

Dunkle Wege.

Von

Hermann Lingg.

Geborstnen Pfeilern gleich, gebrochen
In ihrem kühnsten Bogen, sind wie oft
Die größten Unternehmen, ungesprochen
Die wahrsten Worte, selbst erhofft
Als einer bessern Zukunft Saaten,
Sind unvollbracht die größten Thaten! —
Sie gingen unter, stürzten ein
Der Nachwelt Staunen, und allein
Nur als Ruinen sollten sie es sein!

Was aller Menschheit fruchten sollte
Bedecken Leichenfelder, Fall
Und Nachweh'n zeigt die aufgerollte
Gedächtnistafel, überall
Gebilde, schön einst und erhaben,
Und Torso dann, in Schutt begraben.
Wohin gesloh'n die Reste sind? —
Wer sagts, wohin der Saamen blind,
Um fern wo zu befruchten, trug der Wind?

Und Leben, die so viel versprachen!
Ein Raphael, ein Mozart! Sie,
Ach, daß auch sie so früh zerbrachen
In ihrer schönsten Harmonie!
Daß sie verhallten, kaum erklungen!
Wohin sie weiter sich geschwungen,
Wer sagt's, und welch ein Sein empfing,
Was uns mit ihnen unterging?
Welch Sein in aller Wesen großem Ring?

Jedoch auch mitten in Entwürfen
Dahin zu geh'n ist schön und groß!
Die Hand am Werk, noch ahnen dürfen
Wie sich's entringt der Zukunft Schoos,
Den Grundstein eines Bau's zu legen,
Der dauern wird, und allen Segen
Voraus zu kosten, den die Zeit
Den großen Schöpfungen verleiht,
In deines Odems Weh'n, Unsterblichkeit!

Und erst des hohen Alters Riesen
Wie mächtig schau'n erst die uns an!
Wie Hochgebirg! So weltgepriesen
Und ruhmgekrönt, ein Tizian,
Ein Goethe! wie aus Geisterreichen
Und ihnen nah, die Göttergleichen!
Vor ihrer Größe machte Halt
Das Schicksal selbst, um sie verhallt,
Verstummt des alten Erdenfluch's Gewalt!

Digitized by Google

Die deutsche Dichtung und das deutsche Haus.

Von **Josef Bayer.**

VI.

Aus diesem Bühnenflachland, in welchem zuletzt Kotzebue der ganzen Breite nach herrschte, erhob sich wohl zu stolzer, wolkenumkreister Höhe „der deutsche Parnaß“ mit seinem klassischen Drama, um aber auf der anderen Seite wieder sacht in die gemütliche Niederung hinabzufallen.

Schiller irrte gewiß, wenn er in einem Briefe an Goethe (vom 31. August 1798) auf eine dahin lautende Nachricht aus Hamburg konstatieren zu können vermeinte, daß das Gefallen am Familiengemälde und namentlich an den Iffland'schen Stücken dieser Gattung nachzulassen beginne. „Unwahrscheinlich ist es nicht, daß das Publikum sich selbst nicht mehr sehen mag; es fühlt sich in gar zu schlechter Gesellschaft ... Das lange Begaffen eines Alltagsgesichts muß endlich ermüden.“ Es ermüdete aber noch lange nicht; Schiller selbst war jedoch damals des apollinischen Siegesgefühls voll, dem Marsyas der Trivialität wirklich das Fell abgezogen zu haben. Als er mit dem ganzen Kraftaufgebot seines dichterischen Vermögens die Wallenstein-Trilogie schuf, glaubte er zuversichtlich, jene Kunstform des Dramas errungen zu haben, die dem großen Wendepunkte „an des Jahrhunderts ernstem Ende“ an Würde und Bedeutung entsprechen sollte.

> Die neue Aera, die die Kunst Thaliens
> Auf dieser Bühne heut beginnt, macht auch
> Den Dichter kühn, die alte Bahn verlassend,
> Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
> Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
> Nicht unwert des erhabenen Moments
> Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen!

Doch das Publikum kümmerte sich nicht sonderlich um den „erhabenen Moment“ und den „höheren Schauplatz“; das im Parterre erbgesessene Philistertum gab den Anspruch nimmer auf, seine eigenste kleine Welt — trotz Marquis Posa, Egmont und Wallenstein — in stets wiederholter, kleinlichster Abspiegelung auf dem Theater wiederzufinden. Dagegen richtete Schiller mit seinem geistvollen Spott in den Xenien und der Parodie „Shakespeares Schatten“ nichts aus. Der Theaterphilister läßt sich bewitzeln, verspotten, von den litterarisch Überlegenen auf alle erdenkliche Weise schlecht behandeln, aber er besteht auf seinem Geschmack und seinem Repertoir, und setzt beides auch durch. Man ließ immerhin Schiller von seiner Höhe herabschelten: „Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren, und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist“ — und blieb trotzdem in der Gesellschaft der Sekretäre und Husarenmajore, sowie der Amtmänner, Justiziäre, Stabschirurgen, Magister und Pächter. Schiller erhob die satyrische Geißel und nahm die Sache nach seiner Art pathetisch: die Satyre ist ja der zornige, der pathetische Witz. Goethe, auch dort beschaulich, wo ihm manches tief mißfiel, beschmunzelte jenen trivialen Zustand mit leichter Ironie, ohne sich sonderlich aufzuregen. In seinem Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters (im Mai 1821), einer seiner bedeutsamsten Gelegenheitsdichtungen, kommt er unter den verschiedenen Formen des Schauspiels auch auf das „Familiengemälde“ zu sprechen:

> Ein Bürger kommt — auch der ist gern gesehn!
> Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
> Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
> Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
> Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht:
> Die Tochter liebt, sie liebt nicht, den sie soll,
> Ein munterer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
> Und was an Oheim, Tanten, dienstbarn Alten
> Sich Charaktere seltsamlich entfalten;
> Das Alles macht uns heiter, macht uns froh,
> Denn ungefähr geht es zu Hause so.
> Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
> Erträgt man leichter in der Wirklichkeit;
> Die Thoren sagt man durcheinander kennen,
> Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Goethe hat sich in alles Thatsächliche zu fügen verstanden, auch in die Entwicklung des deutschen

Digitized by Google

Theaters nach der eben bezeichneten Seite hin. So feierte er am 9. Mai 1815 gemeinsam Schillers und Iffflands Angedenken am Weimarer Theater. Er fügte dem Schauspiel des letzteren: „Die Hagestolzen“ ein Nachspiel an, in welchem die Iffland-schen Figuren in Goethes gehobener Sprache weiter reden; darauf ließ er Schillers inszenierte „Glocke“ folgen, um dann die Feier mit dem bekannten, unvergleichlichen Epilog: „Denn er war unser! mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen“ (deklamiert von Mad. Wolf) abzuschließen. So setzt sich Goethe mit zwei ungleichartigen Gästen aus dem Schattenreich auseinander, die er für denselben Gedächtnisabend zusammenlud. Er ließ sich ja auch, wie wir wissen, im Theaterrepertoir von Weimar das Regime der beiden theatralischen Bürgerkönige, Iffland und Kotzebue, ohne Widerspruch gefallen, und geriet gegen den letzteren erst in Aufregung, als dieser mit dem frechen Merkel zu vereinter Angriffsoperation sich verbündet hatte. In den „Invektiven“ entlastet sich der Ärger Goethes mehr in Scherz, als in Zugrimm mit dem bekannten „Ultimatum“:

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr
Gesund und froh, wie ich meistens war;
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch so lange keine Ruh,
Müßten's kollegialisch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.

Die cynische Erleichterung zum Schluß kennt man ja auch.

Da, wo Goethe so leicht hinwegging, wollen wir die alten, weiterhin abgestumpften Gegensätze nicht wieder wachrufen. Aber ein Gedanke drängt sich unwillkürlich auf: welchen Weg hätte wohl die dramatische Produktion in Deutschland genommen, wenn Schiller nach einem so starken, aus der Tiefe des damaligen Lebens gegriffenen Trauerspiel, wie „Kabale und Liebe“ eine Zeitlang beim bürgerlichen Drama geblieben, oder wenigstens so lange dabei ausgedauert hätte, bis bei begabten Nachfolgern eine energischere Fassung dieser so wichtigen Gattung gesichert worden wäre? Vielleicht würde dadurch viel von der redlich gemeinten Verflachung des Iffflandtums, und der unredlichen der Kotzebuerei abzulenken gewesen sein. Aber solche Erwägungen: „wenn dies geschehen wäre, wenn jenes nicht“ — sind müssig, von dem Verständnis des wirklich Geschehenen ablenkend, in der Geschichte sowohl, wie auch speziell in der Litteraturgeschichte. Dennoch drängt sich jene Erwägung neuerdings auf, als ob sie nicht ganz abzuweisen wäre. Schiller ist von „Don Carlos“, eigentlich schon von „Fiesco“ an in die höhere Bahn des historischen Dramas eingetreten; doch genau genommen, hat er diese Gattung nur durch seinen individuellen Beruf getragen und fast für sich allein litterarisch kreiert. Es ist uns nur zu wohl bekannt, welch' schattenhaften Verlauf die weiteren, unabsehbaren Versuche im historischen Drama mit wenigen Ausnahmen hatten, bis sie endlich die große Totenkammer und Litteraturgruft der deutschen Dramatik füllten. Die Linie nach der starken Weiterführung des bürgerlichen Dramas hin war abgerissen; wir finden die von dem jungen Schiller fallen gelassenen Fäden erst sehr spät wieder aufgenommen: etwa in „Maria Magdalena“ von Friedrich Hebbel, oder im „Erbförster“ von Otto Ludwig. Es war ein ernstes Versäumnis der ersten Talente, diese wichtige Gattung den Routiniers und den schriftstellernden Schauspielern ganz und gar zu überlassen. Ein tiefer gefaßter Lebensinhalt hätte dann in das bürgerliche Drama gebracht werden können; der Weg des Pfadfinders Lessing wäre dann bei stärkerer Fühlung mit den dramatisch gestaltbaren Existenzverhältnissen des deutschen Bürgerwesens in rechter Weise fortgesetzt worden — kurz gesagt: wir hätten ein markiges, bürgerliches Drama von klassischem Wert erhalten können, neben welchem immerhin die Tragödie der „höheren Richtung“ auch gedeihen mochte. Es war ein Fehler der Ersten und Großen in unserer Litteratur — ich betone es nochmals — etwas so Wesentliches verabsäumt zu haben. Man kann die Wahl der Produktion auf die verschiedensten Stoffe lenken — und wie rasch beweglich z. B. Schiller in dieser Wahl sich zeigte, wissen wir aus dem Briefwechsel mit Körner und Goethe. Wann wäre gegen die Darstellung bürgerlicher Zustände vom litterarischen Standpunkte etwas einzuwenden gewesen? Nur gegen die flache und triviale Auffassung solcher Sujets muß man sich mit Fug und Recht erklären. Hätten sich die Besten dieses Gebiets (wenn auch nicht ausschließend) bemächtigt, und dabei auch die ästhetische Norm dieser Produktion festgestellt, dann wäre sie von der Invasion der gemeinen Praxis wieder bedroht gewesen. Es ist der größte strategische Verstoß des sogenannten „vornehmen“ Standpunktes in der Litteratur, eine exponierte Stellung „ohne Deckung“ zu lassen. Wie oft hat Goethe, der höchst vornehme Theaterleiter von Weimar, der Trivialität gegenüber kapitulieren müssen!

Aber ein Translatus der poetischen Rechnung vom Drama zum Epos hinüber fand doch in erfreulichster Weise statt. In der reifsten Epoche seines dichterischen Schaffens gab Goethe in „Hermann und Dorothea“ als deutscher Homeride eine gemütvolle Schilderung bürgerlich-häuslicher Zustände in epischer Form, allerdings mit dem von Waffen durchblitzten Hintergrunde des ern-

Digitized by Google

steſſen Zeitalters. Gerade dieſe ſo freiſinnig ſtiliſierte, epiſche Behandlung benahm dem hier vorgeführten, kleinprovinzialen Bürgerdaſein jene Kleinlichkeit, welche ihr ſofort in der dramatiſchen Behandlung des herkömmlichen „Familiengemäldes“ anhaften würde. Karl Töpfer hat übrigens mit der Handfertigkeit des Bearbeiters nachträglich beſagte Kleinlichkeit hinzubeſorgt, indem er „Hermann und Dorothea“ zu einem „idylliſchen“ Familiengemälde für die Bühne zurichtete, welches auf dem Wiener Burgtheater vom November 1820 bis Juni 1877 ſogar 33mal über die Bretter ging.

Doch wie ließe es ſich auch ſonſt verkennen, daß ſelbſt unſere höhere klaſſiſche Dichtung mit der Baſis der bürgerlichen Exiſtenz deutlich zuſammenhängt? „Deutſche Dichtung und deutſches Haus“ — es klingt allenthalben hindurch, es iſt ein Leitmotiv unſerer Litteratur, immer wieder ſich ankündigend, ſtets neu auflauchend. Trotz wiederholter, ſcharfer Angriffe auf den „bürgerlichen“ Durchſchnittsgeſchmack haben Goethe wie Schiller treu und pünktlich ihre poetiſche Opfergabe auf den Altar des deutſchen Hauſes gelegt. Ein nicht herausgeſchriebenes, bürgerliches Drama edleren Ranges liegt latent in ihren höchſten Schöpfungen. Gar leicht läßt ſich dies aufweiſen.

Selbſt der unſtete Fauſt empfindet für Augenblicke das volle Wärmegefühl der Häuslichkeit, als er in Gretchens reinliche Stube tritt, und ſich in den hohen ledernen Seſſel am Bette wirft.

Wie oft, ach! hat an dieſem Väterthron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die weiße Hand geküßt ...

Und nun die reizend naive Schilderung von Gretchens häuslichem Schaffen bei dem Spaziergang in Marthens Garten! Weiterhin noch andere Bilder: das Kindergedränge um Werthers Lotte; dann Clärchen mit ihrer Mutter in der niederländiſchen Bürgerſtube; auch die häuslich geſchäftige Mariane in den „Geſchwiſtern“. Und wenn wir auf „Götz von Berlichingen“ zurückgreifen: wie iſt hier das Hausweſen auf der Burg von Jaxthauſen mit ſeinen intim anheimelnden Zügen liebevoll ausgemalt! Eliſabeth zuvörderſt, die herzenstapfere, deutſche Hausfrau, in deren Bild ſich Goethes Mutter zu erkennen glaubte. (Sie hat wohl ſchon in der Selbſtbiographie Gottfrieds von Berlichingen ihr deutliches Geſicht, wie ſie dort zu Heilbronn in die Thür der Ratſtube tritt.) Nun aber die übrigen Hausgenoſſen, welche Goethe mit dem Auge des Dichters mit hinein ſchaute: die ſanfte Marie mit der wohlgemeinten, falſchen Jungfernpädagogik, nach welcher ſie Götzens Jungen mißerzieht, ſo daß der Apfel weit von dem kräftigen Stamm wegrollt — dann der prächtigfriſche Georg und der wackere Lerſe ... Welch' ein ſchön geſchloſſener Hausverband an dem Mittagstiſch während der Belagerung, wo Götz den letzten Tropfen Weins mit ſeinen Leuten teilt: „ſie brauchen Stärkung, nicht ich, es iſt ja meine Sache!“

Auch bei Schiller klingt das Familienpathos vornehmlich durch. Aber in Gegenſatz zu den häuslichen Szenen in Goethes Dramen und Romanen, ſowie in „Wahrheit und Dichtung“, wo die Mutter, die Schweſter, die Gelieble Ton und Haltung der Darſtellung beſtimmt, tritt bei Schiller zuvörderſt der Vater entſcheidend vor; ſo in „Kabale und Liebe“, im Prolog zur „Jungfrau von Orleans“, in „Wilhelm Tell“. Die Heldenmütter, wie die Fürſtin in der Tragödie: „Die Braut von Meſſina“, Marſa in dem Demetrius-fragment treten ſelbſtverſtändlich aus der normalen Reihe. Obgleich Schiller, nachdem er „ſein Flügelroß am Königsſchloß zu Madrid angebunden“, ſich ganz und gar dem hiſtoriſchen Drama zugewandt hatte, meldet ſich trotzdem eine nachbarliche Beziehung zum bürgerlichen Schauſpiel unverkennbar an. Wenn der Dichter damals an den Herrn von Dalberg ſchrieb, ſein „Don Carlos“ (in der urſprünglichen Faſſung) ſei auf ein bloßes tragiſches Familiengemälde in einem Herrſcherhauſe angelegt geweſen, ſo hat er damit den erſten Wurf dieſer dramatiſchen Dichtung richtig charakteriſiert. Aber noch ſpäter befinden wir uns im 3. Akt von „Wallenſteins Tod“, in der großen Abſchiedsſzene des Max Piccolomini in der vollen häuslichen Aufregung eines geſtörten Familienzuſtandes, trotz des Aufmarſches der Pappenheimer Küraſſiere und alles hiſtoriſchen Schießens und Soldatenlärmens da draußen im Lager. Vorher jedoch — in den „Piccolomini“ — ſpielt die Gräfin Terzky mit ihrer Gelegenheitsmacherei für die Liebenden, Max und Thekla, eine richtige Tantenrolle aus dem bürgerlichen Schauſpiel. „Wo iſt ſie?“ — „Sehen Sie nur recht in jene Ecke, ob ſie hinterm Schirm vielleicht verſteckt“ ... „Da liegen ihre Handſchuh! ... Ungütige Tante. Sie haben Ihre Luſt d'ran, mich zu quälen.“ Iſt das nicht, um Schiller gegen Schiller zu zitieren, doch auch „recht populär, häuslich und bürgerlich?“ Aber auch in tieferer Bedeutung wirkt bei Schiller überall der Familienſtandpunkt herein. Das Bild wohlbeſtellter Häuslichkeit — freilich unter drohend umzogenem Himmel — tritt uns beſonders in „Wilhelm Tell“ entgegen: das Hausweſen Stauffachers mit „den gefüllten Scheunen, der glatten Pferde wohlgenährter Zucht, dem aus ſchönem Stammholz gezimmerten Haus“ hat faſt die Detailliierung der epiſchen Farbe, wie ſie uns in Goethes „Hermann

Digitized by Google

und Dorothea" so sehr anmutet und erfreut. Und wiederum müssen wir des Liedes von der Glocke gedenken, um darauf hinzuweisen, wie der hochgestimmte Idealismus Schillers, der im Historischen doch nur das bedeutend Menschliche sieht und festhält, auch wieder den einfachen Verlauf bürgerlicher Lebensbeziehungen im reinsten, menschlich hohen Sinne auffaßt. Was für dieselben typisch ist, erscheint hier in schöner Bilderfolge zusammengefaßt. Und gleichsam als das Hauptmedaillon an dem Bildwerk der Glocke steht inmitten das Bild des häuslichen Kreises, darin die deutsche Hausfrau, stillschaffend, segenbringend waltet und wirkt. Freilich wird diese schöne Wirksamkeit nur deskriptiv behandelt; Schiller feierte den Frauenwert mehr im rhetorischen Wort, als im lebendigen Bild. Immerhin ist das Glockenlied das Ehrengeschenk der deutschen Poesie an das deutsche Bürgertum, das hohe Lied vom deutschen Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Erzählerinnen.

Hätte es Ilse Frapan nicht verschmäht, es vielen ihrer Kolleginnen gleich zu thun und sich unter einem männlichen Pseudonym zu verstecken, ihr wäre es unzweifelhaft gelungen, dies Pseudonym aufrecht zu erhalten, denn ihre Arbeiten weisen als hervorstechendste Züge zwei spezifisch männliche Eigenschaften auf: Kraft und Humor. Fast in jeder der Novellen der beiden vorliegenden Bände: „Bitter-süß" und „Bekannte Gesichter" (velde Berlin, Gebrüder Paetel) sind es diese beiden Seiten ihres Könnens, die ihnen Wert und Reiz verleihen. Ilse Frapan's eigentümlichstes Element ist die Schilderung der untersten Volksschichten, deren Dialekt, oder vielmehr deren Dialekte sie vollständig beherrscht, denn das Bayrisch und Schwäbisch fließt ihr ebenso leicht aus der Feder, wie das Hamburger Platt; doch wirkt dieses wohl deshalb am Ursprünglichsten, weil es die Sprache ihrer Heimat ist. In Hamburg und seiner Umgebung weiß sie genauesten Bescheid, da kennt sie jeden Winkel so gut, wie die die Menschen kennt: die Fischer und die Fischer, die Konstabler und die Straßenjungen, die alten Kapitäne, die jungen Wäscherinnen, die habgierigen Wirthe. Mit einem Wort charakterisiert sie so einen ganzen Menschen, beleuchtet sie eine Situation. Dieses Wort liegt sie mit Vorliebe einer Person in den Mund, die ihr thematisches Hamburgisch spricht, denn ihr eigener reicher Humor, der gleichzeitig zum Lächeln zwingt und rührt, lehrt sie das feinste Verständnis des Humors, der im Volke lebt, und in dessen Sprache zum Ausdruck kommt. Die Geschichten, in denen sie die unteren Klassen verläßt und sich in die höhere Gesellschaft begiebt, reichen an ihre anderen lange nicht heran, darum überträgt „Bekannte Gesichter" um ein Bedeutendes den „Bitter-süß" genannten Band. Zu diesem ist nur eine Erzählung: Monika, von wirklichem Wert und die begreift sich wiederum zwischen einem Unteroffizier und einem Hausmädchen. Sie spielt in Süddeutschland. In zwei Worten ist sie erzählt und doch steckt in ihr ein echt tragischer Kern. Ein braver, ehrlicher Soldat liebt ein hübsches Mädchen, die er, sobald seine Dienstzeit um ist, heiraten will. Er kann ihr ein beneidenswertes Loos bieten, denn er will Schuhtzeug werden, nachdem er in sein Heimatsdorf zurückgekehrt sein wird. Er glaubt an das geliebte Mädchen wie an sein besseres Selbst. Da entdeckt er, oder vielmehr sie erzählt es ihm cynisch selbst, daß sie ihre Herrschaft um siebenundzwanzig Mark bestohlen hat, und enthüllt ihm dabei die ganze Verderbtheit ihrer Seele. Am Morgen, der ihrem Geständnis folgt, wird der Unteroffizier vor des Mädchens Pforte erschossen aufgefunden, an der Wand, an der seine Leiche lehnt, steht mit Kreide geschrieben:

Leb wohl, mein Schatz, Du Teufelskind,
Bereue Deine Sünden,
Ich geh' und klopf' an d' Himmelsthür
Und will den Heiland binden.

Die anderen beiden Novellen verlassen den Ilse Frapan so vertrauten Boden und begeben sich in die sogenannte „gute Gesellschaft". Ueber „Märchens Frühlingsfahrt" ist kaum etwas zu sagen, eine alltägliche Geschichte, alltäglich erzählt. In „Frauenliebe" folgt die Verfasserin den Spuren Paul Heyse's und zwar tritt sie so genau in seine Fußspuren, daß man fast versucht ist, zu sagen, die Novelle sei nur nachgezahlt. Selbstverständlich ist die Fabel Ilse Frapans eigene Erfindung, aber sie mutet, ebenso wie die Form, sehr heyseisch an. Für ein minderes Talent, als Ilse Frapan es ist, wäre es vielleicht schon ein großes Lob, an den Meister der Novelle zu gemahnen, für sie, die auf anderen Gebieten so selbständiges leistete, ist es dies sicherlich nicht. Innerhalb der von ihr mit so vielem Esprit gestalteten Sphäre bewegen sich die vier Geschichten, die unter dem Titel „Bekannte Gesichter" zusammengefaßt sind. Drei davon sind vollkommen einwandfrei und von so intimem Reiz, daß es wirklich schade wäre, hier etwas von den Betrachtungen des alten Kapitans Fedderjen („Kapitän Fedderjens Kummer"), vom Leben und Treiben der Bialenerr Fischer („Die erschütten Sommergäste") oder von „Jan Hollanders Tochter", dem süßen siebenjährigen Ding, das dem Großvater die Wirthschaft führt — das ist die hübscheste Geschichte von allen — zu verraten. Die vierte Novelle, „Stilles Wasser" ist wohl der Erfindung wie der Form nach die bedeutendste des Bandes, aber sie leidet an einem Uebel, das Ilse Frapan auch sonst selten ganz zu vermeiden weiß: hier schlägt die Kraft in Rohheit um. Dies ist die große Klippe, an welcher die begabte Frau leicht möglicher Weise trotz allen Talents einmal scheitern kann . . .

Es liegt eine tiefe Kluft zwischen dem Können der eben genannten Erzählerin und dem Clara Eysell's, hier ist noch Unsicherheit in den zu wählenden Mitteln, Schwanken des Sinns. Und doch ragt Clara Eysell unter den Durchschnittsnovellistinnen durch eines hervor: durch das, was sie anstrebt. Ueberall in den sechs Novellen ihres Buches („Aus der Art geschlagen." Novellen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1893) bemüht sie sich psychologisch zu vertiefen, erfassende Seelenzustände zu geben. Keine der Skizzen birgt eine eigentliche Gabe in sich, darum ist auch die Bezeichnung „Novellen", die auf dem Umschlag steht, eine falsche, es sind Seelenstudien, Stimmungsbilder — nur die erste, nach der der Band heißt, ist durch allerlei äußerlich angehängtes Beiwerk, nicht zu ihrem Vortheil zu einer Art Novelle herausgeputzt. Phantasie und Erfindungsgabe eignen Clara Eysell, nach dem vorliegenden Bande zu schließen, gar nicht, doch bekundet sie ernstes Streben. Das geschmackvolle Nennen berühmter und bekannter Persönlichkeiten, um den Schein von Aktualität zu erwecken, konnte sie künftighin gern lassen und außerdem die Korrektur ihrer Bogen sorgfältiger besorgen, denn ein so zerstreut gedrucktes Buch wie das ihre betonnt man selten zu Gesicht.

Giebt sich Clara Eysell wenig mit der Erfindung neuer Stoffe ab, so jauchzt dagegen Olga Wohlbrück desto frischer darauf los. Unerschöpflich scheinen ihr Gestalten und Situationen emporzutreigen und

Digitized by Google

sind sie auch nicht immer originell, so entschädigt dafür ihre frische, lebendige Darstellungsweise. „Unauslöschlich und andere Novellen“ (Berlin, Schweizer & Mohr) besteht aus fünf Erzählungen, die sich alle leicht und gefällig lesen. „Aus drei Ländern“ (Stuttgart, Göschen'sche Verlagshandlung) enthält hingegen, neben sieben Arbeiten, die den vorher genannten vergnüglichen sind, eine, die durch ihren Stoff und die in ihr enthaltene Schilderung weit hervorragt. Olga Wohlbrück gehört gewissermaßen selbst drei Ländern an und beherrscht das Russische, Französische und Deutsche gleich vollkommen. „Am Jordanfest“ beginnt sich in Rußland. In einer Bauernhütte wohnen Mann, Weib, des Weibes uneheliches Kind und des Mannes alter Vater dicht zusammen. Es herrscht eine trübe, gedrückte Stimmung, da der Mann seinem Weibe ihren Fehltritt nicht vergeben kann und das elende, schwächliche Kind ihres Verführers mit scheelen Augen betrachtet. Der Knabe fragt einen Besucher des Hauses, warum seine Mutter so traurig und er so schwachlich sei. „Beides nur Deiner Mutter Sünde willen,“ antwortet dieser. Ob das nicht zu ändern wäre, fragt das Kind, ohne zu ahnen, worin seiner Mutter Sünde bestehe. „Du kannst es ändern,“ lautet die Antwort, „indem Du am Jordanfest, dem heiligen Bauch gemäß, an einer Stelle des Flusses, die künstlich vom Eise befreit sein wird, dreimal untertauchst.“ Der Knabe befolgt den Rat und ertrinkt, an seiner Leiche reicht der Mann seinem reuigen Weibe die Hand zur Versöhnung. Ganz schlicht ist die einfache Geschichte vorgetragen und wirkt darum doppelt ergreifend. Sie beweist, was Olga Wohlbrück leisten kann, wenn sie ihre ganze Kraft zusammennimmt. F. D.

Litterarische Notizen.

— „Unbekannte Aufsätze und Gedichte von Ludwig Achim von Arnim“ teilt Ludwig Geiger in einem Heft der „Berliner Neudrucke“ (Berlin, Gebrüder Paetel) mit. Er hat sie den Jahrgängen 1817 bis 1820 der Berliner Zeitschrift „Der Gesellschafter“ entnommen. Die Aufsätze betreffen historische und litterarhistorische Themen, daneben werden Kunst, kommunales Leben und Politik gestreift. Natürlich war Arnim auch als Journalist kein Mann der Schablone; es ist dem Herausgeber beizupflichten, daß sich „die originelle Denk- und Schreibweise des merkwürdigen Schriftstellers in allen hier mitgeteilten Stücken zeigt“, aber auch inhaltlich sind viele von Interesse. Auf die „Ungedruckten Briefe der Karschin“ sei besonders hingewiesen; der Anfang bietet weit mehr, als der Titel vermuten läßt: ein hochst merkwürdiges Zeitbild. „Wir bedauern,“ meint Arnim mit Recht, „daß die Karschin nicht selbst ihr Hirtenleben, ihr Herumwandern auf Hochzeiten, ihr Gelegenheitsgedichte für Geld zu fertigen; ihren glänzenden Einzug in Berlin; das Aufsammeln über ihre Fertigkeit, Sag ohne Vorbereitung zu machen, beschrieben hat. Berlin war damals von so ganz verschiedenen Elementen bewegt, daß eigentlich eine lebendige Darstellung davon noch fehlt; aus der engnen Kleinstadterei war es der Mittelpunkt großer Weltbegebenheiten geworden; das große Talent auf dem Throne versammelte mancherlei Talente um sich her; Menschen aus allen Ständen hatten sich emporgeschwungen; die größten Widersprüche, Pietjeren und Freidenterei, entwickelten sich neben einander; es gab einen Haufen von Eigentumlichkeiten und noch mehr von Sonderbarkeiten, wie je Ghodowiecki der übrigen Welt in ihrer äußeren Erscheinung mitteilte.“ Freilich wenn die Karschin bei ihrer geringen Bildung und großen Subjektivität nicht geeignet gewesen, für das größtentheils Berlin ein Ghodowiecki mit der Feder zu werden, wohl aber waren ihre gewiß höchst unbedeuten Schilderungen eine werthvolle Quelle gewesen. Dies sind schon jene von Arnim mitgeteilten Briefe an einen Freund, den sie „Phaon“ und „Alcest“ anredet. „Auch er,“ sagt Arnim, „gehörte zu den eigentumlichen Bildungen der Zeit, die er in aller Hinsicht genossen hatte, aus der er sich, um noch mehr zu genießen, in sein Haus zurückzog, wo er in den eigentumlichsten, aber prachtvollsten Launen herrschte. Seine poetische Gesinnung sprach ihm voraz vollständig aus; er war mit schöneren Frauen, als mit der Karschin bekannt; es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie sich der unglücklichen Sapphyo gleich stellte, wenn er sie gleich in aller Art beschäftige und unterjuhte. Ueber die Art ihres Verhältnisses weiß ich wenig zu sagen; nur ein Ereignis habe ich zu merkwürdig, daß es in Frankreich paar und längst der Stoff einer komischen Oper geworden wäre. Der Freund gab häufig Trinkgelage, wo es recht eigentlich darauf angesehen war, einander auf die Probe zu stellen. Wer sich nicht halten konnte, wurde auf eine Bahre gelegt, die schwarz angestrichen war, und in ein Nebenzimmer gesetzt. Unsere Dichterin improvisierte bei einem solchen Trinkgelage, und wurde von dem Freunde feierlich mit Lorbeeren gekranzt. Dies begeisterte sie noch mehr; sie trank gern und viel, und kam so mitten in einer heftigen Begeisterung unter den Tisch. Welche Verwunderung für sie am andern Morgen, als ihr das Bewußtsein zurückkehrte: sich, mit Lorbeeren bekranzt, auf einer Bahre zu finden, die den Betrunkenen zum Verschlafen ihres Rausches bestimmt war. Ihr Querköpfchen konnte den Freund für auf einer andern Bahre nachtragen lassen, und es gabe ein prachtiges Duett zwischen den beiden Erwachenden, die sich in einer andern Welt glauben. Wir aber wollen bei der Wahrheit bleiben; sie fand sich ganz allein und kein Mensch hatte sich in der allgemeinen Lustigkeit weiter um sie bekummert.“ Denselben sonderbaren Eindruck, wie diese Geschichte, machen die Briefe der Karschin, die teils in Reimen, teils in Prosa geschrieben sind; der erste ist ein Bettelbrief in kurioser Entlleidung; der zweite ist bereits an den Geliebten gerichtet und vergleicht seine gepuderten Locken mit einer Lilie; die folgenden ergehen unter zweideutigen Scherzen Liebesjage an einer Redoute, dazwischen tritt wieder um Geld und Brot gebeten u. s. w., u. s. w. Aber die Verse sind so gut, als sie die Karschin irgend machen konnte, und jetzt das Zivilste ist noch durch einen Schimmer von Poesie geadelt. Kurz, kein ergötzliches, aber hochst merkwürdiges Charakter- und Litteraturbild. —s.

— Von Karl Emil Franzos' im November zur Ausgabe gelangtem Roman „Der Wahrheitsucher“ (Leipzig, Hermann Costenoble) ist eben die zweite Auflage erschienen. Derselbe Autor hat im Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart ein Bandchen Novellen erscheinen lassen. Es enthält die größere Novelle „Ein Opfer“ und zwei Skizzen: „Landsmann und Landsmann“ und „Bitterne“.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Huch, Ricarda. Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.

Glock, Joh. Phil. Imker-Grüße aus Kurpfalz. Im Selbstverlag. 1893.

Stern, Bernhard. Träumereien und Gedichte. Berlin. Siegfried Cronbach. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von Hermann Costenoble & Co. in Berlin. — Druck von Gebrüder Kornmer & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Irr gegangen.

Novellette von A. Schoebel.

Mein Freund wischt mit dem Handrücken den Dunst von dem Glasfenster des Tramwaywaggons und späht hinaus in die von Herbststürmen durchfegte, von Laternenlicht zitternd überflackerte Straße.

„Alles dunkel bei Frau Irma," sagt er mit jenem gewissen Lächeln, das ich verabscheue.

„Das soll heißen?" frage ich streng.

„Du weißt nicht?" erwidert er lachend. „Sie ist fort — fort! Mit —"

Kreischend rollt die Thür auf. „Brandenburger Tho—o—r!" ruft der Schaffner mit seiner abgenutzten Stimme in gellender Betonung durch den Wagen hin.

Mein Freund springt auf und drückt mir flüchtig die Hand. „Ich muß hier aussteigen — höchste Zeit — entschuldige mich —"

Ich will ihm nach, ihn fragen — aber andere, die gleichfalls aussteigen wollen, drängen an mir vorüber zur Thür, verhindern mich am Aufstehen. Ich sehe durch das Perronfenster wie mein Freund vom Trittbrett springt.

Der Wagen stößt im Anhalten ein paar Mal auf, eine Dame verliert das Gleichgewicht und „lehnt ihre Wang' an meine Wange." Ich will ihr dafür meinen Dank stammeln, entdecke aber noch rechtzeitig, daß sie wüst und hexenhaft aus ganz unnötigen Schleiern hervorschaut —. So nehme ich gern ihre verschämte Entschuldigung entgegen.

Wenn ich nur hinaus könnte! Aber ein altes Mütterchen späht ängstlich, ob nicht ein gefahrdrohender Wagen heranrassle und läßt sich dabei vom Schaffner erklären, wo etwa Mittelstraße Nr. 20 sein könnte.

Ich dränge mich endlich nach der verbotenen linken Seite hinüber, karamboliere mit einer spitzen Nase, einem dicken Viehhändlerwanst, schwinge mich vom Trittbrett und finde natürlich meinen Freund nicht mehr. Wie sollt' ich auch! Hier, wo alle Wege zusammenfließen! Und ich weiß nicht einmal sein Ziel. Rücksichtslos, wie immer von ihm, mich durch seine hingeworfene Bemerkung zu beunruhigen. Ganz seine leichtsinnige Art.

Also Irma fort! Fort! Mit wem?

Der Hauch herbstlicher Verwesung, den ich so liebe, lockt mich auf jenen geheimnisvoll poetischen Steig, der sich zwischen dem Rande des Tiergartens und der fashionablen Straße Berlins hinzieht. Finster, schwärzlich liegt der Park da, rauschend mit Stimmen des Windes, der Wipfel, der hereinbrechenden Nacht, Geheimnisse der Natur bergend, Geheimnisse der in ihm wandelnden Menschen verhüllend. In geisterhaftem Eigenglanz tauchen die Marmorhäupter von heiligen Toten auf aus dem Dunkel des Gezweigs. Nur wo das schwache Licht der Laternen, der Strahl aus den bunten Augen der vorüberjausenden Pferdebahnen auf die Büsche und Bäume fällt, erkennt man den Todeskampf in der Natur. Goldfarben und rot steht der Wald.

Ah — sie liebte auch die leidenschaftlichen Farben, den Herbst mit seiner sinnverwirrenden geschminkten Schönheit, sie liebte den Zauber des niedergehenden Jahres.

Wahlverwandtschaft! Sie selbst trug den Hautgout des Welkens. Wie in einen einzigen beraufchenden, letzten Strahl schien ihre Schönheit gesammelt.

Und nun war sie fort! — Mit wem? Mit irgend jemand! Was ging's mich an?

Digitized by Google

Und doch! Ich habe einmal von einem Dampfer aus in dem Schärengeklipp Sylts ein Boot kentern sehen. Ein junges Weib saß darin neben einem Schiffer. Heulend, bleifarben tobte das Meer, wütend wie eine wild gereizte Bestie, und schlang das Boot hinunter in seinen gräßlichen, schaumerfüllten Rachen. Ich konnte das Weib nicht retten aus dem Verderben, niemand konnte es, aber ein Gefühl wahnsinniger Verzweiflung über meine Ohnmacht hat mich damals angewandelt. Und dieselbe Empfindung stand in mir auf, als ich hörte, daß Irma fort sei.

Hab' ich sie eigentlich geliebt? Öfters habe ich mich wohl selber im Verdacht gehabt.

Es war eine Art leidenschaftlichen Mitleids, das ich mit ihr empfand — im Anfang unserer Bekanntschaft. Dann habe ich sie lange Zeit für eine Närrin gehalten. Und nun?

Als ich sie kennen lernte, hatt' ich nicht groß nötig, mir ihre Eigenart klar zu machen.

Sie gehörte bereits zu den klassifizierten Frauen. Man nannte sie unglücklich, unverstanden, man beklagte sie. Gleich dem Duft von Blumen, die dem Dienste der Toten geweiht sind, schwebte es um ihre blonde Schönheit her.

Es war gar nicht daran zu rütteln, wie eine Legende flüsterte man es sich in ihrer Nähe zu, daß sie sehr unglücklich sei, ohne daß jedoch irgendwer hätte erklären können, warum sie es war! Aber alle sagten es, sie selber bestritt es nicht, sie, der Mittelpunkt eines angenehmen Kreises, die Frau des besten und treusten aller Ehegatten. Aber dem medeenhaft grollenden Ton ihrer Stimme mußte man wohl glauben. Rechnete man dazu die langen, vorwurfsvollen Blicke, welche sie auf diesen treuen Gemahl heftete, so konnte man nicht anders, als annehmen, daß eine dunkle und unaufgeklärte Schuld an ihr begangen worden sein mußte.

Im Seufzen hatte sie es zu einer wahren Virtuosität gebracht. Zahlreiche Abtönungen standen ihr zu Gebote, von dem matten Hauch an, der nichts zu sein scheint, als das Flügelschlagen einer gebundenen Seele, bis zu jenem wehen, halb unterdrückten Stöhnen, das einem Angstschrei gleicht und jede Fröhlichkeit verschattet, wenn es in eine Stunde der Heiterkeit hineinklingt. Irma kokettierte mit ihren Seufzern, wie andere Frauen mit Blicken und zierlichen kleinen Gesten Verschwendung treiben. Ihre Seufzer bedeuteten Avancen, Aufforderungen zum trösten.

Worüber sie seufzte? Es intriguierte mich, dies Geheimnis zu erforschen.

So näherte ich mich der „unglücklichen" Frau, suchte ihr mit Absicht in der Gesellschaft zu begegnen, ließ mich in den Kreis ihrer Intimen aufnehmen. Frau Irma hatte weder den Diamanten entsagt, noch den dekolletierten Kleidern. Was für ein Kummer konnte sie bedrücken?

In der ersten Zeit unseres Kennens legte sich über mein Wesen ein durch jede Fiber hinvibrierendes Etwas, halb einschläfernd, halb aufreizend, wenn sie mich in ihrem Boudoir empfing. Sie lächelte dann, seufzte, schwatzte ein paar Nichtigkeiten, seufzte stärker und verfiel schließlich in eine Zerstreutheit, die ich nicht eitel genug war, richtig zu deuten. Sie sank dazu halb auf ein von schneeigen Fellen überdecktes Ruhebett und ihre Hände trieben ein nervöses Spiel, als lösten und schürzten sie Knoten. Totenhaft weiß hoben sich diese Hände von dem Hintergrunde einer düstren Tracht. Ich habe Irma niemals anders als in Schwarz gesehen, aber sie verstand es, der Farbe Charakter abzugewinnen, sie mit Raffinement zu tragen. Und durch all die finstren Flore und Spitzen zuckte das weiße Feuer der Diamanten hindurch, dämonisch lockend. —

Einer Maria Stuart, die zum Schaffot schreitet, glich sie, wenn sie von schweren Sammtfalten umflossen, durchs Zimmer ging, einer sehr schönen und sehr traurigen Nonne, wenn duftiger Krepp um sie bauschte. Aber ich habe sie auch einer Zauberin gleichen sehen, ganz von den Thränen ihrer Opfer bethaut, wenn sie Gewebe von glitzernden Perlen um ihre Glieder gezogen hatte.

Nicht lange fascinierte mich dieser kunstvoll drapierte Charakter, nicht lange betäubte mich die Atmosphäre parfümierter, verschleierter Trauer, einer Trauer um nichts, oder vielmehr um das, was die schöne Frau noch alles begehen würde. Die schwarzen Falten konnten mir nur eine Verpuppung bedeuten, aus der eines Tages in heißer Stunde ein Schmetterling entschlüpfen würde, sehr bunt, sehr verlockend und sehr flatterhaft.

Digitized by Google

Die ganze Trauer, das ganze Unglück Irmas hatte seine Ursache darin, daß die junge Frau gezwungen war, an der Seite eines Gatten zu leben, dessen harmonisch veranlagtes Wesen ihr keinerlei Anfregungen in Aussicht stellte. Sie betrauerte in dieser Hinsicht ein verfehltes Leben.

Ich konnte mir Irmas innere Geschichte zusammensetzen aus jenen verräterischen kleinen Zeichen, welche den Menschen deutlicher charakterisieren als es die längste Selbstschilderung vermag, die gewöhnlich mit Absicht zu schön oder zu häßlich gefärbt ist, oder harmlosen Selbstbetrug verrät.

Wieviel kleine Anmerkungen, wieviel Klagen entschlüpften Irma ungewollt und gaben mir Anhaltspunkte für die Beurteilung ihres Wesens. Wie oft habe ich die junge Frau den Mund verziehen, die Brauen falten sehen, wenn sie es so gar nicht beabsichtigte. Aber wie vielsagend war oft dies unbewußte Mienenspiel! Und noch an anderen Zeichen sollt' ich Anhaltspunkte für meine Seelenforschung gewinnen. Sie sprach gern und mit Feuer von ihrer Lektüre und erleuchtete mir dadurch mehr und mehr die Abgründe ihrer Seele. Was für verderbte Frauen waren es, deren romanhafte und fatale Geschichte sie wieder und wieder zu lesen vermochte. Frauen, die sich in tollen Leidenschaften bis auf den letzten Blutstropfen verausgabten, Frauen, die im Ballsaal starben, fern von ihrer Familie, aber lächelnd, aber im Triumph der Schönheit, Frauen ohne Herz, voller Fiebersträume! Solche Frauen liebte Irma und beneidete ihre Schicksale!

Und sie, sie mußte still und ohne Anfruhr der Leidenschaften in einem weiten Hause sitzen, sie mußte ihr Leben vor sich ausgebreitet sehen, freundlich übersonnt, aber sich bis ans Ende hin gleichmäßig abspinnend. Niemals war das Ungewohnte, das Ungewöhnliche zu erhoffen in diesem ruhevollen Dasein.

Sie sollte jene Männer nicht kennen lernen, wie sie sich haufenweise um ihre schönen verderbten Frauenlieblinge in den Büchern herumtrieben, sich duellierten oder sich Kugeln hinknallten vor ihr Hirn, das so winzig war, und höchstens den Unterschied faßte zwischen den Marken der Weine und Frauen, dazu der Eigentümlichkeiten von Pferde- und Hunderassen.

Von so einem Manne geliebt und unter die Füße getreten zu werden, das mußte etwas sein! Schönheit genug, ihn anzuziehen, besaß ja Frau Irma, brennende Herbstesschönheit.

Das alles und noch mehr konnt' ich mir zusammenreimen, wenn Irma mir den Inhalt eines neuen französischen Romans, den ich vorgab, nicht zu kennen — erzählte. O sie konnte dramatisch sprechen, die schöne Frau, farbenreich, pointiert, und ihre Force war das Anbringen von Gedankenstrichen. Und dazu blickte sie in den großen venetianischen Spiegel, der ihrem fellüberdeckten Sitz gegenüber hing und ihr blondes Bild zurückwarf, von einem schmeichlerischen, rinnenden Glanz überschimmert.

Ja, sie war schön und verführerisch, aber mir nicht schön genug. Ihr fehlte die Weiblichkeit. Was sie dafür ausgab, Zittern, Seufzen, sanfte Schwermut war falsche Münze.

Sie war eine geborene Bacchantin, ihre Wildheit nur durch die Sitte gefesselt, der sie bisher nicht hatte entrinnen können. Mehr gab sich Irma nur in den Momenten, in welchen sie von jenen beneideten Romanheldinnen sprach, mir ganze verzehrende Scenen vordeklamierte, vorspielte — nein, sie lebte — — Mehr gab sie sich auch, wenn sie von ihrem Pensionsleben erzählte, von hundert tollen, überkecken Streichen berichtete, die sie ausgeführt. Jenes halbwüchsige Mädchen mit den verderbten Instinkten, immer bereit, eine Schranke zu überspringen, das war die wahre Irma, ohne jegliche Uberfeinerung der Verstellungskunst. Wild, feurig, schien sie geschaffen für die Atmosphäre der Leidenschaften. Dämonischen Haß, dämonische Liebe wünschte sie sich und erwartete vom Leben Aufregungen. Hauptsächlich um den Zwang elterlicher Aufsicht abzuschütteln, hatte sie blutjung geheiratet.

„Wissen Sie, es war eigentlich nuklug von mir, überstürzt," erklärte sie mir eines Tages und setzte naiv hinzu: „Aber was wollen Sie? Ich wär' so gern einmal eine recht junge Witwe geworden! Drum hab' ich einen Mann genommen, der neben meiner Jugend alt erscheinen mußte —"

Die perverse Anstößigkeit dieses Ausspruchs empfand sie gar nicht und lächelte wehmütig ihrem Spiegelbilde zu. Sie war zwischen Eltern groß geworden, die gegenseitig ihr Ende ersehnt hatten, um der Freiheit willen, die es

Digitized by Google

verhieß. So empfand sie keine Scheu und heilige Ehrfurcht vor der Ehe und tändelte hinein in ihren neuen Stand, wie sie etwa in einen Ballsaal hineingetreten wäre. Sie schwärmte sogar ein paar Wochen für das kühne Profil und die blitzenden Augen ihres Mannes, eines Marineoffiziers von höherem Rang. Im übrigen hoffte sie, daß sein Beruf ihr häufiges Strohwitwentum und unbegrenzte Freiheit gewähren würde.

Aber ihr Gatte that das Unerwartete, das Unpoetische, er ging gar nicht mehr auf See, sondern quittierte den gefahrdrohenden praktischen Dienst, um seiner jungen Frau leben zu können. Er nahm eine Stellung im Kriegsministerium an. Irma legte das als Feigheit aus. Indigniert wandte sie sich gänzlich den Helden jener Bücher zu, die schon in der Pension, heimlich von ihr gelesen, ihre empfängliche Phantasie vergiftet hatten.

Die junge Frau hatte es halb und halb erwartet, daß ihr Gatte von seinen Seefahrten einzig heimkehren würde, um sie auf ein paar Wochen anzubeten und dann und wann einen lästigen Nebenbuhler, der sich inzwischen eingefunden, niederzuschießen.

Für ganz sicher aber hatte sie es angenommen, daß ihr, Irmas Mann eines Tages gar nicht anders können würde, als auf dem Meer in Gefahr zu gerathen und sich in höchster Not zusamt seinem Fahrzeug in die Luft zu sprengen, nachdem er zuvor alles, was außer ihm auf dem Schiff lebte, edelmütig gerettet.

Aber all diese wunderschönen, poetischen Dinge unterließ er zu thun, ja er ging nicht einmal heimlich in irgend einem Winkel der endlosen Gewässer unter, es den Zeitungen überlassend, der jungen Frau sein vermutliches Ende zu verkündigen. —

Das war seine große Schuld, das war ihr Unglück! Wozu hatte er denn die blitzenden Augen, das kühne Profil? Um damit ins Ministerium zu gehen etwa?

Irma verachtete ihres Gatten tüchtige Arbeit, sie behandelte ihn obenhin, herablassend. Hätte sie all das vorher gewußt, ehe sie das bindende Ja gesprochen! Ihr Gatte prosaisch, ihr Gatte feige! Den der Soldat der Armee erst im Kriege erwarten darf, der Soldat der Flotte kann ihn jederzeit finden, den Tod im Dienste des Vaterlandes. Und solcher ruhmvollen Aussicht hatte sich der Verblendete aus freiem Entschlusse beraubt.

Und zu alledem mußte Irma ihr Leid noch tief verhehlen. Vor ihrem Gatten mußte sie jede phantastische Ungeheuerlichkeit, jede schwüle Idee verbergen. Es war nämlich gar nicht möglich in der Nähe dieses Mannes, der schon so viele Meere befahren, dem die Natur die Schleier von größeren Wundern gezogen hatte, als Irmas Phantasie sich hätte ausdenken können — es war unmöglich, vor diesem Manne sich unnatürlich romantisch zu geben. Sein klares gesundes Wesen zehrte gleichsam alles Krankhafte auf und machte es verschwinden.

Irma mußte lernen, sich und ihre Thorheiten zu beherrschen. Ganz ohne Aufwand von Worten und Scenen zwang sie ihr Gatte dazu. Ich konnte es mir vorstellen, wie sie knirschte gegen den Zügel, der anscheinend so schlaff hing, aber ihr feste kleine Hülfen gab, wenn sie strauchelu oder in ein zu rasches Tempo fallen wollte. Was sie aber am tiefsten demütigte, das war, daß keine der Löwinnen ihres Kreises sie um „diesen lieben netten Mann“ beneidete, daß keine Hand sich ausstreckte, ihr sein Herz zu entreißen, dies gute, edle, einfache Herz, das sie gar nicht wert war zu besitzen. Und sie selber fand, trotz all ihrer Anstrengungen so gar keine Gelegenheit, „ihren Roman“, der ihr durch alle Fibern des Körpers raste, zu spielen. Es gab in ihren Kreisen keinen Partner für sie. Da waren lauter Ehrenmänner, die gar nicht daran dachten, Irmas komplizierte Trauer aufzulösen und die „verschrobene“ Frau hinnahmen, um des hochgeachteten Gatten willen. Da waren wohl auch ein paar junge Elegants, von denen sie sich aus Verlegenheit um Verehrer auf Tod und Leben den Hof machen ließ. Aber irgend ein berüchtigter Herzbrecher wollte und wollte nicht auf der Bildfläche erscheinen. Und Irma mit ihren feinen Nüstern hätte sofort Witterung davon gehabt!

So gingen die Jahre der blühenden Schönheit dahin. Die junge Frau verfiel auf die abjonderlichsten Ideen. Sie studierte in ihren Mußestunden Rollen aus französischen Dramen ein: die Clotilde aus Sardous „Fernande“, die Fron-Fron, die Kameliendame, und trug sich allen Ernstes mit dem Gedanken, zur Bühne zu gehen. Aber der nüchterne Herr

Digitized by Google

Gemahl warf den ganzen schönen Theateraufbau mit einem tiefempfundenem Gelächter und der sehr bezeichnenden Führung seines Zeigefingers gegen Irmas Stirn über den Haufen. Eine scharfe Falte trat übrigens seit jenem Tage neben seinen Mundwinkeln hervor und in sein Wesen kam etwas seltsam Nachdenkliches. Dann wieder wollte Irma katholisch werden. Es ging ihr ums Beichten. Aber sie hatte ja nichts zu beichten! Nun, auch da hätte sie Rat geschafft!

Eine Zeit lang war sie von dem Krampfe der Wohlthätigkeit befallen und stellte sich und ihre Toilette auf allen eleganten Bazaren aus.

Ihre Zimmer gestaltete sie zu einem wahnsinnigen Gemisch von raffinierter Eleganz, märchenhaftem Luxus und exotischen Pflanzen, was ihr Gatte mit einem von ihr unbemerkten Stirnrunzeln geschehen ließ. Unter roten Kaktusblüten, unter der fleischigen Schönheit von Kamelienbäumen träumte sie ihre wilden Phantasieen. In eine Wolke thörichter Einbildungen gehüllt, lag sie da, schön, selbstsüchtig — die Augen sehnsüchtig halb von den Lidern verdeckt, als erwarte sie den Tod oder Schöneres. —

Mir schien es, als wolle sich der ganze Aufwand von romanhaften Ansprüchen und Voraussetzungen damit beschließen, daß Frau Irma ihre Befriedigung darin fand, allerlei Dramen auszusinnen, Dramen voll jener glühenden Leidenschaft, die von ihr ausströmte und auf sie niederfiel, unter deren Macht sie litt und deren Freuden sie genoß mit ihrer blutdürstigen Phantasie. Ich nahm an, sie würde sich eines Tages selber zu Grunde richten, aus einer verderbten, unseligen Anlage heraus, und dann wie zu einem letzten verzweifelten Trost zum Morphium greifen. —

So hatte ich mir Irmas Ausgang gedacht.

Und nun war das Unerwartete geschehen. Irma war fort, in die Welt hinaus. Das ewige sich temperieren war ihr lästig geworden, das Gefährliche in ihrem Naturell hatte sich frei gemacht. —

Und ich stand still auf meinem nächtlichen Gange durch den sturmdurchbrausten Park. Ein versteckter Wasserlauf wand sich neben mir durchs Gebüsch, wie eine träge, glitzernde Schlange und verpestete mit einem Gifthauch die wehende Luft.

Irma! Ich schritt langsam meiner Wohnung zu, durch die verschlungenen Gänge. Raschelnd fiel das Laub auf mich nieder und mein Fuß trat wie auf gewelkte Kränze.

(Schluß folgt.)

Gedichte

von

Hermann Lingg.

Das Unglück lieben.

Das Unglück lieben — o das heißt,
Durch Dorngestrüppe, das uns blutig,
Das uns das Kleid vom Leibe reißt,
Im Dunkel gehn, am Abgrund muthig,
Es heißt nicht gehn im Sonnenschein,
Jedoch auch leiden nicht allein.

Das Unglück lieben, heißt zugleich
Verachtung, Spott und ohne Klagen,
Gefaßt auf jeden Wetterstreich,
Der Erde Doppellast ertragen,
Dem süßen vorziehn bittern Trank
Und ernten, ach nur kargen Dank.

Das Unglück lieben heißt, ein Kind
Mit heim von öder Straße nehmen,
Beschützen vor dem rauhen Wind,
Heißt harten Sinn und Stolz beschämen,
Selbst nicht vor Trotz und Widerstand
Zurückziehn seine Vaterhand.

Das Unglück lieben heißt, nicht Flaum
Und weiche Polsterdecken lieben,
Doch die, die umgeh'n wie im Traum,
Die Aermsten, die zurückgeblieben,
Die retten und sie wieder vor
Geleiten zu dem Glück empor.

Das Unglück lieben heißt, kein Wicht
Kein Feigling sein, statt anzuklagen,
Vertheidigen, selbst vor Gericht
Für Milde sprechen ohne Zagen,
Und welch ein Herz das nicht vermocht,
Das hat wohl liebend nie gepocht.

Das Unglück lieben heißt, die Not
Des Erdendaseins ganz empfinden;
Die Ohnmacht vor dem Machtgebot,
Dem kein Geschöpf sich kann entwinden,
Und dennoch frohen Muthes sein,
Und unermüdlich im Verzeih'n.

Digitized by Google

Sturmnacht.

Wie wütend peitscht der Föhn die Flut,
Ein Stern im Südost strahlt in Glut;
Mein Blick kann sich von ihm nicht trennen,
Du Glanz da droben im Azur,
Willst du die Welt verbrennen
Wie mich die Liebe? Zeig es nur
Im Flammenkleid, das dich umschwebt!

Die Welle, die sich stürmisch hebt
Gehorcht Dir Dämon und ist Dein!
Du, der allein
Am Schreck und Untergang sich weidet,
Wie sollt' ich nicht dein eigen sein,
Da, was ich liebe, leidet! —

Herbstföhn.

Trauergesang um den Sommer erschallt,
Düster umschleiert sich Berg und Wald,
Schimmernde Wogen mit losendem Prall
Schäumen heran wie geschmolz'nes Metall,
Dünner werden die Bäume, das Laub

Fällt von den Ästen vergilbt in den Staub,
Zwischen den Wolken gewitterschwer
Weht schon die Ahnung des Winters einher,
Schon ist der rauhe November in Sicht
Nur noch im Süden flammt goldenes Licht.

Am Weißer im Walde.

Der Föhren alte Stämme ragen
In Lüfte stolz und schau'n zugleich
Sich spiegelnd in der Welle Reich,
Sie möchten wohl die Tiefe fragen,
Wann kommt die Nacht? Doch giebt der Grund,
Der dunkle, kein Geheimniß kund.

Wer sagt es mir, wann kommen werde
Auch meine Nacht? Schon ist es spät,
Und nah ist die, die nichts verräth.
Wie gern, o dunkler Pfad der Erde,
Begönn' ich nochmals meine Bahn,
Mit neuer Rüstung angethan!

Auf dem Heimgang.

Aus dem hohen Walde schreitend
Seh ich einsam im Azur
Einen Stern sein Licht verbreitend,
Einsam wie die Größe nur.

Während mir von fernem Tanze
Noch Musik im Ohre summt,
Ist von dieses Sternes Glanze
Mir die Seele tief verstummt.

Der Gassenjunge.

Aus dem Italienischen der **Ada Negri** von **Johannes Schürmann.**

Wenn ich ihn sehe, wie er schön und schmutzig
Umher sich treibt, zerrissen
Den schlechten Kittel, und die Schuh verschlissen,
Doch das Gesichtchen immer keck und trutzig, —

Wie er sich müßig auf dem Pflaster tummelt,
Und lauert, und mit Steinen
Geschickt zielt jedem Köter nach den Beinen,
Schon tückisch, schon verkommen, schon verdummelt, —

Wenn ich bedenke, wie ihm das Verhängnis
Zum Unkraut auferziehet,
Wie sich die Mutter im Fabriksaal mühet,
Und daß der Vater schmachtet im Gefängnis, —

Dann frag' ich bang: „Was wird aus dir noch werden,
Der du umher dich treibest,
In Lumpen, roh und ohne Wissen bleibest,
Und keinen Halt noch Führer hast auf Erden? . . . .

„Du Vöglein, das du unter'm Strohdach nistest,
Ob Du nach zwanzig Jahren
Als Lump, in jeder Büberei erfahren,
Ob Du als Handwerksmann Dein Leben fristest?

„Wirst du der Arbeit schlichte Bluse tragen?
In Sträflingskleidern stecken?
Werd' ich in einer Werkstatt Dich entdecken?
Im Zuchthaus? im Spital? — Wer kann es sagen!"

Und sieh, nun möcht' ich auf die Straße eilen,
Ihn an mich ziehn und herzen,
Von Mitleid, Traurigkeit und Angst und Schmerzen
Erfaßt, mein ganzes Herz mit ihm zu teilen,

Und mit der reinen Glut, womit Geschwister
Sich lieben, ihn umfangen,
Ihm stürmisch küssen Mund und Brust und Wangen,
Und ihm gestehn mit zärtlichem Geflüster:

„Auch ich war in das Buch der Not geschrieben,
Auch meine Mutter webte
In der Fabrik, auch ich, mein Junge lebte,
In Leid und Unglück . . . komm', ich will dich lieben!"—

Digitized by Google

Meine Schülerjahre.

Von

Theodor Fontane.

(Schluß.)

Dr. Lau war ein Priegnitzer. Er mochte damals, als er ins Krause'sche Haus kam, gegen 30 sein, sah aber älter aus, was wohl damit zusammenhing, daß er zu jenen disproportionierten Leuten gehörte, bei denen Linien und Maße nicht recht stimmen. Man suchte sofort nach einem Buckel, trotzdem dieser eigentlich nicht existierte oder doch nur ganz embryonisch. Dafür war aber etwas anderes da: der bekannte große Kopf mit eindringlichem Gesicht und Leberteint, wozu sich, dicht neben dem rechten Auge, auch noch eine sogenannte „Himbeere" von apart dunklem Farbenton gesellte. Den Schluß machte eine große Brille mit Silberfassung, die er, wenn er etwas genau sehen wollte, jedesmal abnahm und putzte. Das Ganze von Schönheit weit entfernt. Dennoch darf man sagen, daß er auch äußerlich einen guten Eindruck machte, weil man ihm Wohlwollen, Humor und Idealismus von der Stirn herunter lesen konnte. Solche Menschen giebt es nicht mehr oder doch kaum noch. Sie waren das Produkt einer armen, aber zugleich geistig strebsamen Zeit. In kleinen Verhältnissen geboren, hatten sie sich mit Notgroschen und Stipendien durchgeschlagen und unter Bitternissen und Demütigungen aller Art doch keinen Augenblick den Mut verloren. Ich kann mir diesen ihren Zustand, aus meiner eigenen Vergangenheit heraus, sehr wohl konstruieren. Als ich, zwischen 16 und 20, Lehrling in einer Berliner Apotheke war, noch dazu an der Ecke der Haidereuter Gasse, lag mir unter anderen Unliebsamkeiten auch die Verpflichtung ob, jeden Sonnabend einen in einem hölzernen dorischen Tempel aufgebauten Teil der Apotheke, der den lächerlichen Namen corpus chemicum führte, mit einem großen nassen Handtuche wieder sauber putzen zu müssen. Eine vollkommene Waschfrauenarbeit. Aber es störte mich sehr wenig, weil es sich nicht selten so traf, daß gerad an diesen Sonnabenden irgend eine Ballade von mir, sagen wir „Pizarros Tod" oder „Simson im Tempel der Philister" in dem damals in der Adlerstraße erscheinenden „Berliner Figaro" gestanden hatte. Und daß ich mir nun sagen durfte, dieser „Simson im Tempel der Philister" rührt von Dir her, trägt Deinen Namen, gab mir ein so kolossales Selbstbewußtsein, daß nicht bloß das corpus chemicum, sondern mit ihm auch die ganze Prinzipalität samt allen Provisoren und Gehilfen als etwas tief Inferiores unter mir verschwand. Ich nehme an, so stand es auch mit Dr. Lau, der in dem Bewußtsein „ich bin ein Schüler von Schleiermacher und besitze nicht nur den west-östlichen Divan, sondern kann ihn sogar auswendig," über alle Misere des Lebens weggekommen war und allem Anscheine nach auch jetzt wieder, nach seinem Eintreffen in Swinemünde — dessen „Konsuln" ihm, als einem guten Livianskenner, schwerlich imponierten — ein innerlich freies und glückliches Leben führte. Die Konsuln ihrerseits lachten natürlich auch über Dr. Lau und hielten ihn für eine komische Null.

So war seine Stellung zu den Stadtgrößen. Anders stand er in dem Krauseschen Hause, dem er jetzt angehörte. Da war er geliebt und geschätzt und antwortete darauf mit Hingebung und Treue. Wir liebten ihn außerordentlich und sahen in ihm etwas in jeder Hinsicht Ausgezeichnetes. Daß er uns,

Digitized by Google

weil er seinem Herzen nicht Gewalt anthun mochte, dann und wann Gedichte aus dem west-östlichen Divan, der seine Spezialität war, vorlas, war gewiß anfechtbar, aber daß er sich dadurch lächerlich gemacht hätte, davon konnte keine Rede sein. Im Gegenteil. Diese Vorlesungen, von denen wir natürlich kein Wort verstanden, waren uns nur die Besiegelung alles dessen, was wir an diesem kleinen Manne mit dem buntkattunenen, immer die Brille putzenden Taschentuche bewunderten. Unter allem aber stand uns eines obenan: er war nämlich auch Bräutigam. Das Bildnis seiner Braut, in Pastell, hing am Fußende seines Bettes, eine Pastorentochter von freundlichen, beinahe hübschen Gesichtszügen, mit einem schwarzen Sammtband um den Hals, daran ein Medaillon hing. Das Gesicht war uns interessant genug, aber das Interesse, das es uns einflößte, verschwand doch neben dem Medaillon, weil wir von der Frage nicht los konnten: „was steckt eigentlich darin? ist es sein Bildnis oder ist es ein Schnitzelchen von seinem Haar?“ Von Locke konnte nicht wohl gesprochen werden. Aber was es auch sein mochte, ein Liebeszeichen war es gewiß, und wenn wir dann wieder etwas von Suleika hörten, so folgten wir freudiger und geduldiger und suchten nach Ähnlichkeiten zwischen der Schönheit aus dem Osten und der Pastorentochter aus der Ost-Priegnitz. Übrigens wolle man aus dem Pastellbilde am Fußende des Bettes nicht schließen, daß Dr. Lau von einer gekünstelt herausgeschraubten Gefühlsbeschaffenheit gewesen wäre, ganz im Gegenteil. Er war von durchaus gesundem Sinn und wenn ich mich eines litterarischen Vorgangs erinnere, darin ich mit 9 oder 10 Jahren die Hauptrolle spielte, so muß ich meinen guten Dr. Lau sogar einen Realisten nennen. Dies kam so. Meines Vaters Geburtstag stand bevor und ich hatte die Pflicht, auf einem liniierten Briefbogen — schon die bloße Liniierung war ein Schreckniß — meine Glückwünsche niederzuschreiben. Ich durfte dies in einer Schulstunde thun, während welcher Lau Exerzitienhefte korrigierte. Mit einem Male sagte er: „Nun gieb her.“

Ich hatte aber mit meinem Geburtstagsbriefe noch gar nicht angefangen, sondern mich bis dahin darauf beschränkt, allerlei Reime auf ein neben mir liegendes Blatt zu kritzeln, halber Unsinn, der nicht viel was anderes war, als der Ausdruck meiner Verzweiflung. Ich wußte nicht, was ich schreiben sollte, der berühmte Anfang wollte sich nicht finden lassen und so schob ich denn, mit Hilfe dieser Spielerei, das, um was es sich eigentlich handelte, nur hinaus. Verlegen reichte ich das bekritzelte Blatt hinüber und Lau, nachdem er seine Brille geputzt, begann zu lesen:

Lieber Vater,
Du bist kein Kater.
Du bist ein Mann,
Der nichts Fettes vertragen kann;
Doch von den Nüssen hörst du gern
Wie sie den Polen den Weg versperrn ꝛc. ...

In solcher Reimerei, drin ich, von Zeile zu Zeile, so zu sagen lapidar gegenüber stellte, was mein Vater sei und nicht sei, was er möge und nicht möge, ging es weiter zwei Seiten lang. Als Dr. Lau damit durch war, schlug er auf den Tisch und sagte: „das ist gut, das wollen wir nehmen; darüber wird sich Dein Vater freuen. Nur das mit dem Kater müssen wir fortlassen.“ Und den Anfang durchstreichend, schrieb er statt dessen „Lieber Vater, Du Stadtberater.“ Denn mein Vater war kurz vorher Senator oder Mitglied des Magistrats geworden, dessen Sitzungen er, bei großer Abneigung gegen dergleichen, natürlich nie beiwohnte. Auch diesen Zug habe ich von ihm geerbt. Lau blieb zwei Jahre lang. Als sein Abgang nahe war, kam ich auf den unglücklichen Gedanken, ihm zu Ehren ein Stück aufzuführen, noch dazu ein Lustspiel. Es war ungebührlich lang und kein Mensch hörte recht zu, was mich sehr traurig machte. Das Schlimmere aber lag nach der Herzensseite hin. Ich liebte Dr. Lau ganz aufrichtig, mehr als irgend einen anderen Lehrer, den ich später gehabt habe; trotzdem brachte mich die verdammte Komödianteneitelkeit um jedes richtige Gefühl für den Mann, dem ich doch so viel verdankte. Ja, noch ganz zuletzt, als er, bewegt, von uns Kindern Abschied nahm, dachte ich nicht an den lieben braven Mann, sondern immer noch an das dumme Stück, mit dem wir so gar keinen Erfolg erzielt hatten. Eigentlich bleibt es zeitlebens so; immer wenn mit allem Fug und Recht die großen Gefühlregister gezogen werden sollen, denkt man, als Kind, an Kuchen und Traubenrosinen, zehn Jahre später an

Digitized by Google

einen neuen Shlips und wenn endlich wer gestorben ist, an den Bonle-Schrank und wer ihn wohl eigentlich kriegen wird.

Lau, soviel ich weiß, hat nie mehr von sich hören lassen. Vielleicht daß er an Krause's schrieb, aber ich habe nichts davon vernommen. Viele Jahrzehnte später erfuhr ich, daß er Rektor in Wittstock geworden sei und als solcher ist er mutmaßlich gestorben.

* * *

Lau verließ uns im Spätherbst 30 und Bemühungen, seine Stelle rechtzeitig zu besetzen, waren entweder versäumt worden oder hatten zu keinem Resultate geführt. Wir standen also wieder vor einem Interim, das aber diesmal, weil die Krauses mit in Verlegenheit waren, einen anderen Charakter annahm, als vordem. Mit andern Worten, die „Methode" meines Vaters brauchte nicht wieder zu momentaner Aushilfe für mich herangezogen zu werden, denn, nach einigem Umthun in der Stadt, ergab sichs, daß ein in den Vorbereitungen zum Examen steckender Theologe vorhanden und desgleichen bereit sei, sich, bis zum Eintreffen eines neuen Hauslehrers, unserer anzunehmen. Freilich nur halb und auch das kaum. Es war dies der Predigtamtskandidat Knoop, Sohn des Lootsenkommandeurs, ein gewissenhafter junger Mann, gegen den nicht das Geringste zu sagen gewesen wäre, wenn er uns und unsere Eltern nicht zu sehr hätte fühlen lassen, daß er alles nur aus Gefälligkeit thue, ja, daß er uns geradezu ein Opfer bringe. Vorwürfe waren ihm daraus freilich nicht zu machen, denn es lag wirklich so. Die Sache fing gleich damit an, daß er in seinem väterlichen Hause verblieb und unsern Eltern gegenüber darauf bestand, daß wir zu wechselnden und jedesmal von ihm zu bestimmenden Tagesstunden in seiner meist in einer Tabakswolke steckenden Hinterstube mit kleinen Zitzgardinen, erscheinen müßten. Er war nicht freundlich und nicht unfreundlich, und sah, gleichviel ob er uns Interessantes oder Nichtinteressantes mitteilte, gleichmäßig gelangweilt drein. Im ganzen aber kam es seinerseits überhaupt nicht recht zu Mitteilungen, sondern nur zu Aufgaben, ein Verfahren, aus dem genugsam hervorging, daß er uns nicht eigentlich belehren, sondern nur beschäftigen wollte. Dazu gehörte denn vor allem, weil ihm das das bequemste war (Exerzitien und Aufsätze hätten ja korrigiert werden müssen) das Auswendiglernen von Vers und Prosa, von Bibelkapiteln und Schillerschen Balladen. Er erschrak dabei vor keiner Länge. Ganz im Gegenteil, so daß ihm beispielsweise der „Kampf mit dem Drachen", weil er länger vorhielt, um vieles lieber war als der „Handschuh", der nur 5 Minuten dauerte. Wir hatten gegen diese neue Form des Unterrichts nicht viel einzuwenden und nur einmal kam es mir hart an. Es ereignete sich das in den Weihnachtstagen 30 auf 31, kurz vor Tisch. Ich selber war, wie gewöhnlich zu dieser Festzeit, in jenem eigentümlich gastrischen Zustande, wo sich der schon geschädigte Magen unbegreiflicherweise nach neuer Schädigung sehnt. Ein wohliger Duft von gebratener Gans zog durch das ganze Haus und gab meinen Gedanken eine dem Höheren durchaus abgewandte Richtung. Ich hatte mich, der wieder in Gedichtauswendiglernen bestehenden Ferienaufgabe gedenkend, auf den ersten Boden zurückgezogen und mirs hier, in einem Kinderschlitten mit Seegraskissen, leidlich bequem gemacht, dabei einen alten vielkragigen Mantel meines Vaters über die Kniee gebreitet, denn es war bitterkalt und in der Sonne blinkten links neben mir ein paar Schneestreifen, die der Wind durch die Fensterritzen hineingepfiffen hatte. Fröstelnd und unzufrieden mit mir und meinem Schicksal saß ich da, Schillers Gedichte vor mir, und lernte „das Eleusische Fest". Unten klimperte wer auf dem Klavier. Als es endlich schwieg, hörte ich den von einem asthmatischen Pusten begleiteten Schritt meines Vaters auf der Treppe und nicht lange mehr, so stand er vor mir, übrigens zunächst weniger mit mir als mit zwei Schneestreifen beschäftigt. Er schob denn auch, eh er sich zu mir wandte, den Schnee mit der Sohlenkante zusammen und sagte dann erst: „Ich begreife nicht, warum Du hier sitzest."

„Ich lerne."

„Was?"

„Das Eleusische Fest."

„Nun, das ist gut. Aber Du siehst aus, als ob Du keine rechte Freude daran hättest. Ohne Freude geht es nicht, ohne Freude geht nichts in der Welt. Von wem ist es denn?"

Digitized by Google

„Von Schiller.“

„Von Schiller. Nu, höre, dann bitt ich mir aus, daß Du Ernst mit der Sache machst. Schiller ist der erste. Wie lang is es denn?“

„Siebenundzwanzig Verse.“

„Hm. Aber wenn es von Schiller ist, ist es gleich, ob es lang oder kurz ist. Es muß 'runter“

„Ach, Papa, die Länge, das ist es ja nicht. Der Kampf mit dem Drachen ist noch länger und ich habe es in der letzten Stunde, die wir hatten, doch hergesagt.“

„Nun, was ist es dann?“

„Es ist so schwer. Ich versteh es nicht.“

„Unsinn. Das ist bloß Faulheit. Gewiß, es giebt Dichter, die man nicht verstehen kann. Aber Schiller! Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit. „Und in Poseidon's Fichtenhain, Tritt er mit frommem Schauder ein,“ — das kann jeder verstehn und war immer meine Lieblingsstelle. Natürlich muß man wissen, wer Poseidon ist.“

„Ja, das geht und Poseidon kenn ich. Und die, die Du da nennst, die hab ich auch alle gelernt. Aber das Eleusische Fest, das kann ich nicht. Ich weiß nicht, was es heißt und weiß auch nicht, was es bedeutet und ich weiß auch nicht, gleich zu Anfang, welche Königin einzieht.“

„Das ist auch nicht nöthig. Du wirst doch verstehn, daß eine Königin einzieht. Welche er meint, ist am Ende gleichgültig. Es ist ein Ausdruck für etwas Hohes.“

„Und in dem zweiten Verse heißt es dann: „Und in des Gebirges Klüften barg der Troglodyte sich.“ Was ist ein Troglodyte?“

„Nun, das ist ein griechisches Wort und wird wohl Leute bezeichnen, die einen Kropf haben oder irgend so was. An solcher einzelnen Unklarheit kann das Ganze nicht scheitern. Also strenge Dich an . . .“

Er hätte mir wohl noch weitere Lehren gegeben, wenn nicht in diesem Augenblicke zu Tische gerufen wäre. „Nun komm nur. Es heißt zwar plenus venter . . . aber Du wirst schon darüber hinkommen.“

Ich kam nicht darüber hin und habe das Eleusische Fest nicht auswendig gelernt, weder damals noch später. Aber soviel bin ich dem Lootsenkommandeurssohn doch schuldig, das Eleusische Fest bedeutete nur den Ausnahmefall und kann die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß ich ihm und nur ihm allein, die Totalkenntnis der Schiller'schen Balladen verdanke. General v. d. Marwitz erzählt einmal in seinen Memoiren, daß er einen Hauslehrer gehabt, der, aus einem kleinen Buche von höchstens hundert Seiten, Weltgeschichte vorgetragen habe; nach dem Vortrage ließ er dann seinen Zögling ein paar Seiten auswendig lernen und wenn er mit dem Buche durch war, begann das Auswendiglernen von Seite 1 an von neuem. Marwitz setzt hinzu: „Dieser Lehrer war beschränkt und bequem, aber ich verdanke ihm, in Bezug auf historische Fakten und Zahlen, eine Überlegenheit über alle Personen, auch die Klügsten mit inbegriffen, mit denen ich in meinem langen Leben in Berührung gekommen bin. Keiner wußte so sicher wie ich, in welchem Jahre die Schlacht bei Crecy oder bei Granson oder bei Lepanto gewesen war.“

* * *

Ostern 31 war endlich ein neuer Hauslehrer da, so daß die Stunden im kommerzienrätlichen Hause wieder ihren Anfang nehmen konnten. Der Neu-Engagierte hieß Dr. Philippi und kam aus Hamburg. Er war aus einem großen Hause, sehr gebildet und von weltmännischen Manieren. Das war das Gute, das er mitbrachte; zugleich aber gab ihm sein Hamburgertum, sein Vertrautsein mit den Formen einer wirklich reichen und vornehmen Kaufmannswelt, ein bis zu Dünkel und Unart sich steigerndes Selbst- und Überlegenheitsgefühl, das ihm von Anfang an seine Stellung verdarb. In der Stadt gewiß und fast auch in dem liebenswürdigen Hause, dem er als Mitglied angehörte. Dr. Lau, wie hervorgehoben, hatte auch etwas von diesem Selbst- und Überlegenheitsgefühl gehabt, aber in ganz andrer Art. Lau war nicht spitz und ironisch, sondern immer nur heiter und humoristisch gewesen und hatte seine vergnügliche Stimmung, und mit ihr Licht und Behagen, zunächst in seine Verkehrsformen und schließlich auch in seine Unterrichtsstunden mitherübergenommen, Philippi dagegen, der überall eitel und weil man ihm nicht Ehre genug erwies, auch immer sehr gereizt und verstimmt war, ließ durchweg jene freundliche Gesinnung vermissen, ohne die

Digitized by Google

nichts recht gedeiht. Wir lernten dies und das, aber es hatte kein Leben, nicht einmal so viel, wie der morose Predigtamtskandidat seinen halb widerwillig gegebenen Stunden zu geben gewußt hatte. Nicht ein einziges Schulvorkommnis hat sich mir aus jenen Philippischen Tagen her eingeprägt. Ein wenig mochte dies allerdings auch daran liegen, daß die Zeit, wo ich das elterliche Haus zu verlassen hatte, näher und näher rückte und daß mich nur noch das interessierte, was kommen würde, nicht das, was da war.

Erinnrungstrost.

Von

August Graf von Platen.

(Ungedruckter Nachlaß *)

Und von der Hoffnung aufgegeben,
Und von dem Schicksal nicht erhört,
Such ich in dem vergangnen Leben,
Was mir die Gegenwart verwehrt.

Mir wurde mancher Kranz gewunden,
Doch jene Blumen sind nicht mehr,
So schwebe von verflognen Stunden
Noch die Erinnrung zu mir her,

Und stille jede laute Klage,
Und gebe keinem Seufzer Raum,
Und mahne mich an jene Tage,
An jenen ersten schönen Traum.

Und laß mich sie im Geiste sehen,
Die wunderliebliche Gestalt,
Wie einst von des Olympus Höhen
Die Göttin Amathunts' gewallt. —

Welch Leben sah ich da im Werden,
Welch ein Gefühl erhub sich da;
Da war mir schon auf dieser Erden
Der Himmel, der verheißen, nah.

Da wußt ich plötzlich, was ich wollte,
Und alle Wünsche wurden laut,
Da hab ich Berge, übergoldte,
Und Schlösser in die Luft gebaut.

Das ist für immer hingeschwunden,
Nie kehrt die erste Liebe mehr,
So schwebe von verflognen Stunden
Noch die Erinnrung zu mir her.

Winterkeime.

Saaten unterm Schnee gedeih'n
Denn verborgen wirkt auf Erden
Mag es dir zum Troste sein! —
In der Stille noch ein Werden.

Wie in dir mit dumpfem Schmerz
Heute stockt des Lebens Fülle,
Mag des jungen Falters Herz
Pochen an die Puppenhülle.

All umsonst sein langes Müh'n,
Bis von selbst die Wände springen.
Dann sieht er die Blumen blühn,
Und er fühlt vier goldne Schwingen.

Kommst du dann den Weg entlang,
Den du heute bist gegangen,
Grüßt dich Zwitschern und Gesang,
Wo dich Schweigen hielt umfangen.

Armes Herz, was schreiest du? —
Jeder Trieb muß sich entfalten,
Jeder Keim in Todesruh'
Seinem Winter stille halten.

Curt Hacker.

Im Süden.

Noch im farbigen Gefunkel
Leuchtet duftig Beet an Beet,
Und der Pfad im Piniendunkel
Ruht von Kelchen überstät:

Irre Lichter tanzen leise,
Drunten schläft die Stadt im Duft,
Eine holde Mädchenweise
Wiegt sich schmeichelnd durch die Luft.

Wie auf gelben Falterflügeln
Schmilzt sie hin am Sonnenblick,
Gleich als sei in diesen Hügeln
Ewig wie der Lenz das Glück,

Ewig wie der Lenz die reine,
Warme Jugend, und vergißt,
Daß sie doch der Blumen eine
Nur in jedem Herzen ist.

Julius Havemann.

*) Vgl. die Notiz S. 8. Das Gedicht ist um 1820 entstanden.

Digitized by Google

Am Kamin.

Eintönig leise, wie verschlafen, rinnt
Der Regen nieder an den trüben Scheiben.
Die letzten braunen Blätter treiben
Verloren im Novemberwind.
Ein grauer Nebel hüllt die Dächer ein.
Nichts regt sich auf den menschenleeren Gassen.
Kahl und gespenstisch spiegelt auf dem nassen
Asphalt sich der Laternen Schein. —
Ich sitz' am traulich prasselnden Kamin
Und starre traumverloren in die Flammen.
Bald sinken wie ermattet sie zusammen,
Bald lodern sie empor. Rauchwolken zieh'n
Seltsam gestaltet um den kupferbraunen
Theekessel, der geheimnisvoll und leise
Mir vorsingt seine monotone Weise. —
Fast klingt es aus dem Summen und dem Raunen
Mir wie ein altes, halb vergess'nes Lied.
Und plötzlich in dem knisternden Geleuchte
Zwei Augen blitzen auf, zwei thränenfeuchte, —
Und aus dem Dampf, der mich umzieht,
Winkt eine liebe Hand mir grüßend zu,
Und wie er dichter sich und dichter ballt,
Erscheint mir eine lächelnde Gestalt, —
Bist du's, versunk'ne Liebe, bist es du?

Otto Oppermann.

Die Mutter.

O wer nicht liebt des Himmels Blau, erträgt getrost der Wolken Flor!
Und wer nicht weiß, was er besaß, der weiß auch nicht, was er verlor.
Ich kannte meine Mutter nicht. Sie starb, als ich vier Monde kaum.
Man pflanzt' ein Bäumchen ihr aufs Grab. Das ist jetzt schon ein großer Baum.

Dort schläft sie schon so lange Zeit! Am Grabe steht ein Leichenstein,
Der sagt mir: Die da unten ruht, das ist die tote Mutter dein.
O hätt' ich trauern nur gekonnt, da ich an ihrem Grabe stand!
Doch nicht beweinen kann mein Herz ein Wesen, das es nie gekannt.

Wie oft wohl einst ihr blasser Mund an meinen jungen Lippen hing!
Wie oft für mich aus ihrem Aug' der Segen einer Thräne ging!
Wie oft gelehnt mein junges Haupt an ihrem fiebernden Gesicht!
Doch keine Thräne fällt für sie, denn ach, ich kannte sie ja nicht!

So wie der Blindgebor'ne fragt: O sag', wie ist der Sonne Schein?
So fragt mein blindgebor'nes Herz: Was mag die Mutterliebe sein?
Und eine Ahnung sagt in mir, sie sei ein namenloses Glück,
Das Höchste sei's, was ich verlor und das mir niemand bringt zurück.

Doch wenn nach Tages Müh' zur Ruh die müdgeword'ne Seele geht,
Ein blasses Weib mit blondem Haar des Nachts an meinem Lager steht.
Sie schaut mich wie ein Märchen an und schaut mir bis ins Herz hinein.
Sie winkt mir traurig mit der Hand. Soll das die tote Mutter sein?

Daniel Allerheim.

Geheimnis.

Ich ahne Dich, ich kenne Dich,
Doch hüllst Du Dich in tiefes Schweigen,
Wie jenen Zephyr fühl' ich Dich,
Vor dem die Blumen zart sich neigen,

Wie Harfenklingen, das der Hauch
Des Windes wiegt in Melodien,
So hör' ich Dich, ein Märchen auch
Im Träumen still vorüberziehen!

Und Deines Auges schöner Glanz
Wacht freundlich über meinem Pfade.
O holder Stern, erfüll' ihn ganz
Mit Deiner liebevollen Gnade!

J. Kalischer.

Lehrberuf.

Entfalten und bilden — 's ist wunderschön,
Trägt langsam auf zu der Menschheit Höh'n,
Sind Fleiß und Pflichttreue unser Gespann.
Und doch — oft möchte man bitter weinen,
Daß man aus rohen Quadersteinen
Nicht Marmorbilder machen kann!

Emilie Droescher.

Digitized by Google

Eine Mutter.

Novelle von **F. Ottmer.**

(Schluß.)

Joſefine lag wieder die ganze Nacht ſchlaflos und grübelte. Zuerſt erfüllte ſie eine große Freude darüber, daß ihre Tochter den Namen des Vaters erhalten würde — ſo konnte doch noch gut gemacht werden, was ihre Selbſtſucht geſündigt hatte. Freilich es würde nicht gleich geſchehen, erſt in fünf Jahren, ihrer heißen Ungeduld erſchien es eine ewig lange Zeit. Das nützte aber nichts, früher ging es nicht, bevor Franz ſein fünfzigſtes Jahr erreicht hatte, durfte er nicht adoptieren, bis dahin blieb es alſo dabei, daß Franzi Härtel hieß, wie ſie eingetragen worden war. Aber andererſeits war es ein Troſt, daß das Kind ja auch dann noch zu jung ſein würde, um etwas von alledem zu verſtehen, ſelbſt wenn ſich boshafte Menſchen finden ſollten, ihm davon zu ſprechen. Und mit wem konnte es denn bis dahin in Berührung kommen, außer mit ſeinen Eltern und dem Geſinde? Es ſollte ja bei ihr aufwachſen, in dem ſtillen Hauſe, in das Niemand kam, als der gute Dr. Braumüller.

Aber ſpäter, in welche Verbindung mit der Welt konnte es ſpäter treten? Es war die Tochter der geächteten Frau, ein uneheliches Kind. Auch wenn es des Vaters Namen trug? Konnte das etwas daran ändern, daß es vernehmt war? Es lebte ja bei der Mutter, es wurde ja von ihr erzogen, es war doch unmöglich die Tochter heranzuziehen und die Mutter zu meiden.

So mußte doch das Meiſte von dem, was der Pfarrer von Franzi's Stellung zu den Menſchen geſagt hatte, wahr werden, ihr Leben arm und trübſelig ſein — warum? Weil ihre Mutter zwiſchen ihr und allen Anderen ſtand. Und wenn ſie das einſt erkennen wird? Wenn ſie einſt begreifen wird — wird ſie dann ihre Mutter nicht verachten?

Joſefine ſtöhnte auf. „Werde ich das ertragen müſſen? Werde ich ſehen müſſen, wie mein Kind ſich von mir abwendet und mich verwünſcht, weil ich es geboren habe?“

Gab es keinen Ausweg? Keinen! Gab es keine Sühne für ihre Schuld? Nein, ſo lange ſie lebte war ſie ihrer Tochter im Wege. Aber wie, wenn ſie todt wäre? Wenn ſie bei der Geburt geſtorben wäre? Viel hätte es dazu nicht bedurft, ſie war ja dem Tode ſo nahe geweſen. Wie wäre es geworden, wenn das Kind von der Mutter befreit, unter des Vaters Namen aufgewachſen wäre? Hätte die Welt dann vergeſſen und verziehen?

Vielleicht — nein, zweifellos!

Sie erinnerte ſich eines ſolchen Falles. Ein berühmter, in Wien lebender Schriftſteller, der unvermählt geblieben, hatte vor zwei Jahren plötzlich eine erwachſene Tochter in die Geſellſchaft eingeführt, ſie war überall aufgenommen worden, die Mutter war tot, ſie war im Kloſter erzogen worden. Niemand fiel es ein, dem Vater einen Vorwurf aus einem Verhältnis zu machen, das er vor zwanzig Jahren mit einer nun verſchollenen Frau gehabt hatte, oder es die Tochter entgelten zu laſſen.

Wenn alſo ſie — Joſefine — geſtorben wäre, hätte ſich Franzi's Loos auch ſo gut geſtalten können. Was Franz wohl mit dem Neugeborenen gemacht hätte? Sie mußte ihn fragen, gleich morgen, was geworden wäre, wenn ſie tot wäre, tot, tot, tot!

Ihr müdes Hirn blieb an dem Worte

Digitized by Google

haften — sie war immer noch sehr schwach — „tot, tot“ sauste es in ihren Ohren. Nun nahm die Uhr es auf, „tot — tot, tot — tot“ machte sie.

Josefine horchte darauf, immer dasselbe Wort. Nun fing der Regen auch an, die ganze Nacht fiel er schon, „tot, tot, tot“ klatschte er leise auf und dann schneller „to — tot, to — tot“ — es war ein ganzes Konzert auf der einen Saite. Nun erhob sich im Nebenzimmer das Stimmchen des Kindes, „tooot, tooot!“ wimmerte es, dann beschwichtigend die Pflegerin: „to — to — tot, to — to — tot.“

Josefine lauschte in atemloser Anstrengung, es fiel ihr so schwer, die verschiedenen Töne zu unterscheiden, sie blieben auch nicht im Takte und Eines überschrie das Andere, da Franzi und nun der Regen und jetzt mischte sich auch noch ihr eigenes Herz mit ein und begann heftig zu schlagen. Das war das häßliche Herzklopfen wieder, das sie durch Wochen so sehr gequält hatte, der Arzt hatte ihr etwas dagegen verschrieben, wie hieß es doch nur — tototot, tototot, tototot machte das Herz — es fiel ihr nicht ein — sie wollte klingeln — aber sie hatte keine Zeit dazu, sie mußte zu zuhören.

Immer rascher, immer toller wurde der Wirbel. Josefine richtete sich in ihrem Bette auf, um besser atmen zu können und lauschte wieder. Jetzt wurde Franzi still — dann die Pflegerin, nach einer Weile schlug ihr Herz langsamer tot — tot — tot — und jetzt hörte der Regen auf, so behielt die Uhr die Oberhand.

Endlich sank sie erschöpft in die Kissen zurück und versiel in bleiernen Schlaf.

Spät am Morgen erwachte sie und lag zuerst ganz stumpf da, langsam fiel ihr wieder Alles ein und sie nahm ihre Gedanken auf, wo sie sie des Nachts verlassen hatte, sie hatte Franz etwas fragen wollen, was denn nur, wegen des Kindes etwas, ja, das war's, was er damit gemacht hätte, wenn sie gestorben wäre?!

Hastig stand sie auf, als könne sie etwas versäumen und erwartete ihn mit Ungeduld.

Er kam früher als sonst, von der frohen Erwartung getrieben, sie so verändert anzutreffen, wie er sie gestern Abend verlassen hatte. Ihre fieberglänzenden Augen, die gerötheten Wangen täuschten ihn, er hielt sie für ein Zeichen der Genesung.

So fing er an zu berichten, wie in den guten alten Tagen, sie hatten ja so viel nachzuholen. Eine Weile schien sie zuzuhören, dann plötzlich unterbrach sie ihn scharf.

„Was hättest du mit Franzi gemacht, wenn ich bei ihrer Geburt gestorben wäre?“

Er sah sie, mitten in seinem Gedankengang gestört, völlig verständnißlos an.

„Was meinst du?“

„Wo hättest du Franzi hingethan, wenn ich gestorben wäre?“

„Aber Josefine, was soll das? Du lebst doch.“

„Ja, ja,“ sagte sie mit einem lauernden Blick, „wenn ich aber tot wäre?“

Er suchte sie davon abzubringen, sie beharrte aber auf ihrer Frage.

Er überlegte.

Vielleicht war es besser, ihrer Laune nachzugeben; sie war noch immer keine Gesunde, jede Aufregung mußte vermieden werden.

„Ich hätte sie zu mir genommen und für sie gesorgt, so gut ich es ohne Dich gekonnt hätte.“

„Hättest Du das wirklich gethan?“ fragte sie gespannt. „Trotz Deiner Familie — und der Deiner Frau?“ fügte sie zögernd hinzu, sie erwähnte ihrer sonst nie.

„Gewiß. Keinerlei Rücksicht hätte mich davon zurückhalten können, ich bereue es schon tief genug, daß ich unser Beider Leben nicht anders gestaltet habe.“

„Nein, das war gut,“ erwiderte sie. „Aber das Kind, wenn ich stürbe, würdest Du es nicht bei fremden Leuten aufwachsen lassen, wie Magnus es mit seiner Tochter gethan?“

„Nein, Josefine, das thäte ich gewiß nicht.“

„Schwör' es mir, Franz.“

„Was soll das? Du lebst ja! Ich könnte mir ein Leben ohne Dich auch gar nicht mehr vorstellen.“

„Du müßtest es doch ertragen, um unseres Kindes willen, Alles müssen wir dafür thun, jedes Opfer ihm bringen. Schwör' mir's, Franz, ich bitte Dich.“

„Ich schwör' es Dir: Es würde in meinem Hause groß werden.“

„Und daß Du seinetwegen weiter leben würdest, wenn ich stürbe.“

„Auch das, auch das. Nun sei aber vernünftig und laß die unnützen Grübeleien.“

Mit einem Seufzer der Erleichterung lehnte

Digitized by Google

sie sich zurück und verfiel in tiefes Sinnen. Franz verließ sie bald, er hielt sie für ermüdet.

Sie aber sann und sann.

Das also hätte er gethan. Franzi wäre unter ihres Vaters Dach groß geworden. Nun ging es nicht, weil sie lebte. Da war es ja wirklich ein Unglück für das Kind, da sie nicht gestorben war. Ach, es wäre schön gewesen, damals zu sterben, so völlig glücklich, wie sie gewesen, einzuschlafen und nicht mehr aufzuwachen, in ihrer Schwäche hinüberzugleiten, ohne Abschied ohne das Gefühl, daß sie ihre Theuren verließ. Was wäre ihr da alles erspart geblieben an Herzeleid, das erst durch die Erkenntniß ihrer sündhaften Verblendung über sie gekommen war.

Und jetzt, wenn sie jetzt stürbe? Aber, warum sollte sie? Weiß Gott, wie alt sie werden würde, immer mit dem Bewußtsein, ihrem Kinde im Wege zu sein. Es gab keinen Ausweg, keinen, keinen!

Oder doch!

Sie schauderte.

Nein, nein, das nicht, das konnte sie nicht.

Sie warf den Gedanken weit von sich, aber er kam wieder, immer wieder.

Wie, wenn sie freiwillig ginge, wenn sie sich aus dem Leben schliche, in dem sie ihrem Liebsten das Licht stahl? Sich freiwillig trennen von ihrem kleinen Kinde, von Franz — es war ja undenkbar, das konnte nicht von ihr gefordert werden. Aber hatte sie nicht selbst gesagt, sie müßte zu jedem Opfer bereit sein. Und war die Sühne zu groß dafür, daß sie das Kind in die Welt gebracht hatte, wie sie es gethan? Aber Franz, wie würde er es ertragen? Wußte sie doch, daß ihm das Leben ohne sie noch immer ebenso unerträglich schien wie damals, da er nach der Abweisung seines Scheidungsantrags gekommen war, von ihr Abschied nehmen. Gewiß, er würde sehr unglücklich sein, doch er mußte es dulden für das Kind, wie sie um des Kindes willen ihn verlassen mußte. Dann würde nicht mehr ungleich zwischen ihnen geteilt sein, dann würde sein Loos das schwerere sein. Würde es? Konnte es etwas schwereres geben, als von ihm und Franzi gehen? Nein — und sie vermochte es auch nicht, das nicht.

Sie wollte nicht mehr daran denken, aber es ließ sich nicht abschütteln. Immer zwingender wurde der Gedanke in ihr: „Du mußt es thun, Du mußt!“ Jeder Schrei ihres Kindes rief es ihr zu und jeder Blick in sein Gesicht. Sie fing an damit zu paktieren. Sie würde es thun. Aber nicht jetzt, es hatte Zeit, Franzi bedurfte ihrer noch so sehr, wenn sie größer sein würde, jetzt hätte es gar keinen Zweck und die Sorge um den Säugling schüfe Franz unnötige Last. Bevor das Kind zum Verständnis erwachte, würde sie es thun, in fünf Jahren, bevor es seines Vaters Namen erhielt, bis dahin brachte ihr Dasein ja keinen Schaden und doch Nutzen für das Kind und Franz. So gelobte sie sich und atmete erleichtert auf. Es blieben ihr nun doch noch ein paar Jahre mit Franz und Franzi zu verleben, es wäre auch gar zu gräßlich gewesen, sie schon verlassen zu müssen, sie wollte sie noch lieben, lieben, so lange sie es durfte. Und mit heißer Zärtlichkeit begegnete sie Franz, mit einem Ungestüm der Empfindung, wie er es an ihr nie gekannt hatte. Er hielt es für wiedererwachendes Glücksgefühl, für das Zeichen völliger Gesundung. Ihr aber war's, als habe sie ihm eine schwere Schuld abzubitten, sie verheimlichte ihm etwas, sie konnte ihm nicht mehr ins Auge blicken. Seine Nähe, die sie herbeisehnte, wenn er fern war, wurde ihr zur Qual, unbefangen thun, immer mit dem entsetzlichen Gedanken im Hirn. Sie wurde ungleich in ihrem Wesen, manchmal von übertriebener Heiterkeit, dann wieder versank sie in tiefe Schwermut.

Franz war auf das Äußerste befremdet — sie war nie so gewesen, ruhige Gleichmäßigkeit hatte zu ihren schönen Tugenden gehört. Er befragte Braumüller, der zuckte die Achseln: „nervös!“ Im Stillen beobachtete er sie aber unausgesetzt, da stimmte etwas nicht, die Frau drückte etwas, wovon sie Alle nichts wußten.

Der Zustand peinigte Josefine auf das Äußerste, wie sollte sie es noch durch Jahre ertragen, täglich mit Franz zu verkehren mit dem schrecklichen Vorsatz in ihrem Innern. Das war undenkbar. Neben dem Ahnungslosen hergehen und sich jeden Tag um ein Stück dem Moment näher fühlen, wo sie ihm das Messer ins Herz stoßen würde. Und wird sie dann noch den Mut dazu finden? Wenn Franzi sprechen konnte und in kindlicher Liebe an ihr

Digitized by Google

hing, wird sie sie dann verlassen können? Wird nicht ihr Egoismus bis dahin wieder die Oberhand gewonnen haben? Nein, es mußte gleich sein! Aber wie, wie sollte sie es machen? So sacht wie möglich, sie wollte Franz kein Bild des Entsetzens zurücklassen. Vorher wird sie ihm schreiben und ihm sagen, daß sie müsse, um das Kind zu befreien und ihr sündiges Glück zu sühnen, auch wie schwer es ihr fiele und ihn an sein Versprechen mahnen, seine Tochter sofort zu sich zu nehmen. Aber das war ja unnötig. Er hatte es ihr geschworen und hätte er dies auch nicht gethan, bürgte ihr nicht sein Charakter dafür, daß er sein Wort halten würde? Wie zerschmettert wird er sein. Wird er sich nicht vorwerfen, sie in den Tod getrieben zu haben. Dadurch, daß er ihr erstes Opfer annahm? Wird er das je verwinden können? Wohl nie! Und hätte er es verwunden, wenn sie eines natürlichen Todes gestorben wäre? Doch eher. Aber Schuld tragen am Selbstmord der geliebten Frau, das war zu grauenhaft. Konnte sie es denn nicht so ausführen, daß er für Zufall hielt, was Absicht war? Aber wie — wie? Vor allem durfte sie ihm dann nicht schreiben; auch das Abschiednehmen war ihr verfagt, dieser letzte Trost. Aber wie sollte sie es machen? Sie sann und sann — sie fand nichts. Da plötzlich fiel ihr ein — wie hatte sie nur daran nicht früher denken können? — das Mittel gegen ihr erstickendes Herzklopfen — hatte sie nicht gehört, wie Brannmüller der Pflegerin einschärfte, äußerst vorsichtig damit umzugehen. „Sie wissen, Digitalis ist eines der schärfsten Gifte, nicht mehr als zwei Tropfen und nur im Notfall. Verwahren Sie das Fläschchen gut, es genügt, um einen Menschen zu töten.“ Sie wußte, wo es stand. Es war noch ungeöffnet, da ihre Krankheit die Wendung zum Guten genommen hatte, bevor zu diesem äußersten Mittel gegriffen worden war. Da hatte sie also, wessen sie bedurfte, ein Pflanzengift, das sich wohl kaum im Körper nachweisen ließ und wenn auch, dann würde Franz glauben, sie sei in einem plötzlichen Anfalle ihres Leidens unvorsichtig damit verfahren. Sie brauchte es also nur zu entwenden und — Aber heute nicht! Morgen! Heute wollte sie Franz noch einmal sehen. Und morgen war das Kind nicht wohl, das mußte sie doch erst abwarten; und dann kam immer wieder etwas. Sie verschob es unter tausend Vorwänden von Tag zu Tag — sie wollte nicht, daß Franz sie vielleicht selbst finde, sie wollte warten, bis er die alljährliche Reise in seinen Wahlbezirk machte — das geschah immer im Hochsommer und jetzt war es erst Ende April.

Da kam er eines Nachmittags, um sich zu verabschieden. Josefine wurde aschfahl und lehnte sich gegen die Wand. „Was, schon jetzt?“ Ja, es seien doch Parlamentsferien und es hätte sich in X. ein Zwischenfall zugetragen, der ihn nötige, sofort vor seine Wähler zu treten. Sie klammerte sich an ihn, sie beschwor ihn, zu bleiben, sie wollte ihn nicht lassen. Es ginge nicht an, sie solle sich doch beruhigen, er würde in ein paar Tagen zurück sein. Schluchzend hing sie an seinem Halse. Wie war sie doch verändert, die stille Frau, die ihn sonst ohne Frage Kommen und Gehen ließ, wann und wohin immer. Sanft machte er sich los, er werde den Zug verfäumen. Dann küßte er noch das Kind, das die Pflegerin herbeigebracht hatte und es dieser abnehmend, legte er es Josefine wie zum Trost in die Arme. Da lief ein Zucken über ihr Gesicht und sie winkte ihm zu gehen.

Seine Reise ging aber nicht zu seinen Wählern, sondern zu seiner Frau. Vor zwei Stunden hatte er ein Telegramm erhalten, daß sie einen Schlaganfall erlitten habe und ihr Leben in Gefahr schwebe. Sofort hatte er sich reisefertig gemacht, doch auf der Fahrt zu Josefine beschlossen, ihr nichts von der akuten Erkrankung der Blödsinnigen zu sagen. Es konnte ihnen Beiden ja kein größeres Glück wiederfahren, als der Tod der Bedauernswerten. Sie hatten nie damit gerechnet, weil die Ärzte der Meinung gewesen waren, daß der Körper der Unnachteten von ungewöhnlich kräftiger Konstitution sei und sie voraussichtlich ein hohes Alter erreichen würde. Wenn sie nun aber doch stürbe, wenn er frei würde, dann würde Alles gut werden, dann konnte er Josefine zu seiner rechtmäßigen Gattin machen und vor ihnen lag ein schönes, friedliches Leben. Aber noch war nichts entschieden, vielleicht erholte sich die Frau wieder. Er wollte Josefine die Ungewißheit und Aufregung ersparen. Sie war ja ohnedies so nervös überreizt seit ihrer schweren Krankheit. So ersann er das Märchen vom

Digitized by Google

Wahlbezirk und ließ sie im Dunkel über sein wirkliches Reiseziel, Mariagrün bei Graz.

Als die Thür hinter Franz ins Schloß fiel, war es Josefine, als sei eben ihr Todesurteil unterschrieben worden. Mit fieberhafter Hast traf sie ihre Vorbereitungen, sie wußte, wenn sie es jetzt noch verschob, würde sie es nie thun. Sie schickte die Wärterin mit einem Auftrag zur Stadt, um sich des Digitalisfläschchens bemächtigen zu können. Dann saß sie stundenlang, die schlafende Franzi auf dem Schoß, und starrte vor sich hin. Als die Wärterin zurückkehrte, gab sie ihr das Kind und sagte, sie wolle zu Bette gehen, sie sei nicht ganz wohl. Doch mitten in der Nacht kam sie barfuß nochmals herein und stellte sich an das Bettchen des schlummernden Kindes. Die Pflegerin fragte, ob sie etwas bedürfe. Nein, sie habe nur gemeint, die Kleine weinen zu hören. Leise glitt sie wieder davon. Den Rest der Nacht lag sie dann verzweiflungsvoll schluchzend da, sie verbiß sich in die Kissen, um nicht gehört zu werden, endlich als der Morgen graute, nahm sie das Fläschchen in die Hand und trank es, der Länge nach in ihrem Bett ausgestreckt, langsam aus.

Als um die Mittagsstunde noch kein Laut aus Josefinens Zimmer drang, schlich die Pflegerin hinein und fand sie tot. Zu großer Verwirrung sandte sie um den Arzt. Braunmüller kam. Er schickte alle aus dem Zimmer und trat an das Bett — es war nichts mehr für ihn zu thun. Prüfend blickte er sich um, da entdeckte er die kleine Flasche, die ihrer Hand entglitten war. Er nickte, hob das Fläschchen auf und barg es in seiner Brusttasche.

Franz hatte in Mariagrün seine Frau bereits tot gefunden, ein erneuter Schlagfluß hatte ihrem Leben ein Ende gemacht, das Telegramm hatte ihn nicht mehr in Wien angetroffen. Er ordnete das Nötige an und reiste am Morgen bereits wieder von Graz ab. Um die Mittagsstunde traf er in Wien ein und fuhr direkt vom Bahnhof in die Alserstraße, um Josefine mitzuteilen, daß er befreit sei und sich in kürzester Zeit mit ihr trauen lassen werde. Sein Herz war voll Dank und den freudigsten Zukunftsplänen. Wie ein Jüngling durcheilte er den Hof und Garten und sprang die wenigen Stufen des kleinen Hauses empor.

Auf der Schwelle trat ihm der Arzt entgegen.

Versuchung.

Du lockst mich in die weite Welt,
Du zeigst mir schimmernde Sterne,
Du willst, daß ich, ein reisiger Held,
Das Glück erobern lerne.

Es soll mich krönen mit Ruhm und Glanz,
Mich küssen mit heißem Munde,
Mich aufwärts ziehn im rauschenden Tanz,
Folg' ich dem Kuf der Stunde.

Wohl sprichst du wahr — und es möchte sein —
Kannst du mein Herz bethören,
Zu lassen von der alten Pein
Und neuer Lust zu gehören.

Ich flieh' dich nicht in der Dämmerzeit,
Ich träum' in deinem Blicke
Die Träume der Vergangenheit
Und kommender Geschicke.

Bist du, ein neues Heil, gesandt:
Erwecke mein Herz zum Leben!
Dann will ich recken meine Hand
Und mich in Waffen erheben.

Dann will ich greifen nach dem Kranz,
Den deine Lippen verheißen,
Dann will ich im freudigen Sonnenglanz
Mein Schwert aus der Scheide reißen.

Noch aber ist keine Lebensgluth
In der sodlen Seele zu spüren —
Und ohne die: Kein Erdengut
Soll mich in Versuchung führen! —

Oswald Schmidt.

Am Meere.

Senkt die Sonne sich gemach
In die dunkelstille Tiefe,
Ist es mir, als ob ihr nach
Eine Stimme leis mich riefe,

Daß ich, wo in Glut und Glanze
Strahlt die unsichtbare Küste,
Mir das Glück im Siegeskranze
Kasch und leicht gewinnen müßte.

Digitized by Google

Sehnsuchtsvoll und glanzberauscht
Pocht das Herz in wildem Drange,
Die bethörte Seele lauscht
Gern dem Spruch der alten Schlange — —

Doch den Fuß, den flügellosen,
Trägt zum Strande keine Brücke,
Und die wilden Wasser tosen
Zwischen mir und meinem Glücke.

Wilhelm Langewiesche.

Sonnenblick.

Liegt im starren Frost die Flur
Winterlich gebunden,
Scheint des Lebens letzte Spur
Aus der Welt geschwunden.

Aber fällt ein Sonnenblick
Aus der ew'gen Höhe,
Keimt es wie ein neues Glück
Ueber all dem Wehe.

So in Gram und Kampf erhellt
Liebe dunkle Pfade:
Traulich wird die ernste Welt
Unter Gottes Gnade.

H. Löbner.

D' Großmueter.

(Allemannisch.)

D' Großmueter sitzt im Sorgestuel,
Es schnurrt kei Rad, es goht kei Spuel.
Sie faltet d' Händ in ihrem Schooß,
Wa hät sie ächst,[1]) wa sinnt sie blos?[2])

Sie gsieht e nider Wälderhus;
E Maideli chunnt barfueß drus
Und goht in Wald, wo's Beeri git,
S' hät Hunger; arm sind sini Lüt.

In Wald und Hurst[3]) git's Beeri voll
Des Maideli rupfts' Zäinli voll.
s' hufiert damit vo Tür zu Tür
Und chunnt sechs Batzen über defür.

Wie's haimet trait das viele Geld
Es tuscht mit Niemert i de Welt!
Und wie des Maidli größer wurd
No mueß als Dienstmagd uf und furt.

Für siebezg Guldi und e Kleid,
So dient es voll Zufriedenheit
Und jede Ehrüzer lait es a,
Wo nit sie Vater bruche cha.

So dienet sie e Johre nü
Und wachst debi und trüeit[4]) debi,
s' ist schönste Maidli i de Stadt;
Möcht wüsse, ob's en Schatz au hat?

Jo frili! frili! de fehlt nit
En Müller isch's, wenn's wüsse wit.
Wie d' Ehrieß blüeiet übers Johr,
Do stöhnt sie beidi am Altar.

Der Ehstand ist en Wehestand,
Zum Glück glaubt's niemert meh im Land.
Zwei Müler sind gar bald satt g'macht,
Wenn's aber siebe sind und acht?

Doch wemmer flißig schaffe thuet
No langet's schu und goht eum[5]) guet.
Und wenn de Ma chrank isch zwei Johr
Und stirbt denn? — s'isch wäger[6]) wohr!

Zum traure hät sie kei Zit g'ha,
S' isch leh, wenn d'eume[7]) fehlt de Ma.
So schafft sie denn und sorgt und spart
Und zieht die Chinder, s'hät en Art.

Sie tribt im Ma si G'schäft, weiß Gott!
Im Chaug hät mer[8]) sie verspott'.
Sie aber schaut nit uf und um,
De Himmel hät sie g'segnet drum.

De Wohlstand mehrt si Tag um Tag,
Sie hät bald meh, als sie vermag.
Und d' Chinder werel[9]) groß — und schau:
Der eltist Bue nümmt schon e Frau.

Do git em d' Mueter ihri Sach
Und goht uf d' Libding[10]) allsgemach.
Doch schaffe mueß sie allewil,
Gin Nüthue hät sie Langewil.

Bald isch' sie siebezgi und meh
Und s' Siege flige[11]) thuet ere weh
Und d' Auge werel schwächer au,
Jeh isch sie hall en alte Frau.

So träumt d' Großmueter — mit eme Schrei
Verwachet sie und briegt[12]) debei
Und süfzt:[13]) „Gott, lommi[14]) zue dir cho —
Cha nümme schaffe! wa thue n'i do?"

Hans M. Grüninger.

[1]) wohl. [2]) nur. [3]) Hag. [4]) gedeiht. [5]) einem. [6]) wahrhaftig. [7]) irgendwo. [8]) man. [9]) werden. [10]) Leibgeding. [11]) das Stiegen Beigen. [12]) weint. [13]) seufzt. [14]) laß mich.

Digitized by Google

Zwei Vettern.

Ein Zwiegespräch

von

Adalbert Meinhardt.

(Schluß.)

Der Braune: So sprich.

Der Blonde: Ich sagte Dir es schon, ich habe sie zuletzt gesehen auf dem Ball.

Der Braune: Aha! Das Ganze ist Deine Einbildung also! Natürlich sie kam nicht, sie dachte nicht dran. — Nun warum schweigst Du?

Der Blonde: Ich überlege, ob ich Dir diesen friedlichen Glauben lassen darf.

Der Braune: Meinst Du, daß ich irgend was glaube?

Der Blonde: Du machst Dir's bequem.

Der Braune: Elma! Mein Weib! Seit wann spielt denn die Sache?

Der Blonde: Seit wann? weiß ich es? Seit damals, als ich sie zuerst auf ihrem Schemelchen sitzen sah, zu Tante Lou's Füßen. Arme Kleine! sagte ich. Bedaure sie nur nicht, meinte Deine Mutter behaglich, das Kind hat's gut bei mir. Aber das Kind selbst sah mich an mit sehnsüchtigen Augen, daß ich mich von ihr wenden mußte, den nach Liebe hungernden Blick nicht zu erwidern. Wissen Sie's noch, so hat sie kürzlich einmal mich gefragt, wie ich ganz klein war und Sie strichen mir über die Locken und sagten zu mir: Kleine Elma? Da wünschte ich mir auf der weiten Welt nichts sehnlicher, als bei Ihnen einmal, einmal nur mich ausweinen zu können. Was für tolle Wünsche doch Kinder haben!

Der Braune: Das sagte Elma?

Der Blonde: Vor ein paar Tagen. In Deinem Zimmer. Deine Mutter lachte noch drüber.

Der Braune: Wozu erzählst Du mir das alles? Wenn es wahr ist, so stellst Du Dich einfach damit vor die Mündung meiner Pistole, das weißt Du doch wohl. Und wenn's nicht wahr ist — denn, es ist nicht; Du sollst mir meine Frau nicht verleumden. Elma, die Kühle, die Pflichtgetreue. So mädchenhaft ließ sie um sich werben, sie zögerte, ihre Hand mir zu geben und hat sich doch gern erobern lassen.

Der Blonde: Nachdem ich sie versichert, ihr wiederholt hatte, daß Du sie liebtest. Es war kurz vor Eurer Verlobung. Du selbst hattest bei dem großen Diner mich ihr zum Nachbarn gegeben, als inoffensiv und als Deinen Verwandten. Da fragte sie mich. Glauben Sie es, daß er mich lieb hat, ordentlich lieb? Es kann doch gar kein anderer Grund sonst sein, daß er es will. Er reich und frei und so hochgebildet und ich so arm. Und glauben Sie, daß ich ihn glücklich machen könnte? — Lieben Sie ihn? fragte ich dagegen, nur darauf kommt's an. Dann wird er sehr glücklich, das schwöre ich Ihnen! — Denn ich, was konnte ich ihr bieten? Ein bischen Liebe, die nicht stark genug gewesen war, in ihrem Herzen ein Echo zu wecken, vor dem alle anderen Klänge erstarben. Und selbst, wenn sie's wußte, wenn sie es spürte, — was ist denn Liebe? man lebt nicht davon. Und ich hatte nicht gelernt, zu verdienen und auch nicht gelernt mich mit wenig zu begnügen. So schwieg ich. Sie wurde Deine Frau.

Der Braune: Du schwiegst! und nur deshalb . . . .

Der Blonde: Laß mir den Glauben. Was hab' ich denn sonst? Du hast dein Weib. — Obwohl er fort ist, obwohl er mich hier ließ, kaum fragt, wie ich lebe, — so sagte sie jetzt zu mir, vor ein paar Tagen, — ich will an

Digitized by Google

ihn glauben, ich muß und will es. Schwören Sie es mir, wie damals, daß er mich liebt, nur mich allein!

Der Braune: Darauf machtest du ihr eine Liebeserklärung, in aller Form. Nun, wirst Du's gestehn?

Der Blonde: Ja, ich gestehe es, das that ich. Deine Mutter kam in's Zimmer, ich mußte fort. Ich sah sie dann nicht mehr vor dem Balle. Sie war noch nicht entschlossen gewesen, an jenem Tag, ob sie hingehen wollte. Und ich wußte nicht, da ich in den Saal trat, ob sie kommen würde, ob nicht. Es gingen bunte Masken vorüber, mit schönen Augen, braunen und blauen, und flüsterten neckend meinen Namen und wollten mich fortziehen. Ich stand mit meinem klopfenden Herzen, sah ihnen nach und folgte keiner. Denn ich wartete auf die eine, deren Erscheinen hier mir ein günstiges Zeichen sein sollte. Und dann kam sie, schlank und weiß, verhüllt, daß man von ihren Wangen nichts sah, nichts von dem blonden Haar an den Schläfen, nicht die Hand, kaum den Fuß. Sie schritt abgewandt rasch vorüber. Ich kannte sie doch. Sie tanzte mit anderen. Ich blieb in der Nähe. Sie wollte ruhen, ich bracht' ihr den Sessel. Sie ging aus dem Saal fort. Ich fand sie draußen im Wintergarten, unter den Palmen, wo's menschenleer war. Die Musik klang gedämpft nur von Weitem. Der Springbrunnen plätscherte, wir standen am Rande, sahen zu. Und plötzlich legte sie die Hände beide wie bittend auf meine Schulter, senkte den Kopf darauf, ein Schluchzen, krampfhaft doch lautlos, schüttelte ihre schlanken Glieder. Ich hielt sie, ich mußte sie weinen lassen. Mir waren fast selber vor Schmerz und vor Reue die Thränen nah. Dann hörten wir Schritte, Gäste kamen, sie hatte sich schon wieder aufgerichtet. Elma, wo bist Du? rief Deine Mutter, richtig mit Gustav? Nun, so kannst Du Dich ja demaskiren. Du hast's vorhergesagt, wie gut Du Dich auch verhüllen wolltest, er würde Dich kennen. So zeig' Dich ihm wirklich. Es ist schon der Mühe wert, Dich zu sehen. Und die gute Tante Lou, stolz auf ihres Kindes Schönheit, nahm ihr die Maske ab, löste eifrig die Bänder des Dominos. Sie stand in ihrem weißen Kleide. Es ist heiß, auch hier im Treibhaus, murmelte sie und hub den Fächer, ihr blasses Gesicht, die Augen voll Thränen, zu verbergen. Sehr heiß, sagte ich. — Wir gingen dem Ausgang zu. Die Damen verabschiedeten sich von unseren Wirten. Ich bot Deiner Mutter den Arm und führte sie die Stiegen hinunter. Sie schritt neben her. Ich hörte das Rauschen ihrer weißen Atlasschleppe auf den Stufen. Wenn andere Gäste entgegenkamen, fühlte ich, wie ihre Spitzen und Federn meinen Arm streiften. Unten im Flur, nachdem Deine Mutter all' ihre winterlichen Hüllen angelegt hatte, wandt' ich mich zu ihr, half ihr den Domino, den sie wieder zusammengezogen, vollends schließen. Sie sah mich an dabei. Ihre Lippen bewegten sich, da sie mir die Hand zur Gutenacht gab. Doch ward kein Laut hörbar. Ich ging bis zum Wagen und hob sie hinein. Auf Wiedersehen, rief noch Deine Mutter. Du kommst doch recht bald? Auf Wiedersehen, sagte sie. Und dann ging ich nach Hause und dann saß ich in dem Stuhl vor meinem Schreibtisch, die lange Nacht durch . . . .

Der Braune: Und das Resultat dieses weisen Denkens ist gewesen, daß Du hierher fuhrst?

Der Blonde: Ja.

Der Braune: Wahrlich sehr edel. Ich danke Dir. Komm.

Der Blonde: Wohin?

Der Braune: Nun, ich denke doch, wir schießen uns lieber im Freien. Hier wär's einfacher Mord. Auch besitze ich nur eine Pistole, die dort neben dem Bett liegt. Ich habe sie bisher nicht gebraucht. In der Hermesstraße irgendwo wird man wohl eine zweite finden. Und wir können dann gleich, am besten auf Kolonos . . . .

Der Blonde: Auf Kolonos? wie klassisch das klingt! Richtig, wir sind ja in Athen. Das hatte ich beinah vergessen.

Der Braune: Nun, warum bleibst Du denn da sitzen?

Der Blonde: Verzeih. Die Reise liegt mir noch in den Gliedern. Und dann — hat's solche Eile? Wenn Du mir nun vorher ein bischen die Honneurs hier machen wolltest? Da ich einmal da bin, — zwar weiß ich nicht, ob es im Jenseits uns viel seliger macht, die Sonne der Griechen erschaut zu haben, — aber da ich nun doch einmal hier bin, muß ich gestehen, ich würde ganz gern, eh' Du mich

Digitized by Google

niederschießest, Propyläen, Parthenon und Erechtheion, auch den Thesenstempel noch sehen. Man hat doch seit seinen Kindertagen den Klang dieser alten Namen im Ohre. Und Du selber . . . .

Der Braune: Willst Du mich auch noch verspotten?

Der Blonde: Was fällt Dir ein.

Der Braune: Nun also, komm. Oder hättest Du etwas anderes erwartet, als daß ich mich mit Dir schlagen sollte, nach dieser erbaulichen Historie?

Der Blonde: Erwartet? kaum. Vielleicht gehofft.

Der Braune: Was soll das heißen?

Der Blonde: Für den Fall, daß Du mich niederkallst, wäre ja alles in schönster Ordnung. Aber der andere, hast Du den auch bedacht, den Fall, daß ich nicht in die Luft schießen, sondern daß ich Dich treffen könnte? Was geschieht dann?

Der Braune: Gustav, was willst Du eigentlich von mir? Du kommst hierher, wo ich, in meine Arbeit vergraben, kaum noch ans Haus und garnicht an Dich denke, und rüttelst mich auf, indem Du mir möglichst anschaulich schilderst, wie mein junges Weib im Begriff steht . . . . Und dann, dann bleibst Du im Schaukelstuhl sitzen und meinst, ich sollte mich auch in Gemütsruhe drein ergeben . . . Was willst Du denn?

Der Blonde: Eben das, was Du vorhin sagtest: Dich aufrütteln.

Der Braune: Nun, ich denke, das wär' Dir gelungen. Kommst Du jetzt endlich? Oder haben die Ueberlegungen Deiner ersten schlaflosen Nacht Dir einen anderen bequemeren Ausweg gezeigt als diesen?

Der Blonde: Bequemer? kaum. Denn man wünscht sich in solchen Nächten — (es ist in Parantheſe gesagt, nicht die einzige noch die erste gewesen) — nichts sehnlicher als ein Ende der Qualen. Also mir wär's schon recht, wenn mit heute der Spaß aufhören könnte. Deinetwegen, ob's nun so oder so geht, sollt' mir's auch nicht viel leid thun. Denn gar so zärtlich, wie Du annimmst, sind meine Gefühle nicht für Dich. Aber sie, Elma! An sie denke ich, dachte ich damals, muß ich stets denken Du fragst nicht, was aus ihr werden wird, Du nicht. Du bist ihr Eigner, wie Du vorhin dich nanntest, ihr Herr. Deine Sache mag vergehen, was schert es Dich. Ich aber . . . . Ich liebe sie. Verstehst Du überhaupt, was das heißt? Bis in die rosig kleine Spitze ihres kleinen, schlanken Fingers und jedes Goldhärchen in ihrem Nacken und die weißen Augenlider, und wie sie geht und wie sie den Kopf trägt, — ich liebe sie, Deine Frau. Und wenn ich sie nehmen und halten könnte . . . . Pah, um Dich und Deine Gefühle wollt' ich mich nicht kümmern. Aber ich kann nicht. Und was mehr noch ist — ich will nicht. Nein, hörst Du's: ich will nicht. Denn wenn sie künftig ihren schlanken blonden Kopf um eines Haars Breite minder hoch trüge . . . . und wenn in ihren dunklen Augen, vor mir sich bergend, Scham oder Reue wohnen würde . . . . Ich kenne sie. Wir handeln oft sehr unmoralisch, wir Männer, aber wir trösten uns mit Sophismen und bleiben die gleichen vor den Menschen wie vor uns selbst. Aber sie! Wenn sie in ihrer eigensten Herzenstiefe den Ankläger spürte und wenn tausendmal der Mann, den sie liebt, sie entsühnen wollte, sie bliebe streng und verwände es nie. Andere Frauen, aus anderem Stande, können ihrem Herzen folgen, niederes Volk, vornehmster Adel, Künstlerinnen, alle, nur sie grade, Elma, das Kind ihrer Mutter, sie kann es nicht. Und deshalb . . . . Schieße Dich mit mir, wenn Du ein so engherziger Thor bist, daß Du außerhalb der Routine kein Heil kennen willst. Wenn das nicht ist . . . .

Der Braune: Du bist ganz von Sinnen. Was denkst Du denn, was sollte ich thun? Verzeihen wohl? Und soll zurückkehren, wieder mit ihr leben wie früher, nur mit dem Zweifel in der Seele, soll beobachten, wie sie mit Dir spricht, Dich ansieht, Dir heimlich zunickt? Du glaubst, das thue ich? Höre, da scheinst Du denn doch wenig zu begreifen . . . .

Der Blonde: Vielmehr Du begreifst nicht, wenn Du glaubst, ich könnte dabei stehen und würde es ertragen. Nein, guter Freund, davon ist nicht die Rede. Hast Du mir Dein Ehrenwort gegeben, daß Du von unserer ganzen Begegnung heute hier, von dem, was wir sprachen, was Du hörtest, keine Silbe je einem Menschen verraten willst und am mindesten Elma, so verschwinde ich aus Deinem Leben.

Digitized by Google

Der Braune: Und das Ehrenwort sollte ich geben?

Der Blonde: Spar' Dein Hohnlachen auf. Du wirst es.

Der Braune: Nie und nie.

Der Blonde: In dieser Stunde.

Der Braune: Du bist einfach toll.

Der Blonde: Nein, nur klarsichtig.

Der Braune: Wie wolltest Du mich dazu bewegen?

Der Blonde: Durch Vernunft.

Der Braune: Die fehlt Dir ja grade.

Der Blonde: Oder Dir. Denn was erreichst Du mit Deinem altmodisch abgedroschenen Duellverfahren? Blutvergießen, vielleicht Siechtum, im besten Fall Tod. Und hast Du wirklich mich erschossen und damit aller Welt verkündet, daß es von Deiner Ehre einen Flecken zu tilgen galt, — einen Flecken nota bene, der nicht da ist, darin könntest Du, denke ich, mir glauben, meiner Reise und zur Not, falls Dir die nicht genügt, Deiner Mutter; — was dann? Dann willst Du die öffentlich gebrandmarkte Frau verstoßen oder sie wieder in Gnaden aufnehmen, zwischen Euch meinen blutigen Schatten? Stelle es Dir doch nur vor, wie das wäre.

Der Braune: Wenn Du zu feige bist, um Dich zu schlagen, weshalb kamst Du her?

Der Blonde: Um gut zu machen. Begreifst Du das noch nicht? Um gut zu machen, was ich nicht wollend verschuldet habe. Und Du. Denn auch Du trägst Schuld. Läßt man eine junge Frau allein zu Haus bei der Schwiegermutter, so denkt sie natürlich, die alten Griechen sind ihm lieber. Und sie hat volles Recht, so zu denken. Und es schmerzt sie. Wenn aber dann in solcher Stimmung ein anderer kommt, dem weder die Griechen noch irgend etwas auf der Welt — kurz dem sie viel wert ist, so drängt sich ihr von selbst der Vergleich auf. Und der Mann an sich mag wenig taugen, oder viel, mag ein trefflicher Gelehrter sein oder ein Stutzer und Dilettant und Taugenichts selbst, — die Frau, mit einem solchen Zweifel, wird nicht nach dem Wert seines Charakters, wird nur nach der Macht seiner Liebe fragen. Bei dem sie stärker, dem wird sie sich zuneigen oder doch wünschen, es thun zu dürfen. Es gilt also nur, daß Du Deine Frau überzeugst von Deiner Liebe.

Der Braune: Gut, nehmen wir an, Du hättest recht. Nehmen wir an, Du hättest, wie Du erzählst, gehandelt und nur die strikteste Wahrheit gesprochen.

Der Blonde: Es ist so. Du weißt es.

Der Braune: Ich . . . Aufrichtig, wie ich bisher Dich kannte . . . Aber heute . . . Wahrhaftig Gustav, ich lerne Dich von verschiedenen Seiten kennen, die ich Dir sonst nicht zugetraut hätte. Und Du siehst, ich fange an, Deinem Verständnis, Deinem guten Willen mich zu ergeben . . . Nein, noch nicht. Soll ich mich nicht mit Dir schlagen, so muß ich ein anderes Mittel wissen, um die ganze Lage zu ändern. So wie bisher . . .

Der Blonde: Wer spricht denn davon. So wie bisher war's nicht gut und nicht schön. Du mußt eben an ihre Liebe, und sie vor allem muß an die Wahrheit der Deinen glauben.

Der Braune: Und wie wolltest Du das bewirken?

Der Blonde: Ganz einfach.

Der Braune: Was schreibst Du da? Zauberformeln? Denn etwas dergleichen müßt's mindestens sein, dünkt mich, um aus unseren beiden Herzen die Zweifel zu bannen.

Der Blonde: Vielleicht. Deine Feder ist schlecht.

Der Braune: So gieb her.

Der Blonde: Nein, laß mich. Das erste und das letzte, was ich an sie schreiben werde. Da lies.

Der Braune: Elma von Winter. Ein Telegramm? Und damit denkst Du, zaubern zu können? Armer Junge. Was willst Du ihr sagen?

Der Blonde: Lies nur.

Der Braune: Komm zu mir. Bin vollkommen gesund. Möchte Dich nur hier bei mir haben. Komm, wenn Du mich irgend lieb hast, komm gleich! — Das giebst Du mir zu lesen, mir! und denkst, ich sollte Dich lebendigen Leibes . . .

Der Blonde: Halt, laß doch das gefährliche Spielzeug. Die Pistole ist wirklich unnötig. Mach lieber die Augen auf. Siehst Du denn den Namen nicht darunter?

Der Braune: Verzeih. Ja freilich, da steht mein Name. — Wahrhaftig ich dachte . . .

Der Blonde: Du dachtest garnichts

Digitized by Google

hatteſt den Kopf nur ein bischen verloren. — Nun, ſind wir jetzt fertig? Und willſt Du mir das Ehrenwort geben, das ich vorhin forderte, keinem Menſchen, nicht ihr und ſonſt keinem je zu verraten, daß wir uns hier ſprachen?

Der Braune: Guſtav! Und Du glaubſt ſie käme?

Der Blonde: Natürlich. Dein Wunſch, ſie hier zu haben, wird alle ihre Zweifel ſtillen, und ihr raſches Kommen, hoffe ich, die Deinen. Morgen hat ſie Zeit zu packen. Für Deine Mutter iſt zum Glück ein Tag viel zu kurz. Donnerstag reiſt ſie mit meinem Zuge, Samstag geht wieder das Schiff von Trieſt ab und heute in acht Tagen . . . .

Der Braune: Und Du, wo biſt Du dann?

Der Blonde: Jedenfalls irgendwo, wo ich weder Euch, noch Ihr mich ſehen könnt. Das iſt das einzige, was ich ſchon jetzt weiß. Willſt Du das Telegramm nun beſorgen? Aber ſage, daß es ja nicht in der Nacht, ſondern erſt morgen ganz früh abgegeben wird. Sie erſchrickt ſonſt.

Der Braune: Wie Du an ſie denkſt!

Der Blonde: Das iſt doch das mindeſte, was . . . Du mußt es auch lernen. Probir's. Und höre, wenn ſie herkommt, ſo danke ihr und zeig ihr ein wenig, daß ſie Dir wert iſt. Sie ſehnt ſich ſo danach und ſie verdient es. Sie iſt . . . Nun, Du weißt ſchon, wie ich von ihr denke. Und ich möchte, ſie würde glücklich.

Der Braune: Das war Dein Zweck bei dieſer Reiſe?

Der Blonde: Ja.

Der Braune: In der langen, ſchlafloſen Nacht dachteſt Du nach, wie Du handeln könnteſt, um zu erreichen, daß ſie makellos bliebe, ſehr geliebt, hoch gehalten würde und dadurch zufrieden?

Der Blonde: Was ſonſt?

Der Braune: Ich überlegte mir's nur eben. Du biſt, Du warſt . . . Ich hielt Dich immer für einen ziemlich verzogenen Stutzer, fainéant, für einen Lebensdilettanten von der Sorte, auf die ernſte Leute wie ich, . . . Und nun merke ich . . .

Der Blonde: Laß das. Es iſt nicht die reine Tugend. Der Egoismus ſpielt dabei ſeine merkliche Rolle. Kennt man ein köſtlich vollendetes Bildwerk, ſo mag man keinen Flecken dran leiden. Am wenigſten einen, den man ſelber verurſacht hätte. Und ſo macht daſſelbe Schönheitsbedürfnis, um deſſentwillen Du mich als Dilettanten verachteteſt, in dieſem ganz ſpeziellen Fall meine Stärke aus. Es läßt einmal kein Menſch ſich ſo ganz zu den Sündern, den ſchwarzen Schafen, oder ganz zu den engelhaft weißen zählen. Ich mindeſtens bin mir meiner ſtarkgeſprenkelten Farbe recht bewußt.

Der Braune: Dennoch . . . Guſtav, nimmſt Du's mir übel, wenn ich Dir . . . Dir die Hand drücken möchte?

Der Blonde: Durchaus nicht. Es iſt mir ſogar ein Vergnügen. Da. Und nun komm.

Der Braune: Ich, ich glaube . . . Guſtav, ich hätt' nicht ſo handeln können. Du biſt . . .

Der Blonde: Schon gut. Ich ſage Dir, ich bin wie ich bin und wär' vielleicht beſſer, wäre ich anders. Aber . . . Nun, wie iſt es, wollen wir unten im Leſezimmer den Kaffee nehmen? Ich möchte mir auch die Fahrpläne anſehen. Denn ich will noch heute zum Piräus, das Schiff nach Smyrna geht, glaube ich, zur Nacht ab.

Der Braune: Heute! Und was willſt Du in Smyrna?

Der Blonde: Meiner guten Mutter ſchreiben, daß ich eine Orientreiſe unternehme, und daß ich mich köſtlich amüſire.

Der Braune: Und dann?

Der Blonde: Wer wird denn noch weiter denken. Das Übrige findet ſich wohl. Komm.

Der Braune: Ich glaube . . . Nun ja, es iſt genug. Aber wenn wir noch glücklich werden, wirklich glücklich, Elma und ich, dann ſchreibe ich Dir, daß Du zurückkommſt.

Der Blonde: Wenn ich bis dahin nicht zum Hindu oder Chineſen oder zum Hottentotten geworden. Ich muß mir doch erſt die Welt etwas anſehen, ſo bald . . . Nun ſo komm aber. Ich fürchte, der Kaffee wird ſchon kalt ſein.

Digitized by Google

Die deutsche Dichtung und das deutsche Haus.

Von Josef Bayer.

VII.

Unsere vorangegangenen Betrachtungen über die deutsche Hausgesinnung, welche in den populären Bühnenstücken des 18. Jahrhunderts zunächst zum Ausdruck gelangte, bedürfen noch der Ergänzung nach einer andern Seite hin.

Es mag auf den ersten Blick auffallen, daß in jener Zeit, da man im Theater sich ganz wie zu Hause fühlen wollte, gerade die Bühnenpraktiker und Schauspieler, welche für den Bedarf der Bühne auch die Feder führten, so viel in Uebersetzungen und freien Bearbeitungen aus der Fremde herbeiholten. Bei näherer Prüfung ist aber nichts Auffälliges dabei, und die Erklärung dieser Erscheinung läßt sich leicht geben.

Der Zweck solcher Bearbeitungen war ein durchaus praktischer: die möglichst umfassende Erwerbung von dankbaren Rollen. Friedrich L. Schröder war der Hauptbearbeiter des vorigen Jahrhunderts; ein Schauspieler voll Gestaltungstriebes, lugte er nach allen Seiten aus, um passendes Spielmaterial für sich und die Kollegen zu gewinnen. Die einheimische Produktion für dasjenige, was man hinter der Rampe am liebsten spielte und vor derselben am liebsten ansah, war immer noch nicht genug ergiebig; so galt es denn, sich anderswo umzusehen. Und man fand anderswo, was man brauchte, wenn man entschlossen zugriff: es kam nur darauf an, auch die Form zu finden, in welcher man es daheim brauchen konnte. Schröder kleidete alle Stücke, die er der dramatischen Litteratur des Auslandes entlehnte und nach seiner Weise adoptierte, in den deutschen Bürgerrock und zudem in das intime Hauskleid deutscher Bürgermoral und landesüblichen Biedersinnes, wobei nicht ausgeschlossen war, daß ein und das andere Mal nach einem Schlag auf die goldene Dose ein lüsternes Schnippchen dazwischen fuhr. Seine Tendenz war einfach diese, das bürgerliche Schauspiel, die Hauptgattung der deutschen Bühnen, aus allen fremden Bühnen-Litteraturen thunlichst zu vervollständigen, um auf diesem Wege ein nach Möglichkeit reichhaltiges Spielrepertoir zu erzielen. Was von Haus just kein bürgerliches Schauspiel war, aber doch elementare Keime hierfür enthielt, wurde wohl oder übel verbürgerlicht; der Lokalton, die kulturhistorische Eigenart wurden schonungslos weggewischt; die Verstandes- und Gemüthsprosa des 18. Jahrhunderts setzte sich breit und behaglich an die Stelle der spezifischen Poesie der Originalform. Die Aufgabe, welche sich der Bearbeiter — namentlich bei älteren Dramen der englischen oder auch spanischen Bühnen-Litteratur — ausdrücklich stellten, bestand vornehmlich in dem Hinwegarbeiten des poetisch bezeichnenden Kolorits; die farblos-schlichte Zeit der Haarbeutel-Dramatik verlangte von allem und jedem, das ihr assimiliert werden sollte, vorerst eine solche Entfärbung. Es mag dies schon darum hervorgehoben werden, weil jene Tendenz in einem so scharfen Gegensatze zu den modernen Absichten der Bearbeitung und Inscenierung steht, welche alle möglichen Restaurationsversuche, nicht ohne eine gewisse Bühnengelehrsamkeit, an die genaue Herstellung des ursprünglichen Kolorits wenden.

Das Schröder'sche Bearbeitungs-Repertoir weist eine sehr bunte Kollektion auf. Allenthalben wußte er aber der englischen, französischen, sogar spanischen Importwaare durch seine Einrichtungspraxis den Anstrich zu geben, als ob sie von vornan in dem deutschen dramatischen Hausgarten gewachsen wäre; jedes fremde Sujet, das er in die kundige Hand nahm, wußte er für den Theaterphilister geschmacksgerecht zu machen.

All' diese Stücke, so verschieden ihre Herkunft war, traten dann, vermöge der gleichartigen Technik der Bearbeitung ganz uniform in Reih und Glied des einheimischen Repertoirs. Die matte Weichherzigkeit des Rührstücks, die Entnervung alles dramatischen Ernstes, die in der ganzen Gattung lag, durchzog auch jene aus der Fremde annektierte

Digitized by Google

Dramatik. Jede Entschiedenheit in der Führung der Situationen, wo sie etwa im Original sich geltend machte, wurde sofort abgeschwächt; die Tugend erweichte sich in Thränen und die Schlechtigkeit that desgleichen. Es ist ganz merkwürdig, in welchem Grade dieser Routine nicht nur die Umkleidung, sondern selbst die innerste substantielle Veränderung der fremden Dramen gelang, wie unfehlbar dieselbe aus Sujets von Calderon, von Beaumont und Fletcher ꝛc. (sonst mit ziemlicher Beibehaltung der ursprünglichen Fabel) das reinste deutsche Haus- und Bühnenphilistertum herauszupräparieren verstand. So wird z. B. in Schröders „Amtmann Grannann“ die spanische Kernfigur des Großbauern und Alkaden Pedro Crespo zu einem biederen Justizbeamten, und Don Lope de Figurroa (hier General von Stern) zu dem wohlbekannten militärischen Knasterbart, dem brummig-braven Polterer in Uniform, wie er, als überlieferter Typus in dem damaligen Rollenregister stand. Er läßt sich auch bei Schröder sogleich eine Pfeife stopfen; das Dampfen gehört mit dazu. Im ersten Auftritt sitzt des Amtmanns Tochter Luise, Calderons Isabel, in einer Ecke des Zimmers und spinnt, während Marianne, ihre Muhme, Manschetten näht; alles recht häuslich und bürgerlich. So geht es durch das ganze Repertoir, ob es nun aus eigenen Erzeugnissen oder aus solchen Bearbeitungen bestand. Die Väter sind lehrhaft und moralisierend, Frau und Töchter sehen gelegentlich nach der Küche oder beschäftigen sich mit Handarbeit, ehe die Verwickelungen und die erregten Scenen sich einstellen. Der Strickstrumpf insbesondere ist sehr wichtig für das deutsche Schauspiel der älteren Mode. Sogar bei Goethe kommt er einmal zu Ehren, ja geradezu tendenziös. Das politische Drama: „Die Aufgeregten“ beginnt in dieser Weise:

> Ein gemeines Wohnzimmer. Nacht. Luise an einem Tische, worauf ein Licht, einen vollendeten gestrickten Strumpf in die Höhe haltend. „Wieder ein Strumpf! Nun wollt' ich, der Onkel käme nach Hause; denn ich habe nicht Lust, einen anderen anzufangen. Er bleibt heute ungewöhnlich lang ... Was die Revolution Gutes oder Böses stiftet, kann ich nicht beurteilen; soviel weiß ich, daß sie mir diesen Winter ein paar Strümpfe mehr einbringt. Die Stunden, die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Breme nach Hause kommt, hätt' ich verschlafen, wie ich sie jetzt verstricke ...“

Die technische Bedeutung der „weiblichen Arbeit“ für das Konversationsstück würde eine nähere Untersuchung verdienen. Auf das Strumpfstricken, das Abwickeln des Garns folgte weit später der salonfähige Stickrahmen, die Broderie, welche noch immer — auch in der französischen Dramatik — ihre Geltung behauptet.

Doch wir kamen da von den Bearbeitungen ab, über die noch etwas zu sagen wäre. Die Bearbeitungs- und Verflachungs-Routine nach den Schröder'schen Bühnen-Handwerksregeln geht bis in die neuere Zeit hinab; es wurde weiterhin üblich, durch die unbestimmte Angabe: „frei nach dem Französischen“ ꝛc. die Spur der Herkunft unkenntlich zu machen. Was that man nicht alles für's Geschäft, und auch dafür, daß das Publikum sich völlig heimisch fühle! Im besseren Sinn hatte noch L. Töpfer (1792—1875) einen Bearbeitungserfolg mit dem Schauspiel „Die Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen.“ Charaktergemälde aus dem 15. Jahrhundert, nach dem Englischen. (Zuerst aufgeführt auf dem Burgtheater zu Wien, 29. Dezember 1832.) Die Schröder'sche Methode ist im wesentlichen beibehalten; aber das Zeitalter ist doch zugestanden, und so kommt immerhin eine gewisse bezeichnende Farbe mit herein. In den nächsten Kreis unserer Betrachtungen gehört dieses Stück wohl nicht, ebenso wenig die Bearbeitungen der Charlotte Birch-Pfeiffer, der man übrigens die sicher zugreifende Meisterschaft des Handwerks, die volle Kenntnis und Berechnung dessen, was auf der Bühne zu leben vermag, wenn es auch eine fragliche Beziehung zum wirklichen Leben hat, keineswegs absprechen kann. Diese Frau verstand es vortrefflich, den Roman, die Erzählung auf die theatralische Brauchbarkeit hin zu prüfen und zum knappen, wirksamen Bühnenbilde zu verdichten; aber ihre Domaine ist weniger die bürgerliche Häuslichkeit, als der Gegensatz von Dorf und Stadt, das Bauerndrama mit einer bizarrfesselnden Mädchenfigur im Mittelpunkt, dann das Gouvernantenstück, das sich im vornehm öden Herrenhaus abspielt. Die Bühne, wie sie dieselbe faßte, bedeutet nicht die Welt, sie ist eine Theaterwelt für sich, die sich rein herausspielt, völlig in Rollen aufgeht.

In der Originalproduktion des deutschen Schauspiels und Lustspiels erhielt sich mit unglaublich zäher Lebenskraft die alte, nach Iffland und Kotzebue erlernte Praxis bis in unsere Tage. Unter den Stücken Karl Töpfers, auch eines litterarischen Schauspielers, gehört das Rührstück: „Zurücksetzung“ der Iffland'schen Tradition an; die Lustspiele: „Der beste Ton“, „Freien nach Vorschrift“, „Die Einfalt vom Lande“, „Rosenmüller und Finke, oder: Abgemacht“, „Der rauhe Mann“ und „Die Wasserkur“ (worin La Roche bis in die letzte Zeit so gern spielte) stammen unverkennbar aus der Kotzebue'schen Schule. Eine Dame fürstlicher Herkunft, die Prin-

Digitized by Google

zessin Amalie von Sachsen, mit dem Pseudonym: A. Heiter, richtete sich nach Iffland'schem Brauch in ihren dilettantisch wohlgemeinten Stücken völlig bürgerlich-bescheiden ein, und bezog in denselben fast nur Mansardenwohnungen. Das jetzige Geschlecht ist beim Kommerzienrathsstück aufgewachsen; ein eleganteres, behäbiges Hauswesen bildet in der Regel die Grundlage desselben. Wohl sind die Figuren durch wiederholte Aufstellung in ähnlichen Situationen immer typischer geworden; und wenn sich auch ab und zu ein frischeres Talent bemüht, an denselben die allzu kenntlichen Spuren der Abnützung teilweise zu beseitigen und sie durch einzelne, beobachtete Züge aufzufrischen, so kommt es doch nicht zu einer wirklichen und ganzen Neubelebung. Der Schauspieler, der dergleichen zu spielen gewohnt ist und es auch nicht ungern thut, mag zusehen, wie weit er es aus eigenen Mitteln in der Individualisierung weiter bringt.

In verschiedenen Graden oberflächigerer, oder mehr verfeinerter Behandlung ging die durchschnittliche Dramatik, mit welcher die deutsche Bühne gewöhnlich ihren Tisch zu decken pflegt, seit mehreren Dezennien diesen Weg. Der grundbürgerliche, dramatisch-häusliche Praktikus, Roderich Benedix, schritt entschlossen, mit heiterer Courage voran; mehr distinguirt, aber kaum wirksamer war daneben dasjenige, was Gustav zu Putlitz, Ernst Wichert u. a. brachten. Dann trat abermals in Gustav v. Moser der richtige Hausverwalter des deutschen Lustspiels nach all-neuem Brauche auf. Dieser Bühnenschriftsteller hat gewisse militärisch-dramatische Verdienste: er ließ wieder den unwiderstehlichen Gardeleutnant, ob er schon Veilchen frißt oder nicht, auf das Proscenium heraustreten. Am Paradeplatz und am Comptoir schlendert überhaupt schon lange das deutsche Lustspiel vorüber; einmal ist es mehr soldatisch, das andere Mal mehr kaufmännisch. In das eigentliche Lebenselement hüben und drüben greift es nicht ein, es beschränkt sich nur auf äußerliche Details für den heiteren Theatergebrauch.

Es ist von Interesse, in das Programm eines Lustspieldichters der letzten Epoche einen direkten Einblick zu gewinnen. Ernst Wichert wurde vor nicht langer Zeit über Einladung darüber gesprächig, wie er die Aufgabe des Lustspiels auffaßt.

In einem etwa vor Jahresfrist erschienenen Buch: „Die Kunst der Unterhaltung“ (herausgegeben von L. Lenz, Berlin bei G. E. Nagel), worin verschiedene Schriftsteller je über ein bestimmtes Thema in Dialogform sich aussreden sollen, läßt sich unser Autor, wie folgt, vernehmen: „Im Lauf der Jahrtausende hat sich eine gewisse Zahl komischer Typen herausgebildet. Sie ist nicht groß. Sie auch nur um eine Eins zu vermehren, ist eine große Sache . . . Das Spiel mit feststehenden Masken war vielleicht das ehrlichere. Widerspricht es unsern Gewohnheiten und empfiehlt es sich auch aus dem Grunde nicht, weil es die Individualisierung der Fabel erschwert, so ist doch in gewissem Sinne auch heute noch jedes Komödienspiel ein Spiel mit einer begrenzten Zahl komischer Figuren, die zwar, je nach ihrer äußeren Charakterisierung, in andern Kostümen und unter sehr verschiedenen Namen auftreten, auch je nach Gelegenheit des Falles mit individuellen Zügen ausgestattet sein können und sollen, aber doch, ihrem innersten Kern nach, die nahe Verwandtschaft nicht verkennen lassen. In der bürgerlichen Komödie sind es immer wesentlich die Familienbeziehungen, aus denen sich die Konflikte ergeben, und die wichtigste Frage wird stets bleiben, ob „sie sich bekommen“, oder wie die Irrungen beseitigt werden, die ein Herzensbündnis zu trennen drohen.“ Dies wäre Wicherts Auseinandersetzung über das „deutsche Lustspiel“, die weiter darauf hinausläuft, daß lediglich „durch veränderte Kombination der vorhandenen Elemente“ neue Lustspiele entstehen und ohne Unterlaß entstehen können, „wie auf den Feldern des Schachbrettes mit zweiunddreißig Puppen von nur sechserlei verschiedener Art, eine unbegrenzte Zahl von Partieen gespielt werden kann, deren keine der anderen gleicht.“ Es ist immerhin bemerkenswert, mit wie viel Offenheit und Behagen der sonst vielgeschätzte und anmutende Bühnendichter dieses Stück elementarer Dramaturgie in dem Salon der Frau Kommerzienräthin zum besten giebt, der auch eine solche Auffassung verständlich und plausibel erscheinen mag.

Bei einer so äußerlich mechanischen Lösung des Lustspielproblems kann aber weder die Charakteristik, noch der Konversationston gedeihen. Das lebendige Lustspiel bedarf des regen Zusammenhanges mit den realen gesellschaftlichen Verhältnissen; es fristet nicht seine Existenz durch Kombination, es erneuert und verjüngt dieselbe aus dem Erlebnis und der Beobachtung. Das Haus wird — wenn auch nicht mit vollem Recht — als etwas längst bekanntes hingenommen, die Gesellschaft muß aber stets neu studiert werden. Es ist ein unschätzbarer Vorzug, den man längst an den Lustspielen Eduard Bauernfelds gewürdigt hat, daß es in der That „Stücke aus der Gesellschaft“ sind, daß sie auf dem wirklichen Parkettboden gewisser Wiener Salonkreise, und nicht in dem Philistertum des deutschen Lustspiels, in der unbenannten „kleinen Residenz“, oder der irgendwo belegenen „deutschen Provinzialstadt“ spielen.

Ein eigenes Verhältnis zur Aufgabe des Lust-

Digitized by Google

spiels stellte sich Adolf L'Arronge zurecht. Er machte eine rückläufige Bewegung, und richtete das Lustspiel neuerdings recht häuslich ein; nicht nach der herkömmlichen Konvenienz, sondern mit einer ausdrücklichen Absicht. Er versprach sich nach der Überreizung und Nervenabspannung, die das französische Repertoir von Dumas' Sohn, Augier, Sardou und den weiteren Virtuosen des Ehebruchdramas hervorgerufen hatte, eine reagierende Wirkung von seiner Methode der Simplifizierung. Im Pariser Salon ist das moderne Drama entartet, im deutschen Haus soll es wieder gesunden! Kehren wir denn der verdächtig schillernden Eleganz des unsittlichen Sittendramas entschlossen den Rücken, welches die Ehe analysiert und zersetzt, aber die Familie nicht kennt: stellen wir das Bild der letzteren nach den einfachsten Beziehungen zwischen ihren schlichten vier Wänden wieder her! Das ist die Tendenz. Aber es ist damit nicht viel gewonnen, wenn wir z. B. in dem Schauspiel: „Haus Lonei" von den schweren Sorgen erfahren, welche ein Sohn den Eltern bereitet, der zweimal durch das Abiturienten-Examen gefallen ist und sich deshalb ins Wasser stürzen will, aber glücklicher Weise noch gerettet wird. Dies über-ifflandlend den Iffland. Familienszenen solcher Art sind zwischen Schule und Haus, aber nicht auf der Bühne auszutragen; ein solcher Fall ist ein Exempel für die Pädagogik, nicht für die Dramatik.

Um diese Bemerkung hier vorläufig abzuschließen, sei noch darauf hingewiesen, daß es auch den neuesten Wagestücken auf dramatischem Gebiete, sogar der experimentierenden Produktion der „freien Bühne" nicht gelingt, sich von den häuslichen Beziehungen zu emanzipieren. Dieser altherkömmliche Rahmen, diese engste Einfassung des Lebensbildes determiniert einmal bei aller erdenklichen Verschiedenheit der Tendenz zuletzt doch unser Bühnenwesen. Das angeblich Neue, welches die sogenannte naturalistische Schule bietet — wenn man eine Litteraturrichtung ohne Zucht wirklich „Schule" nennen kann — ist höchstens das aus den Fugen gegangene Familienstück, also im Grunde doch eines. Insbesondere ist die wegen ihres Talentwertes zunächst zu beachtende, dramatische Spezies von Hermann Sudermann mit dem berühmten oder berüchtigten Hinterhaus, nur das verzerrte Negativ des früheren, normalen Familiengemäldes. Es wäre von Interesse, dies näher zu beleuchten; in unserer Litteraturschau, welche sich nur in allgemeinen Überblicken ergeht, müssen wir jedoch an dem einzelnen rascher vorübergehen.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Von Fritz Stillfried liegt uns ein plattdeutscher Roman: „Die Wilhelmshäger Kösterlüd" (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) bereits in „zweiter, neu bearbeiteter Auflage" vor. Das umfangreiche Werk — zwei starke Bände — hat also nicht bloß Leser, sondern auch Käufer gefunden und des Autors Dank an seine „Frünn" im Vorwort geht an wirkliche leibhaftige Menschen. Aber wo diese „Frünn" sitzen mögen? Gewiß nur in der engeren Heimat des Verfassers, in Mecklenburg. Das bedingt schon der Dialekt; Stillfried ist — wir schließen aus unserer eigenen Erfahrung — auch jenen schwer verständlich, die sich in Reuter hineingelesen haben; er mag ja allerdings treuer sein, als Reuter, aber um im Schweitze des Angesichts Dialektstudien zu treiben, dazu liest man keine Romane. Auch ein anderer Eindruck läßt uns glauben, daß dem Buche außerhalb der heimischen Sprachgrenzen keine größere Wirkung beschieden sein kann. Stillfried ist nicht bloß ein Jünger, sondern auch ein Nachahmer Reuters, er wirkt auf uns wie eine unendlich schwächere Kopie (namentlich der „Stromtid"); der Humor Reuters wird bei ihm oft zum Drastischen im unguten Sinne, die Gemütsweichheit zur Sentimentalität. Deshalb ist er doch nicht zu verwerfen: er hat schätzbare Eigenschaften, er kennt Land und Leute, hat eine schlicht-gesunde Weltanschauung, weiß ansprechend zu erzählen. Aber es wirkt alles nicht recht. Das Original der Kopie hat uns entzückt; den künstlerischen Zweck dieser Nachbildung vermögen wir um so weniger einzusehen, als wir obendrein harte Mühe haben, sie kennen zu lernen. Bei Plattdeutschen mag das anders sein; sie erfreut vielleicht gerade die Echtheit des Dialekts und als mühelose Lektüre für etnige müßige Stunden ist das Buch wohl brauchbar. Aber mehr bedeutet es nicht.

—m—

— Gegen den Roman „Miasmen", den ein bisher nicht bekannter Autor, Erich Fließ, kürzlich im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin hat erscheinen lassen, läßt sich sehr viel einwenden: Die Sprache ist nicht ganz korrekt, es fehlt an Stellen nicht, die hochtrabend klingen und bei denen sich der Verfasser doch unmöglich etwas gedacht haben kann, mehr als ein Charakter ist von vornherein unwahrscheinlich oder wird doch allmählich zur Karrikatur. Und doch verdient das Buch ehrlich seine Existenz auf dem Büchermarkt, ehrlicher, als manches andere, dessen Schwächen weit minder grell in die Augen stechen und das in viel durchgebildeterer Sprache geschrieben ist, denn Fließ ist ein Talent, kein reifes, kein ausgegohrenes, aber ein wirkliches Talent. Daran wird niemand zweifeln dürfen, der auch nur die ersten Kapitel liest: sie stellen ein frembartiges Milieu, die Verhältnisse einer kleinen Stadt im Polenischen, so klar und lebensvoll vor uns hin, wie man es doch wahrlich nicht alle Tage in deutschen Büchern findet. Fortsetzung und Schluß halten nicht, was der Anfang verspricht, gleichwohl wird schwerlich jemand das Buch aus der Hand legen, ehe er es zu Ende gelesen hat. Arbeitet der Verfasser ernstlich an seiner Ausbildung, lernt er maßvoll sein, kurz, fehlt es ihm an Selbstzucht nicht, so ist ihm eine gute Zukunft beschieden. Die Natur war ihm freundlich, nun fragt es sich nur noch, ob er sich selbst ein ehrlicher Freund werden kann. —s.

— „Solus cum sola" oder „Williams Sturmjahre" Original-Shakespeare-Roman von C. Schultes (Leipzig, Oswald Mutze). Der Titel läßt ein geschmackloses, wahrscheinlich lächerliches Buch vermuten — und was ist ein „Original-Shakespeare-Roman?" Aber der Inhalt ist gar nicht so übel, beileibe keine Erzählung von künstlerischem Wert, aber ein recht frisches, recht fesselndes Buch. Es spielt in

Digitized by Google

Deutschland und sein Held ist dennoch kein geringerer, als der große Brite. Um nämlich zu erklären, wie Shakespeare zu seiner großen, für seine Zeit fast unvergleichlichen Bildung und wie zu seiner Menschenkenntnis gekommen, läßt ihn der Autor 1586 mit fahrenden englischen Komödianten nach Deutschland kommen und in Tübingen und anderwärts neben „gelehrten Uebungen" auch viel Lustiges und Trauriges treiben. Natürlich begegnet ihm Vieles, was er dann in seinen Dramen fein verwertet hat. Das Gute an dem Buche ist eine reiche Erfindungskraft und eine wahrhaft rührende Begeisterung für alles Schöne und Edle, das Schlimme der Mangel an Geschmack. Eigentümlich berührt der sprunghafte, bilder- und zitatenreiche Stil des Buches; so hat man vor 1848 in Deutschland erzählt. Aber das ist lange her . . .

— Eduard Mörike's Mesner-Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" liegt nun in dritter, sehr hübsch ausgestatteter Auflage vor (Stuttgart, G. J. Göschen). Es hieße Wasser ins Meer tragen, wollten wir die Novelle loben.

— Wir fragen bei einem Autor nie nach dem religiösen, sondern stets nach dem künstlerischen Bekenntnis, und eine stark betonte konfessionelle Ueberzeugung hindert uns nie, ein Talent anzuerkennen. Aber eben darum will uns der orthodox-jüdische C. Berg nicht gefallen, weil sich in seinen Schriften nur eben sehr viel Tendenz und kein Talent zeigt. Es liegen uns zwei Bücher (beide aus dem Verlage von Siegfried Cronbach in Berlin) von ihm vor, eine größere Erzählung: „Der Mitgiftdoktor. Ein Bild aus der Gegenwart" und eine Sammlung von Skizzen: „Der Herr Hofprediger hat gesagt . . . und Anderes. Moderne Zeitbilder." Der „Mitgiftdoktor" führt uns nach Oberschlesien, in enges jener kleinen Städtchen, wo Juden und Christen unbehaglich genug neben einander hausen. Der christliche Lehrer Schulz, ein braver, tüchtiger Mann, liebt die jüdische Hannah Goldmann und seine Liebe wird erwidert. Aber weder er noch sie denken auch nur an die Möglichkeit einer Heirat. „Warum?" fragt ihn Hannas Bruder, der Arzt Max Goldmann, der selbst eine Christin liebt. Darauf Hans: „Glaubst Du, ich möchte mein Weib dinsiechen sehen, losgelöst und verstoßen von den Ihren, schmachtend nach ihrer Eltern Segen und ihrem alten Gott? Max, nur wer wahrhaft liebt, weiß zu entsagen!" Das ist nach Herrn Bergs Ansicht die richtige und würdige Antwort, denn Max, der die Christin heiratet, wird dadurch furchtbar unglücklich. Diese Tendenz ist obendrein auch noch das einzig Bemerkenswerte an dem Buche, das im übrigen in Stil, Charakter- und Situationszeichnung ganz mittelmäßig ist. Die gleiche Tendenz zeigen auch die Skizzen des anderen Buches, nur die erste ausgenommen, die sich gegen die häßliche Erscheinung unserer Zeit, den Antisemitismus wendet. Aber um diesen zu bekämpfen muß man selbst auf einen etwas freieren Standpunkt stehen, als Herr Berg. Seine Glaubensgenossen, die ja übrigens, wenigstens in Deutschland, ihrer ungeheuren Mehrheit nach seinen engherzigen Konfessions- und Rassenstandpunkt nicht teilen, hat er durch die beiden Bücher den denkbar schlechtesten Dienst erwiesen, der deutschen Litteratur keinen guten. — Unlitterarisch, wenn auch nicht ganz talentlos sind auch die „Epheuranken. Erzählungen aus dem jüdischen Familienleben", die Ida Oppenheim im Verlage von E. F. Schwartz in Thorn hat erscheinen lassen, nur haben diese Erzählungen erfreulicher Weise keine andere Tendenz, als die, das Leben der Juden an der deutschen Ostgrenze anbelangen und ohne Voreingenommenheit zu schildern. Beigefügt sind Novellen, Skizzen und Plaudereien aus verschiedenen Stoffkreisen. Eine gewisse natürliche Begabung ist vorhanden, doch ist sie völlig ungeschult geblieben; auch eine ungemeine Sentimentalität macht sich störend bemerkbar. —m—

— Ludwig Uhlands Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von W. L. Arndt, G. Closs, G. Koch, H. Mackart, G. Max, A. Zick u. a. (J. G. Cotta Nachfolger, Stuttgart.) In geschmackvoller und gediegener Ausstattung liegen hier die ewig jungen Gedichte Uhlands vor. Die zahlreichen Illustrationen schmiegen sich innig dem Texte an und verkörpern zum Teil in hervorragend künstlerischer Weise die poetischen Gedanken und Empfindungen des Dichters. Dem Buche voran steht, als willkommene Beigabe, Uhlands Porträt, das in Auffassung und Ausführung gleich vortrefflich ist.

— Ob eine neue Ausgabe von Gellerts Dichtungen einem Bedürfnis entspricht, mag dahingestellt bleiben; wir möchten meinen, daß es höchstens noch für die Fachforschung einer vollständigen kritischen Ausgabe bedarf, während den Anforderungen des Publikums auch jetzt schon genügend entsprochen ist. Sollte aber auch noch dieser Hinsicht noch ein Bedürfnis vorliegen, so kann ihm die neue Ausgabe, die das Bibliographische Institut in Leipzig eben erscheinen ließ — „Gellerts Dichtungen", herausgegeben von A. Schullerus — im Ganzen entsprechen. Sie bietet die Fabeln und Erzählungen, ferner eine Auswahl der „Moralischen Gedichte", der „Geistlichen Oden und Lieder", der „Moralischen Charaktere" und der „Moralischen Vorlesungen". Der Wahl, die der Herausgeber getroffen hat, wird nicht in allen Fällen beigepflichtet werden können — so hätten wir unter den „Moralischen Charakteren" das Stück: „Der Mann mit einem Laster und vielen Tugenden" lieber abgedruckt gesehen, als jene, die Herr Schullerus gewählt hat, — hingegen kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß es besser gewesen wäre, die „Briefe" ganz wegzulassen, als deren — fünf als Probe zu geben; dem Publikum ist mit einer so dürftigen Auswahl nicht gedient und den Fachmann berühren sie mit Recht wie ein Gräuel. Ebenso wird man über den Umfang einzelner Anmerkungen schwerlich im Zweifel sein können. So, wenn zu der Stelle: „Plutarch erzählet von dem älteren Cato" beigefügt ist: „Plutarch (50—120 n. Chr.), der Lehrer Kaiser Hadrians", oder zu der Stelle: „Aber warum macht sich keiner an den Tacitus?" hinzugesetzt wird: „P. Cornelius Tacitus (starb i. J. 117 n. Chr.), der größte und tiefste römische Geschichtsschreiber. Von seinen beiden großen Werken „Annalen" und „Historien" sind leider nur Bruchstücke erhalten, hingegen die „Germania" ganz." Man sollte denken, daß bei Lesern, denen man zutraut, statt einer der billigen gewöhnlichen Ausgaben Gellerts diese gut ausgestattete und etwas teurere zu kaufen, auch die Ahnung davon zugetraut werden kann, wer Plutarch und wer Tacitus war.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Bormann, Georg. Am Hofe zu Mailand. Eine Geschichte aus der Renaissance-Zeit. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Meinhardt, Adalbert. Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Wickenburg, Albrecht Graf. Tiroler Helden. Innsbruck. Wagner. 1893.

Rodenberg, Julius. Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Erotikon.

Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein.

Ein Aprilschauer. In dichten, grauen, bindfadenartigen Wasserstreifen war die stahlblaue Wolke über die große Stadt herabgeprasselt.

Nun war der Himmel wieder blau und glänzend wie Kinderaugen, in denen der letzte Schimmer eines flüchtigen Thränchens eben verdunstet, und es war überall ein grelles Gleißen, Flimmern und Funkeln in den nassen Straßen. Das kräftige Sturzbad hatte die Farben aufgefrischt, die sonst das stumpfe Grau des Staubes überdeckt, und die Morgensonne konnte sich nach Herzenslust in all den unzähligen Flächen, Scheiben, Zierraten spiegeln. Fast that das viele Licht den Augen weh.

Manch Einer wischte sich den Schweiß von der gerötheten Stirn. Man war der lauen Tage noch so ungewohnt nach dem harten Winter. Ein paar wetterfeste Optimisten trugen den Mantel sommerlich über dem Arm, als hätte nicht vorgestern noch März im Kalender gestanden. Der Frühling, an den so lange keiner glauben mochte, hatte sich heuer mit großer Pünktlichkeit eingestellt.

Die breite Verkehrsader der jüngsten Weltstadt strotzte schon jetzt, um die neunte Morgenstunde, von fluktuendem, stark pulsierendem Leben. Wie das wimmelte, sich vorwärts drängte, überhastete, rücksichtslos den Langsameren bei Seite schob, nur das eigene Ziel im Auge.

Vor der Thür eines stattlichen, vielstöckigen Hauses, das ein kleines blankgeputztes Messingschild als „Akademie der Tonkunst“ bezeichnete, stießen zwei Damen zusammen, die von entgegengesetzten Richtungen darauf zugesteuert waren.

Die Eine, groß, breitschultrig, mit auffallend kleinem, feinem Kopf — nicht eigentlich hübsch, doch auf den ersten Blick fesselnd durch den Ausdruck von Klugheit und Willenskraft — hatte die erste Jugend hinter sich. Ihre Kleidung, obgleich neu und von gutem Stoff, verriet einen großartigen Mangel an weiblicher Eitelkeit. Der Hut kleidete sie nicht. Der Regenmantel war einer von denen, wie man sie zu Zehntausenden sieht — ein dunkles unauffälliges Grau von einfachem Schnitt — so einer, bei dem man gar nicht daran denkt, der Trägerin ins Gesicht zu sehen. — Sie trug ihre Notenmappe mit der goldglänzenden Aufschrift „Musik“ so offen und ungeniert zur Schau, als gäb's gar keine Berliner Straßenjungen (große und kleine — im Lehrjungenschurz oder im Gigerlkostüm), die ihren Witz auf Kosten kunstbeflissener Frauenzimmer üben zu müssen glauben.

Die andere Dame, eine blonde, jugendliche Erscheinung in vornehm-schlichter englischer Straßentoilette, apart und geschmackvoll von dem kleinen Reiherstutz des grauen Filzhütchens bis zur Spitze des zierlichen Fußes, trug ein braunes Lederröllchen im Arm, das so diskret war, nichts über seinen Inhalt — mochten es Hefte, Pinsel, Noten oder ein Strickzeug sein — unbefugter Neugier preiszugeben.

Als die beiden jetzt an der Treppe anlangten, ließ die Große einen wohlgefälligen Blick über die Schlanke gleiten. Mit höflicher Handbewegung bot sie ihr den Vortritt:

„Bitte! — Ich bin hier zu Hause.“

„Sie sind Lehrerin am Institut?“ fragte die andere voranschreitend.

„Lehrerin!“ lachte die Stattliche. „Ist denn mein Gesicht ein Firmenschild? Sie haben Recht. Ich war's wenigstens jahrelang. Doch

Digitized by Google

seit ich Hans Herbert gehört habe, unsern besten Klavierpädagogen — Himmel! — ich hab' mir sonst wunder was auf mein Bischen Technik eingebildet! — Da fiel's mir wie Schuppen von den Augen. — Alles Stümperei! — Ich hatte unverschämtes Glück gehabt mit den Schülern. Sie fabelten, ich sei ein Lehrgenie. Aber seither bring' ich's nicht fertig, ihnen das Geld aus der Tasche zu locken. So hab' ich kurzen Prozeß gemacht, die Schulmeisterei an den Nagel gehängt und bin selbst, trotz meines stark entwickelten Freiheitsdranges, noch einmal unter's Joch gegangen. Ein Jahr, denke ich, dann will ich's wieder probieren. — Doch Sie?" unterbrach sie sich, indem ihr Blick an der eleganten Gestalt hinunterglitt, „verzeihen Sie, wenn ich indiskret frage: Sie sehen nicht aus, als hätten Sie irgend welche Rücksichten auf präsumptive Schüler zu nehmen. Sie sind Künstlerin?"

Sie waren nebeneinander die Treppe emporgestiegen. Ein breites Flurfenster ging auf einen von allen Seiten mit hochragenden Gebäuden umgebenen Hof. Die kahle Brandmauer des benachbarten Hauses, die dem Fenster zugekehrt war, hatte ein ästhetisch angelegter Besitzer mit einer gigantischen Landschaft in italienischem Stil bemalen lassen. Und war's auch grob, bunt, arg verzeichnet in Perspektive und Figürlichem, es war doch blauer Himmel mit weißen, ziehenden Wolken da, Baumgrün, üppiges Rankenwerk, ein glitzernder Fluß, ein paar Hirten und Ziegen — genug für die Phantasie, ihre Wunder darum zu spinnen.

Das blonde Mädchen schien in dem Anblick des Bildes versunken.

„Künstlerin!" wiederholte sie und es klang wie eine Frage an das Schicksal. „Zunächst nur eine augenblickliche Laune, die ich, ich bekenne es offen, schon halb und halb wieder bereue. Meiner ganzen Natur widerstrebt das Heraustreten aus mir selbst. Und ob mein Talent ausreicht — indessen — ich bin nun einmal hier — —"

Sie stiegen vollends die Stufen empor. Ein Geschwirr von Stimmen, mit den dumpfen verworrenen Tönen mehrerer gleichzeitig gespielter Instrumente vermischt, das schon auf dem unteren Flur ihr Ohr getroffen, erklang jetzt deutlicher hinter den Eingangsthüren.

Sie betraten einen Raum, in dem mehrere Damen sich aufhielten. Ein großes Fenster, nach dem Hofe hinausgehend, erhellte das langgestreckte Zimmer nur unvollkommen. Nüchtern und kahl alles. Ein paar Stühle standen herum. Zwei alte ausrangierte Klaviere waren aufgestellt. Eine Anzahl von Riegeln an den Wänden kennzeichneten den Raum als Garderobenzimmer.

Die beiden Damen legten Mäntel und Hüte ab.

„Wir müssen uns noch gedulden," sagte die Ältere, die sich jetzt der neuen Genossin als ein Fräulein Luise Helfft vorstellte, „hören Sie, im Saal nebenan, die Wenska spielt eben, seine Lieblingsschülerin."

Die anwesenden Damen hatten wohl einen Augenblick neugierig die Fremde gemustert, nun aber nahmen sie ungeniert das unterbrochene Gespräch wieder auf.

Eine Brünette mit voller biegsamer Gestalt und südlichen Glutangen stand vor dem kleinen Spiegel, bemüht, ihrem kühnen, mit wallenden Straußenfedern geschmückten Hut einen möglichst verwegenen Sitz auf ihrem dunklen Haar zu geben.

„Es war zu köstlich," plauderte sie dabei, „das D-dur-Rondo — spielte natürlich auswendig — alle Welt war entzückt. Gräfin Dönhoff fragte: Sie sind Schülerin von Herbert, Fräulein? Ich verneigte mich. Der junge Fürst Lepoff (Sie wissen, der Sportsman, dessen Freya im letzten Jagdrennen Fürst Esterhazys Dankmar schlug), Gnädigstes Fräulein, bettelte er, beglücken uns gewiß noch mit einer kleinen Zugabe! Ich ließ ihn ein Weilchen zappeln, hatte längst was in petto; Rossinis una voce poco fa. War brillant bei Stimme. Das hohe C kam wie eine Rakete heraus. Und — zündete! Den Sturm hätten Sie hören sollen! Der arme Kerl, der Lepoff, war ganz hin. Gnä' Fräulein, wahrhaft pyramidal! Menter und Sembrich in einer Person! Na, er ließ ja nicht locker. Ich mußte noch einmal auf's Podium. — Totenstille. — Und nun deklamierte ich. Höchst wirkungsvolles Ding, Ballade — na — ich sage Ihnen — — —"

Das Hütchen saß jetzt kokett genug auf dem schwarzen Haar. Tadellos eng umspannte das Jäckchen die volle Gestalt. Das Fräulein wußte genau, wie viel auf einen rechtzeitigen

Digitized by Google

Abgang ankam und daß dies der rechte Moment sei.

Mit einer leichten, siegesgewissen Verbeugung, einer Handbewegung, die andeutete, daß die Bescheidenheit ihr Schweigen auferlege, schwebte sie aus dem Zimmer.

Mit verschiedenartigem Ausdruck sahen die Anderen ihr nach.

Eine kleine magere, ältliche Person mit ergrauendem, glattgescheiteltem Haar, der die Talentlosigkeit auf dem unbedeutenden, verkümmerten Gesicht stand, lachte neidisch hinter ihr her.

„Dieses Herumdilettieren in allerlei Künsten!“ flüsterte sie voll sittlicher Entrüstung. „Sie malt ja wohl auch? Und Alles aus Prahlsucht — ohne Ernst —“

„Wir können nicht alle nach dem Höchsten streben, wie Sie, Frau Ferstel,“ höhnte ein junges Ding mit blassem, anmaßendem Gesicht, indem es, den Ellenbogen auf den Deckel des Klavieres stützend, voll mitleidiger Verachtung auf die kleine Wittwe hinabschaute, die die Sorge um den Erwerb noch einmal in die Schule geschickt. „Daß die Ehrenstein es zum Vergnügen treibt — lieber Himmel, ihr Vater hat drei Millionen — am Ende, liebste Ferstel, würden Sie unter den Umständen auch noch singen und deklamieren.“

Frau Ferstel schwieg errötend.

Fräulein Thea Brink hatte kürzlich ihr erstes Konzert gegeben. Und obgleich die Kritik wenig glimpflich mit ihr verfahren war, ihr Unreife, Kälte, Verständnislosigkeit vorgeworfen hatte, so war sie doch so vollkommen durchdrungen von der Trefflichkeit ihrer Leistungen, daß sie „ihr Konzert“ bei jedem Gespräch ins Treffen führte. Sie war ein künstlich dressiertes Geschöpf, innerlich blasiert trotz ihrer siebzehn Jahre, nervös, verbittert; leidenschaftlicher Ehrgeiz alles, was von Gefühl in ihr lebte.

In ihren Stuhl weit zurückgelehnt ruhte eine junge Dame, der man die Aristokratin schon von weitem ansah. Fräulein von Benkendorf machte die Mode mit, sich als Schülerin Hans Herberts in das altberühmte Institut aufnehmen zu lassen. Hans Herbert hatte den Künstlereigensinn, keine Privatschülerinnen anzunehmen. Was blieb ihr übrig? Doch verstand sie es, eine unsichtbare Scheidewand gegen die weniger vornehmen Genossinnen um sich zu ziehen. Sie protegierte nur die hervorragenden Talente.

Sie gähnte verzweifelt und fuhr sich mit der weißen, beringten Hand über's Gesicht.

„Dies Warten!“ seufzte sie. Dann naschte sie Pralinés aus einer silbernen Bonboniere und erklärte, daß sie, sobald sie sich langweile, unfehlbar eine Beute des heftigsten Heißhungers werde. Nachdem sie ihre Nerven durch Eau de Cologne erfrischt, machte sie ihrem Unmut in längerer Rede Luft.

„Der Kunst bringt man ja gern ein Opfer,“ schloß sie (sie spielte erbärmlich, und des jungen Meisters Stoßseufzer, daß er verdammt sei, viel leeres Stroh zu dreschen, zielte nicht zum wenigsten auf sie), „aber —“ Schaudernd blickte sie sich um. „Dies häßliche, kahle Loch hier und schon zehn Minuten sind über die Zeit verflossen — natürlich! Die Wenska spielt ja; da kann unsereins warten! Ich glaube, meine Damen, die Wenska —“

Sie schwieg mit vielsagendem Lächeln; doch alle verstanden sie. Ein lautes Gelächter erhob sich.

„Der? — Verliebt? — Ein Stein, ein veritabler Stein! Ein Holzklotz! Eine Maschine, die Klavier spielt! Die Frauen sind ihm viel zu untergeordnete Geschöpfe!“

Ein Backfischchen sprang auf, zog sein dummes Gesicht in die Länge, richtete das dünne Figürchen kerzengerade in die Höhe und marschierte steif wie ein Storch durchs Zimmer. Lauter Beifall lohnte ihr.

„Famos, Müllerchen!“ rief Thea Brink. „Das müßte er selber sehn!“ Sie war nicht gut auf Hans Herbert zu sprechen, seit er ihre ziemlich deutlichen Annäherungsversuche unbeachtet ließ.

Fräulein von Benkendorf nahm lächelnd eine Praliné.

„Nein,“ sagte sie, „es war auch nicht mein Ernst. Die Wenska ist zwar ganz niedlich. Aber ich sage Ihnen, meine Damen“ (ein schneller Blick in den Spiegel streifte wohlgefällig ihr eigenes feines, doch leeres Gesicht), „der Mensch hat absolut keine Augen. Das Herz liegt bei ihm — in den Ohren.“

Wieder lautes, anerkennendes Gelächter.

„Der Pedant!“ rief Thea Brink erbost; „auch nicht einmal in den Ohren! Er hat gar keins! Er ist die trockenste, nüchternste

Digitized by Google

Schulmeisterseele, die jemals mit einem passabel hübschen blonden Schnurrbart in der Welt herumgelaufen ist."

Luise Helfft hatte bisher in leisem Gespräch mit der Blondine, Fräulein Gerta von Halden, dem Geschwätz wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Nun hob sie plötzlich den Kopf empor und ließ ihre grauen Augen durchdringend über die plaudernde Gruppe schweifen.

„Fräulein Brink," sagte sie scheinbar harmlos, „kennen Sie das hübsche Geschichtchen von dem Mops, der den Mond anbellt? Ich habe kürzlich eine neue reizende Illustration dazu gesehen."

Fräulein Thea murmelte etwas zwischen den Zähnen, das wie „Unverschämtheit" klang, sah aber rot und verlegen zu Boden.

Eine kleine peinliche Stille folgte. Alle hatten schon die Erfahrung gemacht, wie unbequem Luise Helfft mit ihren scharfen Bemerkungen werden konnte und hüteten sich, sie durch Widerspruch zu reizen. Diese aber fuhr in ihrem ruhigen Gespräch mit der neuen Gefährtin fort.

„Sehen Sie nur," flüsterte sie nach dem Fenster deutend, „welch ein Charakterkopf! Ein kleiner Titane, ein Beethoven — nur ins Schöne, Weibliche übersetzt."

In der tiefen Nische des Fensters lehnte teilnahmslos eine junge Gestalt. Ihr schwarzes Kleid war von absonderlichem Schnitt. Der Rock fiel glatt bis auf die Knöchel hinab, obgleich die Mode Volants und Falten vorschrieb. Das schwarzsamtene Leibchen von spanischem Schnitt hatte vielfach gepuffte Ärmel. Um den tiefen Halsausschnitt, der ein wenig von der zarten Form des Nackens verriet, lag eine breite weiße, gefaltete Spitze.

Von fesselndem Reiz war der Kopf des junges Geschöpfs. Wie ein Mantel fiel das dicke schwarze Haar, dem Zwange von Nadeln und Bändern spottend, auf die Schultern und tief in die Stirn hinab. Die starken Brauen waren über der Nasenwurzel dicht zusammengewachsen. Große schwarze Augen starrten stumpf und düster auf die gemalte Landschaft an der Mauer. Die Züge waren regelmäßig, kräftig, der Mund ein wenig hervortretend, groß, schwellend, im dunkelsten Rot leuchtend. Der Kopf eines Jünglings schien auf zarte Mädchenschultern gesetzt. Das geheimnisvolle Halbdunkel des Raumes erhöhte den Reiz der Erscheinung.

„Knabenporträt von Rembrandt," flüsterte Fräulein von Halden. „Wer ist sie?"

Luise Helfft zuckte die Achseln.

„Ich kenne sie nicht. Eine neue Schülerin. Aber so, denke ich mir, muß ein Genie aussehn."

Das Klavierspiel im Saale hörte auf. Im Vorzimmer schwieg, wie abgeschnitten, das Plaudern.

Das fremde Kind am Fenster war zusammengezuckt. Ihre wunderschönen Hände umklammerten das Notenblatt. Ihr Gesicht war verwandelt. Voll Feuer, Leben, Spannung waren die noch eben stumpfen Augen auf die Thür gerichtet. Die junge Brust atmete heftig. Luise trat auf sie zu und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Haben Sie Angst, Kleine?"

Sie warf das Haar mit einer heftigen Bewegung aus der Stirn.

„Angst?" fragte sie geringschätzig. Dann lachte sie laut und schüttelte die geballte Faust in der Luft.

„Nur, daß ich in's Joch soll!" rief sie zähneknirschend, „o, ich ertrag's nicht!"

Gelassen klopfte Luise ihr auf die Schulter.

„Nur Geduld, kleines Füllen," sagte sie mit gutmütigem Spott. „Der Zügel schmeckt zuerst nicht. Aber man gewöhnt sich daran."

* * *

Hans Herbert ging nach seiner Gewohnheit mit langsamen Schritten in dem großen Unterrichtssaal auf und nieder. Das Backfischchen, das ihn vor wenig Augenblicken karrikierte, hatte wirklich einige auffallende Züge seiner Erscheinung nicht schlecht getroffen.

Ein wenig steif, gemessen, pedantisch waren alle Bewegungen des jungen Künstlers. Seine Gestalt, kaum mittelgroß, doch kernig und fest, wie aus Eisen gefügt, entsprach freilich wenig dem Idealgebilde junger Mädchen. Den schmalen blonden Kopf trug er vornübergeneigt. Die braunen ernsten Augen gingen gern über den Boden hin, als solle kein Eindruck von außen die stille Welt seiner Gedanken stören. Das Gesicht, länglich und schmal, mit kräftig entwickelten Zügen zeigte erst bei tieferer Betrachtung den feinen geistigen

Digitized by Google

Reiz, der ihm innewohnte. Gewöhnlich erschien es verschlossen, fast regungslos.

Hans Herbert war sich der Schwierigkeit seiner Stellung wohl bewußt. Die ersten Erfahrungen im Institut hatten seine natürliche Zurückhaltung verschärft. Er wußte genau, daß diese so lieblich, harmlos und hold erscheinenden Mädchen sich durch grausamen Spott schadlos hielten für die Achtung, die er ihnen abnötigte. An seiner unerschütterlichen Ruhe prallten all die kleinen Launen, Koketterien, Bosheiten ab, die er so wohl durchschaute. Aber wie reizte gerade seine Strenge und Unempfindlichkeit die Eroberungslust der jungen Evastöchter! Es gehörte der Takt, der Ernst, die Begeisterung des Pädagogen für seinen Beruf dazu, ihn all die tausend Spitzen und Klippen glücklich umschiffen zu lassen.

Nur zu Luise Helfft, deren sittlicher Ernst und tiefes musikalisches Verständnis sie weit über die Mehrzahl ihrer Genossinnen erhob, hatte Hans Herbert Vertrauen gefaßt. Ihr gegenüber gab er sich frei und unbefangen. Er schien mehr ein Freund und Berater ihrer Studien, schätzte ihr reifes und sicheres Urteil hoch und tauschte gern mit ihr die Eindrücke über einen gemeinsamen musikalischen Genuß.

Inmitten des großen Saales waren zwei Flügel aufgestellt, deren Tastatur den Fenstern zugekehrt war. Die unbeschäftigten Schülerinnen — drei oder vier Damen teilten sich gewöhnlich in eine Stunde — pflegten dort an der Fensterwand im leisen Flüsterton mitleidslos Kritik zu üben über die jeweilig Spielende.

Mit ungewöhnlichem Interesse hatte Hans Herbert die beiden neuen Schülerinnen begrüßt. Seine Verneigung vor Fräulein von Halden, steif zwar, wie gewöhnlich, hatte doch einen kleinen Anflug von Konvivisie. Ihrem feinnüancierten, zartfühligen Spiel wurde eine freundliche Anerkennung zu Teil. Thea Brink folgte mit neidischem Blick der vornehmen Gestalt, als sie an ihren Fensterplatz zurückging. Luise Helfft drückte ihr herzlich die Hand. „Sie spielen genau so, wie sie aussehen," flüsterte sie.

Und nun näherte sich das knabenhafte, dunkelhaarige Wesen linkisch dem Flügel. Den Kopf gesenkt, daß die dichte Mähne ihr tief über die Stirn fiel, die Augenbrauen düster zusammengezogen, das schwarze Auge mit stumpfem Blick nach innen gekehrt, als lausche sie in sich hinein, so saß sie eine Weile regungslos vor den Tasten. Nun schlug sie einen Akkord an, ein paar andere folgten in scharfen Rhythmen; und nun begann ein wahrer Hexensabbath von Läufen, Sprüngen, Dissonanzen auf den geduldigen Tasten daherzurasen. Allerlei Reminiscenzen aus Opern, Volksliedern, aus Sonaten, Tänzen, Etüden tauchten auf wie Spukgebilde einer Fieberphantasie; kein einziger klarer Gedanke, aber doch Kraft, Schwung, ein wunderbares Kunstgeschick in der Aneinanderreihung heterogenster Motive, eine wahrhaft bacchantische Lust am Fabulieren. Dazu neben aller schwindelerregenden Geläufigkeit eine Technik, die von den verpöntesten Fehlern strotzte und Hans Herbert, dem unfehlbaren Meister eines akademisch-tadellosen Spiels, gelinde Schauer des Entsetzens über die Haut jagte.

Die Spielerin aber schien ihrer Umgebung vergessen zu haben. Ihr Gesicht blieb blaß; nur in den Augen glomm allmählich ein düsteres Feuer auf. Das schwarze Haar flog um ihre Schläfen; der schlangenhaft geschmeidige Körper folgte dem Rhythmus des Tongewoges, in das sie sich verloren hatte.

Endlich sprach Hans Herbert ein halblautes Wort.

Sie schreckte auf wie aus einer tiefen Hypnose, blickte um sich — ihre Hände stockten mitten im Lauf, sanken schlaff herab.

„Verzeihen Sie!" stammelte sie. Glühende Röte stieg ihr in die Wangen und schen wie ein ertappter Sünder duckte sie sich wieder in ihre Ecke.

Auf Hans Herberts undurchdringlichem Gesicht lag der leise Schimmer eines Lächelns.

„Nun," sagte er trocken und seine klugen braunen Augen, durch die Gläser einer goldenen Brille verschärft, schienen das junge, seltsame Geschöpf durchdringen zu wollen, „das liegt ja vorläufig noch ganz im Argen. Die einfachsten Grundbedingungen eines guten Spiels, Handhaltung, Legato und dergl. sind Ihnen eine terra incognita. Doch stehe ich nicht an, heut schon zu konstatieren, daß Sie — Lust und Liebe zur Sache natürlich vorausgesetzt — in Zukunft etwas erreichen können. Sie haben Talent. Aber —" hier lächelte er unverhohlen und seine Augen blitzten hinter

Digitized by Google

den Brillengläsern in gutmütigem Spotte, „derartiger musikalischer Allotria und Bocksprünge, wie Sie eben zum Besten gaben, enthalten Sie sich zunächst ganz und gar, bis Ihr technisches Können auf festeren Füßen steht. Zu diesem Zwecke empfehle ich Ihnen die Übungen von Czerny, Heft eins —“

So ging seine ein wenig verschnörkelte und manierirte Rede noch ein Weilchen fort. Dann sah er nach seiner Uhr, verneigte sich mit höflicher Steifheit vor seiner Zuhörerschaft und verließ langsam und gemessen das Zimmer.

Nun erhob sich ein lautes Stimmengeschwirr. Spöttische und bewundernde Blicke flogen zu der neuen Schülerin, die zusammengeninken und teilnahmlos in ihrem Stuhl saß.

Thea Brink konnte eine boshafte Bemerkung nicht unterdrücken. Frau Ferstel sah ratlos drein. Sie hatte nur die Fehler gehört und doch dämmerte eine Ahnung in ihr, daß es eine absonderliche Bewandtnis habe mit dem Talent des fremden Mädchens.

Langsam leerte sich der Saal. Das Kind rührte sich nicht.

„Kleine!“ rief Luise, die sie eine Weile voll Interesse betrachtet hatte, „sparen Sie diesen überflüssigen Aufwand an Verzweiflung für eine würdigere Gelegenheit auf!“

Mit scheuem Blick sah das Kind empor. Luise nickte ihr lächelnd und ermunternd zu. „Ja, ja! Sie haben keinen Grund dazu. Ich prophezeie Ihnen: über's Jahr haben Sie uns Alle in den Schatten gestellt.“

Zagend, ungläubig, scheu, als fürchte sie verspottet zu werden, hefteten sich die großen Augen auf die neue, so unverhofft gewonnene Freundin.

„Ist das Ihr Ernst?“ flüsterte sie. „Nein! Sie wollen mich nur trösten.“

„Sie können's mir auf mein ehrliches Gesicht hin glauben,“ erwiderte Luise trocken. „Es gehört nicht zu meinen Gepflogenheiten, auf Kosten der Wahrheit zu trösten.“

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit hatte das Kind ihre Hand ergriffen und an die Brust gedrückt. „Sie sind ein Engel!“ stammelte sie.

Luise lachte. „Wie alt sind Sie denn eigentlich?“

„Sechszehn Jahre. Ach, liebstes Fräulein! Wenn Sie nicht wären — ich hätt's nicht überlebt! Wahrhaftig! Ich wär' — in's Wasser —“

Luise lachte, so laut und anhaltend, daß zuletzt die kleine Lebensmüde mit einstimmte.

„Kleiner Narr!“ brachte Luise endlich heraus, „dann wär' ein Genie ersoffen! Haben Sie nicht Herberts Kritik gehört?“

„O — ob ich sie gehört!“ rief das Kind mit rollenden Augen. „Vernichtet, zerschmettert hat mich sein: „es kann ja — wenn Sie sich Mühe geben — allenfalls — —“ Höhnend ahmte sie seine scharf accentuierte langsame Sprache nach. „Aber ich hasse ihn!“ murmelte sie dann, indem sie mit den scharfen kleinen Zähnen auf ihr zusammengeballtes Taschentuch biß. „Ich — und Czernys Etüden! Heft eins! Fräulein! Ich komme nicht wieder!“

„Sie kommen schon,“ sagte Luise ruhig. „Aber vor allen Dingen lassen Sie die Einbildung bei Seite, daß Sie etwas können. Sie haben die seltene Gabe der Produktivität. Vielleicht werden Sie die erste Frau, die etwas Bedeutendes leistet auf dem Gebiete musikalischer Erfindung. Aber Ihr Können? Sollte denn Herbert das unglaubliche Gesindel gar noch loben? Es schreit ja zum Himmel, wie Sie das Klavier maltraitiert haben! — Sie kennen Herbert noch nicht. Sein Lob ist selten und kostbar wie lauteres Gold. Ich sag' Ihnen, um das kleinwinzigste Wörtchen der Anerkennung mühen wir uns im Schweiße unseres Angesichts. Und Ihnen sollt' es wie ein Göttergeschenk in den Schoß fallen? Kind, die Kunst ist Arbeit, heiße, schwere, rastlose Arbeit. Aber sie trägt den seligsten Lohn in sich. Ihr junges, reiches Leben — nutzen Sie es! Wär' ich des Neides fähig —“. Sie strich liebkosend das üppige Haar aus der Stirn des Kindes und sah mit ungewohnter Weichheit in die großen leuchtenden Augen.

Eine Weile ließ sie die plötzlich hervorbrechende Zärtlichkeit des leidenschaftlichen Wesens über sich ergehen. Dann schob sie sie von sich.

„Nun schnell an Ihre Etüden, Kleine — aber haben Sie endlich die Güte, mir Ihren Namen zu sagen.“

„Mein Name? Ach ja — Sie kennen mich noch nicht — und mir ist's, als müßt' ich Sie immer gekannt haben! Ich heiße Hilde Dehn. Mein Vater ist ein ehrsamer Maurermeister und haßt die Musik.“

Digitized by Google

Luise schüttelte den Kopf, verwunderter als je. „Nun da ist der Apfel einmal weit vom Stamm gefallen," lächelte sie nachdenklich.

* *

In der nächsten Stunde überraschte Hilde Dehn Lehrer und Lerngenossinnen durch die peinlich sorgfältige Ausführung der vorgeschriebenen einfachen und trockenen Übungen.

„Sie nimmt ja heut nicht das Pedal! Alle Achtung!" spottete Thea Brink.

„Das Staccato war schon ganz hübsch aus dem Handgelenk," ließ sich Fräulein von Benkendorf gönnerhaft vernehmen.

Luise aber drückte dem Kinde, als es vom Klavier aufstand, kräftig die Hand: „Das war ein guter Anfang, Kleine! Herbert war zufrieden."

Hildes Wangen erglühten. „O er soll sehen — und müßt ich mich totüben!" — Ihre schwarzen Augen glänzten wie im Fieber.

Auch Fräulein von Halden sagte ihr ein paar freundliche Worte. Die wilde Hilde sah scheu und verschämt zu Boden. Dann hob sie plötzlich den Blick — ganz Schwärmerei, ganz Verklärung, drückte die Hand des schönen Mädchens an ihre Lippen und lief eilig hinweg. — —

Die drei so verschieden gearteten, doch von gleichem Streben beseelten Genossinnen verband bald ein tiefes Interesse miteinander. Die knabenhafte Hilde Dehn schloß sich mit Leidenschaft an die älteren Genossinnen an. Luisens überlegene Sicherheit, Gertas weiblicher Liebreiz übten einen gleichen Zauber auf das frühreife und empfängliche Geschöpf. Sie war gut geartet und doch ganz unerzogen. Sie gefiel sich in den Manieren eines Knaben, in lauter Sprache und burschikosen Ausdrücken. Es war ihr gerade recht, wenn sie auf der Straße Aufsehn erregte. Und kaum einer ging vorüber, der nicht einen erstaunten Blick auf das absonderliche Wesen geworfen hätte, das mit seinem grünen, hahnenfedergeschmückten Jägerhut, dem malerisch über die Schultern geschlungenen Mantel, dem interessanten, dunkeln Kopf freilich nicht leicht seines Gleichen hatte.

Gerta's Feingefühl wurde zuweilen von diesen Auswüchsen einer im Grunde edlen, doch ungezügelten Natur peinlich berührt. Bei dem leisesten Tadelwort aber gelobte das Kind zerknirscht und reumütig Besserung.

„Ich kann's ja nicht ändern, daß ich so wild und garstig bin!" rief sie heftig. „Warum bin ich ein Mädchen! O, wenn ich ein Mann wäre!"

„Kleiner Narr!" meinte Luise trocken, „die müssen aus anderem Holz sein. Was hätten Sie auch davon?"

„O!" rief sie, „dann könnt' ich Euch doch lieben."

„Nun, ich denke, das thun Sie bereits?" und Luises spöttisches Lächeln war wohl dazu angethan, die Begeisterung der kleinen Schwärmerin zu dämpfen.

„Nein!" rief sie, „anders! besser! — ach! was weiß ich!" Und im unverstandenen Liebesdrang ihrer stürmischen Natur brach sie plötzlich in einen Strom leidenschaftlicher Thränen aus.

Jeder Kunsteindruck entzündete ein wahres Feuer der Begeisterung in ihr. Nachdem sie den Don Carlos gesehen, ging sie eine Weile wie im Traum umher, redete in Jamben, forderte „Menschenrechte" und „Gedankenfreiheit" und antwortete auf die alltäglichste Frage mit einer schwungvollen Sentenz. So kam's allmählich, daß der Name ihres Helden, des Marquis Posa, mit dem Luise sie einmal im Scherz gerufen, ihr auch von den anderen angehängt wurde.

„Ihr sanfter Mädchenname paßt auch gar zu schlecht für Sie," sagte Gerta einmal. „Bis Sie eine weiblich-holde Hilde geworden sind, sollen Sie unser ‚Roderich' sein."

Hilde-Roderich war außer sich vor Entzücken.

„Ja, ja!" rief sie und schüttelte wild ihre Knabenmähne. „Roderich! Ja, das ist tausendmal schöner!" — —

* *

Es war im Juli und eine schlaffende Hitze herrschte trotz der herabgelassenen Vorhänge in dem großen Musiksaale.

Müde und stumpf sah Hilde vor sich hin. Das gedämpfte, gelbliche Licht übte einen einschläfernden Eindruck auf ihre sensitive Natur. Schlaff lagen ihre Hände im Schoß. Das Haar fiel tief über das gesenkte Haupt. — Ein paar Fliegen umkreisten den Kronleuchter, der von der Decke herabhing, andere krochen matt über die Büsten Bachs und Beethovens, die auf Konsolen an der Wand angebracht waren.

Digitized by Google

Den jungen Schülerinnen an der Fensterwand versagte heut die Lust Kritik zu üben. Selbst Thea Brink war tolerant.

Nur Hans Herbert hielt wie immer straff die Zügel. Seine ruhige Stimme klang fest wie sonst. Seine eiserne Selbstbeherrschung verleugnete sich auch jetzt nicht, da er schon stundenlang in geistiger, nervenzerreibender Thätigkeit zugebracht hatte.

Hilde schien von ihrem guten Geist verlassen. Lässig, ohne Schwung und Energie, gingen ihre Hände über die Tasten. Sie verschleppte das Tempo. Sie machte Fehler über Fehler.

Auf ein warnendes Wort Herberts sah sie ihn halb verständnislos an. Dann wiederholte sie, nun hastig, unruhig, nervös. Sie verlor den Faden, brach ab, versuchte noch einmal. Wieder ein ruhiges Tadelwort.

Nun blickte sie ihn an. Aber es war, als wenn sein zwingendes, überlegenes Auge all den Trotz entfesselt hätte, der seit langem, mühsam gebändigt, in ihr schlummerte.

Sie biß die Zähne zusammen. Es flammte über ihr Gesicht. Wie Blitze brach es aus den schwarzen Augen.

Sie sprang auf und schleuderte das Notenblatt weit fort auf den Boden.

„Ich kann nicht! Nein! Ich will nicht!“ stieß sie atemlos heraus und blickte ihm haßerfüllt ins Gesicht.

Er sah sie ruhig an, kaum verwundert; ja, er lächelte auf seine feine, ruhige Art.

„Mit Launen, mein Fräulein, gedenke ich mich nicht aufzuhalten,“ sagte er. „Wenn Sie das nächste Mal anderen Sinnes geworden sein sollten — Fräulein Brink — bitte —“ und er machte eine auffordernde Handbewegung gegen diese.

Thea Brink verbiß mühsam ein triumphierendes Lächeln, während sie sich am Flügel niederließ. Der kleine Eigensinn, dem sie bitter gram war, hatte sicher Hans Herberts Gunst für immer verscherzt. Und voll größter Sorgfalt führte sie ihre Aufgabe aus. Es war heut nicht schwer, die launenhafte Vorgängerin in den Schatten zu stellen. Perlend, korrekt, tadellos rein und sauber wie die Töne einer Spieluhr klangen die Passagen — aber gleich diesen tot und seelenlos.

Hilde saß währenddessen stumm, wie betäubt. Die scharfen Zähne gruben sich in die rote Lippe, bis ein Tröpfchen Blut herausquoll. Ihre bebenden Hände zerknitterten das Notenblatt. Als der Unterricht beendet war, verließ sie eilig das Zimmer. —

Aber Thea Brink hatte zu früh triumphiert. Wie glänzend wetzte Hilde in der nächsten Stunde diese Scharte wieder aus! Sie hatte ihre Zeit gut angewandt. Da war kein Fehler, nicht die leiseste Unebenheit zu hören. Sie übertraf sich selbst, ja Herberts kühnste Erwartungen. Es war, als habe ihre Entwickelung einen Sprung gemacht.

Staunend horchte der Lehrer. Wider seinen Willen riß es ihn fort. Seine bleichen Wangen überzog ein feines Rot. Gespannt horchend ging er im Zimmer auf und nieder. Zuweilen spornte sein leiser Zuruf sie an, das Tempo zu beschleunigen. Dann wieder winkte er mit der Hand und die rauschenden Tonwogen ebneten sich. Ein süßes Piano klang flüsternd durch den Raum.

Das düstere schwarzhaarige Mädchen am Flügel, der ernste blonde Mann, sie schienen ein innerlich tief verbundenes Wesen. Der Geist Herberts lenkte und beherrschte den Strom des Wohllauts, der unter den schönen Händen des Mädchens dem Instrument entquoll.

Nun hörte sie auf. Sie erhob sich. Da trat er auf sie zu und reichte ihr die Hand. Sein Auge leuchtete. „Glück auf!“ sagte er warm. „Sie haben gut gespielt!“

Röte und Bläße, Trotz und Glückseligkeit kämpften auf ihrem Gesicht. Sie sah zu Boden. Ihr Atem kam stockend aus der jungen Brust. Scheu und zögernd berührten ihre Fingerspitzen die dargebotene Hand. Dann verließ sie schnell das Zimmer.

Luise folgte ihr. Da saß die kleine schmächtige Gestalt in der dunkelsten Ecke der Garderobe, das Gesicht in den Händen verbergend.

„Nun?“ fragte Luise lächelnd, „wie schnell hat sich meine Prophezeiung erfüllt! Und das Alles wollten Sie in die schmutzige Spree werfen?“

Hilde rührte sich noch immer nicht. Ihre Brust nur erbebte zuweilen von schweren Atemzügen. Luise glaubte, sie lache und nahm ihr die Hände vom Gesicht, während sie scherzend sagte: „Nun, Roderich? Gelt, heut sind wir lustig?“

Digitized by Google

Aber Roderich sah nicht lustig aus. Ein eigentümlich verstörter, fremder Ausdruck lag in ihren Augen. Sie nahm das Taschentuch und begann an ihren schönen weißen Fingern zu reiben, als seien sie beschmutzt.

„Hu!“ flüsterte sie vor sich hin, „wie häßlich! Ich kann's nicht wieder los werden, dies Gefühl! Seine kalte Hand — und die Augen — so nah — so — —“ sie schüttelte sich heftig. „Luise!“ rief sie dann, „o Gott, wie ich ihn hasse!“

„Diese Albernheiten hätten Sie in der Kinderstube lassen sollen,“ sagte Luise ärgerlich und entzog ihr ihre Hand. „Wir sind nicht hier, um mit allerlei dummen, unmotivierten Gefühlen zu spielen. Und wahrlich, ein schöner Dank für Herbert —“

„Ich kann nichts dafür!“ trotzte sie. „Ich will ihm nichts danken! Und daß ich's muß, grade das ist's ja . . .“

„Was haben Sie nur?“ fragte Gerta hinzutretend.

Als wolle sie Schutz suchen vor ihren unverstandenen Gefühlen, schmiegte sich Hilde leidenschaftlich an die schöne zarte Gestalt.

„Euch lieb' ich,“ sagte sie weich und schwärmerisch. „Die Männer sind hart und rauh und böse. Ich hasse sie alle, alle! Die Frauen sind sanft und schön. Und ich bin selber so wild und häßlich wie ein Mann. Wie sollt' ich nicht das Schöne lieben?“

Gerta und Luise blickten einander ernst ins Gesicht.

„Kleiner Wildfang,“ sagte Luise milde, „was mag das Leben Ihnen noch vorbehalten haben!“

* * *

Ein großer Saal. Ein Lichtmeer, von hohen Spiegeln zurückgestrahlt. Rote Seidendraperieen zwischen den weißen, goldüberladenen Holzbekleidungen der Wände. Die konventionelle Pracht, der konventionelle Farbenakkord, grell, nervenerregend, erwartungspannend, wie Trompetengeschmetter; der Wirkung auf die Menge sicher.

Wagen auf Wagen hält vor dem Hôtel. Draußen ist's noch fast hell, der letzte blasse Schimmer der Augustsonne liegt noch auf den Kronen der alten Lindenallee, blitzt aus den Mansardenfenstern der turmhohen Wohnpaläste der stolzen, breiten, menschendurchfluteten Prachtstraße.

Drinnen in der künstlichen Nacht, die wir für unsere Feste brauchen, hebt das elektrische Licht das Funkeln schöner Augen, den Glanz der Edelsteine. Es fangt sich fest in den schillernden Atlasfalten oder schimmert zart wie Mondenstrahlen auf den duftigen Toiletten der jungen Mädchen.

Ein buntes, glänzendes, wechselndes Bild, in dem freilich die Uniform fast gänzlich fehlt. Doch genug interessanter, charaktervoller Männerköpfe, hier im Vollschmuck wallender Künstlermähnen, dort in glänzender Nacktheit. Zeit und Geistesarbeit haben ihren Tribut gefordert.

Stattliche, selbstbewußte Frauengestalten dazwischen. Die weibliche Jugend freier, sicherer als sonst die wohlbehüteten Muttertöchterchen. Sie haben alle den ersten Schritt ins Leben gethan. Viele stehen auf eigenen Füßen als Virtuosin oder Lehrerin.

Da ist manches Gesicht, das uns schon in den Schaukasten der Kunsthandlungen aufgefallen ist. Berühmte Namen der Musikwelt schwirren durch die Luft. Der alte bescheidene Herr dort in dem Sammetsessel, zu dem Alle sich händeschüttelnd, lächelnd, glückwünschend drängen, er ist der Held des Tages, der Jubilar, der Begründer der Akademie der Tonkunst, die heut ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feiert. Fremde, Lehrer, Schüler des Instituts sind vollzählig versammelt.

Nicht weit von dem Jubilar lehnt ein junger Mann mit interessantem, dunklem Lockengewirr an einer Säule. Er sieht gelangweilt und blasiert aus, der schöne Geiger Constantin Beyer.

„Nun, Beyer, wieder mal Byron-Stimmung?“ fragt herzutretend ein blonder großer Mann mit gutmütigem Gesicht, der Cellist und Kammermusiker Sander.

Constantin Beyer wiegt langsam den dunklen Kopf. „Habe so meine stillen Betrachtungen, Sander. Nichts als Staffage, Sie und ich und die anderen. Teufel auch, nichts abgeschmackter als so ein Jubiläumstratra!“

„Aber Beyer, unser hochverdienter Meister —“

Beyer zuckt die Achseln. „Hochverdient! — hm, — aber doch schon 'n Bischen altmodisch, der würdige Jubelgreis. Kolossales Verdienst, eine Musikschule zu gründen! Der Mann ist reich geworden dabei.“

Digitized by Google

„Na, Beyer, er hat sich redlich geplackt —“

„Ja, ja, gönne ihm ja die ganze Beräucherung. Aber der Abend ist noch lang, Sander! Wenn wir die Toaste erst glücklich überstanden hätten!“

„Ach was, Beyer, kein Spielverderber sein! Amüsieren! Reizender Mädchenflor! Seh'n Sie nur Thea Brink! Famose Toilette! Grün mit Silber! — Lieber Gott, da ist ja auch die Ferstel! Das arme Tierchen! Die schwarzseidene Fahne stammt gewiß noch von ihrer Konfirmation. Was meinen Sie, wenn ich mit ihr die Polonaise — das Alter muß man ehren — Und Sie, Beyer — Donnerwetter! der Blick von der Thea!“ —

Constantin Beyer hob den Kopf, setzte den goldenen Kneifer zurecht und ließ seine Augen zu den Mädchen hinüberspazieren. Auf dem Wege dahin aber blieben sie an Hans Herberts Gestalt haften.

„Hat doch ein unverschämtes Glück, der Mensch,“ brummte er. „Nicht nur, daß unser würdiger Jubelgreis ihn heut als seinen künftigen Nachfolger im Institut ausposaunt hat — (als wenn nicht andre Leute ebenso gute Pädagogen wären!) nein auch die Weiberlein, vom grünsten Backfischchen bis zur würdigen Madame Ferstel laufen ihm nach. Möchte wissen, wie er's anstellt — bei der unbedeutenden Figur! — Kommen Sie mit 'rüber, Sander? Können ja gleich Ihre Dame engagieren, Sie wunderlicher Heiliger!“

In der Nähe der Eingangsthür hatte Hans Herbert Posto gefaßt. Der schwarze Gesellschaftsanzug kleidete ihn vortrefflich. Eine ungewohnte heitere Erregung belebte seine Züge und die Augen blickten ordentlich jugendlich froh umher.

„Ah, Herbert! Gratuliere! Gratuliere! Freut mich riesig, kolossal!“

Und Stanislaus Waldowski, der junge wohlbekannte Komponist, schüttelte Hans Herbert feurig die Hand. „Habe eben gehört — war leider heut früh zur Feier verhindert — daß „der Alte“ Sie als seine festeste Stütze gepriesen, in deren Hand er, wenn seine eigene Kraft erlahme — na u. s. w.“

Hans Herbert dankte lächelnd und war bald von dem feurigen Polen mit den ewig lachenden Augen in ein Gespräch gezogen, das von der einen Seite mit einem Aufwand lebhafter Betenerungen, kühner Behauptungen von der anderen mit ruhiger Besonnenheit und Sachlichkeit geführt wurde. Das Auf- und Abwandern der Leute, die allgemeine Unruhe, die verlockende Nähe schöner Mädchengestalten, blendender Schultern, lächelnder Lippen vermochte den ruhigen Fluß von Hans Herberts Gedanken nicht abzulenken. Auf einmal aber stockte er doch mitten im Satz, eine ehrerbietige Verneigung — —

„Ah, die reizende Halden!“ bemerkte der Pole, der mit leichter Überraschung seinen Blicken gefolgt war. „Ein Glück, Herbert, daß Sie solche Fischseele haben! Es ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, daß ich, der ich mich zu den Geschöpfen mit rotem, warmem Blut rechne, in meiner Kompositionsklasse nur die ältesten Jahrgänge habe — prächtige, würde- und talentvolle, aber höchst ungefährliche Damen. Eine Schülerin wie die Halden — oder die Schwarze, Phantastische dort — alle Wetter! Das ist ja der geniale Kobold, der dem Alten heut die rührende Improvisation zum Besten gab —. Hat das Geschöpf ein Feuer —! Entschuldigen Sie, Herbert — —“

Und Stanislaus Waldowskis geschmeidige Gestalt bahnte sich geschickt einen Weg zwischen Seidenschleppen und Lackstiefeln hindurch. Sein ruhigerer Gefährte folgte.

. . . „Roderich!“ hatte die eintretende Gerta erstaunt gerufen, „bist Du's denn wirklich?“ — Das traute „Du“ hatte sich längst zwischen den drei Studiengenossinnen eingebürgert.

Das schöne Mädchen knixte neckisch graziös.

Gertas Blicke glitten bewundernd über die junge Gestalt.

„Ich hätte Dich kaum erkannt. Du siehst heut wahrhaftig aus wie ein Mädchen . . . und ein hübsches Mädchen, Kleine.“

Ihre Augen blitzten glücklich auf. „Bin ich schön? Werd' ich gefallen? . . . Allen?“

In der That, so hold, zart und rosig hatte Gerta das wilde Kind nie zuvor gesehen. Statt des schwarzen Kostüms mit den bauschigen Ärmeln hatte sie ein schlichtes Kleid von weißem, durchsichtigem Stoff angelegt. Die langen offenen Ärmel hingen, leichten Schmetterlingsflügeln gleich, an den Schultern herab, die wundervollen jungen schlanken Arme mit den edelgeformten Händen freilassend. Nichts Farbiges

Digitized by Google

an ihr. Ein weißer Atlasgürtel um die feine Taille, die wilden Massen des schwarzen Haares von einer schmalen Perlenstange sittsam zusammengehalten. Sie schien größer in dem langen Kleid. Ihre Augen schimmerten weicher.

„Mignon!“ sagte da eine ernste Stimme neben ihr. Luise war eingetreten. Ihr tiefer, nachdenklicher Blick sog sich an der jungen Freundin fest. Aber diese warf sich ihr lachend an den Hals.

„So laßt mich scheinen, bis ich werde . . .“ deklamierte sie lustig.

Aber Luise lachte nicht. „Scherze nicht, Kind,“ sagte sie ernst. „Laß mir heut die ungetrübte Freude an Deiner Erscheinung.“

(Fortsetzung folgt.)

Der kranke Spielmann.

Ich bin zu Nichts mehr nütze.
Bin Keinem mehr zur Stütze,
Mir selber nur zur Pein,
Verkümmert und allein.

Die längstverklungnen Lieder,
Kein Frühling bringt sie wieder —
Ich steh' in bangem Traum,
Ein abgestorbner Baum.

Ich wurze öd' und einsam —
Ihr Andern blüht gemeinsam,
Ihr Andern grünt zu Zwei'n,
Da mag's euch baß gedeih'n.

Mir ist mein Licht gestorben,
Drum bin ich jäh verdorben.
Mir schwand mein Trost und Heil —
Drum harr' ich nun aufs Beil.

Du Herr, auf den ich traue,
O nimm die Axt und haue,
Daß Du mein Elend stillst —
Du trifffst ja, wenn Du willst!

Ernst Eckstein.

Die Liebe und die Treue.

An einem schönen Sommertag,
Als alle Lerchen sangen,
Da sind die Liebe und die Treu'
Durchs Wiesengrün gegangen.

Sie gingen traulich Hand in Hand,
Glückselig gingen Beide.
Da plötzlich theilte sich der Pfad
Bei einer grauen Weide.

Nun standen sie bekümmert still
Die letzt so froh gegangen,
Denn ach, sie sah'n ein Täfelchen
Am Weidenbaume hangen.

Und standen Worte drauf gemalt
Und je ein Pfeil daneben:
Rechts geht der Weg nach Herzensheim
Und links nach Sinnenleben. —

Das Eine rechts, das Andre links,
So sind sie nun geschieden.
Der ist führwahr ein Sonntagskind,
Der Beide trifft hienieden!

Daniel Allerheim.

Das ewige Evangelium.

(1240)

Bald wird erfüllt, was uns die Schrift verkündet.
Der Menschheit großer Morgen wird entzündet.
Ein Engel schwebt, die Schwingen hehr entfaltend,
In seiner Hand die ewige Botschaft haltend,
Sie anzusagen über Berg und Flut
Den Völkern allen in der Erde Hut.
Die Welt versinkt in Leichtsinn und in Blut.

Wer sieht den Engel schweben in der Ferne?
Den hehren Gast verdecken bald die Sterne.
Es schläft die Welt, wacht sie nicht Gott zum Hohne.
Nun drückt den Papst die Mitra, drückt die Krone
Des Königs Haupt, das Buch des Weisen Geist.
Ich schau' zum Himmel, der mir Licht verheißt.
Wie durchs Gewölk des Buches Spange gleißt!

Hier, wo sich wild Calabria's Felsen türmen,
Die heisern Wölfe heulen mit den Stürmen,
Hier bin ich nah des Himmels ewigen Pforten
Und richte mich nach des Apostels Worten:
Die Welt liegt mir vor Augen wie ein Bild.
Ein neuer Saft im welken Laube schwillt.
Hört, schlaffe Herzen, neues Heil erquillt!

Der Engel spricht hoch in der Wolken Mitte;
Das Reich des Geistes naht, das wahre, dritte,
Da Land und Geld, da Gold und Schmuck der Erden
Und all ihr Gut zu niedrem Staube werden,
Da reich im Geist wird, wer von Not gedrückt,
Die Welt ein neuer, ewiger Frühling schmückt.
Die Nachricht hör' ich bebend und entzückt.

Digitized by Google

Er spricht im Sturme, spricht im Donnergrollen
Und ich versteh, was seine Zeichen wollen.
Zur Rechten seh' ich Sodom Roma blinken,
Byzanz Gomorrha sehe ich zur Linken,
Und Schuld und Irrtum wäge ich zumal
Und staune nicht mehr, daß die Welt in Qual.
Sein Wort zuckt nieder wie ein Wetterstral.

Das Reich des Vaters — mildes Sternenflimmern,
Das Reich des Sohnes — lächelnd Mondesschimmern,
Das Reich des Geistes wird als Sonne dauern:
Schon hör' ich seiner Boten Flug mit Schauern.
Zwei Reiche flohn, das dritte tritt hervor,
Schon steht es leuchtend an des Ostens Thor.
Es hebt das Buch der Engel hoch empor.

Das Reich der Satzung schwand, der strengen Pfade,
Das Reich des Glaubens schwand, der Buße, Gnade,
Das Reich der Liebe kommt für alle Zeiten!
Den Vorhof durftet ihr bis heut beschreiten,
Der Tag kommt, der ins Heiligste euch bringt;
Auf Rosen geht, die ihr auf Dornen ginget!
Ein Hallelujah durch den Weltraum dringt.

O kommt zu einem Tische alle, alle!
Erst war die Bibel, dann erhob vom Falle
Die Botschaft der Apostel die Nationen —
Nun wird das ewige Evangelium tronen!
Dem Geiste bringts die Freiheit und das Licht,
Das jede Fessel allgewaltig bricht.
Dies Reich des Geistes zeigt mir mein Gesicht.

Mein Wort will ihm die Wege offen halten!
Franciscus wird, sein Hohepriester, wallen.
Was Christus anfing, wird von ihm vollendet.
Hat Christus mild zum Menschen sich gewendet,
Neigt' er zum Tier sich nieder herzensweich,
Hielt er in Liebe alle Wesen gleich.
Drum ist der Mittler er fürs dritte Reich. —

So sprach zu mir der Engel lichtumflossen,
Indessen ich den Rosenkranz beschlossen.
Dann wandt' ich mich, zur Welt hinabzuschauen.
Sie lag in Nacht und Dust, hier von den Klauen
Der Wölfin Rom gefaßt mit Grausamkeit,
Dort von Byzanz dem Henkertod geweiht.
Ich, Joachimo von Fior, künd' bessre Zeit.

Aus dem Tschechischen des **Jaroslav Vrchlický** von **Friedrich Adler.**

Mittnachtsonne.

Die Sonne steht, ein Feuerball,
Auf veilchenblauen Wellen,
Und scheint ihr unermeßlich All'
Nun auf das Meer zu stellen!

So steht sie, eine Königin,
Die nie vom Throne steiget,
Indeß ihr Wellenvolk sich hin
Zu ihren Füßen neiget.

So bleibt sie, bis ein neuer Tag
Für Sterbliche beginnet;
Der Hoffnung ich sie gleichen mag,
Die stirbt nicht, noch verrinnet.

Der Hoffnung, daß ich wiederseh',
Was mir an Glück geblieben,
Und leichter trag' das alte Weh,
Das mir ein Gott verschrieben,

Die Hoffnung, daß ich Weib und Kind,
Und alles Holde, Süße,
In alter Heimat wiederfind',
In alter Lieb' begrüße!

Alfred Friedmann.

„Wie ein Erinnern . . ."

Wie ein Erinnern süß und doch verschwommen
Der Jugendsehnsucht die noch ungestillt,
Wie Abglanz einer Neigung, die verglommen,
Strahlst Du in meine Träume, holdes Bild.

Und mit Dir ist in's müde Herz gekommen
Ein neu Gefühl so wundersam und mild,
Die Hoffnung, die schon längst von mir genommen,
Mit duft'gen Blüten meinen Pfad umhüllt.

Und meine Seele, die im Schlaf so lange
Den Tag versäumt' in eitler Träumerei,
Erwacht und lauschet Deiner Schritte Klange.

Das Dasein möcht' sie lieben nun auf's Neu,
Für Dich entsagen ihrem Müßiggange,
— Doch achtlos gehest Du an ihr vorbei.

Aus dem Italienischen des **Lorenzo Stecchetti** von **Valerie Matthes.**

Digitized by Google

Irr gegangen.

Novellette von **A. Schoebel.**

(Schluß.)

Einige Tage später traf ich irgendwo den Gatten Irmas. Er sah ernst aus, nicht unglücklich und zeigte jene Fassung, welche edleren Naturen dem unverdienten Schicksalsschlage gegenüber eigen ist. Auf seiner Stirn lag die Ruhe jener, die überwunden haben.

Er selber brachte das Gespräch auf den Punkt, welchen ich nicht gewagt hätte, zu berühren. Mit kurzen Worten teilte er mir mit, daß er seine Frau auf eine unerwartete Weise verloren habe, daß sie niemals zu ihm zurückkehren würde und daß er bereits die einleitenden Schritte gethan habe, um ihr die Freiheit wiederzugeben. Dann ließ er den peinlichen Gegenstand fallen, so hastig, als fürchte er für sich eine Besudelung und lenkte das Gespräch zu den neuesten Gesetzvorlagen hinüber.

* * *

Etwa zwei Jahre nach diesen Vorgängen führte mich ein Zufall wieder auf jenen Weg im Park, den das schlangenhafte Wässerchen unschlich. Diesmal zu einer Tagesstunde.

Lebhaft kehrte mir die Erinnerung an Irma zurück, so lebhaft, daß ich es nicht für Wirklichkeit, sondern für eine Ausgeburt meiner erregten Phantasie halten mußte, als sie, die ich fern glaubte, mir entgegentrat. Sie blieb vor mir stehen, und sah mich lange und fest an, mit einem kalten, grauen Blick, der unter dem Flimmern des Herbstsonnenscheins wie ein Pfeil zu mir herüberzuckte. Sie erwiderte meinen Gruß kaum.

„O Ihr," sagte sie und es klang etwas wie unterdrückter Haß in ihrer Stimme. „O Ihr! Ihr hättet mich retten können — Alle —"

Ich zuckte die Achseln. Menschen von Irmas Veranlagung sind überhaupt nicht zu retten, wollen nicht gerettet sein.

„Ich weiß, was Sie mir erwidern können—" sie winkte mir zu und entblößte die weißen Zähne. „Sie wollen mir sagen, bei solch einem Manne —"

Sie unterbrach sich und stampfte den Kies des Weges. Ich bemerkte, daß sie ein geschundenes, veilchenfarbiges Samtkleid trug. Als sie frisch war und im letzten Sonnenschein blühte, hatte sie in schwarzer Robe getrauert. Und jetzt schleppte sie eine auffallende Theaterfahne, jetzt, wo sie abgespannt, müde und gänzlich ramiert aussah.

Ich wagte es nicht, nach ihrem Befinden zu fragen, fand überhaupt kein anknüpfendes Wort. Ihr schien es ebenso zu gehen, denn ich bemerkte, daß ihre Lippen sich ein paar Mal öffneten und dann wieder schlossen. Endlich gab sie sich einen Ruck und sagte hastig, überstürzt: „Ich komme soeben von ihm, der früher mein Mann gewesen ist."

Sie lachte auf, daß es mir durchs Herz schnitt. Ich trat näher zu ihr, ich wollte ihr ein paar gute Worte sagen. Sie war ja immerhin ein Weib, ein unglückliches Weib — —

Aber sie zog sich vor mir wie erschreckt zurück. „Ich bitte," rief sie mit dunkler Stimme. „Nun sagen Sie nur noch ‚Irma' zu mir, und" sie schluchzte jetzt und stieß es mit einem wehen Laut hervor — „und ‚Du' —"

Verletzt und befremdet blickte ich sie an. „Sie verkennen mich durchaus, gnädige Frau."

Sie zog den Mund breit und wies mit ihrem Schirm gegen eine Bank hin, ein vermorschtes altes Ding, das kaum Platz für

Digitized by Google

zwei bot. „Wenn es Sie nicht kompromittiert," sagte sie schneidend, „können wir uns ja setzen."

Wie in einer Erschöpfung sank Irma auf den harten lehnenlosen Sitz.

„Ich war bei ihm," wiederholte sie, als ob kein anderer Gedanke in ihr Gehirn hineinginge. „Und er wollte mich abweisen lassen! Hören Sie, durch meinen eigenen Diener abweisen lassen. Da ging ich geradewegs in sein Zimmer, denn ich, ich bildete mir ein, er — fürchte das Wiedersehen mit mir!"

Mit einem herzzerreißenden Ton rief sie es in die Herbstverwüstung hinein.

„Als ich ging, war ich überzeugt, daß ich es mir nur eingebildet haben könne, je dieses Mannes Frau gewesen zu sein."

„Nur eingebildet? Wie so?" fragte ich betroffen.

Sie hob leidenschaftlich beide Arme.

„Wenn ich es wirklich gewesen wäre, hätt' ich ihn ja lieben müssen!"

Das Kinn sank ihr hart gegen die Brust.

„Lieben! Unendlich — ewig!" murmelte sie, wie der Situation vergessend.

Und dann ließ sie wieder ihre grauen Augen über mich hinleuchten.

„O diese Scene! Wie ich mich jetzt schäme! Ich hab's versucht mit allen Tönen von der alten, theatralischen Leier, die ich nun in Paris praktisch angewendet hab'! Ich bat, ich weinte, flehte! Auf diesen meinen Knieen hab' ich vor ihm gelegen. Nichts half. Immer mit dem gleichen unbewegten Blick schaut' er auf mich nieder."

Sie fuhr wild auf. „Nicht einmal ein paar wertlose Worte, ein paar Bettelmünzen hat er mir hingeworfen. Da droht' ich, tobt' ich, schleuderte es ihm ins Gesicht, daß ich ihn durchschaue, daß er eine Andere, Schönere, Jüngere heiraten wolle. „Meine geschiedene Frau könnte das nicht hindern," hat er da erwidert und hinzugesetzt: „Im übrigen werde ich niemals wieder heiraten." — Mein Gott, mein Gott! Ich mußte ihm das glauben. Er ist die Wahrheit und ich bin die Lüge!"

Sie starrte trostlos auf den träge schleichenden Fluß. „Schmutziges Wasser!" murmelte sie. „Das wird mein Ende sein —"

Dann sah sie mich herausfordernd an. „Sie fragen ja gar nicht, wie es mir ergangen ist, seit — seit jenen Tagen? Und wo ich den Romanhelden gelassen habe, dem ich damals gefolgt bin?" Sie schwieg ein paar Minuten lang, als überlege sie, ob sie weiter sprechen solle. Inzwischen verfolgte sie eine Ameise mit ihrer Fußspitze. „Er hat das Ende eines Romanhelden gefunden und nichtsnutzig sein nichtsnutziges Leben beschlossen. In Monte Carlo hing er eines Tages unter den Rosen, nachdem er fast mein ganzes Vermögen — ich hatte es nach der Scheidung mit allen in den Jahren meiner Ehe aufgelaufenen Zinsen zurückgestellt erhalten — nachdem er fast mein ganzes Vermögen verspielt hatte! Nicht einmal zu einer Kugel hat's bei ihm gereicht. — Danach ging ich nach Paris zurück, wohin wir damals geflohen waren. Ich trat ein paar Mal als Frou-Frou — meine alte Lieblingsrolle — auf, und wurde ausgezischt."

Sie lachte grell auf. „Nach diesem Fiasko fand ich noch einmal einen Romanhelden, der mich liebte, das heißt, mit den Füßen trat! —"

Sie richtete sich mit einer theatralischen Bewegung auf. „Nichts war es mit all der erträumten Leidenschaft, der Erhabenheit eines wildgewachsenen Glücks, nichts mit dem Gefunkel zweier Seelen, die sich überall treffen, in der Anbetung von Natur und Kunst —"

Irma war in jene pompöse und übertriebene Redeweise verfallen, in die sie sich unter den Pfauenfedern und Kaktusblüten ihres Boudoirs hineingewöhnt hatte.

Aber sie schloß diesmal natürlich:

„Und nun liebe ich auf der ganzen Welt weiter nichts mehr, als den Mann, dem ich fortgelaufen bin. Nicht aus Zwang und Nötigung einer großen Leidenschaft fortgelaufen bin, sondern aus Trotz, Verblendung und — Phantasie!"

Sie war sehr bleich, als sie das sagte, als sie sich selber das Rätsel ihrer Persönlichkeit löste. Ja, die Phantasie, eine irregeleitete, von hundert schädlichen Einflüssen verderbte Phantasie war's gewesen, an der Irma zuerst krankte und dann langsam zu Grunde ging! Wie ein blutgieriger Vampyr hatte sich die Phantasie auf Irmas Brust niedergelassen und aus ihrem Herzen alles herausgesogen, was gut und edel und entwickelungsfähig gewesen. Ein Opfer jenes Dämons war diese Frau, der den Menschen blitzschnell überwächst, wenn nicht eine kräftige und gesunde Hand ihn niederhält,

Digitized by Google

bändigt und seine Macht zum Hervorbringen des Schönen, der Kunstwerke ausnutzt. —

Das Weib an meiner Seite erhob sich plötzlich und wischte mit einem Tuch über das Gesicht, das sich erhitzt hatte.

„O ich mag nicht mehr daran denken — Niemand mehr sehen, der mich an das „Einst“ erinnert. Morgen werde ich reisen!“

„Morgen — nur fort von hier,“ fuhr sie leidenschaftlich fort und sagte dann, als sie bemerkte, daß ich ebenfalls aufstand:

„Nein, bleiben Sie — begleiten Sie mich nicht weiter!“

Sie nickte mir flüchtig zu und machte ein paar Schritte. Darauf wandte sie mir noch einmal ihr Gesicht zu. Es erschien wie verzerrt.

„Und wenn auch dieses Gefühl, das mich nun so allmächtig zurückreißt zu allem Verlorenen, wenn auch dieses Gefühl wiederum nichts wäre als Trotz, als Phantasie —?“

Sie nagte an den Lippen, drehte sich langsam um und ging davon, zurück in die Welt, in der sie sich nicht mehr zurechtfinden konnte, weil ein Irrweg sie hineingeführt.

Solche Irrwege enden manchmal in einer kleinen, kleinen Zelle mit vergitterten Fenstern.

Arme Irma!

Mei' Muatter.

(Schwäbisch.)

Am Erntefest
Iſ's g'weſt,
Da kommt mei' Muatter ganz alloi. [1])
Ganz zoarnig aus der Kircha hoi; [2])
Ma' triffts bei ihr nu ſelta a',
Daß ſie ſo giftig wera ha', —
Sonſt traurets it,
Macht G'ſpäßla mit,
Und jaumerts [3]) g'lei' —
's iſt bald vorbei.
Heut hat ſie's Buach in Winkel g'ſchmiſſa,
Hat ihra Kapp vom Kopf ra'griſſa [4])
Und ſait:
„Dös iſt a Freud,
Da kann ma' gern in d' Kircha gau,
Wenn ma' ſi' ſo muaß ſchimpfa lau, [5])
Da werd ma' faſt a Narr.
Du haſt ihn g'hört, de Pfarr,
Wie er uns arme Bauraleut
All mitenand in d' Höll' na' heit, [6])
Wie er ganz wild
Hat brüllt
Uns ſei der Himmel ſcho' verſchloſſa,
Für uns ſei Chriſti Blaut it g'floſſa,
Und wie er g'ſtampft hat, it zum ſago,
Und wie er hat auf d' Kanzel g'ſchlaga,
Als ob halt g'rad der Luzifer
Scho' duſſa [7]) vaar der Kircha wär!
I'erſt han mer g'furcht und han mi duckt,
Es han mi meine Sünda druckt,
Und in der Kirchaluft, der dicka,
Da han i g'meint, i müaß verſticka.
Erſt, wie i aus der Kircha bi',
Und wieder die liab Sonna ſieh,
Han i de Kopf it gar ſo g'hängt,
Vom Herrgott han i beſſer denkt,
Denn mi'm Arma
Hat er Erbarma.
Wer iſt ſo arm und elend dra'
Als heutigstags der Bauersma'?
Er lebt in G'ſaahr
Im ganza Jaahr,
Bald fehlts im Stall, bald fehlts im Feld,
Der Rentbeamt holt all ſei' Geld;
Müad leit [8]) er nieder und voll Sorga
Und d' Arbet weckt ihn auf am Morga;
Erdäpfel ſind ſei' beſta Speiſ',
Und werd ſei' Kopf na kreideweiß
Und kommts zum ſterba,
Na geits nix j'erba. —
Und ſo en Ma',
Der's zähla ha'
Was ihn hat Guats im Leba troffa,
Der hält beim Toad au gar nix j'hoffa,
Koi gueta Stund, koi bißle Freud,
Ku's hölliſch Fuir [9]) in Ewigkeit?
Sieh, Seppl, wenn's der Pfarr' verkündt,
Und wenns der Biſchof au ſo ſindt,
Und wenn ſogar der Papſt thuat mit:
Dös glaub i it.“

Bis ſo a Weible tapfer denkt,
Sogar em Pfarr' koin Glauba ſchenkt, —
Da braucht's fei' viel,
Dös iſt koi G'ſpiel.
Mei' Muatter hat's it weiter trieba,
Sie iſt bei ihrer Anſicht blieba,
Und j'letzt vergißt's de Pfarr und 's Feſt
Und iſt ganz munter wieder g'weſt.
Ihr Glauba hat's it troga, [10])
Sie iſt in Himmel g'floga
Und winkt mir zua:
„Mach's au ſo, Bua!“

Hyazinth Wäckerle.

[1]) allein; [2]) heim; [3]) jammert's; [4]) herumtergeriſſen, [5]) laſſen, [6]) hinuntergeworfen, [7]) draußen; [8]) Müde liegt er; [9]) Feuer, [10]) betrogen.

Digitized by Google

Heimkehr.

Ein Zwiegespräch

von

Adalbert Meinhardt.

(Schauplatz: Athen, Hôtel Grande Bretagne.)

A.: Wenn Sie eintreten wollen — hier.

B.: O, ich danke, ich danke, ich möchte nicht stören.

A.: Aber, Bester, machen Sie doch nicht so viele Umstände mit mir. Sie sind nicht im stande, weiter zu gehen, man sieht's Ihnen an. So, setzen Sie sich und schöpfen Sie Atem.

B.: Sie sind wirklich zu freundlich. Ja, ich gestehe, ein bischen schwach . . . .

A.: Kann ich Ihnen irgend was kommen lassen? einen Cognak, Wein oder Thee?

B.: O, ich bitte, bemühen Sie sich nicht.

A.: Bemühen! Wir sind hier im Hotel. Und da ist man in Griechenland grade so gern bereit, den Gästen etwas zum Verzehren zu bringen, wie in Chicago oder Burtehude. Aber da fällt mir ein, ich habe ja selbst noch einen Stärkungsvorrat im Koffer. Hier trinken Sie. Und nun machen Sie nicht so viel Redensarten. Ich bin seit einer Stunde hier in Athen, seit heute damit auch zuerst nach Jahren betritt mein Fuß europäischen Boden. Und daß ich da, am Tag meiner Ankunft ein paar Schritte vom Hotel gleich einen guten alten Bekannten treffe, — das freute mich, ja, aufrichtig. Aber daß Sie die günstige Gelegenheit nur benützten, um ein bischen in Ohnmacht zu fallen, war minder hübsch. Was sagten Sie? Von einem Typhus sind Sie kürzlich erst genesen? Nun, hoffentlich war dies die letzte Erinnerung daran. Daß ich Sie hier herauf mit mir bringe in mein temporäres home, das scheint mir denn doch das allermindeste, was ich thun kann. Sie hätten sich nicht so zu sträuben brauchen. Übrigens, ich bin Arzt oder könnte es doch fast sein. Habe da draußen allerhand bösliche Gebresten an allerhand Menschen von allerhand Farbe glücklich kuriert. Her mit Ihrem Puls.

B.: Herr Graf . . . .

A.: Natürlich, europakrank. Kenne das Leiden. Ihr überhetzter, hastiger Pulsschlag ist so gut ein Symptom dafür, wie die übertriebene Titelsehrfurcht. Lassen Sie doch den Grafen bei Seite. Früher, wenn ich mich recht entsinne, haben wir uns beim Vornamen genannt. Nun, wie ist's, behagt Ihnen der Cognak?

B.: Er ist vortrefflich, ungemein kräftig.

A.: Freut mich, wenn er Ihnen bekommt. Jedenfalls hat er den Vorteil guter Herkunft. Wissen Sie, woher der stammt? Noch von Hans Osterhof, im Lande Kehdingen an der Elbe. Sie erinnern sich doch, wie stolz mein Vater immer auf seine Weine war? Ich zweifle nicht, daß er auch Ihnen die Schätze seines Kellers zeigte.

B.: O ja, gewiß, als ich zuletzt dort war, bei dem Herrn Grafen.

A.: Sehen Sie, das dachte ich. Nun, das Fläschchen da hat, seitdem es die kühlen alten Räume verlassen, ein gut Stück von der Welt gesehen. Ich hab's mir aufbewahrt für einen Notfall. Heut ist ja ein solcher. Und zudem sind wir im höchstzivilisierten Europa, wo man zu jeder Zeit und Stunde etwas zu trinken haben kann. Also, was denken Sie, noch ein Gläschen?

B.: Ich danke verbindlichst.

A.: Sehen Sie, an die Redeformen werde ich mich auch erst wieder gewöhnen müssen. Da draußen am Tanganjika, am Nilursprung, verlernt man das. Ja und nein giebt's am Ende in allen Sprachen. Aber verbindlichst

Digitized by Google

und ergebenst und ungemein und mehr dergleichen Höflichkeitsblüten, die hat man nur in Deutschland nötig. Ich hoffe, mein Alter wird auch ohne solche Floskeln mich jetzt gutheißen. Früher waren just diese äußerlichen Formeln stets unser Streitpunkt. Mein Bruder Oskar verstand sie auszuwenden. Er war auch sein Liebling. Armer Junge, so schön, so blühend, so sanften Wesens .... und mußte sterben. Wenn ich denke, wie mein Vater an ihm hing, so schäme ich mich fast, daß ich alter Knabe noch auf meinen gesunden zwei Beinen in dieser bunten Welt ganz vergnüglich Umschau halte, indessen er, der Jüngere ... Ah bah, die Weltordnung ist nicht die beste, das wußte ich längst. Aber diesen Augenblick ist mir doch ganz gut zu Mute. Den alten Weißkopf wiederzusehen, obschon er früher stets an mir zu meistern hatte, — jetzt spüre ich es an dem erhöhten Lebensbewußtsein in all meinen Adern, wie froh mich das macht. Denken Sie nur, an 10 Jahre war ich fort, ging davon ohne zwingenden Grund, nur weil ein Mädchen mir einen Korb gegeben hatte und mir das Leben zu Hause nun nicht mehr gefiel. Schulden besaß ich kaum so viel, wie sich's gehört für einen flotten Offizier und weniger als mancher andere.

B.: Denken Sie wohl, daß ich Schulden halber ....?

A.: Nun, nun. Ich denke nichts so Schlimmes. Als ich Sie traf, vorhin, an der Ecke der Hermesstraße, da zögerte ich, Sie anzureden, weil, gerade heraus, weil Sie mir aussahen, als ob sie lieber nicht erkannt sein wollten, als ob .... Na ja, ich sehe schon wieder, daß ich für Europa nicht mehr tauge mit meiner Geradheit, wenngleich wir hier noch gar nicht einmal so recht in Europa, sondern nur in einem abgelegenen Winkel sind, den man halb zum Orient rechnet. Also lassen wir das. — Wie gefällt Ihnen Athen? Haben Sie schon viel hier gesehen?

B.: Mir? o ich .... ich bin .... einige Zeit ....

A.: Nun, mir gefällt's. Wie gesagt, ich komme direkt aus dem Urwald und wählte mir von Alexandrien die Fahrt mit dem Lloydschiff, weil ich, bevor ich auf Haus Osterhof mich für Lebenszeit niedersetze, meinen Acker zu bebauen, die Akropolis und was drum und dran ist, sehen wollte. Wissen Sie, so die klassische Bildung habe ich in den letzten Jahren ein bischen vernachlässigt. Sie, wenn ich mich recht entsinne, hatten Sie damals den Dienst quittiert, um Kunstgeschichte zu studieren, Sie schwärmten für das Mittelalter und mehr noch für die freien Sitten der Renaissancezeit. Sie müssen von den alten Scharteken doch was verstehen. Nehmen Sie sich meiner an, wollen Sie? und führen Sie mich hier durch die Museen, daß ich nicht so ganz ungeschliffen in die norddeutsche gute Gesellschaft zurückkehren muß.

B.: Ja, aber diese Museen hier .... Mittelalter und Renaissance sind hier nicht vertreten.

A.: Natürlich, natürlich. Sie brauchen mich auch nicht gleich für so ganz unwissend zu halten. Es gilt hier eben von der Antike, von noch früherer, prähistorischer Zeit, und Schliemannsunden etwas zu begreifen, das weiß ich auch. Aber ich denke, wer mit einer Seite der Kunst wohl vertraut ist .... Und das sind Sie doch, wie? Oder hätten Sie abermals umgesattelt, wären inzwischen was anderes geworden?

B.: Ich, jetzt, — was ich bin ....

A.: Richtig, da halte ich schon wieder beim Fragen. Verfluchte Gewohnheit das. Ah, Pardon, auch das ist verboten. Na, ich will es mir abgewöhnen. So bald ich kann, heißt das. Freilich, ganz schnell .... ich kenne mich. Mit dem Besserwerden, mit dem ich nun so beiläufig an vierzig Jahre lang mich quäle — denn ich war schon als ein ganz kleiner Knirps darauf erpicht, mich vollkommener und bei den Menschen beliebt zu machen und hab' mich von jeher nicht wenig geärgert, daß ich das, was Oskar so leicht fiel, nun einmal nicht erreichen konnte — also mit dem Fehlerloswerden gelingt es so rasch nicht.

B.: Herr Graf, ich störe Sie gewiß. Ich bitte, lassen Sie sich nicht aufhalten von mir. Sie waren im Begriff auszugehen, zur Akropolis vielleicht ....

A.: Das hat ja Zeit. Man sieht sie von hier schon. Prächtige Aussicht vom Balkon, was? Ich habe wirklich nicht gedacht, daß ich das da noch einmal mit meinen Augen erblicken würde. Aber stehen Sie lieber nicht auf. Sie sind noch immer etwas blässlich.

Digitized by Google

Behalten Sie ruhig Ihren Platz, bis der Anfall ganz vorbei ist. Ich will mein Mundwerk, das, wie ich merke, in seinen alten Fehler verfällt, sobald es die deutsche Sprache benutzt, strengstens im Zaum halten. So, ich studiere das Reisehandbuch und spreche kein Wort mehr. — Wie, sagten Sie etwas? ....

B.: Wenn Sie nichts dagegen hätten, ich möchte jetzt fortgehen.

A.: Gehen? natürlich. Es freut mich, daß Sie so weit erholt sind. Warten Sie, ich komme schon.

B.: Sie .... Herr Graf ....

A.: Na, wollen Sie wieder Umstände machen?

B.: O nein, durchaus nicht, ich befürchtete nur ....

A.: Was?

B.: Der Weg in der Sonne ....

A.: Hier über den Verfassungsplatz? Der sollt' mir zwiel sein, mir? Ich bin an Äquatorhitze gewöhnt. Ja, wo wohnen Sie denn eigentlich? ist's gar so weit? Und — hören Sie — Sie fühlen sich wohl jetzt, ja? vollkommen wohl?

B.: So ziemlich. Das heißt — Sie meinen?

A.: Ich meine nur, daß Sie soeben plötzlich wieder kreideblech wurden. Und da möcht' ich gern wissen, wie lang' es wohl her ist, seit Sie jenen Typhus hatten?

B.: O, ungefähr ein paar Monate, oder nein, Wochen.

A.: Schon gut. So genau kommt's mir nicht an drauf. Ich wollte nur wissen, ob überhaupt ....

B.: Überhaupt? .... was ....

A.: Hören Sie, Doktor — denn das sind Sie doch wohl inzwischen geworden, nicht? Also. Hören Sie, ich bin ein bißchen verwildert da draußen. Und Eure zarten europäischen Sitten habe ich verlernt. Auch das Heucheln und Schweigen. Gerade heraus: Sie gefallen mir nicht.

B.: Herr Graf!

A.: Ja wohl, Sie gefallen mir nicht. Weshalb fielen Sie vorhin in Ohnmacht?

B.: Ich sagte es Ihnen, ich war, es ist ....

A.: Heiß und Sie hatten kürzlich den Typhus. Sie haben sich merkwürdig beeifert, mir diese Gründe mitzuteilen. Andere Leute, die ohnmächtig werden ....

B.: Wollen Sie vielleicht daran zweifeln, daß ich krank war?

A.: Nein, nicht einmal daran, daß Sie's sind, heute noch. Aber trotzdem .... Jene Ohnmacht hatte mit Ihren allgemeinen Leiden, so sehr das Ihre Kräfte angreift, wenig zu thun, verzweifelt wenig! Nämlich Sie kamen die Hermesstraße ganz vergnüglich einhergeschlendert und wollten in den Platz einbiegen und wären auch wohl noch weiter gegangen, wenn nicht ....

B.: Nun ja, Sie sehen es selbst, meine Kleidung .... man versinkt hier allmählich, im Orient.

A.: So? Und der Anblick eines Bekannten erschreckte Sie derart?

B.: Ja, ja, gewiß. Begreifen Sie das nicht? Wenn plötzlich jemand aus dem alten Leben vor uns hintritt, irgend jemand, ganz einerlei wer —

A.: Das hätten Sie nicht so betonen sollen!

B.: Was?

A.: Daß es Ihnen ganz gleich ist, wer ....

B.: Weshalb? Sie können doch nicht glauben! —

A.: Ja, sehen Sie, das ist nun seltsam. Man ist nicht Herr über das, was man glaubt. Als ich Sie zuerst sah, — weiß der Himmel, ich dachte wahrhaftig nichts anderes, als grade das, was Sie mir da sagen, daß Sie nämlich, heruntergekommen und etwas verwahrlost, wie Sie erschienen, sich vor dem Anblick eines alten Freundes erschreckten. Und ich hatte mit Ihnen Mitleid, sehr ehrliches. Es hätte mir selbst so ergehen können, ist mir zu Zeiten fast ähnlich ergangen. So dacht' ich zuerst.

B.: Und nun, seitdem?

A.: Seitdem, seit ich Sie und Ihre ganze scheue Art mir genauer angesehen .... seitdem ist mir der Einfall gekommen, Sie wären nicht vor jedem Bekannten ....

B.: Ich verstehe Sie nicht!

A.: Ja, das ist's eben. Ehrlich gestanden — ich verstehe die Sache auch noch so recht nicht. Was haben wir zwei mit einander gemein? Wir haben uns in Gesellschaft getroffen, ich weiß nicht, wie oft mehr. Sie kamen einmal oder zweimal zur Jagd mit mir nach Osterhof. Sonst aber, sonst? Ich denke nach und weiß nichts zu finden. Wie kann mein Anblick Sie so entsetzen? Denn mein

Digitized by Google

Anblick war's, mein ganz spezieller, leugnen Sie das nicht. Sie hätten viel lieber den Tod da auf dem sonnigsten Platz von Athen vor Augen gesehen, als meine Wenigkeit.

B.: Herr Graf, dieser Einfall ....

A.: Nun lassen Sie doch endlich den Grafen aus dem Spiele. Wir stehen allein hier, Mann gegen Mann, ohne Firlefanz noch Tiel. Einer von beiden hat dem anderen irgend etwas zu Leide gethan, etwas, das ans Blut geht. Nur das Wunderliche ist, ich kann bei meiner Ehre nicht sagen, wer es verbrochen hat, noch was. Ich bin mir Ihnen gegenüber keiner Schuld bewußt, nicht der geringsten. Als wir uns zum letzten Mal sahen, ich weiß es sehr gut noch, wo das war, auf der Straße, abends, im Regen .... da blieben Sie stehen und wir plauderten eine Minute. Daß mir dabei nicht zum besten zu Mut war, das schienen Sie durchaus nicht zu merken. Wie hätten Sie's auch wissen sollen, daß ich just von dem Mädchen kam, welches .... Ich weiß nicht einmal, ob Sie sie kannten. Sie war unsere Hausgenossin gewesen bis vor kurzem. Man hatte beim Tode ihres Vaters, unseres treuen alten Lehrers, meinen Vater zu ihrem Vormund ernannt. Und dies Kind nun, das halb in unserem Hause erwachsen, unsere Gespielin, fast unsere Schwester gewesen war, das ich von jeher als mein Eigen betrachtet hatte, als meine Zukunft mir selbst erzogen, das hatte sich plötzlich von mir gewendet und wollte nichts mehr von mir wissen. Auf alle Fragen, alle Bitten, hörte ich immer nur ein Nein. — Mein Vater hatte mich früher gemahnt, daß ich sie nicht heiraten dürfe, weil ich nicht viel hätte und sie garnichts, um davon standesmäßig zu leben. Aber was scherte das mich! Ich wollte sie und nur sie. Seit sie den tollen Einfall gehabt, von uns fortzuziehen, um, wie sie sagte, selbständig zu sein und Musik zu studieren, sah ich sie nur selten mehr allein. An dem Tage aber hatte ich sie gezwungen, mich anzuhören. Und sie schickte mich fort. Und da traf ich Sie. Aber Sie .... Nein, das ist ja nicht möglich, Sie! ....

B.: Herr Graf, ich bitte Sie, lassen Sie die Erinnerungen. Glauben Sie mir, es wäre klüger, Sie nähmen als wahr an, was ich Ihnen sagte, und was ja wahr ist, daß ich vor jedem alten Bekannten, bei meiner Schwäche, in meiner Lage sicher auch ohnmächtig geworden wäre.

A.: So? Es wär' klüger, das anzunehmen? Schade, daß ich nun einmal nicht klug bin, auch nie es war. Also ich habe nichts verbrochen, was Ihnen bei meinem Anblick das Blut gerinnen machte? Das freut mich zu hören.

B.: Herr Graf, lassen Sie mich jetzt gehen, ich muß nach Hause, meine Zeit ....

A.: Natürlich, die Zeit. Den Sündenbock kenne ich auch gut von früher. Man lädt ihm auf, was man eben los werden möchte. Ich habe nicht Zeit, — das gilt bei Euch zivilisierten Leuten als Entschuldigung für alles. Nun, ich habe Zeit, eine ganze Menge. Und ich will Ihnen auch welche schaffen. So.

B.: Herr, was thun Sie da!

A.: Sie sehen es. Ich drehe den Schlüssel im Schlosse um. Hier. In dem kleinen Ding, das ich da in meine Westentasche schiebe, steckt ein viel besserer Ausredegrund als in der Zeit. So können Sie nämlich nicht von der Stelle. Sagen Sie dann Ihren Leuten zu Hause: Ich konnte nicht früher wiederkommen, nun, so sprechen Sie wenigstens die Wahrheit.

B.: Sie wollten mich zwingen?

A.: Ja.

B.: Einsperren können Sie mich. Aber zum Reden zwingt man keinen.

A.: Das wollen wir sehen. Ich habe Geduld im Durchsetzen meines Willens bei meinen Trägern gelernt.

B.: Herr Graf, ich bitte Sie, ich bin leidend. Wozu sich und mich quälen. Was könnte ich denn gegen einen Herrn wie Sie .... Sie waren fern. Ich wußte gar nicht, daß Sie je wiederkommen könnten. Lassen Sie mich jetzt gehen, ich bitte!

A.: Ehe ich Sie weiter frage, muß ich mit mir selber im Klaren sein, was ich denn angewöhne. Noch weiß ich's nicht ganz. Da draußen liegt die Stadt Athen im Sonnenschein und das Parthenon sieht von der Höhe des Burghügels zu uns hernieder, ins Fenster herein. Wer bin ich denn eigentlich? In meiner Wüste am Nilursprung gehorchten mir die Schwarzen sklavisch und ich fühlte mich ein Fürst über Hunderte, deren Willen ich beugte, beherrschte, kraft meines Willens. Und wenn

Digitized by Google

ich morgen zurückkehren möchte, ich fände wieder den gleichen Gehorsam, ich könnte wieder wie vordem gebieten. Es giebt dort nicht Würde noch Ehre, noch Rang, nur einfach den Mann. Und an meinem Mannestum, meinem Willen sollen Sie mir so leicht keinen Schaden zufügen können. Dort nicht. Aber hier, in Europa, bei den Meinen .... Nein, nein, auch da nicht. Mein schöner junger Bruder ist tot, starb ein Jahr kaum nachdem ich fort war. Ada soll verheiratet sein. Das hat mein Vater auf meine wiederholten Fragen mir mitgeteilt. Sonst wüßt' ich keine lebende Seele, die noch an mir hinge, als nur meinen alten, weißhaarigen, ehrenharten Alten. Nein, dem werden Sie doch den verlorenen Sohn so leicht nicht verleiden. Aber freilich — weshalb ward ich denn der verlorene Sohn, weshalb? Da ich fortging mit des Vaters Einwilligung und Erlaubnis, da war ich's nicht. Es ist so lang her. Und die Zeit kam und der Ehrgeiz. Ich bin fortgeblieben, weil es mich freute; ohne Zurückdenken, ohne viel Heimweh. Sie haben mich freilich nicht gerade gebeten, wiederzukommen. Wie ist mir denn? Als ich die Nachricht von Oskars Tod erhielt, so plötzlich, ohne Bericht über seine Erkrankung, ohne Erklärung, ohne alles, da wollt' ich gleich heim. Und da ließ mir mein Vater schreiben, — durch seinen Beamten, er selbst war zu leidend: Komm lieber nicht. Weshalb nicht? fragte ich zurück. Es war damals just der Marsch vom Kongo aus quer durch zum Nil vorbereitet worden. Ich hatte mich auch anwerben lassen. Und da man zu Haus mich doch nicht wollte, so ging ich mit. In den Wäldern blieben wir stecken, die Träger starben dahin wie die Fliegen, eine Expedition, die uns aufsuchen sollte, kehrte halbwegs um, ohne uns zu erreichen. Es verging ein Jahr, es vergingen zwei .... Als ich heraus kam und Briefe vorfand, waren es nur die allerletzten. Alle von vorher, die Antwort auf jene meine Fragen — alles — wer weiß es, wo die liegen. — Und dann kürzlich von Zanzibar aus schrieb ich wieder: Ich komme, ich will Dich noch einmal sehen. Und am Ende ist's Zeit, Du kannst mich wohl brauchen. — Das schrieb ich ihm. Aber mein alter, vierundachtzigjähriger Vater, dessen Erbe, dessen einziges Kind ich noch bin, was sagte er mir darauf zur Antwort zum zweiten Male? Bleib, wo Du bist. Darauf packte ich zusammen und ging zu Schiff. Am Ende möcht' man doch Klarheit haben. Ich trage noch jenen letzten Brief bei mir. Es ist einen Monat her, daß ich ihn erhielt. Ich las ihn damals ohne Verständnis. So lese ich ihn heut' noch. Hier, wollen Sie vielleicht ihn sehen? Wissen Sie es, was geschah? Sie sind wieder bleich geworden.

B.: Ich, wie sollt' ich? Wenn jemand Sie, wie Sie anzunehmen scheinen, im Rücken verleumdet hat, warum sollte ich der sein!

A.: Ja, warum, warum? Das frage ich mich eben.

B.: Und Sie können es nicht finden. Also lassen Sie mich jetzt gehen.

A.: Nicht eh' Sie mir eingestanden haben, was Sie gegen mich vollführten.

B.: Aber ich sage Ihnen noch einmal, was sollt' ich denn thun, gegen Sie, der so fern war! Sie haben nun wahrlich genug spintisiert. Und ich muß fort, meine Frau wartet schon zu Hause.

A.: Ihre Frau? Das ist das erste, was ich höre. Ihre Frau? Sie haben eine und sagen es jetzt erst.

B.: Herr Graf, ich muß Sie wirklich bitten, mich jetzt zu entlassen. Es ist Speisenszeit. Meine Frau ist Gesanglehrerin hier in Athen, sie ist pünktlich zu Haus, muß auch pünktlich wieder fort.

A.: Gesanglehrerin in Athen. Ein Metier, auf das ich so leicht nicht verfallen wäre. Und was sind Sie?

B.: Ich begleite sie. In Konzerten nämlich, ein paarmal im Winter und dann auf Soireen in den Gesandtschaften, wo sie manchmal singen muß. Außerdem schreibe ich Korrespondenzen für verschiedene deutsche Blätter. Und ich führte auch Fremde, öfter schon, durch die Museen ....

A.: Also doch, mich wollten Sie vorhin nicht führen.

B.: Sie, nein. Das heißt .... Nein, wozu noch lügen. Ich wollte es nicht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die deutsche Dichtung und das deutsche Haus.

Von Josef Bayer.

VIII. (Schluß.)

Wir waren wiederholt veranlaßt, in diesen Betrachtungen denselben Weg nach rückwärts abzuschreiten, um dann wieder von einem anderen Punkte aus der Gegenwart uns zu nähern. So sprechen wir denn kurz vor dem Schluß noch einmal in einer früheren Litteraturperiode vor.

Dem Familiengemälde, das sich hinter der Rampe der Bühne abspielte, trat weiterhin der Familienroman zur Seite, welchen man daheim, bei dem bescheidenen Schein der Talgkerze, las. Es war die Zeit, aus der das Goethe'sche Sprüchlein stammt:

Wüßte nicht, was sie Bessers erfinden könnten.
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Der Familienroman war in jenen Tagen (neben dem Ritter- oder Räuberroman) die weltliche Hauspostille belletristischer Andacht für lange Winterabende. Das Lang- und Breitziehen des gemütlich Alltäglichen, die weichlich-matte Auffassung aller Lebensverhältnisse wurde in den Erzeugnissen dieser Gattung, welche in Masse geliefert wurden, nach ziemlich übereinstimmender Praxis kultiviert. Aus jenem weitgedehnten, litterarischen Haideland hebt sich wohl als rühmliche Ausnahme der bürgerliche Roman: „Herr Lorenz Stark" von Joh. Jac. Engel (geb. 1741, gest. 1802) heraus, in dessen Hauptfigur derselbe seinem Großvater Brasch ein ehrendes Andenken setzen wollte. K. Goedecke giebt über dieses „Charaktergemälde", welches zuerst in Schillers Horen (1795) erschien, folgendes zutreffende Urteil ab: „Engel hat darin alles verewigt, was ihn im einzelnen auszeichnete: Strenge des Baues, Freiheit der Beobachtung, Lebendigkeit des Dialogs, der mitunter geradezu dramatisch wird, schalkhafter Humor und ruhiges Ebenmaß der Ausführung; allerdings ist der Konflikt zwischen Vater und Sohn weder tief gegriffen noch leidenschaftlich ausgeführt und von einer über das bürgerliche Kleinleben hinausreichenden Idee tritt nirgends eine Ahnung hervor." (Grundriß d. Gesch. d. deutsch. Dichtung. II. Bd., S. 1525.) Der eigentliche Vertreter der bezeichneten Gattung war aber August Lafontaine (geb. 1758, gest. 1831), der so recht die weinerlichen Familienromane kreierte. Schon die Titel sprechen die Richtung aus: „Die Gewalt der Liebe" — „Gemälde des menschlichen Herzens" — „Familiengeschichten" — „Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht" u. s. f. Lafontaine hielt sich in der Art seiner Darstellung zwischen Iffland und Kotzebue in unbestimmter Mitte, doch in näherer Beziehung zu dem ersteren, was die Wahl der Gegenstände aus dem Familienleben betrifft. Koberstein urteilt über ihn mit Schonung, wenn er (Geschichte der deutschen Nationallitteratur, Band IV., S. 224) sagt: „Der Mangel an einem gediegenen und reinen sittlichen Gehalt in dem Dargestellten ist bei Lafontaine weit mehr auf eine ihm eigene weichliche Gefühlsmoral und eine gutmütige Nachsicht gegen die Schwächen des menschlichen Herzens zurückzuführen, als auf eigentliche Grundsatzlosigkeit, wie bei Kotzebue." Weit bedenklicher wirkte jedenfalls der spätere Henn-Clauren (geb. 1771, gest. 1854) auf seine weitverbreiteten Leserkreise; da er langlebig und fruchtbar war, gab sein Einfluß aus. Er war Fachmann in der Methode, die Einbildungskraft von Menschen, die sich in einem engen Lebenskreise bewegen, durch allerlei Reizmittel zu kitzeln, das Romanhafte nach solchen falschen Neigungen für den Hausbedarf zurecht zu stellen, und den Gefühlsdusel, untermischt mit Lüsternheit, ohne Unterlaß zu nähren. Gar scharf eifert Wilhelm Hauff in der „Kontroverspredigt über Clauren und den Mann im Monde" (welchen er wohl in parodistischer Absicht, aber der Wirkung nach mehr für als gegen Clauren geschrieben), gegen die großen, ja außerordentlichen vulgären Erfolge, gegen die den guten Geschmack und die redliche litterarische Gesinnung anwidernde Popularität dieses Schriftstellers. Freilich gilt die Er-

Digitized by Google

regung Hauffs ebenso dem Publikum selbst. „Ich weiß wohl, daß Ihr ihn heimlich im Herzen traget, Ihr Nähermädchen, Putzjungfern, selbst auch Ihr sonst so züchtigen Bürgerstöchterlein; auch Ihr, die auf etwas Höheres von Bildung und Geschmack Anspruch machen wollt, Ihr Fräuleins mit und ohne Von, Ihr gnädigen Frauen und andere Mesdames. Ich weiß, daß er das A und das O Eurer Litteratur geworden ist, Ihr Schreiber und Ladendiener, daß Ihr ihn beständig bei Euch habt, und wenn der Prinzipal ein wenig beiseite steht, ihn schnell aus der Tasche holt, um Eure magere Phantasie durch einige Ballgeschichten, Champagnertreffen u. dgl anzufeuchten . . ." Er sei nun einmal der Mann des Tages! Was richten gegen ihn Schiller und Goethe aus? Jener sei zu groß und stark, dieser zu vornehm. Dem Publikum geht einmal nichts über „Mimili, eine Schweizergeschichte", die doch so angenehm, so natürlich und so reizend ist!

Heutzutage sind wir weit weg von Clauren, aber die belletristische Nickelmünze, die er zuerst ausgeprägt hat, ist jetzt noch in Umlauf. Die Familienjournale pflegen noch immer mit Vorliebe und Erfolg jene Sorte von Belletristik, welche trotz des moderneren Zuschnitts in gewissen Verwandtschaftsgraden auf Clauren'schen Ursprung zurückgeführt werden kann. — —

Wir wären nun daran, die Ergebnisse unserer Betrachtungen zusammenzufassen. Eines muß uns da bei der Vergleichung nach außen hin auffallen. Andere Litteraturen haben gelegentlich ihre bürgerlichen Epochen: in der deutschen ist dieses Element von vornan konstitutiv. Es bestimmt den Grundton unserer Litteratur sowohl in den leiseren Schwingungen der Empfindung, wie in der deutlicheren Kundgebung der Gesinnung. Es hat wohl auch, wie wir nachweisen konnten, vielfach zur Abschwächung, Hemmung und Einschränkung der Litteraturtendenzen in höherem Styl geführt, und untergeordneten, aber reflexiven, praktischen Talenten ohne litterarisches Gewissen, welche ihre Instinkte für die nächsten Wünsche und Bedürfnisse des Publikums geschärft hatten, eine zwar transitorische, aber für die nächste Zeit doch höchst einflußreiche Popularität eingetragen.

Dies wissen wir nun alles. Anderswo wäre aber die Zusammenstellung: „Dichtung und Haus" nicht so durchzuführen, wie eben bei uns — soweit man Häuslichkeit und Bürgertum sich zusammendenken gewohnt ist. In der spanischen Komödie tritt nur der Kavalier und der Grazioso auf; sie ignoriert den Bürger völlig. — Auch kennt dieselbe das Haus nur als gelegentlichen Aufenthalt, als ein Lokal mit Thüren, Schränken, Hintertreppen und Verstecken, die für die Intrigue wichtig sein können — nicht aber als ein ruhiges Daheim, an welches sich irgendwie Gefühle und Gedanken knüpfen würden. Bei Shakespeare, dem doch nichts Menschliches fremd ist, tritt das Bürgertum nur einmal: in den „Lustigen Weibern von Windsor" auf den Schauplatz, allerdings in köstlicher Charakteristik. Viel später, bis auf unsere Zeit hin, ist wohl der englische Roman auf weite Litteraturstrecken behaglich durchwärmt vom Kaminfeuer wohlbestellter Häuslichkeit. In dem klassischen Roman der italienischen Litteratur: „Promessi Sposi" von Manzoni sind in schärfster Detailierung der Adel, die Bauern, der Klerus geschildert, auch die Nonnen nicht zu vergessen: doch der Bürger tritt nicht hinzu. Der Erzbischof von Mailand, der Landpfarrer Don Abondio, der brave Kapuziner, der eigentlich Vorsehung spielt, haben höchst individuelle Profile, ebenso der Seidenspinner Renzo, der gewaltthätige Don Rodrigo und episodisch auch die Bravi — damit sind wir aber zu Ende.

Umgekehrt kommt das aristokratische Wesen nur sehr sporadisch, und dann selten ausreichend gekannt und beobachtet, in der deutschen Litteratur zur Schilderung. Die adligen Personen sind die entschieden schwächer gezeichneten Figuren in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", während um die Gruppe der Schauspieler, um Philine und Mignon alles lebt. Jean Paul, der in der Beschränkung kleinlichster Lebensverhältnisse aufgewachsen war, zeigt in seinem „Titan" eine fast kindische Befangenheit in der Schilderung der kleinstaatlich-vornehmen Sphäre; ganz zu Hause ist er aber sofort bei Siebenkäs, Quintus Fixlein, dem Jubelsenior. Gewisse Züge besser beobachteter Vornehmheit weisen Karl Immermanns „Epigonen" in der Schilderung des Herzogs und seines Kreises auf. Persönlich tritt der Adel als Stand nur sehr wenig in der deutschen Litteratur hervor. Fürst Hermann von Pückler-Muskau giebt sich wohl ganz kavaliermäßig in seinem persönlichen Auftreten wie in seinen Schriften; August Graf von Platen — übrigens unbemittelt — bediente sich weiter nicht des Grafentitels und besaß nur dichterischen Adelsstolz. Ein adeliges Wesen im besten Sinne hebt Eichendorff an dem Romantiker Achim von Arnim rühmend hervor. „Männlich schön, von edlem hohem Wuchse, freimütig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in allem Wesen, war Arnim in der That, was andere durch mittelalterlichen Aufputz gern scheinen wollten: eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne, die aber deshalb der Gegenwart immer etwas seltsam und fremd geblieben." Im litterarischen Sinn gilt das Letztere

Digitized by Google

wohl sicherlich von diesem adeligen Romantiker. — Indem wir diese Betrachtungen dem Schlusse zuführen, tritt uns eine Wahrnehmung entgegen, welche Anfang und Ende der Entwickelung wie in einem Kreise zusammenzuschließen scheint. Wie im 18. Jahrhundert die Fabel mit ihrer lehrhaften Klugheit, so tritt weiterhin bis in unsere Tage das poetischere Gegenbild derselben, das Märchen mit seiner sinnigen Einfalt in den Vordergrund der Hauspoesie.

Die Nachfrage nach der bunten Märchenwelt wurde immer lebhafter bei Jung und Alt. Vorläufig kam diesem Bedürfnis J. K. A. Musäus in seiner Sammlung deutscher Volksmärchen (5 Teile, 1882—86) entgegen, obgleich er es noch nicht recht verstand, dieselben nach ihrer eigenen naiven Art vorzutragen. Für Goethe hatte das gaukelnde Spiel märchenhafter Erfindung seit jeher einen fesselnden Reiz: dies wirkt bei ihm fort von dem Knabenmärchen: „Der neue Paris“, das er so anmutig im Buche von Wahrheit und Dichtung sich selbst nacherzählt, bis zu seinem etwas rätselkrämerisch durchgeklügelten Märchen in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“. Daß die Märchen eigentlich für Kinder gehören, wenn sie auch von Erwachsenen erzählt werden sollen, dies wurde wohl als litterarische Annahme zumeist festgehalten; obgleich die neuen Märchendichtungen — namentlich jene der Romantiker — sich durchaus an die absichtliche Kindlichkeit sehr erwachsener Leser von gleichfalls bewährter romantischer Gesinnung wenden. Die „Undine“ von de la Motte Fouqué ist ein Hauptzeugnis dieser Richtung; ob Adalbert v. Chamisso sein fast tiefsinniges Märchen von Peter Schlemihl wirklich darum geschrieben habe, um die Kinder seines Freundes Hitzig zu ergötzen, mag dahingestellt bleiben. Aber thatsächlich dichtete Wilhelm Hauff seine farbig-frischen Märchen für die Kinder des württembergischen Kriegsratspräsidenten Freiherrn von Hügel, bei dem er nach seinen Universitätsstudien Hauslehrer war. Ein lieblich-heiterer Märchenschimmer, wenn es immerhin Kunstdichtung ist, gleitet auch über Otto Roquettes Märchenschwank: „Waldmeisters Brautfahrt“ hin, und ebenso glitzert es hie und da märchenartig um Jos. Viet. Scheffels: „Trompeter von Säckingen“.

Die ganz richtigen Märchen sind aber die wildgewachsenen und ursprünglichen. Die Gebrüder Grimm haben mit ihrer Sammlung deutscher Volksmärchen in schlichtem, einfachen Vortrag, eine unschätzbare Gabe ebenso der Kinderstube, wie den Studien des Forschers beschert. Und wie äußerst wertvoll ist es, wenn die Kinderseele durch reine, ungekünstelte Wiedergabe der Märchen in einem unmittelbaren, ahnungsreichen Zusammenhang mit der Volksseele in jenem Zustande tritt, da diese jene Märchenträume aus sich herausgebar. Im Kinde fängt die Menschheit, das Volkstum immer wieder von vorne an; um so segensreicher ist's, sobald der kleine Mensch frühe Überlieferungen aus der allgemeinen Kinderzeit des Volkes unverfälscht in sich aufnehmen kann.

Mit dem Harzduft des lichtumschimmerten Christbaumes zieht auch der Waldblumenhauch des Märchens durch das deutsche Haus. Frühe Eindrücke haften fest; vielleicht haben wir daran ein pädagogisch-ideales Remedium gegen die brutale Ernüchterung, die in unserem Zeitalter von allen Seiten heranndrängt. Wir werden nicht weiter auf Märchen horchen; aber die Stimmung, in welcher wir sie zuerst gehört haben, kann auch bei größerer Reife nachhalten, und uns wie das nachwachsende Geschlecht vor dem Übermaß äußerer Realität in unserem Gemütsleben sichern. —

Dies kann freilich nicht unsere letzte litterarische Hoffnung sein. Aber im allgemeinen scheint, gewisse Ausschreitungen abgerechnet, das Verhältnis der Litteratur zu unserer nationalen Existenz richtig gestellt zu sein, wenn es auch an den höheren Bestrebungen vielfach mangelt. Der in der Häuslichkeit beruhende Gemütsfonds ist ursprünglich deutsch, und er muß uns erhalten bleiben, damit wir — so verschieden die Aufgaben der Zeit an uns herantreten mögen — nicht uns selbst verlieren. Was in einem großen Zeitpunkt zu leisten ist, mit Aufwand aller Kräfte, mit Steigerung des Enthusiasmus, wird durch den Zeitpunkt selbst in sehr bestimmter Art diktiert. Aber wie dieser Kraftaufwand aus den geistigen Tiefen herbeizuschaffen ist, das ist eine Frage, die an die Gemütsanlage einer jeden Nation einzeln gestellt werden muß. Bei der einen entscheidet dieses, bei der andern jenes Grundelement der Empfindung. Für den Deutschen muß das Haus in Ordnung sein, wenn er etwas in der Welt ordnen und richten will. Er muß sein Haus bestellen in jedem Sinn: in der nächsten Existenz, in der Politik, auch in der Litteratur — er muß Haushalt und Ordnung führen in all diesen Dingen, wenn er seine Stellung in der Welt behaupten soll. Gelegentlich borniert ihn dieser haushälterische Grundzug seines Wesens, in der Lebensauffassung, auch in der Litteratur: aber dies berichtigt sich wieder. Kommen die ganz großen Aufgaben an den Deutschen heran, dann bringt er alles für sie mit: die Ausdauer, die Besonnenheit, die zuverlässige Willenskraft — und endlich kehrt er zurück, sei es von einem kriegerischen oder einem andern Feldzug, und fragt die Seinen; Seid Ihr wohl? Hab' ich meine Sache gut gemacht? Und nun ist er wieder zu Hause.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und zwanzig Liedern von Ludwig Ziemssen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Das Werk verdankt einer schönen Idee seine Entstehung: die bedeutendsten Momente aus dem Leben Christi in einer Auswahl aus den Bildern der größten Meister zusammenzustellen und somit eine Illustration desselben zu bieten, wie sie kein einzelner Maler, und wäre er der hervorragendste seiner Zeit, zu schaffen vermöchte. Denn da sind vereinigt: Tizians „Zinsgroschen" und Rafaels „Christus vor Gericht", Corregios „Heilige Nacht" und Veroneses „Hochzeit zu Cana", Rubens und Van Dyck, Leonardo da Vinci und Guido Reni. Der große Nachteil, den sonst die Illustration eines bestimmten Werkes mit sich bringt, daß sich der Künstler nicht nur dem hingeben darf, was ihn anzieht, sondern sich auch zu manchem zwingen muß, das ihm kein wärmeres Interesse einflößt, ist hier umgangen, denn all diese Bilder verdanken ihre Entstehung der freien Inspiration und gehören zu dem höchsten, was die Meister geschaffen. Von dem höheren Gesichtspunkte aus, der ihnen gegenüber sich von selbst ergibt, verschlägt es da wenig, daß jeder der Meister sich die immer wiederkehrenden Gestalten anders vorgestellt hat, und die Phantasie des Beschauers gezwungen ist, diese Wandlungen mitzumachen. Leider sind aber die zwanzig Holzschnitte nicht alle von gleichem Wert. So schön und klar z. B. Tizians „Zinsgroschen" ist, so grob ist Veroneses „Anbetung der Könige", doch ist einiges davon auch dem allzu schwarzen Druck zur Last zu legen, an dem mehrere der Schnitte leiden. Was nun den begleitenden Text betrifft, so sind Ziemssens Verse recht wohllautend, aber es hätte zu diesen Bildern wohl besser gepaßt, ihnen das jeweilige Wort aus den Evangelien beizugeben, das die Meister zu ihrer Schöpfung begeistert hat. Ihre schlichte Größe kann von einem Einzelnen ebenso wenig erreicht werden, wie ein Einzelner diese zwanzig Bilder hätte schaffen können.

— Ein würdiges Denkmal setzt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart dem im vorigen Jahre verstorbenen Redakteur ihres „Ueber Land und Meer", Otto Baisch, durch die Herausgabe seiner Gedichte („Lieder und Sinnsprüche." Mit Porträt des Dichters. Federzeichnungen und Radierungen von Hermann Baisch.) In einer kurzen Einleitung erzählt Carl Liebrich Baischs Lebenslauf, der sich wie ein Roman liest. Von Jugend an mit ausgesprochener Neigung zur Dichtkunst erfüllt, ist er gezwungen, in des Vaters lithographische Anstalt zu treten, wo er sein Talent zur Malerei entdeckt. Nach langen Kämpfen darf er dieselbe als Beruf ergreifen; des Vaters Tod zwingt ihn aber sich wieder von ihr abzuwenden und die Leitung der ererbten lithographischen Anstalt zu übernehmen. Erst mit dreiunddreißig Jahren gelingt es ihm, das Geschäft zu verkaufen und die Münchener Akademie zu beziehen. Er leistet als Landschaftsmaler Tüchtiges, erkennt aber, daß sein wahrer Beruf auf dichterischem und publizistischem Gebiete liege, nachdem er schon früher sich als vortrefflicher Uebersetzer von Burns und Musset hervorgethan hat, — die in der Einleitung enthaltenen Proben beweisen seine Uebersetzungskunst. Nach mancherlei wechselnden Bethätigungen übernimmt Baisch 1885 die Redaktion von „Ueber Land und Meer", da reißt ihn ein früher Tod aus dem langersehnten Wirkungskreis. Die Gedichte sind schlicht und formvollendet, ein inniger Herzenston spricht aus ihnen. Baisch weiß sanft zu rühren und lieblich zu erfreuen. Die die Gedichte begleitenden Illustrationen, die sein Bruder Hermann, zum Teil nach des Heimgegangenen, ihm mitgeteilten Plänen entworfen hat, sind ein hervorragender künstlerischer Schmuck des Buches.

F. D.

— Liebesheiraten. Roman von Rudolf Lindau. Berlin. F. Fontane & Co. 1894. In Form einer Selbstbiographie läßt der Verfasser den Helden die Geschichte seiner unglücklichen Ehe erzählen, und ihn damit das Urteil des Lesers anrufen, ob er an diesem Unglück mit Schuld trage. Einer der bedeutendsten modernen Romane ist in dieser Weise vorgetragen, Dumas' „L'Affaire Clémenceau", er mag Lindau als Muster vorgeschwebt haben; es gelingt ihm aber trotz aller Anmut seiner Darstellungsweise, trotzdem er sich bemüht, winzige Details beizubringen, nicht, was seinem Vorbild so wundersam gelungen ist, die Sympathien des Lesers auf die Seite seines Helden — das Wort Held paßt übrigens sehr schlecht auf diesen schwachen Menschen — zu bringen. Das mag zum Teil daher kommen, daß Lindau ihn, noch bevor er die sogenannte Liebesheirat schließt, den Irrtum seines Herzens erkennen und mit dem Bewußtsein in die Ehe treten läßt, daß es nicht seine, sondern die Braut seines Bruders sei, die er liebt. Wie er so gleich von vornherein als Schwächling handelt, so kann man sich auch all dem gegenüber, was er von Frau und Schwiegermutter erfährt, der Empfindung nicht erwehren, daß seine Energielosigkeit die Schuld an seinem Unglück trage und damit ist der Zweck seiner Beichte verfehlt. Lindau ist indeß ein so vortrefflicher Plauderer, daß man seiner Erzählung mit Vergnügen den ganzen Band hindurch folgt und das Buch dann, wenn auch nicht überzeugt, so doch angeregt und interessiert aus der Hand legt.

—m—

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Salomon, Ludwig. Deutschlands Leben und Streben im neunzehnten Jahrhundert. Stuttgart. Levy & Müller. o. J.

Carducci, Giosuè. Ça ira. Zwölf Sonette. Ins Deutsche übertragen und erläutert von Dr. E. Mühling. Berlin. Paul Hüttig. 1893.

Rosenthal, Hermann. Worte des Sammlers. Aus dem hebräischen Urtext zum ersten Male in deutsche Reime gebracht. New-York. The International News Company. 1893.

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Rosenthal, Hermann. Das Lied der Lieder. Aus dem hebräischen Urtext in neue deutsche Reime gebracht. New-York. The International News Company. 1893.

Mazuranić, Fran. Schattenbilder. Aus dem Croatischen übersetzt von Ludwig Paul Bertwig. Berlin. Siegfried Cronbach. 1893.

Gizycki, Lili von. Deutsche Fürstinnen. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Kraeger, Dr. Heinrich. Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Bremen. M. Heinsius Nachfolger. 1893.

Ebner-Eschenbach, Marie von. Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. Dritte, durchgesehene Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gerzonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Erotikon.

Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

„Darf ich bitten, Fräulein Helfft, mich den Damen vorzustellen," sagte in diesem Augenblick der junge Pole, und der hübsche, übermütige Kopf beugte sich tief herab.

Luise, die auch mit zu den „ältesten Jahrgängen" gehörte, die der junge Lehrer in die Geheimnisse des Contrapunkts einzuweihen hatte, begegnete dem hübschen Feuerkopf mit köstlicher, spöttischer Überlegenheit. Und wie sie jetzt „Herr Stanislaus Waldowski" vorstellte und das kleine boshafte Fältchen um ihren schönen Mund erschien, „der berühmte Komponist, unser hochverehrter, gestrenger —"

„O, o!" wehrte er da lachend ab. „Mein gnädig' Fräulein — die Damen werden einen falschen Begriff — gestreng! — aber ich hoffe diesen Vorwurf — Fräulein Dehn, man geht zu Tisch, darf ich um die Ehre — und, gnädiges Fräulein —" er verneigte sich vor Gerta, „vielleicht noch einen Walzer übrig?"

„Ich tanze nicht," erwiderte Gerta ein wenig reserviert.

Der Pole bedauerte lebhaft, stand einen Augenblick zögernd, drehte an seinem schwarzen Bärtchen, zupfte an den tadellos sitzenden Handschuhen.

„Fräulein Helfft —" er verbeugte sich, „vielleicht die Française?"

Luise hatte ihn spöttisch beobachtet.

„Lieber Herr Waldowski," lachte sie, „die Angst hätten Sie sich sparen können. Ich tanze auch nicht."

Ein älterer Herr mit scharf geschnittenem Satyrgesicht, kurzgeschorenem Haar und wulstiger Unterlippe, der gefürchtete Musikprofessor und Kritiker Professor Eger, bot Luisen den Arm. Sie war erfreut. Nun wußte sie, daß die gefürchteten Stunden der Tafel keine verlorenen für sie sein würden.

Gerta saß neben Hans Herbert in lebhaftem Gespräch. „Schulmeisterlein," dachte Luise, „verbrenn' Dir die Finger nicht!"

Programmmäßig verlief das Fest.

Das Mahl war vorüber, die Tische wurden fortgeräumt. Das junge Volk schlug mit Füßchen und Fächern den Takt zu den lockenden Weisen der Musik.

Hilde feierte Triumphe. Ihre eigenartige, pikante Schönheit, ihre überschäumende, ungezügelte Lebhaftigkeit, das Herb-Trotzige, Duftig-Unberührte ihres Wesens fesselte eine ganze Schar von Bewunderern um sie, die sich an der konventionellen Liebenswürdigkeit der anderen jungen Damen übersättigt hatten.

Waldowski und Sander hatten Müdigkeit und Durst in einem kleinen Nebensaal zusammengeführt. Beim braungoldigen Glase „Echten" saßen sie behaglich in ihre bequemen Stühle zurückgelehnt und sahen den Dampfwölkchen ihrer Cigaretten zu. Keiner war zum Reden aufgelegt.

Die tanzenden Paare flogen an der Thüröffnung vorüber. Nun erschien auch Hildes graziöse Gestalt, tauchte auf gleich einem Traumbilde und verschwand wieder in der wogenden Menge.

„'S ist doch," murmelte der Pole, „die reine Bachantin mit dem fliegenden Haar! Fehlt bloß noch 'n bischen Weinlaub und der Thyrsos!"

„Hm!" brummte Sander und sog bedächtig an dem glimmenden Kraut. „Eher, mein' ich, 'n tolles, ausgelassenes Kind — obgleich sie heut in dem langen Kleid —"

Digitized by Google

„Sieht famos aus! So simpel das Fähnchen ist —“

„Steckt Grazie in dem Geschöpf! — Und kein bischen Firniß! Alles aus dem Vollen!“

Waldowski reckte sich laut seufzend in seinem bequemen Stuhl. „Die andern Modepüppchen dagegen! Hab' sie satt — bis hierhin —“ und er strich mit dem Handrücken unter dem Kinn entlang.

„Mir aus der Seele gesprochen!“ —

Eine Weile blieb es wieder still. Die Rauchwölkchen kräuselten sich dichter empor. Die Füße weit ausgestreckt, starrten die Herren in behaglichem Sinnen vor sich hin.

Auf einmal lachte Sander auf.

„Na?“ fragte Waldowski.

„'Ne gradezu göttliche — bei anderen würd' ich's „Grobheit“ nennen. Blonde Männer kann ich nicht ausstehn, sagte sie mir beim Contre.“

Waldowski schüttelte sich vor Lachen. „O heilige — Natur! Sieht ihr ähnlich. Womit hatten Sie denn ihren Zorn auf Ihr blondes Haupt geladen?“

„Galt mir ja garnicht! Ging auf den Herbert. Und 'n paar Augen dazu —“

„Kann ich mir lebhaft denken!“

„Hält sie aber auch — alles was Recht ist — zu sehr nieder! — Dumme Prinzipienreiterei! — Die wächst ihm doch eines Tags über'n Kopf!“

„Na natürlich!“ brummte Waldowski.

Jeder hing wieder, ab und zu aus den jetzt frisch gefüllten Gläsern die durstige Kehle spülend, seinen Gedanken nach. Daß sie noch immer bei demselben Gegenstande weilten, bewies Waldowskis nächste Bemerkung.

„Hätten Sie übrigens sehn müssen, wie sie den Beyer —“

„Na?“

„Zum Nadschlagen! — Wie er sie zum Rheinländer engagieren will: ‚Haben Sie denn Urlaub?‘ Beyer rot und blaß: ‚Wie meinen —?‘ — ‚Dann fragen Sie nur erst Fräulein Brink! Die nimmt's Ihnen sonst übel.‘ — ‚Aber Fräulein!‘ — ‚Ja ja!‘ Und dabei will sie sich krank lachen. ‚Wir sind wie Katz' und Hund, die Thea und ich. Und Sie könnten's mit ihr verderben!‘“

„Weiblicher Scharfblick! — Mir übrigens auch aufgefallen. Scheinen sich zu finden, die schönen Seelen: Beyer — Brink —“

„Meinen Segen haben sie. Passen zusammen. O seliger Valerio, hier könnte man Deinen bekannten Ausspruch umkehren: Gute Musikanten — aber — —“

Der Walzer war zu Ende. Waldowski strich durch sein blauschwarzes Haar, wirbelte den Schnurrbart keck empor und zog hastig die Handschuhe an.

„Damendienst!“ sagte er mit einem Seufzer, der sehr unaufrichtig war.

Der Cellist stand ein Weilchen mit mißmutigem Gesicht und sah dem Freunde nach. Richtig, da flatterten die Schmetterlingsärmel. Hildes pikantes Köpfchen lag mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Lust und Selbstvergessenheit an Waldowskis Brust. Der gute Sander wäre doch wieder zu spät gekommen.

Er wollte zu seinem einsamen Schoppen zurückkehren. Da sah er an den Wänden mehrere Damen, nicht sehr jung, nicht sehr hübsch.

Die thaten ihm leid. „Den Galopp sollen sie wenigstens tanzen,“ dachte er und verteilte gewissenhaft seine Zeit und seine Kraft unter sie.

Das Fest ging zu Ende.

Auch Hilde war endlich müde. Lässig saß sie auf dem roten Plüschdivan, ließ den Fächer in graziösem Spiel auf- und zugehen, führte die Blumen an ihr feines Näschen, die der Kotillon ihr in reicher Fülle eingebracht und nahm kaum Notiz von den Galanterien des hübschen Polen, den seine Kavalierspflicht noch immer an ihre Seite fesselte.

Mit finsteren Augen blickte sie auf die benachbarte Nische von immergrünem Laube. Dort saßen Luise und Gerta mit ihren beiden Tischherren.

Hildes Unterlippe, rot und schwellend wie eine Glaskirsche, schob sich trotzig vor. Eine tiefe Falte grub sich in ihre klare Stirn. Nun riß sie hastig von dem Lebensbaum, der neben ihr seine Zweige streckte, ein dunkelgrünes Reis, biß mit den weißen, scharfen Zähnen darauf, verzog das Gesicht bei dem bitteren Geschmack und warf es ärgerlich zu Boden.

„Das arme Kraut!“ rief der verliebte Kavalier bedauernd, hob es auf, säuberte es und legte es sorgsam in sein Notizbuch.

Sie sah ihm mit geringschätzigem Lächeln zu.

„Da steht ja ein ganzer Baum davon,“ sagte sie herbe.

Digitized by Google

Er zog die Augenbrauen mit wichtiger und geheimnisvoller Miene in die Höhe, verbeugte sich tief und legte die weiße und wohlgepflegte Hand auf sein Herz.

„Eine Erinnerung an diesen unvergeßlichen Abend," flüsterte er und ließ seine glühenden Augen die Dolmetscher seiner Gefühle sein.

Sie lachte auf, ihr rücksichtsloses, lautes Knabenlachen.

„Da!" sagte sie und schob ihm all ihre Sträuße hin, „wenn Sie das Zeug mögen — ich laß' es doch liegen."

Und wieder schaute sie mit zornfunkelnden Augen hinüber nach der lebhaft plaudernden Gruppe.

„Fräulein Dehn," rief der Pole eifersüchtig, „wenn Blicke Dolche wären — so heißt's ja wohl irgendwo — so sänke Haus Herbert jetzt Fräulein von Halden entseelt zu Füßen."

„Wie amüsant Sie sind," sagte sie mit einem kleinen gnädigen Lächeln. „Was meinen Sie," fuhr sie plötzlich empor, „wenn ich einmal spielte! Vor allen diesen Leuten! Nicht wahr, das gäb' ein Halloh!"

„Fräulein!" stammelte er, von dieser neuen Laune ganz aus dem Text gebracht, „ich glaube — — das heißt — —"

„O Sie denken wohl, ich hätte nicht die Kourage? Oder glauben Sie, ich könnte nichts?"

Sie blitzte ihn herausfordernd an mit ihren schwarzen Augen. Ein dunkles Rot färbte ihre Wangen. „Soll ich's Ihnen beweisen?"

Und ehe er nur antworten konnte, war sie aufgesprungen, warf den Fächer hin, streifte die Handschuhe von den zarten Fingern und machte Miene, sich allein einen Weg durch die Gruppen der Gäste zu bahnen, die jetzt, kurz vor dem Aufbruch, plaudernd unherstanden.

Waldowski, schnell entschlossen, bot ihr resigniert den Arm und führte sie zum Flügel.

„Da macht Einer einen dummen Streich," sagte Luise erschrocken, als sie, aufmerksam geworden durch das plötzlich eingetretene Schweigen, emporsah. Haus Herbert verfärbte sich. Man konnte eine Nadel fallen hören, so still war es in dem großen Saal. Jeder erwartete etwas Unerhörtes, einen großen Erfolg oder ein großes — Fiasko.

Das Kind aber setzte sich an den Flügel, so furchtlos, unbekümmert, zuversichtlich, als seien all diese berühmten Künstler, die gefürchteten Kenner und Kritiker nichts als eine Handvoll fremder, gleichgültiger Menschen. Und bei den ersten machtvollen Akkorden, die die schlanken Hände griffen, wußten auch ihre Freunde nichts mehr von Angst.

Sie improvisierte.

Was in ihr gährte und gleich den wühlenden Gluten eines Vulkans nach außen rang, fügte sich nicht in die Formen, die Andere gedacht. Das war sie selbst. Eine stark ausgeprägte Individualität voll origineller Kraft. Mit der Wollust eines langgebändigten Trotzes schien sie der Fesseln zu spotten, die Hans Herberts eiserne Strenge ihr angelegt.

Eine wilde Lust an grellen Dissonanzen, ein maßloses Schwelgen in starken Effekten, diese ersten brausenden Akkordfolgen, diese schwindelnden Sprünge. Ein Chaos schien es von unverstandenen, gewaltigen Trieben, ein Suchen und Tasten, ein Fragen und Raten. Und endlich fällt ein Schimmer in das wühlende Düster.

Einem Lichtstrahl gleich taucht ein neues Motiv von überraschender Lieblichkeit auf. Die wilden Wogen ebnen sich, das Tempo wird langsamer. Immer heller und sieghafter schreitet die Melodie daher. Andere holde Stimmen gesellen sich ihr schmeichelnd zu; sie scherzen und necken. Es ist ein Singen, Frohlocken, ein leises inniges Jubeln.

Aber da steigen schon, in wuchtigen Baßakkorden, vereinzelt erst, dann in wilder Folge die alten Bedränger auf. Eine Weile noch kämpft das Licht, flackert hier und dort. Es ist, als schluchzen die Töne und weinen und zucken. Nun ist's wie ein Murmeln, ein Raunen, ein Flüstern. Und nun, unwerkbar fast, einem Hauche gleich, der sich in Lüften verliert — das Ende.

Gespannt hingen Aller Augen an dem fremdartig schönen Geschöpf in dem langen, dunklen Haarmantel, an der jungen, knospenden Gestalt.

„Mignon!" wiederholte Luise sich immer wieder in wachsender Bewegung. „Nur die goldenen Flügel fehlen .... Gott sei Dank! Sonst flög' unser Wunderkind uns am Ende noch in die Wolken!"

Nun erhebt sich Hilde, streift wie aus einem Traum erwachend mit der Hand über die Stirn

Digitized by Google

und starrt erschrocken auf die beifalltobende Gesellschaft. Man drängt sich heran, macht ihr Komplimente. Waldowski, nun nicht mehr der verliebte Kavalier, sondern der kongeniale Musiker, flüstert mit ungewohntem Ernst ein paar Worte ehrlichster Bewunderung. Er bietet ihr den Arm, will sie zu ihrem Platz zurückführen.

Aber sie ist nun wieder ganz das unbeholfene Kind. Sie dankt nicht, sie hört kaum. Verwirrt, mit mattem, ängstlichem Lächeln, blassem, scheuem Gesichtchen, bittet sie Waldowski, sie aus dem Saale zu geleiten.

„Kolossale Unverschämtheit," murmelte Thea Brink, als das Paar an ihr vorüberschritt.

„Mein Gott!" lispelte Frau Ferstel, „haben Sie den Triller mit dem vierten und fünften Finger gehört? Was hat das Fräulein für Fortschritte gemacht!"

Fräulein Ehrenstein aber, die in drei Künsten Dilettierende, schien die größte Lust zu haben, nun ihrerseits sich hören zu lassen.

„Was meinen Sie? Ob man's wohl risiiert?" fragte sie Thea Brink.

Diese zog ihr impertinentestes Gesicht.

„Wenn Sie Lust haben, gründlich abzufallen, probieren Sie's!" höhnte sie.

„Aber erlauben Sie! Man hat doch auch was gelernt! Gräfin Dönhoff sagte noch neulich — —"

„Machen Sie doch nur die Augen auf," sagte die kluge Thea kaltblütig, „ist's nicht, als hätte eine Bombe eingeschlagen? Alles ist wie betäubt, denkt nichts, spricht nichts als das Lob dieses schwarzhaarigen ‚gottbegnadeten Genies'. — Keine Stimmung, liebe Ehrenstein, für hübsche, auswendig gelernte Salontändeleien."

* * *

„Was in aller Welt hast Du Dir neulich bei Deinem tollen Streich eigentlich gedacht?" inquirierte Luise die harmlose Hilde, als sie das erste Mal nach diesem Abend im Vorsaale des Unterrichtsinstituts zusammentrafen.

Sie sah empor. Ihre großen Augen irrten ratlos über das strenge Gesicht der Freundin.

„Gedacht? ... Nun ... nichts! — Ich hab' ihn nur den Abend so garnicht ausstehn können. Ja, gehaßt habe ich ihn wie noch nie. Siehst Du, mit Euch konnt' er schön thun. Aber hat er auch nur ein einzig Mal mich angeblickt? ... Und darum ... ich hielt's nicht aus ... O, er sollte merken, daß ich auch noch da bin ..."

„Allerdings — Dein Mittel war probat," lachte Luise.

„Ach Luise — ich wußte garnicht, was ich that! Aber gestorben wär' ich, hätt' ich mir nicht endlich Luft gemacht!"

„Also die reine musikalische Eruption," sagte Luise. „So hab ich's auch taxiert. Wirst Du denn niemals Deine Launen beherrschen lernen?"

Hilde seufzte tief und zuckte mit berechtigtem Zweifel die Schultern.

„Du reibst Dich auf mit Deinen Extravaganzen," fuhr der weibliche Mentor eindringlich fort. „Wie soll denn so ein schmächtiges Körperchen derlei Stürme aushalten! Übrigens" — und nun klang all ihr Stolz auf das wilde Kind durch den kühlgehaltenen Ton, „glimpflich genug ist's, Dank Deinem blinden Glück, noch abgelaufen. Du hättest Dich unsterblich blamieren, unmöglich machen — Deine Carriere verpfuschen können. Vom Technischen red' ich freilich nicht, denn Du hast Selbstkritik genug —"

Das Blut stieg der kleinen Sünderin in die Wangen.

„Ja ja!" rief sie in voller Zerknirschung. „Die Triolen — ich weiß! und die Oktavengänge! — Aber die ganze folgende Nacht hab' ich geübt —"

Luise schüttelte sie bei der Schulter:

„Im Traum natürlich."

„Nein, im Wachen. Denkst Du, ich hätte auch nur ein Auge zuthun können?!"

„Gott im Himmel!"

Luise schlug die Hände über ihrem klugen Kopf zusammen. „Die Nacht? Und Deine Eltern? Deine zehn unmündigen Geschwister?"

„Die?" lachte Hilde, nun wieder ganz die Alte, „die könntest Du im Schlaf wegtragen, samt und sonders. Mutter plackt sich tagsüber genug mit uns Elfen und Vater pflegt einen so kräftigen Schlaftrunk zu nehmen — Na, und sonst wohnt keiner bei uns. Vater hat sich ja das Haus gebaut, weil uns kein Wirt behalten wollte. Und als wir den ersten Abend drin waren, da rief uns Vater alle zusammen. Jungens! Mädels! kommandierte er, jetzt wird ein Lärm gemacht, daß die Wände

Digitized by Google

wackeln! Jetzt sind wir Hauswirt! Keiner hat uns was zu sagen. Was dann kam, kannst Du Dir denken, selbst unser kleiner Franzel stampfte mit, daß er kirschrot im Gesicht wurde."

„Absonderliche Gesellschaft!" dachte Luise. Sie konnte sich diese Scene mit aller Lebhaftigkeit vorstellen; denn sie hatte auf Hildes dringenden Wunsch mehrmals einen freien Nachmittag in dem hübschen Haus draußen vor dem Schönhauser Thor zugebracht. Und der Gegensatz ihrer genialen jungen Freundin zu ihren nächsten Blutsverwandten war ein Rätsel, über das sie bei all ihrer Klugheit nicht in's Reine kommen konnte.

Die Eltern, beide prosaische Alltagsmenschen, ohne Sinn und Verständnis für Fragen, die über die Grenzen der niedrigsten Bedürfnisse hinausgingen. Der Vater, ein biederer Ostpreuße mit einem Firniß von echt Berliner „Unverfrorenheit", wohlgenährt, breitschultrig, von hellem, praktischem Verstande, das Bild eines jovialen Genußmenschen.

„Das ewige Klavierdräschen!" hatte er Luisen im Vertrauen gesagt. „Hat's doch wahrhaftig nicht nethig, die Hilde. Denn jedes Kind — wänn's auch 'n Stücker else sind und noch nicht aller Tage Abend ist — kriegt mal sein anständig Bischen. Der August Dehn hat nicht gefeiert. Da drin im Arnheim liegt der Depotschein von der Bank, Fräulein. Goldsichere Konsols. Denn auf die Interässen braucht unsereins nicht zu sehn . . . Erbarmen Sie sich! Und die Hilde iebt, als wänn's für Jäld jinge!"

Mit tiefem Seufzer über diesem Rätsel brütend, schüttelte er eine Weile langsam und bedächtig den Kopf und sah Luise, die eine möglichst populäre Erklärung der wunderbaren Erscheinung zu geben sich bemühte, verständnislos an.

Hildes Mutter war eine der vielgeplagten Dulderinnen, die an der Menge ihrer Nachkommenschaft zu Grunde gehen. Ein kleines, abgehetztes, gedrücktes Frauchen, trotz einer respektableu Dienstbotenschaar umhergejagt von früh bis spät; nervös von dem Lärm, der das Haus durchtobte, abgestumpft gegen alles, was den Kreis ihrer Pflichten überschritt.

Und nun die Buben und Mädels! Ein prächtiger, derber Schlag, mit roten Backen und dunkelgrellen Augen. War's doch immer, als quöllen sie unaufhaltsam gleich Meereswogen zur Thür herein. Die Älteren blieben glotzend im Hintergrunde stehen. Die Kleineren drängten sich mit dreister Neugier an den Gast heran, hielten sich an seinen Kleidern fest und wollten „Arm" genommen sein. Das zweijährige Karlchen, dem Luise endlich den Willen gethan, hielt ihr in einer dankbaren Regung seinen aufgeweichten Zwieback mit ermunterndem „da!" an den Mund. Zwei kleine Hosenmätze kollerten sich mit zwei verfütterten, dickbäuchigen Hunden auf dem Teppich herum. Die Kinder kreischten, die Hundekinder, denen übel mitgespielt wurde, quitschten oder kläfften mit ihrer dünnen, blechernen Stimme. Karlchen, aufs Tiefste beleidigt, daß die Tante seine Gabe verschmäht, machte seinem gepreßten Herzen durch sonore Schreitöne Luft, die die Hoffnung auf einen künftigen Stern der Oper gerechtfertigt erscheinen ließen. Luise war nach ein paar Minuten betäubt, schwindelig, wortlos — ratlos.

Hilde aber blieb vollkommen Herr der Situation. Ein barsches „Hinaus!" ein paar energische Püffe, gleichgültig, wohin es traf, ein Schieben, Stoßen, Drängen — und das Zimmer war leer. Draußen aber jammerte die kleine Rotte um ihre vierfüßigen Gespielen, die sich bei der Säuberung verständnisvoll unter's Sofa gedrückt hatten.

Hilde packte mit jeder Hand einen der kleinen Köter am losen Nackenfell, drückte mit dem Ellenbogen die Thürklinke auf und warf die fetten lebendigen Bälle, als wären sie wirklich solche und ohne Gefühl, auf den Flur hinaus.

„So, nun haben wir Ruhe!"

„Aber Karlchen schreit, als wenn er am Spieß steckt. Du hast ihn auch gar zu unsanft hinausexpediert."

Hilde lachte voll größter Kaltblütigkeit. „Die können einen guten Puff vertragen. Das sind sie nicht anders gewöhnt bei uns."

— — — — — — — — — — — — —

Im Rahmen dieses Familienlebens erklärte sich Luisen erst manche schwerbegreifliche Absonderlichkeit Hildes; ihre burschikosen Manieren, ihre nie zu verblüffende Sicherheit, Schlagfertigkeit, ihre Sucht zu Extravaganzen.

Als einziges geistiges, ja geniales Element

Digitized by Google

in einer Schaar von Sinnenmenschen, verwöhnt, angestaunt, in unbeschränkter Willensfreiheit aufgewachsen, den Eltern überlegen und doch von ihrem Beispiel gemodelt — so war sie die Hilde geworden, für die ihr Mädchenname gar so schlecht paßte. Und doch — so wild, maßlos, so leidenschaftlich und ehrgeizig sie war, so fern lag ihr Selbstsucht, Eitelkeit und Überhebung.

Luise bewunderte sie darum im Stillen. Ein anderes Kunstnovizchen hätte nach einem solchen Erfolge wohl schwerlich einen Tadel so ruhig hingenommen. —

Jetzt, als das Öffnen der Flurthür und feste, kräftige Schritte im Nebenzimmer das Nahen des Lehrers anmeldeten, preßte sie, plötzlich bis in die Lippen erblaßt, Luisens Hände:

„O Gott, o Gott! was wird er sagen!“

Ein tiefes Mitleid mit dem geängstigten Geschöpf ergriff Luise. Sie vergaß ganz ihre erzieherischen Nebenabsichten.

„Schätzchen!“ flüsterte sie, „sei ganz ruhig. Er nimmt Dir's nicht weiter übel, daß Du ihm zu einem Triumph verholfen hast. Da Du verduftet warst, und die Leute ihre Begeisterung doch irgendwo unterbringen mußten, hat er alles Lob einstecken müssen. Er sah auch nicht gerade aus, als wenn's ihn kränkte und wird Gnade für Recht ergehen lassen.“

Roderich-Hilde faltete wie ein dankbares Kind mit verklärtem Gesicht die Hände.

„Wirklich? — o Luise —!“

Die kluge Luise! Ja, das war Gnade! Strahlende Gnade, Güte, Vergebung! Und dies sonnige Lächeln, das wider Willen sein ernstes Gesicht überzog, als er drohte:

„Man wird noch einmal den Hals brechen, Fräulein Roderich, wenn man sich vor der Zeit aufs Glatteis wagt!“

Fräulein Roderich! Und dieser feste, achtungsvolle Händedruck! Der Blick, als sähe er sie zum ersten Mal, so voll Staunen, Erwartung und — ja, es war wirklich — Bewunderung darin.

Hilde war's auf einmal so wunderbar ums Herz, als blühten lauter frische, wonnige Frühlingsblumen darin auf. Und sie wurde rosenrot und dann wieder blaß und still; und es flutete und ebbte das junge Blut in stürmischen Wallungen durch ihre Adern.

Als Luise spielte, ließ sie ihre Augen sacht, ganz sacht hinübergehen zu der Menschengruppe am Klavier. Und heut bemerkte sie, daß der schmale blonde Kopf des jungen Mannes, dessen Silhouette sich scharf gegen das Fenster abhob, doch nicht so „entsetzlich häßlich“ sei, als sie ihn bisher gefunden. Ja, dies Profil, von einem scharfen Streiflicht nachgezeichnet, erschien ihr in seiner strengen Regelmäßigkeit, je länger sie's anschaute, eine immer größere Ähnlichkeit mit der Hermesbüste anzunehmen, die der Vater „Muttern“ zu Weihnachten geschenkt hatte.

Und wenn er häßlich gewesen wäre wie die Nacht — so dankbar war sie ihm heut für seine unerwartete Milde, so voll guter Vorsätze, Trotz und kindische Launen abzulegen, daß sie ihm hätte gut sein müssen für all die frommen, schönen Regungen, die er in ihrem Herzen entfacht.

Haus Herberts anfängliche Heiterkeit aber verlor sich bald. Ein paar Mal sah er selbstvergessen horchend nach der Thür, um dann mit zerstreutem Ausdruck sich wieder der Schülerin zuzuwenden.

Er war ein wenig ungeduldig heut, der sonst die unerschütterliche Gelassenheit selber zu sein pflegte. Es passierte ihm, daß er nach einem tadellos gespielten Satz „noch einmal!“ sagte und ein paar grobe Verstöße gegen die musikalische „Sauberkeit“, die sonst unfehlbar eine lange wohlgesetzte Strafrede heraufbeschworen hätten, unbeanstandet durchgehen ließ.

Und nun war's zu Ende. Herbert erhob sich mit einem Atemzuge, der an Tiefe und Dauer mit einem Seufzer verzweifelte Ähnlichkeit hatte, verbeugte sich, klinkte die Thür auf, stand eine Weile zweifelnd und trat dann wieder ein paar Schritte zurück.

„A propos, Fräulein Helfft,“ sagte er, mit großer Aufmerksamkeit die Knöpfe seiner Handschuhe schließend, „wissen Sie vielleicht, aus welchem Grunde Fräulein von Halden — —? Bei dem großen Eifer, mit dem sie ihre Studien — — — muß ich leider annehmen, daß irgend ein — trifftiger — — vielleicht Krankheit — oder — vielleicht die Folgen unseres neulichen Festes — —“

Hans Herbert verwickelte sich in einen Knäuel von Vielleichts und brachte seinen kunstvoll angelegten Satz nicht mit gleicher Vollkommenheit zu Ende.

Digitized by Google

„Ich selber bin erstaunt, daß sie fehlt," unterbrach Luise seine Nöte.

Mit kurzem Gruß entfernte sich Herbert, ohne das spöttisch-mitleidige Lächeln Luises zu bemerken; worauf diese zu Hilde die denkwürdigen Worte sprach:

„Manch Einer ist sein Lebtag musterhaft klug und bedächtig, um dann auf ein Mal alle versäumten Dummheiten gründlichst nachzuholen."

* * *

Das Konzert war zu Ende. Langsam leerte sich der Saal der Singakademie.

Im Vestibül drängten sich Männlein und Weiblein. Jung und Alt, Künstler, Kunstgenossen und Laien harrten geduldig, bis die Gunst des Schicksals ihnen die abgelegten Hüllen wieder in die Hände spielte und tauschten derweil in lebhaftem Stimmengeschwirr die Eindrücke des eben Genossenen.

Ein etwas verfrühtes Konzert in der Mitte des September. Aber der weltberühmte Name des spanischen Geigers, der sich vor einer langen Tournee jenseits des Ozeans von den Reichshauptstädtern verabschiedete, hatte genügt, das Haus bis auf den letzten Platz zu füllen. Hans Herbert, der feinfühlige Pianist, hatte den Platz am Flügel eingenommen.

Nun, die Saison war würdig eröffnet. Man hatte einen erlesenen Genuß gehabt. Unter die unvermeidlichen, gedankenlosen Interjektionen „himmlisch, köstlich, entzückend", womit die Schwärmer explodierten, mischte sich manch wohlbegründetes, verständnisvolles Urteil der zahlreich erschienenen Fachleute.

Luise hatte glücklich ihren Mantel erbeutet. Als sie ihn um die Schultern legen wollte, fühlte sie eine helfende Hand. Sie wandte sich um und sah in das geistreich-häßliche Satyrgesicht Professor Egers.

„Was sagen Sie, Fräulein?" redete der gefürchtete Musikrezensent sie an. „'N paar kapitale Kerle, die Beiden! Grönland und Sahara! Feuer und Wasser! Hat rein den Teufel im Leibe, dieser Señor!"

„Doch immer nur er selbst," erwiderte Luise achselzuckend. „Von meinem Bach und Beethoven soll er mir fortbleiben! Die haben unter seinen Händen ein ganz ander Gesicht gekriegt .... schwarze Haare und Bronzeteint, wie er selber."

„Dafür hatten wir ja unsern Herbert ... Unsern Denker! Unsern Tüftler! ... Der bringt immer den Tondichter selbst, mag er nun Chopin oder Jensen oder Brahms heißen."

„Das Publikum dankt's ihm nicht," fiel Luise pessimistisch ein.

„Das Publikum" ... brummte der Professor verächtlich. „Meistens hat er freilich das Unglück seine Perlen vor — na, nicht lästern," unterbrach er sich. „Aber heut ... mit dem Erotikon ... das war ja ein Jubel .... na, leben Sie wohl ... sehr gefreut, liebes Fräulein ..."

Er reichte ihr die Hand, geriet aber dabei in Kollision mit Hilde, die eben herangestürmt kam und sich Luisen in die Arme warf.

„O Du! Ich war im Himmel!" rief sie außer sich.

Ein weißer Schleier von spanischer Spitze umhüllte ihr dunkles Haar. Darunter schimmerten die Augen in trunkener Seligkeit, so weich, hingebend, weltvergessen, daß Luise sie staunend betrachtete.

„Im Himmel? So komm nur schleunigst herab," mahnte sie gleichwohl ruhig. „Der Herr Professor denkt sonst am Ende, Du habest das hier unten übliche ‚Guten Abend' verlernt."

Sie blickte um sich mit großen erstaunten Augen.

„Ach, Herr Professor! 'N Abend! Hab' Sie nicht gesehn! Nichts hab' ich gesehn! Auch die Gerta, die da drüben mit irgend 'ner hochmütigen Gräfin spricht, hab' ich bald umgerannt!"

Dabei schüttelte sie derb und kameradschaftlich die Hand des gefürchteten Mannes, schlang noch einmal heftig die Arme um Luisens große Gestalt und: „Adieu! Muß nach Haus, das himmlische Erotikon spielen! Hör' es noch, la la, lalala — ach Luise ..."

Fort war sie. Die Beiden lachten.

„Alle Wetter! Die stürmt noch mal den Parnaß," sagte der Professor, grüßte freundschaftlich und gesellte sich zu anderen Bekannten. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vor dem Spital.

Bett an Bett! Rings blasse Wangen,
Augen, vom Ertragen matt,
Drückend Schweigen, schweres Bangen
Und die Luft von Dünsten satt.

Nun ins Freie! Gleich am Thore
Pfeift entgegen mir der Wind,
Kündet lustig meinem Ohre,
Daß hier die Gesunden sind.

Und da schreiten sie und jagen,
Weib und Mann und Kind und Maid, —
Helle Luft und frisches Wagen,
Ewige Geschäftigkeit.

Was gebrochen, was verloren,
Sie vertraun's den Lippen nicht,
Schmerzen, welche innen bohren,
Deckt ein lächelndes Gesicht.

Alles will die Kräfte zeigen,
Sucht des Lebens vollen Drang,
Und so geht der bunte Reigen
Froh und farbig seinen Gang.

Hier und dort ein flüchtig Stocken,
Das Geschick trifft seine Wahl —
Und die Opfer tief erschrocken,
Schleichen fort sich aus der Zahl.

Zwischen Mauern, ungesehen,
Jagen sie mit bleichem Mund,
Ob sie wieder auferstehen —
Draußen ist die Welt gesund!

Friedrich Adler.

Ein Schmetterling.

Als mit meinem Kind ich heut'
Durch den Garten ging,
Flog ihm auf sein weißes Kleid
— Husch! — ein Schmetterling.

Lieblich Bild, das sich uns bot:
Klappte er in Ruh
Seine Flügel schwarz und rot
Immer auf und zu.

Saß das scheue Tierchen so
Eine Weile dort,
Hob dann seine Schwingen froh
Und flog langsam fort.

Hat es von Titania
Einen Gruß gebracht? . . . .
Einer alten Sage da
Hab' ich nachgedacht:

War einmal ein Griechenkind,
Schön und klug, dem früh
Schon die Muse, treu gesinnt,
Ihre Huld verlieh.

Wenn der Knabe schlummernd lag,
Flogen ihm im Nu
Summend aus dem Blütenhag
Emsige Bienen zu;

Und den Honig, den es trug,
Legte da mit Fleiß
Jedes Immchen ihm im Flug
Auf die Lippen leis'.

Träumend schlürfte er Genuß,
Ließ es gern geschehn; . . . .
Seiner Rede süßen Fluß
Pries die Stadt Athen. —

Nicht von solchem Ruhm hat mir,
Liebes Kind, geträumt,
Als der Schmetterling bei Dir
Heut' so lang gesäumt;

Habe bei mir selber nur
Insgeheim gedacht:
Hätt' er seiner Frohnatur
Dir ein Stück gebracht!

Seiner Lust an Spiel und Tanz,
An der Blüten Pracht,
Seiner Lust am Sonnenglanz! . . .
Seht, mein Kindchen lacht!

Johannes Schürmann.

Digitized by Google

Der Podestà.

„Thöricht klagt das Volk", so sprach der
Wohlgenährte Podestà.
„Nicht ein jedes kann ja reich sein,
Doch für alle scheint die Sonne".

Und es sah aus seiner Kutsche
In die wunderschöne Landschaft,
Sah, wie die Olivengärten
Schimmernd sich an Hügel schmiegten,
Sah die Früchte golden reifen,
Und durch Maulbeerlaub begrüßt' er
Lächelnd dort das Meer, das blaue,
Drauf die Sonne Segel spannte.
„Nicht ein jeder kann ja reich sein,
Doch wer leben darf in diesen
Wundergärten, diesen üpp'gen
Weingeländen, ist er arm denn?
Offen wird das Herz und jubelt,
Und für jeden scheint die Sonne."

Und sie hatten vor dem weißen
Niedern Häuschen; auf zerbrochne
Schindeln fließt der Tag, und leise
Kegen sich die zarten Gräser
In den Spalten. Müde schläfert
Dort bepackt der zottig braune
Magre Esel, zuckt nur manchmal
Mit den Ohren, wenn die Fliegen
Allzu lästig werden; müde
Trägt die Lehmwand den zerzausten
Dachstuhl, und apathisch baumelt
In den letzten Angeln jener
Grüne Laden.

„Hört! Ein Gläschen
Guten Weins! Ihr habt wohl welchen!
Es ist heiß!" —

Aus klaffend dunkler
Öffnung stiert ein Weib. Dann tritt sie
Scheu zurück. Ein Schwarm von Kindern,
Schmutzig und zerlumpt, bestaunen
Offnen Munds die Fremden, stoßen
Stumm einander, und in jedem
Auge glimmt ein Fünkchen Hoffnung:
„Wird er geben? Und wieviel wohl?"

Jener trinkt, verzieht die Nase,
Schüttelt sich und reicht der Alten
Gnädig hin ein blankes Geldstück.
Alle drängen sich, zu gaffen,
Und die Alte nickt und schmunzelt,
Öffnet auch den Mund und sagt nichts.

„Herrlich wohnt ihr hier! Ein Stückchen
Paradies ward euch zu eigen,"
Schwärmt der Dicke, und die Alte
Nickt und lacht und hüstelt: „ja auch!
Dank's Euch Gott!" und sieht aufs Geldstück.

„Und die Sonne", meint er gnädig,
„Lacht euch immer in die Fenster."

Durch die Runzeln müht ein freundlich
Lächeln sich. Sie nickt: „O ja auch!"
Und besieht verliebt die Münze.

Er darauf: „Das Meer im Laub dort!
Ach! Ihr tauscht mit keinem Städter!"

„Dank Euch, Herr! Und gute Reise!"
Und sie dreht das Stück und putzt es
Schill die Kleinen aus und bückt sich
Wieder in das Loch.

Wie liegt im
Hellen Sonnenglanz die Gegend!
Sehr zufrieden lehnt im Kissen
Freundlich schmunzelnd der Beamte.

„Ja, es lebt sich gut auf Erden,
Denn für alle scheint die Sonne."

Julius Havermann.

Im Mordgrund.

Ich wand're durch den Tannenwald.
Die Sterne flimmern fern und kalt.

Es knirscht der Schnee mir unter'm Fuß.
Aus dem Dunkel schallt des Käuzchens Gruß.

Ein steinern Kreuz am Wege steht,
Es mahnt zu frommem Stoßgebet.

Vor Zeiten in einer Sommernacht
Ward hier ein Wandrer umgebracht.

Es war just in demselben Jahr,
In dem ich so glücklich, so glücklich war. — —

Was regt sich auf der Lichtung dort?
Belauert hier auch mich der Mord?

Es schleicht heran. Es stößt das Erz
Mir mitten in das bange Herz. —

Doch kein Bandit durchbohrte mich.
Erinnerung war's, die mich beschlich.

Otto Oppermann.

Digitized by Google

Am Morgen.

Goldumsponnen im Morgensonnenschein
Prangt der duftenden Garten,
Taugeschmückt.
Du aber wandelst im Grünen
Geliebte,
Von Sonnenstrahlen umrankt
So rosig weiß, so blühendduftig
Schwebend und schön
Wie eine Blütenflocke im Lenz.

Da regt sich mein Sehnen in meiner Seele:
Gleich den Sonnenstrahlen rankt sich um Dich
Geliebte
Meines Herzens geheimstes Wünschen,
Wunsch und Verlangen.

Versprichst auch du für künftige Zeit
Innigster Hoffnung süße Erfüllung
Wie die Blütenflocke im Lenz?

Oder fasst dich ein Sturm,
Wie er oft, ach, so oft
Im Frühling erbraust,
Mit rauhem Griff,
In das blühende Glück
Mitten hineinfährt!
Vergeblich sucht dann dich mein Auge
Umsonst ruft mein Herz nach dir —
Nimmerzufinden wehtest du fort,
Weit fort — hinausgewirbelt
Wie eine Blütenflocke im Lenz!

H. Lange.

In stiller Nacht.

Du flechst wohl jetzt die Lampe an
Daheim im trauten Stübchen
Und bist bei deinem lieben Mann
Und deinem kleinen Bübchen.

Vielleicht auch schwingst du dich im Tanz
Umbraust von Walzertönen
Umblitzt von Diamantenglanz
Als Königin der Schönen.

Wo wir verbracht die Kinderzeit
Mit Singen und mit Springen
Ist jetzt wohl tiefe Einsamkeit
Und nur die Grillen singen.

Es ist die Nacht voll Sternenpracht
Und heilig stillen Webens.
In stiller Nacht hab ich gedacht
Der Liebe meines Lebens.

Rudolf Knussert.

Geduld.

Schenkst du mir ein wenig Huld,
Sag' nicht „warte", sag' „Geduld"
Nur nicht dieses kalte, harte,
Messerscharfe „warte warte"!
Schon in meiner Kindheit Tagen
Auf mein Flehen, auf mein Bitten

Hörte ich's zur Antwort sagen,
Hat es mir ins Herz geschnitten.
Endlich hab' ich mich ergeben
In ein armes, dunkles Leben —
Schenkst du mir ein wenig Huld,
Sag' nicht „warte", sag' „Geduld".

Fr. Königsbrun-Schaup.

An die Geliebte.

Der Springbrunn ruht, es ruht die weite Runde
In Luft und Wasser herrscht ein tiefes Schweigen.
Es glänzt und glitzert heil'ger Sternenreigen
Am Himmelszelt und auf dem nassen Grunde.

Da denk' ich deiner, der im Liebesbunde
Ich ganz mich gab mit Seel' und Leib zu eigen,
Und wie der Sehnsucht stille Gluten steigen,
Wähn' ich dich nah und näher mir zur Stunde.

Dem goldnen Sterne möcht' ich dich vergleichen,
Der fern zu Häupten mir die Nacht durchfunkelt
Und nah zu Händen flimmert hier im Bronnen.

So schwebt dein Bild, der fernen Minnereichen,
Mir nah vor Augen, wenn der Abend dunkelt,
Doch — wie ich's fassen will, so ist's zerronnen.

Friedrich van Hoffs.

Digitized by Google

Heimkehr.

Ein Zwiegespräch

von

Adalbert Meinhardt.

(Schluß.)

A.: Gut, so weit wären wir. Glauben Sie mir's nur, Ehrlichkeit ist die beste Waffe. Was nützt denn Ihnen all' das Leugnen und Drehen und Wenden. Ein ehrlich Geständnis und wir wären fertig mit einander. Ich liefere Ihnen hier den Schlüssel und ließe Sie gehen.

B.: Ist das wirklich Ihre Absicht?

A.: Daß ich mein Wort zu halten pflege, ich meine, das sollten Sie wissen von früher.

B.: Nun ja. Sie hatten den Ruf. Ehrenhaft wie Graf Georg hieß es — ehemals.

A.: Ehemals? Ist's hernach anders geworden?

B.: Das habe ich nicht sagen wollen.

A.: Sie sagten es aber. Wodurch? Reden Sie endlich?

B.: Wenn Sie mir den Schlüssel geben.

A.: Im Augenblick, wenn Sie gesprochen haben.

B.: Nein, vorher.

A.: Vorher nicht. Was ich sage, das halte ich. Und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie laufen zu lassen, wohin Sie wollen, sobald Sie mir gestanden haben, was Sie, oder ich, oder irgend wer that, verbrochen hat, kurz, was geschah, das Sie bei meinem Anblick entsetzte.

B.: Herr Graf, ich kann .... ich habe Ihnen nichts zu sagen.

A.: Gut, dann bleiben Sie hier noch im Zimmer. Ich gehe indessen — die Adresse in Athen zu erfahren, wird wohl nicht so schwer sein — ich gehe, Ihre Frau verständigen, daß sie Sie nicht so bald heut' erwartet.

B.: Nein! Um Gotteswillen, nein!

A.: Was war das? Sie schreien ja förmlich. Mensch, wollen Sie mir hier noch in Krämpfe verfallen? Lassen Sie meinen Arm los und den Schlüssel. So. Sie sehen, ich bleibe bei Ihnen. So. Und nun reden Sie selbst.

B.: Nein, ich kann nicht.

A.: So werde ich doch wohl das Mittel anwenden müssen, das Sie mir soeben als wirkungsvoll zeigten. Nämlich Ihre Frau befragen. Obwohl ich nicht weiß, wie ich mich verständigen soll. Neugriechisch kann ich nämlich nicht.

B.: Neugriechisch?

A.: Spricht sie das nicht? Sie ist doch Gesanglehrerin hier. Ist sie keine Griechin? Aber im Grunde geht sie mich nichts an. Und ich mag auch nicht von ihr, der Fremden, hören, was mich betrifft und mein Leben. Kann ich's doch besser von Ihnen erfahren. Ich brauche nur ein wenig zu warten. Denn wenn Sie nicht vom Balkon hinunterspringen, zu der Thür da kommen Sie lebend nicht hinaus, bevor Sie gesprochen. Und nun sehen Sie im Spiegel gefälligst sich selbst an, mit Ihrem kreideweißen Gesicht und dann mich daneben.

B.: Herr Graf, der Spott über mein schwächliches verkommenes Äußere ...

A.: Ist überflüssig. Hm ja, Sie könnten Recht darin haben. Übrigens brauchen Sie um meine vierschrötige Natur mich nicht grade zu beneiden. Mein Vater zog mir Oskar vor, weil er weicher, gefügiger war. Und das Mädchen, das ich liebte, Ada ... Was war das? Sie zuckten zusammen beim Klang des Namens. Haben Sie sie doch gekannt? Halt da, ich muß Ihre Züge sehen. Hierher zum

Digitized by Google

Fenster. Also Sie haben Ada gekannt? Und Sie liebten sie, natürlich. Man mußte sie lieben, mit ihrem blassen, süßen Gesichtchen und den traurigen Augen, die einem jeden zu sagen schienen: Ich bin Dein. Und Sie hatten einen solchen Blick gesehen, Sie hielten mich für Ihren Nebenbuhler! — ich selbst, ich weiß einmal, wie sie Oskar so angeschaut hat ..... Sie schwor mir's, daß sie ihn nicht liebte, ja ihn haßte, und wie sie das sagte, mit welchem Ausdruck von Qual, von Zorn in den milden Augen! — Aber Sie, Sie sahen an dem Abend mich von ihr kommen und redeten sich ein, was nicht war und haßten mich und haben mich bei ihr verleumdet.

B.: Bei ihr? Nein, das nicht, ich schwöre es Ihnen!

A.: Bei wem denn? Bei meinem Vater? Was können Sie dem, von mir, seinem Ältsten, vorgelogen haben, was er glauben mußte? Ich bin mir keines Unrechts bewußt. Denn am Ende, daß ich gegen seinen Willen in Ada drang und daß ich mir nichts sehnlicher wünschte, als sie zu meiner Frau zu machen, das war ungehorsam, doch war's kein Verbrechen. Und was Sie ihm weiter von mir viel Schlimmes gesagt haben können ...

B.: Nichts, als das allein. Aber die Folgen, die nicht ausblieben ...

A.: Mensch, was soll das heißen? Ich verbitte mir diesen Ton. Ada, — was später aus ihr wurde, das weiß ich nicht. Und viel Gutes wird es wohl nicht sein. Denn die Art, auf die mein Vater mir zur Antwort schrieb auf meine Fragen, daß sie verheiratet sei und fort, daß er mich bäte, diese Person vor ihm zum mindesten nicht mehr zu nennen, die Art ließ mich schon seit Jahren befürchten ... Einerlei. Sie war als Kind unseres alten Freundes bei uns im Hause aufgenommen, wie unsere Schwester. Und ich wollte sie zu meiner Frau machen und liebte sie. Herr, was sollte vorhin der Ton?

B.: Wenn Sie es denn noch nicht wissen. Fräulein Ada Weber ..... etwa ein halbes Jahr nach Ihrem Fortgehen genas sie — eines toten Knaben.

A.: O, das arme, arme Mädchen! Deshalb ihre Weigerung? Deshalb ihr Schaudern bei meinen Worten? Und Sie machten meinen Vater glauben, daß ich der sei. Um sich selber zu schützen.

B.: Mich? Nein, wahrlich nicht. Mich schützen? Wovor denn? vor wem? Glauben Sie, es hätte mir viel geschadet, mich gehindert, wenn man mir so was nachgesagt hätte?

A.: Freilich nicht viel. Von mir dagegen wär's ein Treubruch gewesen, eine Verletzung aller Sitte, aller ehrlichen Mannespflichten, im Haus meines Vaters, die Hausgenossin, die Schutzbefohlene, die Waise ..... Und mein Vater konnte das glauben? Und mein Bruder? Oskar wußte, von mir selber, daß ich fortging, weil sie mich nicht wollte. Ist das Gerücht bis zu ihm auch gedrungen? So konnte er nicht schweigen.

B.: Doch. Er schwieg.

A.: Weshalb? Er hätte mich verleumden lassen, Oskar selbst? Nein, nein, das will ich nicht von ihm glauben. Oder — Sie verleumden ihn jetzt, so wie mich damals.

B.: Ich wollte, ich thät' es.

A.: Und sie haben meinem Vater erzählt, Sie selbst, ich hätte Ada ...

B.: Ja, weil ich es glaubte und glauben wollte. Von der Höhe Ihrer kalten, rauhen Tugend hatten Sie so oft mit Verachtung auf mich geblickt ... das hat mich beleidigt.

A.: Aber Oskar, mein eigener Bruder! Wie durfte er schweigen! Sie sagten ihm und meinem Vater das von mir. Und Ada schwieg dazu. Und er schwieg und ließen es den Alten glauben und alle Welt .... Ada und er, die Beiden ... Nein!

B.: So begreifen Sie's endlich.

A.: Nein, ich begreife es nicht, ich will das nicht begreifen! Ich will es nicht!

B.: Nun gut. Wir sind auch so jetzt fertig. Sie versprachen ja doch, war's nicht so? mich fortzulassen, sobald ich Ihnen die Wahrheit gestanden. Dies ist die Wahrheit. Ich schrieb Ihrem Vater, was geschehen und was ich glaubte, ja wirklich glaubte, daß Sie begangen. Er glaubte es auch. Das Gerücht trug es bald weiter. Kein Mensch sprach dagegen, nicht einmal Ihr Bruder. So mußt' es wohl wahr sein. Und als er starb, nicht lang darnach, an irgend einem sonst gefahrlosen Übel, da ward er von Ihrem guten Vater für einen Heiligen gehalten für einen, den der bloße Gedanke

Digitized by Google

daß sein Bruder eine niedle That begangen, zu Tode gedrückt. Ich aber wußte . .

A.: Halt. Kein Wort weiter. Das sprechen Sie nicht aus. Mein Vater täuscht sich nicht. Er kannte seinen Liebling gut. Oskar ist wohl zu schwach gewesen, laut die Wahrheit zu bekennen. Aber das Schweigen brach ihm das Herz. Und Sie, der Sie durch Ihre teuflische Beschuldigung die Veranlassung dazu gaben, daß er seinem Bruder die Ehre stahl, Sie sind sein Mörder. Hier. Versprach ich's Ihnen, den Schlüssel herauszugeben, so nehmen Sie nur. Aber das Versprechen, Ihr Leben zu wahren, das gab ich nicht. Und hätt' ich's gegeben, ich brauchte dem Mörder meines Bruders, meinem Feinde es nicht zu halten.

B.: Nicht? Da unten in Afrika mögen Sie wohl mehr als einmal so ein schwarzes, armes Lebenslicht ausgeblasen haben. Ob dort einer mehr ist oder minder, wer fragt darnach! Hier aber —, ich bin verfehmt und friedlos; seit ich jene Worte aussprach, hat mir nichts mehr glücken wollen; die Heimat verließ ich, weil sie und ich dort scheel angesehen wurden; in meinem Beruf konnte ich nicht mehr vorwärts kommen ohne festen Wohnsitz; ich trug mein Elend von Ort zu Ort, bin nicht viel mehr jetzt als ein Vagabund; — aber doch, ich bin ein Mensch! Und hier in Europa, selbst in Griechenland, giebt's Polizei, die jedes Menschenleben rächt. So ganz ungeahndet werden Sie mich nicht über den Haufen schießen können. Selbst meine Frau ... es wird Sie, fürchte ich, dann nicht sehr freuen, die wiederzusehen.

A.: Richtig. Sie hatten ja auch eine Frau. Ich sollte sie wiedersehen? Was heißt das?

B.: Nun, daß Sie sie von früher gut kennen.

A.: Wen?

B.: Ada.

A.: Wen?

B.: Aber, Sie hören es ja, Ada Weber, meine Frau.

A.: Mensch! Nein, Bestie!

B.: Weshalb? Was packt Sie wieder? Das können Sie mir doch nicht verargen, daß ich das Mädchen geheiratet habe? Sie sollten mir viel eher danken; ich sagte Ihnen schon, daß ich sie liebte.

A.: Und das ist das Schweigegeld gewesen, womit man Ihnen die Zunge festband? Ada und Oskar, meine beiden Nächsten und Liebsten .. Gut denn, hier haben Sie den Schlüssel, Sie können gehen.

B.: Herr Graf!

A.: Es ist genug. In Europa bin ich seit heute. Aber in den wenigen Stunden hörte ich zu viel und lernte ich zu viel. Ich mag nichts mehr hören. Verleumdet hinter meinem Rücken von einem Menschen, der mein Genosse war. Verraten von dem armen Kinde, das ich geliebt. Und mein Bruder war ein Schurke. Und mein Vater hält mich dafür. Und ich kann ihm den Argwohn nicht nehmen, denn er liebte meinen Bruder, niemals mich, niemals. Sonst hätte er das ja nicht glauben können. Wenn ich ihm jetzt sagte, Oskar war es, nicht ich, er glaubte es mir nimmer. Oder er müßte daran sterben, so, im Augenblick, wie mir im Herzen der Friede jetzt hinstarb. Es ist mir zu viel.

B.: Herr Graf!

A.: So gehen Sie. Der Schlüssel steckt ja.

B.: Sie sind sehr großmütig Herr Graf.

A.: Großmütig! Wahrlich, Sie sind sehr witzig. Aber nein, ich darf Sie mit dem Witz nicht entlassen. Sonst könnten Sie wieder die Sache verdrehen und — Sie sind mir zu schlecht, um Sie zu erschießen. War das deutlich? Verstehen Sie das?

B.: Ja. Und Sie haben Recht, das Leben, das Sie mir lassen, stets auf der Flucht, stets schuldbewußt, ehrlos, heimatlos, das ist im Grunde härter als Tod. Sie sind längst gerächt, daß Sie es nur wissen. Noch eins. Und Sie? Ada wird mich sicher fragen ....

A.: Wird sie das? wirklich?

B.: Herr Graf, Sie — wenn ich es ändern könnte! Sie thun mir so leid.

A.: Das hatte grade noch gefehlt. Ihr Mitleid, Ihres. Wohl Ada's auch? Mensch, gehen Sie, oder .... Ich bin nur von Fleisch und Blut. Ich weiß nicht, ob ich mich viel länger beherrschen werde.

B.: Ich gehe. Denn, auf Ihre Verzeihung darf ich doch schwerlich ..... Ich gehe ja schon. —

A.: — So, das wär also Europa gewesen. Ich hatte mir's anders ausgemalt. Heimkehr

Digitized by Google

und Wiedersehen und Heimat ..... und ein bißchen Ehre dem Forscher, Entdecker ..... War ich so eitel, das zu erwarten? Ich bin gestraft genug für die Schwäche. Es ist vorbei. Alles. Auch die Akropolis dort oben, mein Schulathen. Lebt wohl, Ihr! — Von heute an wieder allein, bei den Schwarzen, am Tanganjika.

Die Blumen meiner Mutter.

Im Garten blüh'n die Blumen,
Goldlack und Veigelein,
Nichts Schönres könnte sein.

Im Garten blüh'n die Blumen,
Die meine Mutter pflag,
So manchen lieben Tag.

Im Garten blüh'n die Blumen
Schön gelb und blau und rot,
Die Mutter, die ist tot.

Und aus den Blumensternen
Schaut mich ihr Auge an,
Wie sie es einst gethan.

Im Garten blüh'n die Blumen:
Wie Perlen hängt der Thau
An ihnen hell zur Schau.

Oder sind es die Thränen,
Und alle hier vereint,
Die sie um mich geweint?

Hans M. Grüninger.

Mondnacht.

Nachthauch strich über das Feld.
Silbern erglänzte im Grase der Thau,
Schimmernde Perlen auf schlafender Au,
Ringsum lag schweigend die Welt.

Bläulicher Nebel versank.
Über die Büsche dunkel und dicht
Rieselte leuchtend flüssiges Licht
Nieder auf grünes Gerank.

Rastend auf moosigem Stein
Sahst du mich an mit den Augen so klar,
Neckisch in deinem flimmernden Haar
Spielte des Vollmonds Schein.

Sag' o Lieb', war es ein Traum,
Daß ich in stiller, nächtlicher Stund'
Leise dir küßte Wangen und Mund,
Unter dem schlafenden Baume?

E. Müller.

Überall du . . .

Ich schrieb einst deinen Namen in den Schnee.
Die Sonne sog ihn auf, und führte ihn
Mit Frühlingsdünsten in die Himmelsluft;
Die Erde trank ihn schmelzend in sich ein.
Nun sproßte spitze Saat, die Knospe schwoll,
Die Vögel sangen, und der Lufthauch zog;

Es glänzte Land und Meer. Da ging ich aus,
Das Herz voll inniger und sel'ger Liebe,
Und las nun deinen Namen in dem Licht,
Auf Erd' und See; er klang mir in der Luft:
Ich ging und fand dich, Liebchen, überall.
Nun mein' ich stets, ich hör' und sehe dich.

Leopold Wollmar.

Dämmerung.

Die Uhr hebt aus zum sechsten Stundenschlag:
Zu Ende geht ein trüber Regentag. —
Heut' ließ zu mir die finstre Wolkenschicht
Auch nicht ein Fünkchen goldnes Sonnenlicht.

Der Tischler drüben will nicht müßig sein.
Er hobelt emsig noch im Abendschein
Zu einem Sarg fünf Bretter, lang und schmal . .
Glück auf zur Reise drin ins Totenthal!

Paul Grotowsky.

Spruch.

Jugendsehnsucht, Jugendtraum
Will die Flügel spannen,
Führt dich über Zeit und Raum
Weltenab von dannen.

Schwing dich hoch, dir muß die Welt
Klein zu Füßen liegen:
Wer die Sonn' im Auge hält
Kann sich nicht verfliegen.

H. Löbner.

Digitized by Google

Maria Janitschek.

Von Ludwig Beer.

In künstlerischen Kreisen, besonders in Kreisen der bildenden Kunst, begegnen wir bisweilen einem Sprachgebrauch, der nicht ohne eine feine symptomatische Bedeutung ist. Es ist da die Rede von Jasagern und Neinsagern. Die Jasager sind gesunde Leute, Menschen gleichsam ohne Nerven, denen alle Zerrissenheit ein Greuel ist, und die nicht übel Lust haben, die verzwickteste Frage mit einem Schlagwort abzuthun. Die Neinsager fühlen sich von Fragen umringt, wie mit zahllosen Nadelstichen angefallen, und da sie weder eine Lösung in Bereitschaft haben, noch zu Kompromissen mit dem Bestehenden Willens sind, so sind sie auf das Zerstören angewiesen, und zwar zuweilen mit einer neidischen Wut, die sich gegen jede Schöpfung als solche kehrt. Aber auch in dieser Ausschreitung gelten sie für unendlich wertvoller wie die gesunden Jasager, und es geht sogar die Meinung, daß eine feine moderne Seele überhaupt nicht gesund sein könne.

Dieser Gegensatz, der also zwischen sich ein Drittes nicht duldet, ist ein lautes Zeugnis für die Zerrissenheit der Zeit. Es ist, als ob in unserer, in mancher Beziehung alternden Gesellschaft unter dem massenhaften Aufsprossen triebkräftiger Erkenntniskeime ein Wehegefühl sich verbreite, ein Kreisen, das zu keiner Geburt führen will. Kolossale dichterische Weltanschauungen rollen durch die Luft, man glaubt im Nebel das Land der Zukunft zu erkennen und möchte es schon mit einem kühnen Sprung erreichen, das morsche Schiffleln der alten Moral zurückschleudernd wie einst Teil das Schifflein des Geßler. Oder man setzt sich sozialistisch mit verzweifelter Energie über die Schwierigkeiten der Weltverhältnisse hinweg und begründet das neue Reich der allgemeinen Menschenverbrüderung in Arbeit und Genuß. Inzwischen wirft sich der Künstler auf die Natur, wendet, betastet, belauscht sie von allen Seiten, sucht ihr feinstes Geäder, ihren verborgensten Nerv zu erspüren, oder da das Allerzarteste, das Flüchtigste, die Blume des Geistigen, das eigentliche Weltgeheimnis sich doch nicht in grobe, irdische Formen abfangen läßt, so bemüht er sich, es im Sinnbild zu erhaschen und mit nebelhaften Wolkenzügen ahnungsweise an den Himmel zu malen.

Im Jahre 1885, zu einer Zeit, als es noch keine deutsche Problemdichtung gab und der welsche Symbolismus noch nicht zum Dogma geronnen war, erschien in dem wagelustigen Verlag von Spemann ein seltsames kleines Buch: Legenden und Geschichten. Dieses Büchlein, in einer damals wenig geläufigen Form, in freien Rhythmen, nicht ohne Nöte und Satzverrenkungen, aber mit einem breiten, schmetternden Ton und einem bisweilen bacchantischen Schwung, hatte zum Inhalt — Fragen; und zwar so ziemlich alle Fragen, die ein modernes Gemüt in Verwirrung setzen: Gott und die Unbarmherzigkeit, die entsetzlichen Leiden der Menschheit und die Gebrechlichkeit alles Irdischen. Derlei unlösbare Probleme wurden in riesige Visionen ausgebaut, und dazwischen wandelte eine unverschleierte Erotik, deren edle, scheinbar klassische Formen von dem wollüstig heißen Blut modernen Empfindens durchglüht wurden. Eine fremde Eigenart, gleichsam der Vorläufer einer Bewegung, hatte die Bühne betreten, und dieser Vorläufer war eine Frau.

Maria Janitschek ist eine Tochter heißen Blutes. Ihr Vater war ein Pole, ihre Mutter stammte aus Frankreich, in Österreich ist sie zur Welt gekommen. In ihren Mädchenjahren bereits führte sie in Graz die journalistische Feder; 1882 folgte sie in großer Jugend dem edlen Hubert Janitschek, dem trefflichen, heute betrauerten Kunstforscher als Gattin nach Straßburg. Diese Verbindung und diese Übersiedlung mußten für sie bedeutungsvoll werden. Auf der einen Seite öffnete sich das weite Gebiet der Kunst, die großen Formen der Antike und Italien, die heilige Mutter des modernen Empfindens; auf der andern Seite lag in nächster Nachbarschaft das Land, das uns unmittelbar und auf dem Umweg über Rußland und Skandinavien eine neue Technik, ein erweitertes Stoffgebiet und eine andere Betrachtungsweise der natürlichen Dinge übermacht hat. Zugleich sah die Dichterin in Straßburg die sozialen Gewitter gleichsam auf dem Pflaster liegen; an warmen Abenden erschienen manche Straßen bedeckt mit Arbeiterleibern, die sich schlechtweg auf der Erde wälzten. Maria Janitschek war jung, lebhaft und grüblerisch zugleich, glühend und kalt objektiv in einem Atem; nehmen wir dazu ein gut Teil weltfremder Unerfahrenheit, und das unbedachte Zusassen eines leidenschaftlichen Kindes. Nietzscheanerin und von sozialen Anschauungen bedrängt, Naturalistin des Pro-

Digitized by Google

blems und Symbolistin der Form, ist Maria Janitschek alle Zeit ein großes Rind geblieben. Noch heute ist sie im stande, die verwegenste Unmöglichkeit als Ereignis auszubreiten, und mitten in einem geordneten Verlauf schießt ihre Phantasie einen ganz unerwarteten Kobold. Aber diese Phantasie flutet von Farben, die weibliche Traumkraft ist zu einer zuvor unerreichten Höhe gesteigert, und da sie den Mut und das Bedürfnis der Wahrheit und ein qualvoll eindringliches Grüblerauge hat, so ist sie eine manchmal seltsam wirkende, aber überall eine Dichterin von Eigenart und Größe.

Internationalität, etwas Sprachgemisch, ein wenig weibliche Undisziplinierbarkeit, die ebenfalls weibliche, südlich gesteigerte Stärke des Bildersehens, ein wiederum südlicher Schönheitshunger, genährt mit den großen Erscheinungen der Antike und Renaissance und nicht zum wenigsten der Phantastik des Katholizismus — so ergiebt sich die noch mangelhafte und sehr reiche, prächtige Form ihrer ersten Entwickelung, aus welcher bis heute ein Wellen und Fluten farbigen Lichtes auch in ihre Prosa hinübergeflossen ist. Man muß gefaßt sein, in ihren schönsten, weichsten Versen plötzlich über ein Fremdwort wie Egoismus, Mechanismus, Instinkt oder gar Plebs, über das österreichische vergessen auf, oder über das schreckliche Idiomatische vor im Sinne von bevor zu stolpern, durch ein eingestreutes moralisches Flosskelchen aus allen Himmeln der Illusion gerissen zu werden, oder gar an manch einem der wenigen gereimten Gedichte alle Schrecknisse der Reimnot durchzukosten. Das sind so die kleinen Makel, die die und da an ihrer Versprache oder auch an ihrer Prosa haften. Daneben nun geht eine wahrhaft sprachbildende Kraft. Die heimatliche Erde wird mutterarmeweich genannt, das Antlitz des Wanderers labedürftig, der Busen eines jungen Weibes pfuschstill, die besonnte Natur farbetändig, lichtgesättigt; des Abends zittern am Himmelsrand die letzten Tropfen weichen Lichtes, dann verschleiert mit liebevollen Händen Dunkelheit die tagentblößten Wunden — und wiederum wird der wundersame Körper des Universums erst entschleiert, wenn die goldne Decke (des Lichtes) von ihm hernieder gegittten ist. In einer schauerlichen Vision sucht die Seele des Paulus den Ewigen. Vom Wirbelwind verfolgt, von eklem Schwindel hin und her geschleudert, kommt sie, einem Lichtschein folgend, den sie in ihrer Todesangst erspähte, über weite, fremdartige Ebnen, die nicht Meere, nicht Fluren, nicht Sand, zu einem unbeschreiblichen Gebilde, gleichsam einer Wolke Licht, die doch kein Licht ausgehen läßt, also das Licht in sich ist. Davor sitzt mit weiten Augenhöhlen, gehüllt in graue Nebelstöre, die Stille, und träumt. Wenn Jehovah atmet, so krümmen sich die Ebnen, aber wie seine Lippe sich zürnend kräuselt, zischt die Luft auf in wilder Angst, erwachend reckt jenes Weib die ungeheuren Glieder, und ihres Mundes lippenlosem Abgrund entbraust ein heulender Orkan. — In einem anderen Gedichte wird erzählt, wie der Haß der Menschen die Dichterin zu fliehen zwingt in jene herzschlagstille Einsamkeit des eignen Ichs, wo nicht Lebensdrang herrscht noch Hunger, noch die Lüge; dem regungslosen Felsstück gleich liegt sie stumm im Dunkel ihrer ruhenden Natur. Da sieht sie Jehovah; der Tag reißt vor ihren Augen, und die große Nacht, die Hündin Gottes, das schlundgewaltige Tier, das stumm bewachend vor seinem Thron liegt, reckt sich empor und schlingt begierig in den weiten Schlund die gelben Küglein, die aus weichem Thon die Hand des Herrn geknetet, all die Gestirne und Sonnen, bis es weltenstille ist und weltenleer und Tod und Sehnsucht schlafen. Einmal wird beschrieben, wie unter dem Nebel der feuchte Boden hervorkriecht mit seinen Gräsern und Halmen, mit einer fast unsichtbaren Linie lebendiger Geschöpfe, die in winziger Kleinheit sich fortbewegen! Und dann wieder eine Erscheinung des Herrn: Es war am Mittag, als sie dieses rief, und niemand als die Sonne war im Wald, sie schwebte hin mit stummem Glanz. Und plötzlich war sie verschwunden, und ein anderes kam: es ward ganz herrlich dunkel, und der Duft des heißen Tages war mit einem mal entflohen, und es war, als ob die Nacht den weiten, würzigen Mund geöffnet hätte! Es roch nach kühlen, unermeßlich weiten verschlossenen Tiefen, darin kein Irdisches. Und plötzlich sagte eine Stimme — —

Das ist die eine Seite ihrer dichterischen Form. Die andere ist der monumentale Zug, die modernsten Probleme in ein antikes Gewand zu hüllen. Ein stolzes, edles Weib ist von ihrem üppigen Gemahl vernachlässigt. Keusch und stillen Herzens sucht sie ihr Lager, dessen Einsamkeit ihr vertraut geworden ist. Da ertönt Johlen und Gelächter, ein bacchischer Schwarm taumelt unter ihrem Fenster. Der Lärm verzieht sich, aber ein schwerer, schwankender Schritt naht ihrer Thür — ihr Gatte. Sie will den Riegel vorschieben, es ist zu spät. Was nun mit stürmenden Worten geschildert wird, ist ein Ehebruch in der Ehe, Wollust und Zwang des Mannes, dessen Haar den Duft seiner Buhlerin atmet. „Schwestern, in jenem Augenblick habe ich für Euch gekämpft, für das ganze Frauentum!“ Die Frucht der Sünde, gezeugt im Rausch, empfangen von einer Hassenden — sie tötet sie nach der Geburt. Und dieses Weib heißt Klea,*) ihr Haus steht in Jonien, und zu Häupten ihres Lagers wacht das heilige Feuer der Hera. — Ein anderes Gedicht erzählt — wie unmodern! — von den schönen Brüdern Schlaf und Tod, Hypnos und Thanatos. Der eine rosig, mit Blumenschmuck im Haar, der andere blaß und schlanker wie sein Freund und tausendmal schöner. Hypnos lacht, und Thanatos schüttelt das Haupt und blickt aus den liebetiefen Augen den Bruder fragend an. Hypnos trägt seinen Blumenkranz nächtlich von Haus zu Haus, wo er ein kummervolles Antlitz findet, drückt er ihn sanft auf seine Stirn, deren Furchen sich sogleich lösen und glätten; dann aber nimmt er ihn und trägt ihn zu

*) Ich zitiere nach den „Legenden und Geschichten“, die in den Gesammelten Gedichten viel Namenswechsel und unglückselige Teilungen erlitten haben. Ebenso sind andere Dichtungen der neuen Sammlung aus den Büchern „Im Kampf um die Zukunft“ und „Verzaubert“ übernommen und dabei des innerlichen Reizes beraubt worden, den sie im Zusammenhang besaßen.

Digitized by Google

anderen Beladenen. Einmal, in einer Hütte, wo ein Mägdlein mit steifem, thränenlosem Blick am Fenster kauert, legt Thanatos die sehnige Hand auf den Arm des Bruders: der Stirne genügt dein Kranz nicht, diese beschütze ich! Und er neigt sich mit mildevollen Augen über die Magd und drückt die Rechte sanft auf ihre Brust; da erblaßt sie, schließt die Augen und leidet nicht mehr. Die Brüder zürnen einander. Zeus muß Eintracht stiften unter den Friedenbringern. Da erhebt Thanatos bittre Klage: Der Bruder täuscht die Kreatur; seinen Träumen folgt Erwachen, die Wiederkehr der alten Qual und das Fieber des Elends! Ich helfe ihnen, ich schließe ihre Augen, daß sie nie mehr weinen noch suchen müssen, ich bringe ihren Händen ein kühles Feiern, ihren Herzen Ruhe. Und dennoch stehen sie mich, ihm gabst du einen Kranz, mir keinen Schmuck, mit dem ich zarter Jungfrauen Sinn gewinne! Da nimmt Zeus die Fackel aus Hyperions Hand und schleudert sie in seine aufgereckte Rechte: bist du befriedigt, blasser Menschenpflücker? Wie eine Weihrauchsäule steigt die Stimme empor: befriedigt bin ich, dank, hoher Zeus, die ungestürzte Fackel soll ihnen künden: ausgelöschtes Leid!

Die Probleme des menschlichen Elends verbinden sich bei Maria Janitschek stets mit der Gottesfrage. Ein Greis mit buschiger Braue mäht einen dürren Acker. Irgend ein Vorübergehender spottet: welch kärglicher Boden! Der Greis hält inne und schüttelt das Haupt: man erntet, was der Sämann gesäet, der Boden hat keine Schuld! Da erbebt die Luft von wildem Schluchzen: Verdorbener und Verdammter: man erntet, was der Sämann säte, der Same war verdorben! — Wer ist wie ich? ruft Jehovah, umzuckt von der Blitze Prachtgefieder, während die Himmel verstummen und der Sturm sich in eine Falte von seinem Mantel verkriecht! Da drängt sich durch die Schaar der Seligen ein gleißender, frevelschöner Jüngling: Ich bin wie du, und gigantisch wachsend droht sein Leib den Ewigen zu überschatten — Wahnsinn packte die Weltgeschlechter, und sie rissen schauernd die Keime aus den eignen Leibern, wenn ich nicht mit der Täuschung lichtem Schleier ihr Auge bedeckte, ihnen Unsterblichkeit, einen gnadenreichen Gott vortäuschte und die Kraft, des Daseins dumpfe Qual zu tragen, ich heiße Wahn, mit deiner ersten Schöpfung schufst du mich, und gleich dir bin ich ewig!

Giebt es einen Gott? Giebt es eine Seele? Vielfältig, in Gesichtern und Hymnen und Schmerzensausbrüchen wird die Frage erhoben, bejat — verneint. „Oh du, dem die Seufzer und Thränen fremd sind, höre mich, Herr! Nicht erheben von der Erde werd' ich mein Antlitz, eh du mich segnest mit Erkenntnis!“ In den Pilgergesichten, in dem Buch „Im Kampf um die Zukunft“, steht eine hämische Vision. Es ist Weltgericht, Christus verdammt eben eine Seele, die sich voreilig selbst vernichtete. Wüßtest du nicht, daß ich dein Elend kannte? Vernehmt, jedes Haar auf euern Häuptern ist gezählt! Da erqrollt ein grauenhafter Donner, der Boden wankt, Erdschollen spritzen auf wie unter dem Tritt von Millionen anstürmender Wesen, schrelend fliehen die Seelen von Gottes Thron! Es rast heran, von jenem Wort erweckt, mit Funkelaugen, gesträubten Mähnen, ausgespreizten Krallen, thundend, stetschend, fliegend das ungezählte, vergessenste der Erdgeschlechter, das myriadenhäuptige Gewölk der Tiere: Du hast die Haare auf allen Häuptern gezählt? Merktest du auch auf unsere Qualensumme? Dann weg mit jenen, sie haben keinen Anteil am Himmel, sie hatten ja auf Erden Trost, einen Gott, Gebet, Hoffnung, Thränen! Wir aber hatten nur die Qualen von Jahrtausenden, zähle die zerrissenen Glieder, die zerbrochenen Nacken, die halberblindeten Augen! Wir die Mißhandelten fordern unser Recht, auch wir von dir geformt, unser das Paradies, der Himmel! Da entbrennt blutig vor des Heilandes Zorn die Luft: Fleucht von hinnen, mein Tod erlöste nur der Menschheit Teil! Und geblendet stürzen sie herab auf die Erde, ferner verklingt ihr wimmerndes, thränenloses Schluchzen: Warum versuchst du uns, die sündlos, Herr?

Der Raum neigt sich zu Ende, und noch ist wenig gesagt von dem reichsten Problem der Maria Janitschek: dem Weibe. Wie eine ungelöste Frage, ein tausendfältiges Rätsel behandelt sie ihr Geschlecht; sie schildert es bald stark und stolz wie Klea, totdrängend wie Semiramis, die dem Manne, für den sie erglüht, in schamlosem Zorn zuruft: Geh aus der Welt und stirb! Und sie schildert es in seiner Sinnesschwäche, in dem wundersamen symbolischen Gedicht von Evas Erhebung. Adam, der neu geschaffene Mensch, schreitet, von seinen Gespielen, den Tieren, geleitet, durch sein paradiesisches Reich; da findet er an einer Lichtung unter hohen, feendartig duftenden Blumen etwas fassungslos Schönes: träge, auf samtenem Moos gelagert, liegt ein zärtes Geschöpf mit langer, goldener Mähne, viel schöner wie des Leuen schlankes Weib und des Tigers buntgesprenkelte Genossin, das ihn mit summ glänzendem Augenpaar begrüßt. Steh auf, du Schwaches, ruft er, heiligen Mitleids voll, und siehe, es erhebt sich und lehnt an seiner Brust und — steht. „Oh lasse ihr die Stütze! In Ewigkeit wird sie nicht aufrecht wandeln ohne dich.“ — Dieselbe Dichterin bringt dann wieder das moderne Weib, das Weib des neunzehnten Jahrhunderts, das mit gewaffneter Hand sich selbst von dem Beleidiger ihr Recht nimmt, und wieder ein anderes modernes Weib, das auf seinen einsamen Phantasie- und Gedankenpfaden immer demselben Mann begegnet, ihm in Liebe zu eigen wird, bis sie entdecken muß, daß für ihn außer ihr noch ein anderes unentbehrliches besteht: die Arbeit; ihn trotzend verläßt, und dann, hungernd nach dem Gestorbenen, fremde Lippen auf ihre Lippen duldet, immer nur nach den seinen verlangend! Zwei Novellen sollen noch erwähnt werden. Die eine ist gradezu eine Geschichte von Jasagern und Neinsagern. Es ist die Novelle von Larins, dem titanisch strebenden Poeten, der von seinen riesischen Gestalten nicht zu dem gemeinen menschlichen Geschmack der Menge hinabsteigen, sich ihnen nicht prostituiren will, und in dessen Leben ein zartes, süßes Weib wirksam wird, das ihn liebend glücklich sehen will, in unangefochtener Künstlerschaft, das bedeutet in ihrem Sinn: eine menschlich saßbare, säuftigende-jasagerische

Digitized by Google

Kunst. Mit ihrem Einfluß muß Larnis ringen, wie Licht und Milde stieht er sich in sein Schaffen und macht es weich und irdisch; um ihn zu bannen, will er sich ihr vermählen, da er nicht ihren sanften Willen brechen kann, treibt er sie in den Tod, aber noch die wachsbleichen Finger der Gestorbenen halten einen Zettel mit der Inschrift: ich will Einfluß auf dich haben! So wird Larnis besiegt, der grandiose Neinsager von der zarten, liebestarken Jasagerin.

Die andere Novelle bedeutet die Gedankenhöhe von Maria Janitschek's bisherigem poetischen Schaffen, und zugleich die Fülle und Lösung aller ihrer Fragen. Überall in ihren Novellen verfolgt sie die Frage: warum muß das Weib sühnen? Warum entsagen, wo die Natur aus ihr ruft? Jetzt faßt sie das Geschlechtliche als das höchste und heiligste, allgemeinste Naturgesetz, die Zeugung als die Ewigkeit alles Erschaffenen, die einzige Unsterblichkeit, die immer neue Menschwerdung. Es giebt vielleicht keinen Gott, aber es giebt bestimmt keinen Tod. Sie schildert eine Brautnacht der Natur, wo die Glut der Sonne wie Weihrauch emporlodert; aber in dem ekstatischen Moment der Vereinigung nimmt das Universum den Leib zurück, den es der heiligen Umarmung der königlichen Palme entgegengeführt; der letzte Seufzer der Verlassenen ist: hätte ich ein Kind von ihm. — Die Novelle heißt: Gottes Eigen.

„Jetzt bin ich ganz allein," beginnt der Epilog zu den irdischen und unirdischen Träumen. Maria Janitschek war immer eine einsame Natur, sie hat die Qualen der Weltfremdheit so manchmal geschildert. Nun ist sie ganz allein; erst entriß der Tod ihr die Kinder, nun ist auch ihr Gatte geschieden. Aber sie ist eine Künstlerin, und es ist zu erwarten, daß diese Schicksalsschläge an ihrem Können gehämmert haben und das Feuer und die Kraft ihres Geistes läutern werden. Sie will jetzt der gebundenen Form den Rücken kehren und sich ganz zu dem Prosaroman wenden; vielleicht zur Stunde mit Recht, vielleicht ahnt sie, daß sie im Gedicht auf dem Weg zur Mauer war. Aber auch die Prosa hat ihre Gefahren; so oft die Janitschek dem Realismus auch in der Form zustrebt, wirkt sie kahl und blutleer; ihr Element bleibt ewig die Farbe, die Dämmerung des Gefühls. Die größte Gefahr, die ihr droht, ist die Krankheit des Symbolismus, jene welsche Geschmacksseuche, die mit dem gleich undeutschen Dekadententum herübergekommen ist und, zu müde, nach einer festen Gestaltung, Verleiblichung des Gedankens zu trachten, sich an einem unklaren Phantasieendämmer genügen läßt. In manchem ihrer letzten Gedichte ist die Janitschek dieser unwürdigen, abgematteten Impotenzenkunst bedenklich nahe gekommen; sie hüte sich vor dem schleichenden Gift, das uns die Zivilisationsfäulnis von drüben herübersendet! Mehr darf der Kritiker nicht sagen, der sie aus ihrem Traumschaffen nicht aufstören möchte; doch hofft er und wünscht, es möge so reiche Kunst ernsthaft nach fester Form streben und immer reifere und edlere Früchte zeitigen.

Gutzkow's „Therese."

Mit ungedruckten Briefen der Therese von Bacheracht.

Von Karl Emil Franzos.

Eine große Leidenschaft, hat einmal eine kluge, kühle Frau gesagt, die der Welt nie diesen Anblick geboten, habe für den Beschauer etwas Beängstigendes und Befreiendes zugleich; ihn bedrücke der Anblick einer Naturkraft, über die Niemand Macht habe, so wenig, wie über die Windsbraut, und zugleich erhebe ihn die Erkenntnis, wie es auch zweifeln dem Menschen gegönnt sei, gleichsam über sich selbst, über die eigene Selbstsucht hinauszuwachsen.

Dieser Ausspruch Fanny Lewalds giebt am Besten den Eindruck wieder, den die folgenden Bekenntnisse ihrer Freundin, Therese von Bacheracht, über ihre Leidenschaft für Karl Gutzkow dem Leser erwecken müssen. Es sind Briefe an eine vertraute Freundin, — Thekla Weber in Bremen — die nun wohl auch tot ist, sonst wären sie schwerlich in den Autographen-Handel gekommen. Zwei Gründe werden die Veröffentlichung rechtfertigen: die Beziehung des Dichters zu der schönen unglücklichen Frau ist sehr oft, aber immer unrichtig dargestellt worden; die volle Wahrheit erfahren wir erst aus diesen vergilbten Blättern. Ferner aber, diese Briefe sind an sich merkwürdig genug, „menschliche Documente", die auch dann als lesenswert gelten dürften, wenn sie nicht Bekenntnisse einer einst berühmten Frau über einen Dichter von bleibender Bedeutung wären.

Therese von Bacheracht wird heute nur noch von wenigen Litterar-Historikern genannt; in den Vierziger Jahren gab es keinen gebildeten Menschen, der nicht ihre „Briefe aus dem Süden" und den Roman „Falkenberg" gelesen hätte. Eine eigene Ansicht über die Dichterin habe ich mir nicht bilden können; es ist für ihre Verschollenheit bezeichnend, daß ich in keiner Bibliothek auch nur einen Band von ihr habe auftreiben können; Urteile Anderer anzuführen, wird sich später Gelegenheit finden. Auch über ihr Wesen, ihre Schicksale werden sich diese Berichte ihrer Freunde aussprechen; hier sei zunächst nur die Notiz gegeben, daß sie am 4. Juli 1804 in Stuttgart als Tochter des russischen Gesandten von Struve geboren war, im Jahre 1825 dem Legations-Sekretär ihres Vaters, von Bacheracht, angetraut wurde, demselben auf seinen Posten als russischer General-Konsul nach Hamburg folgte und Karl Gutzkow im Oktober 1841 kennen lernte.

Über die seltsame Art, wie dies geschehen, hat der Dichter in seinem Buche: „Rückblicke auf mein Leben" selbst berichtet. Am 26. Oktober 1841 hatte seine „Schule der Reichen" am Wiener Burgtheater mit Aufsehn in der Titelrolle einen großen Erfolg erzielt, an demselben Abend pfiffen die Hamburger in Anwesenheit

Digitized by Google

des Dichters das Stück aus, weil die dortige junge Kaufmannsgentry, die „Jungfernstiegreiter“ und „Sachsenwaldschützen“, sich durch dasselbe getroffen fühlte. Gutzkow blieb anscheinend ruhig, erst als die Vorstellung und mit ihr auch der Skandal zu Ende war, bemächtigte sich seiner die Verzweiflung. Er erzählt dies sehr anschaulich:

„Schauerlich still ist es schon ohnehin auf der Bühne nach jeder beendigten Vorstellung. Wie erst nach einem so stürmischen Abend, der dem Wiener so vollkommen entgegengesetzt ausgefallen war — eine Thatsache, die ich bei dem damaligen Positionslauf erst nach einigen Tagen erfuhr. Das übervoll gewesene Haus hatte sich entleert. Ich blieb, um Niemand zu begegnen, bis die Lampen von uninteressierten Arbeitern gelöscht waren. Noch hörte ich einiges Rascheln und Poltern mit Lampenständern und Versatzstücken, dann betrat ich die Straße. Sie war totenstill. Kein Freund, der auf mich gewartet, mir zugesprochen, mich nach Hause geleitet hätte. Schon ging es auf elf. Ich war in dem Alter — [dreißig Jahre?] —, wo man wohl Bekannte hat, aber in der Regel keine Freundschaft mehr schließt. Meine Familie war nicht in Hamburg, sondern wieder für den Winter in Frankfurt am Main. Meine Gattin konnte ohne ihre Mutter des Lebens nicht froh werden und erwartete eine Vermehrung des häuslichen Kindersegens. Das Stadttheater von Hamburg liegt einsam, in entlegener düsterer Gegend. Ich mußte an den Fenstern eines giftigen Berichterstatters, der zwar blind war, sich aber auf einem Rollstuhl in's Theater fahren ließ und rezensierte, als wenn er sähe, Georg Lotz, vorüber. Noch war in seinen Fenstern Licht. Man debattierte ohne Zweifel über das Vorgefallene. Karl Töpfer — [den Gutzkow stets sehr heftig angegriffen] — war der Schwager des Blinden. Ich wandte mich zur Esplanade, meiner glücklicherweise nahegelegenen Wohnung zu. Da war Alles gespenstisch. Die Magd wünschte Glück. Ich stieß das Hamburger vielbedeutsame „Na!“ aus und war froh, daß mich Niemand mit weiteren Fragen quälte. Die Nacht, wenn sie Schlaf gespendet, gab diesen einem zusammenbrechenden Körper.

Mich zu erheben, aufzurichten kam vom Schicksal nichts. In solchen Lagen, wie die, worin ich mich befand, giebt es keinen Trost. Die Thatsache kann uns Niemand hinwegreden. Ich verließ die Wohnung nicht. Im Blick jedes Menschen hätte ich eine Mahnung an das Erlebte erkennen müssen. Ich war auf dem Wege zu ertrinken.

Als sich am zweiten Tage nach dem Vorfall die Dämmerung zum Abend neigte, die brennenden Laternen kaum aus dem braunen Hamburger „Fog“ zu erkennen waren und das Theater längst wieder fröhlich und wohlgemut an seine alten Zugmittel gegangen war (wie im Theaterleben ein Tag den anderen, auch den glücklichsten Tag, verschlingt, das hat für mich immer etwas Grauenhaftes gehabt), klingelte es und zufällig öffnete ich selbst. Ein Diener in eleganter Livree, den betreßten Hut ziehend, brachte ein zierlich gefaltetes Billet und bat um sofortige Antwort. Eine Dame der höheren Gesellschaft Hamburgs bat mich, sie zu besuchen. Nicht unmöglich, daß ich in einer Stimmung war, die den Bescheid gab, ich würde die Antwort schicken.

Die Schreiberin war eine Adlige, die Tochter des russischen Gesandten, die Gattin des russischen Generalconsuls. Ich hatte die anmuthige Erscheinung schon öfter gesehen, wenn sie ausritt. In der Regel hatte die stets anmuthig lächelnde schöne Frau noch einen Angehörigen des Diplomatenkreises um sich. Jeder, der zur höheren Gesellschaft zu gehören schien, grüßte sie. Ihr Vater war ein Wohlthäter der Armen. Sie selbst, so sagte man, ohne jeden Stolz, die Herablassung und Güte selbst. In der Regel hing ein langwallender Rock von blauem Tuch bis zu den Hufen des Rosses, der elnjachc, modisch geschweifte Hut saß im Nacken, ein blauer Schleier wehte oder fiel lang auf die Schultern herab, die mit Türkisen ausgelegte Reitgerte ruhte quer über dem Sattel. Zum kräftigen Ausholen wurde sie wenig gebraucht.

Wenn ich sage, der Blick dieser Frau, so oft ich sie zu reiten und in die Welt hinauslächeln gesehen, war mir immer wie ein ewiger Mai erschienen, so ist damit für ihren Charakter nichts festgestellt. Es giebt immer Lächelnde, die daheim sehr unmuthig die Stirn runzeln können. Ihr Reiten ließ sogar auf capriciöse Gefallsucht, Leidenschaft schließen. Ich wußte, daß sie unter ihrem Vornamen „Therese“ ein Buch mit Reiseberichten und Aphorismen herausgegeben hatte, „Briefe aus dem Süden.“ Es waren Eingebungen des kindlichen Herzens. Die Tochter hatte diese Eindrücke ihrem Vater mitgetheilt, dieser zeigte sie einem Freunde, dem bekannten Braunschweigischen Appellationspräsidenten von Strombeck, der sie für druckenswerth erklärte. Die Schule des Stils, worin diese Mittheilungen geschrieben waren, lag in Paris oder Petersburg. Dadurch war hier und da etwas Rhetorisches in die Diktion gekommen, doch zugleich manche Feinheit, die der vulgären deutschen Schreibweise nicht eigen zu sein pflegt. Ich hatte in meinem „Telegrafen“ das Buch mit Wärme gelobt.

In jenem Billet schrieb sie mir, daß sie der Unglücksvorstellung beigewohnt und sich über die Machinationen der siegreichen Partei geärgert hätte. Der vernünftige Teil des Publikums hätte den Gang und die Moral des Stücks in meinem Sinne auf sich wirken lassen. Inzwischen hätte sie sich in die Vorstellung meiner Verstimmung versetzt und forderte mich auf, mich in ihrem Hause aufzuheitern. Ihr Gatte sei derselben Meinung. Am besten, wenn ich sogleich am nächsten Tage zu Tisch käme.

Ich folgte der Einladung und erlebte, daß mein Hamburger Schicksal der „Schule der Reichen“ der Anlaß zu einer durchgreifenden Neugestaltung meiner Lebensbeziehungen werden sollte . . . Daß sich der Dank, den ich für eine so zarte Aufmerksamkeit und Vertiefung in eines Anderen Leben und Stimmung auszusprechen und zu bethätigen hatte, nicht mit dem kalten Ton des Verstandes aussprechen konnte, daß sich dieser vielmehr von Tag zu Tag mehr in der Region des Herzens bewegte, wird jeder begreifen, dessen Gefühlsweise nicht ganz durch unsere sozialen

Digitized by Google

Verhältnisse untersucht ist. Was auch die folgenden Seiten bringen werden, es denke sich der geneigte Leser darunter gleichsam nur den Notenzug der obern Stimme. Die untere, der Grundton, fehlt. — —

So weit Gutzkow. Die Stelle ist die einzige der Memoiren, die uns über seine Beziehung zu Theresen unterrichtet; wir müssen uns den „Grundton" dazu denken; er hat ihn ungeduldig mehr wiedergegeben, selbst wo er es im Interesse der Wahrheit hätte thun müssen. Aber das Wenige, was er sagt, ist bezeichnend, vielleicht minder für die Geliebte, als für ihn selbst. Einige Hauptzüge in Gutzkows Wesen treten uns schon aus dieser Schilderung so deutlich entgegen, wie sie kein Charakterbild aus fremder Feder schärfer herausarbeiten könnte. Wer wird an der Herzensstätte des Mannes zweifeln, der überzeugt ist, daß man als Dreißigjähriger keine Freundschaft mehr schließen könne, und von den beiden Frauen, die ihm damals zunächst gestanden, seiner Gattin und Theresen, in dieser kühlkritischen Tonart spricht?! Wer an seiner, bis zur Eitelkeit gesteigerten Ehrsucht?! Man vergesse nicht, er hatte damals bereits Erfolge erlebt, wie keiner seiner Altersgenossen in jener Zeit, ein einziger Mißerfolg war ihm völlig neben! Aber auch ein anderer Zug tritt klar hervor: die Sehnsucht des bürgerlichen, demokratisch gesinnten Dichters nach der eleganten Welt, sein Respekt vor der Vornehmheit. Das Hauptgewicht seiner Schilderung liegt doch darauf, daß Therese ein Reitkleid trug und sein aussah; selbst der betreßte Hut ihres Dieners ist nicht vergessen . . . Aber das ist alles wahr und charakteristisch: daß Therese eine elegante Dame war, die vortrefflich ritt und den vornehmsten Kreisen der Stadt angehörte, hat die Beziehung so rasch keimen und erstarken lassen. Der Behauptung eines seiner Biographen: „Einer Bürgerlichen gegenüber wäre er kühler gewesen", läßt sich nicht widersprechen.

Freilich, die Vornehmheit allein war's nicht, auch die Schönheit, der Geist, die Anmut Theresens. Der Mann den sie unendlich geliebt, ist der Einzige, der ihr Ungünstiges, sogar „capriciöse Gefallsucht" nachgesagt; alle Anderen, die von ihr berichten, sind entzückt, Männer und Frauen. — und desto mehr, je näher sie sie kennen gelernt. Zwei dieser Urteile seien hier in Kürze wiedergegeben.

Fanny Lewald hat Theresen 1846 im Hause Theodor Mundt's in Berlin kennen gelernt.

„Die Gesellschaft", erzählt sie über die erste Begegnung u. A. in ihrer „Lebensgeschichte", „hatte sich um einen mitten in dem Zimmer stehenden Tisch gruppirt und gleich beim Eintreten überraschte mich der Anblick einer Frau, welche der Thüre gegenüber saß. Sie hatte den Kopf ein wenig gesenkt, denn man betrachtete ein Kupferwerk, und es sah schön aus, wie das Licht der Lampen sich auf dem schwarz-braunen, weichen Scheitel der Dame spiegelte, während es ihre schönen entblößten Schultern beleuchtete, und von dem großen Brillantschloß wiederstrahlte, mit dem die Perlenschnüre um ihren Hals befestigt waren. Als ich mich dem Tische näherte, blickte die Fremde empor und ich sah in eines der anmutvollsten Gesichter, die mein Auge je erschaut hat. Alles in diesen Zügen war herzgewinnende Güte, bezaubernde Freundlichkeit, und selbst das leise Zusammenziehen der Augenlider, mit welchem sehr kurzsichtige Personen sich die Sehkraft zu schärfen lieben, und das mir sofort als etwas Eigentümliches an der Fremden bemerklich wurde, gewann in ihrem Gesichte einen Reiz, weil es sie zugleich fein und in gewissem Sinne hilfsbedürftig aussehen machte. — „Frau Staatsräthin von Bacheracht!" sagte Professor Mundt. — „Ach, sage doch Therese!" rief seine Frau und gab ihr die Hand. „Hier ist sie Therese!" — „Wie danke ich Ihnen das!" entgegnete die Fremde, und die Stimme, mit welcher sie diese Worte sprach, und die Miene, mit welcher sie unserer Wirtin die dargebotene Hand drückte, waren eben so sanft und so liebreich wie ihr Blick.

Man stellte mich ihr vor. Sie stand auf, mir die Hand zu geben, und ich konnte sie nun genau betrachten. Sie war nur mittler Größe, aber sie trug sich vortrefflich, und da sie eine lange und schlanke Taille und eine sehr schöne Büste hatte, so lag bei aller Anmut etwas Imponierendes in ihrer Gestalt. Die Form ihres Kopfes war nicht eigentlich schön, er war dazu nicht oval genug, das Gesicht zu flach und der Hals zu kurz und breit, aber es war in dem Schnitt der Stirne, der Nase und des Mundes wie in der Zeichnung der Augenbrauen und in der Wölbung der Augenlider eine gewisse regelmäßige Gradlienigkeit, die sehr ungewöhnlich, und dem Auge sehr wohlthuend war. Man mußte diese eigen geschnittenen Formen immerfort ansehen, man mußte das Auge unwillkürlich darauf ruhen lassen, um sich immerfort daran zu erfreuen.

Es war kein klassischer Kopf, aber ein ungemein fesselndes, gewinnendes Gesicht, und was ihnen seinen höchsten Zauber gab, das waren die sammetweiche Haut, mit ihrer warmen gesättigten Farbe, und der unaussprechlich süße Ausdruck der braunen, sanften Augen. Die Augen und der liebliche weiche Ton der Stimme hatten wirklich etwas Unwiderstehliches — nicht allein für mich.

Therese von Bacheracht war damals beinahe vierzig Jahre alt — ihr Wahrheit zweiundvierzig! — aber sie sah bedeutend jünger aus, und mußte jedem, der ihr unvorbereitet gegenübertrat, im ersten Augenblicke als eine Schönheit erscheinen. Sie war sich dieses Vorzugs auch bewußt und hatte Phantasie und Geschmack genug, ihn durch eine gewählte und reiche Kleidung zu erhöhen. Ein schweres, violettes Moireekleid hob die Form und die Farbe ihres Halses und ihrer Schultern nur glänzender hervor, und große Rukarden von blaßrosa Band machten das Haar noch dunkler aussehen, ohne die Frische ihres Teints zu beeinträchtigen. Ich war für Schönheit sehr empfänglich und konnte mich nicht genug an ihr erfreuen, mich nicht satt sehen an ihrer Lieblichkeit."

Womöglich noch enthusiastischer preist sie Feodor Wehl in seinem Memoirenwerk: „Zeit und Menschen":

„Therese war eine der liebenswürdigsten, schönsten und reizendsten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe. Sie erschien immer angeregt, guter Laune und

Digitized by Google

für alles Gute und Schöne empfänglich, dabei wohlwollend, gütig, von wahrhaft bezaubernden Wesen. Sie war von mittlerer Größe, schlank und dabei doch von einer anmuthigen Fülle. Nichts an ihr ließ etwas Eckiges oder Unebenes wahrnehmen. Ihr edles, ovales Gesicht hatte eine weiche, theerosenartige Farbe, helle, strahlende Augen, üppig wallendes, lichtbraunes Haar, einen feingeschnittenen Mund, eine liebliche Stirn; Hals, Büste, Hände, Füße konnte man für den Meißel bestimmt erklären.“

Man sieht, der Freund sieht auch da noch Vorzüge, wo die Freundin kleine Schönheitsfehler entdeckt, wie denn überhaupt beide Beschreibungen für das Geschlecht ihres Autors sehr charakteristisch sind. So viel aber werden wir nun gewiß gern glauben: als Therese, Gutzkow kennen lernte, da war die Schönheit und Anmuth der 37jährigen Frau wahrlich noch groß genug, um auch den um sieben Jahre jüngeren Mann zu fesseln.

Aber zudem war sie auch noch voll Geist, eine Schriftstellerin, deren Erstlingswerk selbst dieser strengste aller Kritiker „mit Wärme gelobt“ hatte. Gutzkow spricht nur über das Formale im Buch, Fanny Lewald mag uns etwas über seinen geistigen Gehalt mittheilen:

„Diese Reisebetrachtungen, denn eine Reisebeschreibung konnte man jene Aufzeichnungen eigentlich nicht nennen, waren sehr günstig aufgenommen worden. Die wunderliche pedantische Vorrede, mit welcher ein älterer Freund — über den Gutzkow erwähnte Herr von Strombeck] — die Tagebuchblätter der anonymen Verfasserin eingeleitet, hatten der warmen überströmenden Empfindung, welche das Werk charakterisirte, zu einer eigenartigen Folie gedient, und wie Therese selbst die Menschen durch ihre Anmuth und Güte für sich einnahm, so gewannen die ganz besondere Natur, die eigenthümlich zusammengesetzte Geistesrichtung in dem Tagebuche sich die Herzen. Man hatte es in dem Buche mit einer Frau zu thun, welche dem Adel angehörte, die große Welt kannte, vielerlei gesehen, vielerlei erlebt, vielerlei empfunden hatte, und die, wie man es zu nennen pflegte, mit dem Herzen dachte. Erzogen in den Anschauungen der Lebenssphäre, in welcher sie geboren war, hatte sie sich dennoch in sich selbst besonders ausgebildet, weil ihr anscheinend in ihrer Umgebung nicht die rechte Befriedigung für ihr Gefühlsleben geboten worden war. Diese innere Zurückgezogenheit hatte ihr in mancher Hinsicht den Sinn und das Verständniß für das Allgemeine genommen. Sie war nur selten einer ganz objectiven Betrachtung fähig, sie sah alles nur von ihrem Standpunkte, sie beurtheilte alles nur nach dem Maaßstab ihres eigenen Empfindens. Aber dies Empfinden war fein, und wenn man auch die Ansichten der Reisenden nicht immer theilte, so gewann man sie selbst doch lieb, und bekam die Neigung, sie kennen zu lernen, die Neigung, mehr von ihr zu wissen, als sie in den Briefen von sich ausgesagt hatte. So viel ging aus dem Tagebuche hervor: Therese war verheirathet, hatte ein Kind gehabt und verloren, war übersättigt und sehnsüchtig, lebenslustig und ohne Glauben an das Leben, und religiös, ohne einen rechten Halt und eine wirkliche Stütze in der Religion zu besitzen. Sie verrieth eine gewisse Eitelkeit und Koketterie, die neben einer großen Aufrichtigkeit, einer fast kindlichen Naivetät fremdartig einhergingen und überall wo man hätte erwarten sollen, daß die Ereignisse und die Eindrücke der Reise sie zum Denken anregen mußten, wurde ihr Gefühl wach gerufen und der Anstand bedeckten zog den Leser unmerklich zu den Träumereien fort, denen die Reisende sich vorzugsweise hinzugeben liebte.“

Fassen wir diese Urteile über Therese zusammen, und erinnern wir uns dessen, wie Gutzkow damals war, so wird uns das rasche Erglühen der Beiden für einander nicht wundern. Die Neigung der schönen, vornehmen, geistvollen Frau beglückte ihn sicher deshalb, weil sie sein Selbstgefühl hob, er „beranschte sich an dem Erquickungstrank, den ihm das Schicksal gereicht“. Hier wurde ihm, wonach er nach seinem eigenen Bekenntnis stets gelechzt: „poetisches Erleben“. Das war eine Frauengestalt anderen Schlages, als jene, die bisher in sein Leben getreten: Schulmeisters- und Bürgerstöchter innerlich und äußerlich eine Andere. Jene „modernen“, problematischen Naturen, wie er sie in seiner „Wally“ und „Seraphine“, in den Frauen seiner ersten Dramen gezeichnet, schienen ihm in Therese verkörpert entgegenzutreten, — auch sie schwankte zwischen Frömmigkeit und Skepsis, genoß und verschmähte das Leben, band sich an die Formen und trat sie mit Füßen. Ein „modernes Weib“, in ihrem Empfindungen sowohl, als auch in ihrer Lebensführung, so wie er zum Mindesten in der Empfindung ein „moderner“ Mann war. Dazu ihr Interesse für die Litteratur, ihre Schwärmerei für seine Werke — ihr war er, noch ehe sie ihn persönlich kennen gelernt, der erste deutsche Dichter seiner Zeit — und nun obendrein und vor Allem ihre Liebe: es ist begreiflich, daß ihr bald sein Herz so ganz gehörte, als er es überhaupt noch nach seinem Wesen, wie nach seinen Schicksalen einer Frau widmen konnte. Aber auch ihre Güte für ihn wird man begreiflich finden: sie galt in erster Linie dem Dichter, aus dessen Werken sie ihre Lebensanschauung gesogen, dann dem geistvollen Mann, der, Anderen gegenüber kampflustig, rauh, launisch, unwirsch, ihr huldigend entgegentrat. Alles an ihm zog sie an, gerade daß er armer Leute Kind war und mit sein Hauswesen mit Mühe aufrecht erhielt, gefiel ihr: wie ihm ihre, so erschien ihr seine Welt poetisch und in dieser fremden Welt zu leben allein menschenwürdig — das Unbekannte übte auf beider Phantasie die gleiche Macht.

Von der Frau war die erste Anknüpfung ausgegangen, dann wurde der Mann zuerst der Anstürmende, der Begehrende, und die Frau machte es ihm nicht schwer, sie zu gewinnen — so stellt sich nach den wenigen verläßlichen Angaben, die wir darüber haben, das Bild der Beziehung in ihrer ersten Zeit dar. Gewiß ist, daß es nicht angeht, von einer bloßen „Seelenkameradschaft“, zu sprechen, wie dies der jüngste Biograph Gutzkow's gethan hat. Und gewiß ist ferner, daß, sofern man von einer „Schuld“ sprechen will oder muß, die größere auf Seiten des Mannes lag.

Aus zwei Gründen. Therese, wie Gutzkow waren beide nicht frei, aber nur Gutzkow zerstörte, indem er sich der schönen Frau zuwandte, eine bis dahin leidlich

Digitized by Google

glückliche Ehe, nur er betrog, ehe er betrogen worden. Der General-Consul von Bacheracht hatte es nicht besser verdient, wohl aber Amalie Gutzkow.

„Der Nibelungen-Hort, den ich im Frauentum gefunden zu haben glaubte, versank mir unwiederbringlich", sagt Gutzkow selbst, als er erzählt, wie sich seine erste Braut Rosalie von ihm, dem 22jährigen „Predigtamts-Kandidaten" lossagt, weil er die Laufbahn eines freigeistigen Schriftstellers vorgezogen. „Keinen Muth, keine hochherzige Willenskraft hatte die Reinste ihres Geschlechts zu zeigen vermocht." Dies Bekenntnis klingt räthselhaft, denn diesen Mut, diese hochherzige Willenskraft hat seine zweite Braut Amalie Klönne bewiesen, so herrlich, wie wir es selten bewundern dürfen. Sie war reine Frankfurterin, die Pflegetochter des schwedischen General-Konsuls von Freinsheim, in dessen Hause Gutzkow, der berühmte Herausgeber der bald unterdrückten „Deutschen Blätter" 1835 wohnte. Er hatte sich sehr rasch in sie verliebt, sie aber prüfte sich, ehe sie ihm ihr Herz schenkte, dann aber hielt sie treu aus. Man wies ihr nach, daß er über Liebe und Ehe „frivole" Anschauungen geäußert, — sie war darüber betrübt und liebte ihn nur noch inniger; man wies ihr nach, daß er „Atheist" sei — es zerriß ihr das frommgläubige Herz, aber wieder war es ihr nur ein Grund mehr, ihn zu lieben; er mußte aus Frankfurt flüchten, die besten Freunde sagten sich von ihm los, er wurde ins Gefängnis geworfen, jede Möglichkeit einer Verbindung mit ihm schien geschwunden; sie wies die Zumutung, die Bewerbung eines andern zu erhören, wie einen Schimpf von sich. Endlich durfte sie sein Weib werden und fügte sich tapfer in die engen Verhältnisse, das rauhe Wesen des reizbaren Mannes, folgte ihm willig nach Hamburg und that auch dort, was sie irgend konnte, ihm das Leben leicht zu machen. Das glückte ihr nur in bescheidenem Maße, denn er machte es sich selbst noch schwerer, als dies materiell ungesicherte kampfreiche Leben ohnehin sein mußte, aber ihre Schuld war's nicht. Gutzkow verübelte ihr die Anhänglichkeit an die Heimatstadt, ja die Liebe zur Mutter, ärgerte sich sogar darüber, daß sie zu den Kindbetten heimfuhr, wo sie die nötige Pflege hatte, deren sie in Hamburg entbehrt hätte — mehr wissen auch seine eifrigsten Verteidiger nicht gegen die treffliche Frau anzuführen. Wohl aber müssen auch sie zugeben, wie tief der Gatte sie dadurch kränkte, daß er seiner Wehmut um Rosaliens Verlust mündlich, wie in seinen Schriften unverhohlenen Ausdruck gab. Auch hier äußerte sich der Zwang seiner mißlichen Natur, nur das Unverletzbare zu schätzen und ewig in seinen Wunden zu wühlen. Dennoch war die Ehe, wie ich vorhin sagte, eine „leidlich glückliche", war es vornehmlich durch Amalieens Liebe und Geduld. Ich führe nur ein Zeugnis dafür an, jenes Feodor Wehls; ihn, der Gutzkow fast blind ergeben war und für Therese schwärmte, wird man sicherlich keiner Parteilichkeit für Amalie bezichtigen dürfen. Er schreibt:

„Ich empfand bald vor ihr die größte Achtung. Sie war eine hübsche, stattliche Frau von sehr ruhigem und ernstem Wesen, die Gutzkow vortrefflich zu behandeln und zu nehmen wußte. Leicht von Allem, was ihm in den Weg trat, erregt und heftig in seinen Empfindungen, durch beständige geistige Arbeit seelisch überreizt, sprang er rasch von einer Stimmung in die andere über. Eben noch lebhaft und mitbesangen, im munteren Gespräch tiefsinnige Gedanken um sich streuend, genügte der Umstand, daß die im Nebenzimmer spielenden Knaben die für den Theaterbesuch geholten Sitzplatzkarten vertraut, ihn in eine äußerst verdrießliche Gemütsverfassung zu versetzen. Er vermochte darüber in Hitze zu gerathen. Sie aber lächelte ihn gelassen an und sagte seinen Arm nehmend: „Komm nur, Karl. Man kann uns ja im Theater und weiß an der Kasse, welche Plätze wir erhalten. Die Kinder werden die Billette inzwischen entdecken und uns dahin nachbringen." Damit war die Sache glücklich beigelegt und Gutzkow auf dem Wege an ihrer Seite bald wieder in wechselvollem Gespräche. Solcher kleinen Auftritte habe ich manche erlebt und immer den weiblichen Takt und die entschlossene Art bewundert, mit der die Frau sie zu beschränken oder ganz aus der Welt zu schaffen verstand. Sie hat ohne Zweifel nicht immer gute Stunden neben Gutzkow gehabt."

Wahrlich, das wollen auch wir nicht bezweifeln, wie sich denn überhaupt wohl an dem Stil der guten Wehl nörgeln ließe, nicht aber an seiner Ehrlichkeit. Und die schwersten Stunden traten sicherlich dann in ihr Leben, als sie, im Winter 1841 auf 1842 mit den Kindern nach Hamburg heimgekehrt, entdecken mußte, welche Fäden sich während ihres Fernseins gesponnen.

Therese durfte Herrn von Bacheracht gegenüber ein leichteres Gewissen haben, als Gutzkow gegen Amalien. Sie war ihm ohne Neigung zum Traualtar gefolgt; nicht sie hatte die erste Untreue begangen; der Tod ihres Kindes hatte das letzte innere Band zerrissen; der Herr General-Konsul geulerte sich nicht, mutete dies aber auch seiner Frau nicht zu und war nur gegen den Skandal einer Scheidung.

Aber auch das Verhalten der beiden Liebenden muß uns Gutzkow's Schuld als die größere erscheinen lassen. Therese wollte nun auch die Consequenzen ziehen und sich von ihrem Gatten scheiden lassen und Gutzkow heiraten. Der Dichter widerstrebte. Das werden wir ihm nachfühlen können. Therese war älter als er, eine verwöhnte Dame; nicht ohne Grund mochte er zweifeln, ob sie zur Gattin eines armen Schriftstellers tauge. Auch bangte ihm vor das Schicksal seiner Kinder, er wollte sie nicht vater- oder mutterlos machen; daneben mahnte ihn sein Gewissen, Amalien nicht zu verstoßen. Aber dann wäre es seine Pflicht gewesen, mit Theresen zu brechen, und dazu war er nicht stark genug.

Aus dieser Schwäche ergab sich die unglückseligste Beziehung: eine Ehe zu Dreien, in welcher alle drei Menschen Furchtbares litten. Aber wie dies im Leben zu gehen pflegt: der Schuldloseste litt am meisten, der Schuldigste zwar noch immer genug, aber doch am wenigsten. Wie sich Amalie daran innerlich verblutet, hat sie freilich Niemand gestanden, aber wer sie gekannt, weiß seinem Mitgefühl kaum Worte genug zu leihen. Furchtbares litt auch Therese, eben weil sie Gutzkow grenzenlos liebte, seinen Besitz mit keiner

Digitized by Google

Anderen theilen wollte. Gutzkow aber hatte sicherlich auch manche peinliche Stunde, aber vor wirklicher Seelenqual bewahrte ihn seine Selbstliebe, seine Phantasie. So zwischen den beiden Frauen zu stehen, beide sich in Liebe und Gram um ihn verzehren zu sehen, war ihm Pein und Wonne zugleich — warum hatte ihm die Natur solche Macht gegeben, es war ja nicht seine Schuld! Seine Phantasie milderte alles Häßliche der Beziehung, ließ ihn alles in romantischem Schimmer sehen. In seinen „Rückblicken“ hat er sich nachgerühmt: „Ein Fehltritt erzeugte meine Reue, die mich auf Wochen einen Schatten gleich machte. Der kategorische Imperativ hat mich nie, selbst nicht bei einer Verirrung der Phantasie verlassen. Leider kann ich nicht vom Augenblick sagen, daß er mein Unterthan war, aber über die Stunde war ich Herr. Regelmäßigkeit in den Anforderungen der Welt an mich erfüllen mir eine Schuld, die ich schon allein der bürgerlichen Stellung der Litteratur zu Ehren abzutragen hatte. Der Hausstand, die Wurzeln und Äste der Existenz hatten sich nie über mich zu beklagen.“ Mit solchen Worten im Ohr an diese Beziehung herantreten, erweckt dem unbefangenen Präser eine seltsame Empfindung, denn diese Ehe zu Dreien hat durch sieben Jahre gewährt, und daß Gutzkow sich von Amalien nicht trennte, das Brot für sich und seine Familie in ehrlicher Arbeit verdiente, genügt wahrlich nicht, hier das Walten des „kategorischen Imperativs“ gelten zu lassen. Es ist hart, derlei aussprechen zu müssen, aber die Wahrheitsliebe gebietet es, und die Art, wie er, wenn ihm sein Gewissen dennoch schlug, es einzulullen verstand, vermag uns vollends nicht weicher zu stimmen: er klagte die beiden Frauen an. Hätte Amalie ihr Kindbett daheim gehalten, er hätte sich nicht einsam gefühlt und wäre nicht in Theresens Arme geraten! Und Therese? Seine Anklage gegen sie hat er in einen Brief an Wehl wie folgt formuliert: „Mir lag das Glück der Verbindung mit Theresen nur in der Verschwiegenheit, sie wollte sie öffentlich. Darin lag der tiefe Konflikt zwischen uns beiden.“ Gewiß, darin lag er. Aber wessen Standpunkt war der würdigere, der edlere?!

Man braucht sich über Beziehungen wie diese nicht erst zu ereifern, geschweige denn gar äußere Strafen für sie zu wünschen, sie tragen die Strafe in sich. Daß diese drei Menschen eine solche Qual durch sieben Jahre ertrugen, ist fast räthselhaft und wird nur dadurch erklärlich, daß sie sich in der Regel nicht in derselben Stadt aufhielten. Gutzkow lebte 1841—48 in Paris, Frankfurt a. M. und Dresden, in den beiden letzteren Städten blieb Amalie an seiner Seite, während Therese zumeist in Hamburg verweilte. Aber sie stand mit Gutzkow fortgesetzt in regster Korrespondenz, auch Zusammenkünfte scheinen ziemlich oft stattgefunden zu haben.

Wie die Jahre nichts an dem Wesen der Beziehung wandelten, so blieb auch das Verhalten der drei Menschen im Grunde dasselbe.

Amalie schwieg, litt und that ihre Pflicht. Gutzkow blieb in seinem Entschlusse, sich nicht von ihr scheiden zu lassen, standhaft, aber auch die Beziehung zu Theresen zu lösen, fiel ihm nicht bei. Der Gedankenaustausch mit der geistvollen Bewunderin seiner Schriften wurde ihm im Gegenteil immer unentbehrlicher und die Huld der noch immer schönen Frau ließ er sich nach wie vor gefallen. Und ebenso hegte Therese all die Jahre nur den Einen Wunsch, den Einen Gedanken, sein Weib zu werden.

Man kann nicht ohne Bewegung vernehmen, welche Kraft der Selbstüberwindung die Liebe der verwöhnten Frau gab. Für Gutzkow wurde sie ernst, strebsam, füllte die Lücken ihrer Bildung aus, nur um all' seine Pläne recht begreifen, seine Werke recht miterleben zu können. Es gab für ihn in all' den Jahren keine Sorge, die sie nicht mit ihm geteilt, keine Arbeit, die sie nicht, so weit ihr die Kraft reichte, zu fordern gesucht. Wie viel sie ihm war, mag jener Biograph Gutzkows sagen, der ihr gegenüber am ungerechtesten ist. Johannes Prölß: „Aus der vor allem Gutzkows Genius geltenden Freundschaft der Therese entstammt der Glaube an eine Geistesgemeinschaft so inniger Art, wie sie Judith („Uriel Acosta“) mit ihrem ernsten Lehrer teilt; nach dem Bild derselben Therese, die ihm in trüben Verzweiflungsstunden seines Lebens als Engel des Trostes zur Seite getreten war und sich als solche bewährte, bis ihre Leidenschaft sie für ihn zur Furie werden ließ, hat er die Gräfin Helene in den „Rittern vom Geist“ gestaltet.“ Über die Berechtigung, Therese als „Furie“ zu bezeichnen, wollen wir später reden; hier genügt uns das Zugeständnis vom „Engel des Trostes“. Auch Wehl kann uns Einiges darüber erzählen, wie ganz sie in Gutzkow lebte: „So oft sie einen Brief vom ihm erhielt, ward ich zu ihr beschieden, um zu erfahren, was er thue, treibe, wünsche; so oft mir einer von ihm zukam, mußte ich daraus vorlesen. Alles, was ihn betraf, erweckte ihre höchste Teilnahme. Jedes Lob seiner Werke machte ihr Freude, jeder Tadel entsetzte sie. Sie hätte gern alle Welt mit der Bewunderung erfüllt, die sie für ihn hegte. Jedes Wort in seinen Werken war ihr von Bedeutung und wertvoll. Sie las sie mit Augen der Liebe. Sie ging ganz darin auf. Tadel war ihr Urteil stets fein und sinnig beobachtend und ihr Ausspruch desjelben, wenn auch immer anerkennend, doch keineswegs unselbständig. Gar mancher kleine und doch bedeutsame Zug ward von ihr den Arbeiten Gutzkows einverleibt.“

Aber nicht blos seine Mitarbeiterin wurde sie; um ihm zu beweisen, daß ihr für ihn keine Arbeit mühsam genug sei, wurde sie seine Kopistin. Er schrieb unleserlich, sie schön und klar. „Es gab Wochen,“ berichtet Wehl, „wo sie die Feder für ihn nicht aus den Händen ließ.“ Brauchte er ein Dutzend Kopien eines Stücks, so war ihr auch diese Mühe und Nervenqual nicht zu groß. Wehl war tief ergriffen, als er viele Jahre nach dem Tode der unglücklichen Frau als Direktor des Stuttgarter Hoftheaters das Soufflierbuch des „Uriel Acosta“ aufschlug und ihre gefälligen klaren Federzüge erkannte. „Da standen sie wie Hieroglyphen des Glücks, leicht gezogen, anmutig geschwungen, reizend wie die Hand, die sie auf das Papier geworfen. Regisseur und Darsteller hatten sie gelesen und dabei nichts gedacht und empfunden. Mich berührten sie wie

Digitized by Google

ein Gruß aus einer anderen Welt und ich mußte mich niederbeugen und sie küssen. Mit einem Schlage that sich die ganze Vergangenheit vor mir auf . . ."

Das mag Manchem sentimental erscheinen und den wundert's vielleicht auch, daß ich von diesen Kopiaturen so eingehend sprechen. Aber ich darf versichern: ein und dasselbe Stück so viele Male abschreiben, als es hervorragende Bühnen in Deutschland giebt, auch diese That einer gebildeten nervösen Frau zeugt vom „Heroismus der Liebe". Aber ein zweckloser Heroismus, wird man sagen — es hätte genügt, wenn sie eine Abschrift angefertigt und die andern einem Schreiber aufgetragen hätte! Freilich, aber dann hätte Gutzkow zweifeln können, daß sie zur Frau eines Schriftstellers tauge — und er sollte nicht zweifeln!

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Ricarda Huch's „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" (Berlin, Wilhelm Hertz. 1893) ist ein Buch voll der größten Widersprüche in Stil, Charakterzeichnung und Darstellungsweise Seiner Fehler sind unzählige und doch ist ein Etwas in dem Roman, was ganz allmählich gefangen nimmt und Einen veranlaßt, das seltsame Werk, trotz aller Einwendungen, ja trotzdem man sich immer wieder durch die Handlung abgestoßen fühlt, mit Spannung zu Ende zu lesen. Das wäre nicht möglich, wenn der Verfasserin nicht eine gewisse Kraft des Fabulierens innewohnen würde; freilich macht sie es sich mit dem Erfinden sehr bequem. So läßt sie zum Beispiel nicht weniger als drei der handelnden Personen, ohne daß die drei Fälle einen inneren Zusammenhang mit einander hätten, durch Selbstmord enden. Der erste Fall ist kaum glaubhaft gemacht, der zweite ist unwahr und der dritte ist empörend, wie es eigentlich die ganze Fabel ist. Es handelt sich um ein altes, angesehenes Geschlecht, von dem wir aber durch das ganze Buch hindurch nur fortwährend hören, daß es überaus vortrefflich ist, ohne etwas von seinen Thaten oder Vorzügen zu erfahren. Zwei Mitglieder dieses Geschlechts verlieben sich mit elementarer Leidenschaft in einander, obwohl Ezard, der Mann, bereits mit der Freundin des Mädchens verheiratet ist. Ohne den Versuch einer Vereinigung zu machen, tragen sie ihre Liebe offenkundig zur Schau und stürzen dadurch ihre Angehörigen in bittere Verzweiflung. Der durch die Cholera herbeigeführte Tod von Ezards Frau macht die Bahn frei und die beiden Menschen, die sich jahrelang mit rücksichtsloser, lodernder Leidenschaft geliebt haben, sind im Begriffe, Hochzeit zu machen, als das starke, anshauernde, stolze Mädchen sich plötzlich, in der Absicht, vor der Ehe noch das Gefühl einer leichten Tändelei zu verkosten, in einen dummen Jungen verliebt und da sie weder dieser neuen Empfindung Herr werden kann, noch sich von dem abwenden will, um den sie bisher mit aller Kraft gekämpft hat, sich mit einem Scherzwort auf den Lippen vor den Augen des ahnungslosen Geliebten Nummer Zwei zum Fenster hinausstürzt. Dies und die Schicksale einer ganzen Reihe anderer Familienmitglieder erzählt ihr Bruder, Ludolf Ursleu der Jüngere, der sich ohne religiöse Ueberzeugungen, nachdem er vorher katholisch geworden ist, in ein Kloster zurückgezogen hat, nur der Einsamkeit und der schönen Aussicht wegen. Obwohl er versichert, mit dem Leben ganz abgeschlossen zu haben, spricht er mit der größten Ausführlichkeit von seiner ganz uninteressanten Persönlichkeit, die nirgendwo in die Handlung eingreift. Die Geschichte spielt in allerjüngster Zeit in einer Hansastadt, ist aber in so altertümelndem Deutsch geschrieben, daß man sich selbst immer wieder ins Gedächtnis rufen muß, daß sie unsere Tage schildert. Mitten drin stehen aber Sätze wie: „— weil sie ein Mädchen war, dann aber auch weil sie bei ihrer großen Weichheit eiserne Härte und Festigkeit zeigen konnte, die ihm reizend erscheinen mochte wie eine Mandel im Griespudding." Auch die gewählten Namen sind ganz ungewöhnliche: Ezard, Galeide, Harre u. s. w. Mit ziemlicher Genauigkeit sind die traurigen Vorgänge anläßlich der Hamburger Cholera im vorigen Jahre geschildert, das Verheimlichen der ersten Todesfälle, die mangelhafte Wasserleitung — da fußt die Verfasserin auf ganz realem Boden, dann aber kommt es ihr wieder gar nicht darauf an, ein protestantisches Paar in einer katholischen Kirche von einem katholischen Priester trauen zu lassen, ohne daß dieser eine Ahnung von der Religion des Bräutigams und der Braut hat. Trotz all dieser und noch vieler anderer Mängel, Flüchtigkeiten und Unzulänglichkeiten ist das Buch doch empfehlenswert, einfach deshalb, weil die Frau, die es geschrieben, Phantasie und Temperament hat.

F. D.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Erdrich, Emil. Lieder aus dem Metzer Lande. Französische Volkslieder verdeutscht. Metz. Paul Even. 1893.

Bronner, Ferdinand. Aus Zeit und Ewigkeit. Ein Liederbuch. Leipzig. C. G. Naumann. 1893.

Laugmann, Philipp. Arbeiterleben. Sechs Novellen. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o J.

Frapan, Ilse. Bekannte Gesichter. Novellen. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Ebner-Eschenbach, Marie von. Glaubenslos? Erzählung. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Strindberg, August. Die Vergangenheit eines Thoren, I. Berlin. Bibliographisches Institut. 1894.

Lothar, Rudolf. Cäsar Borgia's Ende. Ein Trauerspiel in einem Akt. Dresden und Leipzig. E Pierson. 1893.

Sandvoß, R. Wahrheit, Wahrheit! Gedichte. Berlin. Bibliographisches Institut. 1893.

Held, Franz. Trotz Alledem! Berlin. Fresko-Verlag. 1894.

Dorn, Clara. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Philipp, Peter. Welt und Leben. Dresden und Leipzig. E. Pierson.

Sidd. Sommersfäden. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Kraus, Eberhard. Auslese. Schauspiel in vier Aufzügen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1894.

Keyserling, Gräfin Margarethe. Gedichte und Aphorismen Breslau. Eduard Terwendt. 1894.

Stave, Ludwig. In valle lacrimarum. Berlin. Paul Ackermann. 1894.

Eckstein, Ernst. Der Mönch vom Aventin. Berlin. G. Grote. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Erotikon.

Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Mit der Miene eines Mannes, der allen Grund hat, mit sich und der Welt vollkommen zufrieden zu sein, verließ Hans Herbert an diesem Abend die kleine schlichte, und doch vornehmste Musikhalle der Stadt.

Wie er so schnellen Schrittes das Kastanienwäldchen durchkreuzte, klang in ihm der laute Beifall nach, den sein Spiel entfesselt. Er sah die frendig bewegte Menschenmenge im Saal, von hellem Gaslicht angestrahlt, blitzende, frohe Augen, lächelnde Lippen, beifallklatschende Hände, die sich gar nicht genug thun konnten und immer wieder von neuem in das Zeichen der höchsten Befriedigung ausbrachen.

Seine Kunst hatte diese warme, glückliche Erregung in so vielen fremden, verschieden gearteten Herzen erweckt! Zum ersten Mal war's ihm passiert — der sonst über jeden Ton sich Rechenschaft gab — daß sein Gefühl mit ihm davongestürmt war. Wie in einem seligen Rausch schwelgte er in den Liebesklagen des Erotikon. Denn als sein Auge über die atemlos lauschende Menge ging, entdeckte er auf einmal ein blondes Haupt, ein wenig ernsthaft und blaß, aber mit all seinem sanften, süßen Zauber angethan — Gerta von Halden.

Seit dem Jubiläumsabend vor acht Tagen hatte er sie nicht gesehen. Und er hatte sich gescholten, so oft er sich auf dem Gedanken an sie ertappt hatte. Er und — —! Es war ja lächerlich! Und mit doppeltem Eifer hatte er sich in seine Arbeit vertieft.

Heut Abend lag das Glück schwer wie eine Bürde auf ihm. Er mußte sich Luft machen, ehe er überhaupt an Schlaf denken konnte. Sein bester Freund, ein klassischer Philologe, war durch eine leichte Erkrankung verhindert gewesen, das Konzert zu besuchen. Zu dem wollte er noch in derselben Nacht — Bernhard war einer von den Nachtvögeln, die erst dann munter werden, wenn andere Leute zu Bett gehen — und ihm von seinem Erfolg erzählen.

Er traf noch rechtzeitig auf der Haltestelle der Pferdebahn an, um sich auf einen Wagen als letzter Passagier aufzuschwingen. Drinnen sah er zu seiner Überraschung ein reizendes, pikantes Köpfchen in weißer Spitzenhülle sich gegenüber.

„Fräulein Dehn!" rief er mit aufrichtig frendigem Erstaunen und zog voll großer Höflichkeit den Hut.

Sogleich war ihm eingefallen, daß er von ihr Näheres über die Freundin erfahren könne.

Hilde errötete wie ein Immisslein unter ihrer weißen Spitzenhülle und sah sehr hold und verschämt aus, als sie den Händedruck des Lehrers mit ihrem zierlichen, fein in Glacéleder gekleideten Händchen erwiederte.

Sie hatte auch allen Grund zu erröten. Denn eben, während sie träumend durch's Fenster auf die weißen, mondbeschienenen Straßen starrte, hatte das Bild dieses selben blonden Mannes vor ihrem geistigen Auge gestanden. Aber nicht wie sonst. In der Glorie des Künstlers, dem ein Saal voll des erlesensten Publikums eben zugejubelt, war er ihr plötzlich ins Gigantische gewachsen. Die Liebesklagen, die er so aus vollster Seele gespielt, umwogten ihr junges leidenschaftliches Herz schürend, erhitzend wie das Feuer, das unter dem Wasserkessel prasselt.

Nun saß er da drüben mit seinem freundlichsten Gesicht. Keine Spur mehr von dem trockenen Pedanten, den sie in ihm so bitter

Digitized by Google

gehaßt. Ein glücklicher, heiterer, wohlbefriedigter Mensch, sehr höflich (sie hatte erst ihren Fächer, dann ihr Konzertprogramm und zuletzt ihr veilchenduftendes Spitzentaschentuch zu Boden fallen lassen und er hatte alles mit einem entzückend lustigen Lächeln aufgehoben). Sie schwamm, obgleich sie noch kein Wort mit ihrem Gegenüber gewechselt, in einem Meer von Wonne und zwar so tief, daß sie gar nichts merkte von den Nachbarsleuten, dem ewigen Gebimmel, dem Gehen und Kommen neben sich.

Als der Platz an ihrer Seite frei wurde, sah sie mit süßem Herzklopfen, daß Hans Herbert sich erhob und zu ihr herüberschritt. Und nun fühlte sie bei der Enge des Wagens seinen Arm an dem ihren und durch ihren Mantel drang eine feine Wärme in sie über, die ihr ganz schwindelig machte.

Es war gar zu hübsch, wie er sich zu ihr wandte und mit seinen braunen Augen in ihr Gesicht leuchtete. Leuchtete! Denn sie blendeten sie wie ein nahes Licht und sie mußte die langen Wimpern immerfort auf die sanftgeröteten Wangen legen.

Nun hätte sie ihm gar zu gern gesagt, wie himmlisch der Abend gewesen und wie er gar so schön gespielt.

Aber die wilde Hummel war verschüchtert wie ein vom Habicht gejagtes Täubchen oder ein armer verprügelter vierfüßiger Jagdeleve.

Er fing aber selber von dem Konzert an; vom Publikum, der Hitze, der Akustik des Saales und schlängelte sich allmählich mit diplomatischer Geschicklichkeit und Unverfänglichkeit dahin, wohin er am liebsten von Anfang an mit einer kühnen Frage sich geschwungen hätte.

„Ich bemerkte im Publikum Fräulein von Halden — leider nur einen flüchtigen Augenblick und aus einer Art von Vogelperspektive. Es schien mir — soweit ich unter den eben angeführten hindernden Umständen mir ein Urteil darüber zu bilden vermochte — als sei das Fräulein ein wenig blaß — gewissermaßen leidend —"

„Ich habe nichts gemerkt," sagte Hilde unbefangen und sank durch diese Antwort gleich um mehrere Grade in der Achtung ihres Lehrers.

Er kante nachdenklich an seinem Schnurrbart.

„Nun —" begann er nach einer Weile zögernd wieder, nicht gewillt, so bald schon sein Ziel aufzugeben, „Sie unterhalten doch, außer den musikalischen, noch freundschaftliche Beziehungen zu Fräulein Helfft und Fräulein von Halden?"

„Ja!" sagte sie prompt. „Wir duzen uns sogar."

„So!" meinte Hans Herbert. Sein Interesse wuchs zu dem brennenden Wunsch, Näheres über das schöne, vornehme Wesen zu erfahren.

„Aber Fräulein von Halden ist doch nicht — körperlich leidend —"

„Bewahre!" lachte sie, „die ist gesund wie ein Fisch im Wasser!"

Er sah sie einen Augenblick mißbilligend an. Der burschikose Ton, in dem das kleine dumme Ding von der schönen Dame sprach, gefiel ihm gar nicht.

„Auch Fräulein Helfft hat Ihnen nicht Aufschluß über den in Rede stehenden Punkt gegeben? — ich meine den Grund, weshalb Fräulein von Halden den Unterricht versäumt hat —" inquirierte er noch einmal mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit.

Hilde war viel zu selig, um sich über irgend etwas auf der Welt zu wundern.

„Nein, Luise wußte auch nichts," bekräftigte sie. „Aber heut war Gerta ganz mobil. Ich hab' sie beinahe umgerannt, wie ich so schnell fort wollte, nach Hause, das Exotikon spielen —"

Sie wurde glühend rot, als sie dem Gestrengen ihre heimlichen Pläne verraten hatte. Denn ganz still und verschwiegen wollte sie es einüben. Es sollte gewissermaßen ein Kultus sein der Erinnerungen dieses überreichen Abends. Und sie brauchte nicht zu fürchten, daß irgend Einer bei ihr zu Hause ihrem Geheimnis nachfragte. Lieber Gott! Die konnten ja ein Beethovensches Adagio nicht von einem Straußschen Walzer unterscheiden.

Herberts Zufriedenheit über die Versicherung, daß Gerta „ganz mobil" sei, wurde nur ein wenig beeinträchtigt durch die Vorstellung, daß dieser kleine, schwarze, respektlose Wildfang sie „beinah umgerannt" habe. „Umgerannt!" Und dies kleine Ungeheuer erzählte seine Unthat so offen, merkte so gar nichts von seinem strafenden Blick, daß er einsah, hier wäre jedes weitere Merkbarmachen seines Unwillens verschwendete Mühe.

Er nahm also das Wort „Exotikon" auf,

Digitized by Google

das ihm selber eine Fülle von Wohlgefühlen heraufbeschwor und bald war das Musikgespräch in vollem Gange.

Hier sagte sie nicht „nein“ und „ich weiß nicht“. Hier hatte sie eigene Gedanken und oft wunderbar altkluge, reife Gedanken, die ganz gut in dem Kopf eines dreißigjährigen Mannes gewachsen sein konnten. Die intuitive Sicherheit und Schärfe ihres Urteils versetzten Hans Herbert aus einem Erstaunen ins andre. Und dabei war so garnichts Gemachtes oder Gesuchtes in der ruhigen, selbstverständlichen Art, mit der sie ihre überraschende Weisheit vorbrachte. Ein Kind war und blieb sie ihrem ganzen Wesen nach; aber ein Kind, das die Natur mit dem verhängnisvollen Geschenk eines seltenen Talents begabt hatte.

Fast erschrocken hörte Hans Herbert jetzt den Namen der Straße ansrufen, in der sein Freund wohnte. Die Zeit war ihm im Fluge vergangen. Eine angenehme Pflicht aber schien es ihm, das junge Mädchen sicher nach Hause zu geleiten.

Und so gingen sie denn selbander im Mondschein durch die breite, schöne Straße, deren Fahrweg von alten prächtigen Linden eingefaßt wird und vor deren freundlichen Häusern sich tiefe, wohlgepflegte Gärten entlang ziehen.

Hier draußen war so spät nur wenig Verkehr.

Hans Herbert bot Hilde den Arm und zitternd legte sie ihre kleine Hand auf den braunen Ärmel seines Überziehers — so leicht, daß er die Berührung kaum spürte. Seine Stimme klang hell und laut in der Stille der einsamen Straße. Ihr Ohr nahm die Töne in sich auf, als seien sie die köstlichste musikalische Gabe des Abends.

Ihre Schatten liefen lang und verzerrt vor ihnen her auf dem bläulich beschienenen Pflaster. Und in immer gleichen Intervallen warfen die Laternen ihr gelbes Licht dazwischen hoben die Schattenbilder auf, schufen allerlei sich kreuzende, groteske Gestalten und dann war der Mond wieder Alleinherrscher und malte seine langen, ruhigen, scharfumrissenen Silhouetten.

Aus den Gärten, in denen Astern und Georginen zwischen dem bunten Laub der Sträucher prangten, quoll in vollen Wogen der ambrosische Duft der unscheinbaren Reseda.

Hilde sah, hörte, atmete. Ihr kleines glühendes Herz hing zwischen Himmel und Erde. Es war heut ein sonderbares Zittern in ihr, beängstigend und doch süß. Ihre Glieder waren schwer. Es kostete sie eine leichte Willensanstrengung, Arme und Hände zu heben.

„Ich habe zwiel gespielt,“ tröstete sie sich, wenn dieser Zustand ihr vorübergehend zum Bewußtsein kam. Hatte sie doch, seit Herbert ihren Streich so großmütig verziehen, in überschwenglicher Dankbarkeit sich nicht genugthun können. Den ganzen Tag saß sie am Klavier. Ja, des Nachts, wenn alles schlief, ließ es ihr nicht Ruhe in ihrem Bett. Mit glühenden Wangen erhob sie sich, tastete sich hinab in das Musikzimmer und zwang, was ihr am unruhigen Tag nicht in die Finger gewollt, in der feierlichen Stille der Nacht desto besser.

Mit Herzklopfen sah sie den Weg sich verkürzen. Nur noch drei Häuser — noch zwei —

„Hier wohne ich,“ sagte sie kleinlaut und stand vor einem villenartigen Hause still, in dessen blanken Fenstern sich grell das Mondlicht spiegelte. Ein alter Apfelbaum breitete seine Zweige über den wohlgepflegten Rasen. In der Mitte ein großes Beet mit dunkelgrünen, breitblätterigen, zusammengerollten Kannapflanzen. Der Nachtwind löste unablässig Blatt um Blatt von dem Baum und sie fielen wie Regentropfen herab und fuhren mit leisem Rascheln über die Kieswege hin. Eine Veranda zur Seite des Hauses war mit dunkelrotem Weinlaub überzogen. Aber das Mondlicht tötete die rote Farbe und machte Schwarz daraus. Und so sah das sonst so heitere Plätzchen jetzt recht düster und unheimlich aus.

Hans Herbert kam das plötzliche Ende der anregenden Unterhaltung sehr ungelegen und sein bedauerndes „Schon? Wie schade!“ trieb alle noch schlummernden Funken in Hildes Herzen zu heller, brausender Flamme auf.

Da ging er, und das Bild des wunderbaren Kindes ging mit ihm, verdrängte jeden anderen Gedanken und schlug auch die Erinnerung an die melancholischen Augen der blonden Gerta siegreich in die Flucht. Eine Saite, die bisher stumm geblieben war, begann in seiner Brust zu schwingen.

Sie lauschte seinen festen, gleichmäßigen Schritten, so lange noch der leiseste Schall zu

Digitized by Google

ihr drang. Dann mit einem tiefen Atemzuge schloß sie die Thür, die unter den tiefen Schatten der Veranda verborgen lag, und huschte auf leichten Füßen die mondhelle Treppe empor zu dem Musikzimmer, das abseits von den Wohnräumen in einem Seitenflügel der Villa belegen war.

Sie nahm sich kaum die Zeit, Mantel und Shawl abzuwerfen und die Handschuh von den schmalen Fingern zu streifen. Sonderbar, wie ihr die Hände bebten!

„Was ist's denn nur?“ dachte sie. Doch es war heut so vieles fremd und wunderlich in ihr. Sie war eine Andere, verstand sich selber nicht und fühlte nur, daß es niemals wieder werden konnte, wie es gewesen.

Mit müden Händen zündete sie das Licht an, entnahm ihrem Notenschrank das Erotikon und stellte es vor sich auf den Flügel. Und nun saß sie still davor, ab und zu langsam die Blätter wendend und die Verse, die den einzelnen Stücken vorangestellt waren, mit einem grübelnden, tastenden Sinn überdeckend.

Gelesen hatte sie sie oft genug. Dann hatte das übermütige Ding sich weiblich über das „unsinnige, überspannte Zeug“ lustig gemacht, wiewohl ihr musikalisches Ohr sich an dem wundervollen Rhythmus des antiken Versmaßes berauscht hatte.

Wie sie aber heut darüber kam, ging es ihr absonderlich; fast als sei ihr ein neuer Sinn gewachsen oder plötzlich ein Vorhang gesunken, der eine fremde Wunderwelt ihr verhüllt hatte.

„Und seitdem ich Dich sah, bis heut noch werd' ich der Liebe
Nicht mehr los . . . . . .“

Oder jenes bewegte:

„Wie könnt' ich schweigen,
Nun Du gekommen,
Nun unerwartet
Und gegen mein Hoffen
Ich Dich erblicke!“

Das begriff sie mit süßen, ihr ganzes Sein durchbebenden Schauern.

Sie wußte kaum, waren es Vorstellungen, Bilder, Hoffnungen, Erinnerungen. Sie wußte nur, daß es Leiden und Seligkeit zugleich, daß es von nun an der Inhalt ihres Lebens sei, dies Fremde, Neue, das sie heut erfahren.

Laut und mahnend tickte die Uhr in der nächtlichen Stille. Die Zeit verrann. Das Mondlicht schlich kalt und geisterhaft durch's Zimmer.

Hilde fröstelte.

Sie starrte in die herabbrennenden Kerzen und konnte ihre Augen nicht hinwegthun. Die Hände wurden ihr kalt und kälter. Bis hoch hinauf in die Schultern spürte sie eine bleierne Schwere, die ihr jede Bewegung zur Mühe machte.

Endlich raffte sie sich mit Gewalt empor. Sie versuchte ihre Skalen zu üben, aber die flinken Finger strauchelten und kamen nicht vom Fleck.

Eine tötliche Angst überfiel sie plötzlich. „Was ist das! Gott im Himmel, wenn ich —“

Dann aber lachte sie sich aus.

„Ich bin übermüdet,“ dachte sie. „Morgen wird's besser!“

Und sie löschte die Lichter und tastete sich aus dem nun ganz verdunkelten Zimmer die Treppe empor in ihr kleines reizendes Mädchenstübchen.

Die Augen fielen ihr zu, noch ehe sie ganz entkleidet war. Und als sie den Kopf in die Kissen drückte, summte es ihr noch immer verworren durch den Sinn:

„Und seitdem ich Dich sah, bis heut noch werd' ich der Liebe
Nicht mehr los . . . . . .“

* * *

In ganz ungewohnter, störender und unbequemer Weise hatte das kleine schwarzhaarige Mädchen, das er neulich nach Hause geleitet, Hans Herbert zu schaffen gemacht. Während er über seiner Arbeit saß, drängte sich ihm plötzlich eine ihrer wunderbar treffenden Bemerkungen auf, störte seinen Gedankengang und zwang ihn in andere Bahnen. Immer mußte er die Zukunft des reichbegabten Geschöpfes sich ausmalen. Wenn alle diese üppigen Keime sich entfalteten — welch eine Wundererscheinung würde vor der staunenden Welt stehen! — Mehr als jeder andere Mensch konnte gerade Herbert, der das Wachsen so vieler junger Talente belauscht, die hervorragende Begabung dieser Schülerin verstehen. Sein anfänglich mehr kühl beobachtendes Interesse vertiefte sich zu einem persönlichen.

Doch war's ihm garnicht recht, durch allerlei neue, unruhige Regungen von seiner Arbeit abgelenkt zu werden. Bis in das Sanktua-

Digitized by Google

rium seiner Bachforschungen war ihm noch kein Frauenbild nachgegangen. Aber dieser kleine schwarze Kobold that's. Das nahm ihm Hans Herbert, der junge Pedant, ernsthaft übel.

Er hatte sich aber trotz dessen auf die nächste Stunde und das Wiedersehen mit ihr gefreut. Nun kam sie nicht. Da fiel ihm ein, daß er dem Freund Bernhard noch einen Besuch schuldig sei und ehe er sich's versah, pilgerte er draußen auf der Schönhauser Allee zwischen den Spaziergängern, die gleich ihm den herrlichen Septembertag genossen, vergnüglich einher.

Der neuliche Mondscheinabend kam ihm in der bekannten Szenerie wieder lebhaft ins Gedächtnis. Aber da — war sie's nicht selbst?

Dort an dem Mäuerchen unter dem alten Apfelbaum, der ein paar Zweige bis über die Straße breitete, stand das junge Geschöpf! Regungslos, mit stumpfen Augen starrte sie irgend wohin — gradeaus in die halbkahlen Äste der Linden, die die Fahrstraße beschatteten.

Welch ein blasses, müdes Gesichtchen! Augen, die fast unheimlich groß erschienen zwischen den dunkel gefärbten Lidern, und die Haltung so schlaff und müde, als sei all ihr sprühendes Jugendfeuer verraucht!

Sie stand etwas erhöht und sah über die Köpfe der Vorübergehenden hinweg. Auch als Hans Herbert vor ihr stand, wandte sie nicht das Haupt.

Da zog er den Hut und sagte mit seinem feinen, freundlichen Lächeln:

„Guten Tag, Fräulein Dehn! Unvermutet seh' ich Sie — und da möcht' ich mir die Frage erlauben — —"

Aber er erschrak selber über die Wirkung seiner harmlosen Worte, die ihm nun in der Kehle stecken blieben.

Ein kleiner kurzer Schrei. Und tötlich erschrocken lehnte sie den Kopf zurück an den rauhen Stamm des Apfelbaumes und drückte die feine Hand auf die junge Brust, in der der Atem zu stocken schien.

„Zum Kukuk, Mädel, was hast Du dänn?" ließ sich jetzt eine tiefe Stimme im breitesten ostpreußischen Dialekt vernehmen. Und Haupt und Brust eines robusten Mannes, der jedenfalls auf der Bank hinter der Mauer gesessen hatte, hob sich neugierig lugend über die Brüstung empor.

Hans Herbert zog nochmals seinen Hut.

„Verzeihung!" sagte er höflich, „ich ahnte nicht, daß Fräulein Dehn so schreckhaft ist. Mein Name ist Herbert."

„Härbert! Hans Härbert!" schrie der wohlbeleibte Ostpreuße mit Stentorstimme und streckte ihm seine beiden großen Hände mit der Geberde aufrichtigster Freude über die Mauer entgegen. Und als er die schmale lange Künstlerhand, die dieser ihm notgedrungen reichte, in seinen beiden derben Fäusten hielt, begann er sie zu schütteln und zu drücken, daß der junge Mann alle seine Gelenke knacken fühlte.

Aber seine Versuche, sich zu befreien, waren nicht von Erfolg gekrönt.

„Mein verehrter Härr Musikdiräktor," rief Herr Dehn ein über's andere Mal zwischen seinen energischen Schüttelbewegungen, „ich freue mich unändlich, Ihre werte Bekanntschaft zu machen! Bitte, treten Sie einen Augenblick näher —"

Und nun gab er Hans Herbert frei, verließ seinen Platz und bewegte sich mit einer Behendigkeit, die seinen ungeschlachten Gliedern sonderbar anstand, zu dem eisernen Gitterpförtchen. Hier bemächtigte er sich aufs Neue des jungen Musikers, überschrie in seiner Freude Herberts Proteste und Entschuldigungen und führte ihn im Triumph durch die sauberen Wege des Gartens dem Hause zu.

„Was wird sich Mutter freuen — nämlich meine Frau —" erklärte er in Parenthese. „Was das Teufelsmädel bei Ihnen gelärnt hat, Herr Profässor! Und Mutter hat schon neulich gesagt: ich wäre doch neugierig auf den Härrn Musikdiräktor — na die wird Augen machen —"

Er brach in ein dröhnendes Gelächter aus und rieb sich seelenvergnügt die Hände.

Dann stieß er die Thür der „guten Stube" auf und schob, seine breite Tatze auf Hans Herberts Rücken legend, den Gast in das große, helle, sehr modern, sehr prunkvoll, nur ein wenig — geschmacklos eingerichtete Zimmer.

Nun erst fiel's ihm ein, sich nach seiner Tochter umzusehen.

„He, Hilde! Frauenzimmer! Wo stäckst Du dänn? Willst denn draußen bleiben, wenn der Herr Kapällmeister uns die Ehre jiebt?"

Sie hatte noch immer wie gelähmt an dem Baum gestanden. Nun kam sie zögernd herzu,

Digitized by Google

schlüpfte leise in's Zimmer und drückte sich in ein Eckchen.

August Dehn aber, strahlende Freude auf seinem breiten, roten Gesicht, um das ein dünner, gelbblonder Bart sich zog, erfüllte trotz seines sonstigen Phlegmas mit Feuereifer die Pflichten des Wirtes.

„Bitte, nähmen Sie Platz — oder lieber ein Schaukelstuhl gefällig? Nicht? Ja ja! Geschmacksache! Werde auch immer seekrank auf solchem Dings — —“

„Kaffee!“ schrie er dann laut, die Thür aufreißend, in den Flur hinaus. „Und Mutter möchte kommen! Hört Ihr, Jungens?“ Denn bei der Witterung eines Besuches war das kleine Volk draußen zusammengelaufen wie ein Häuflein Ameisen, das in seinem Bereich eine tote Raupe oder sonst ein willkommenes Bentestück findet.

Hans Herbert stand noch immer ernst, höflich, steif, würdevoll.

„Ich will Ihre Frau Gemahlin durchaus nicht stören — meine knappbemessene Zeit erlaubt mir nicht —“

„O, Sie stören durchaus nicht,“ erwiderte Herr Dehn mit zwingendstem Nachdruck. „Aber bitte“ —

Und nun drückte die breite schwere Hand des Hausherrn ihn gewaltsam in einen Sessel nieder. Zugleich nahm er ein Kästchen von einem kunstvoll geschnitzten Vertikow.

„Cigarre gefällig, Herr Professor? Maduro? Colorado? Famoses Krautchen! 250 Mark pro Mille! Direkter Bezug. Kräftig, gehaltvoll, kolossales Parfüm. Rauchen nicht? Schade! Aber wo Mutter nur — na, muß selber mal die Leutchen auf den Trapp bringen.“

Hans Herbert sah sich, als August Dehn hinaus war, suchend nach Hilde um. Sie stand noch immer in ihrem Eckchen, stumm, einen Ausdruck peinlicher Verlegenheit auf dem blassen Gesicht. Nur in ihren Augen glühte es von einem fremden, leidenschaftlichen Feuer.

„Sie waren nicht zugegen — befremdlicherweise — als wir die letzte Ensembleſtunde hatten,“ begann der Lehrer das Zwiegespräch und richtete seine braunen Augen unter den scharfen Brillengläsern forschend auf Hildens Gesicht.

Diese schüttelte mit stumpfem Blick den Kopf.

„Nein,“ flüsterte sie, „ich kann ja nicht spielen.“

„Nicht spielen?“ wiederholte der junge Lehrer gedehnt und zog die Augenbrauen pedantisch in die Höhe. „Das heißt, Sie waren durch äußere Gründe — ich rechne dahin das schöne Herbstwetter —“ Er lächelte schalkhaft . . .

„Nein,“ unterbrach ihn Hilde. Und auf einmal stürzten ihr die Thränen unaufhaltsam aus den Augen. Sie hielt die schönen weißen Hände vor sich hin und starrte verzweifelt darauf.

„Ich kann nicht! Meine Arme —“

Erschrocken sprang er auf. „Aber liebes Fräulein!“

Sie ließ sich in einen Stuhl sinken. „Ich weiß nicht,“ flüsterte sie kopfschüttelnd und legte die Hände matt in ihren Schooß, „ich habe keine Kraft — gar keine mehr. Der Doktor meint: Überanstrengung. Ich soll gar nicht spielen. Immer still sitzen. Und das —“ Wie Hülfe flehend richtete sie die großen traurigen Augen auf sein Gesicht.

Er sprach ihr voll Wärme sein Mitgefühl aus und ermahnte sie eindringlich, sich zu schonen. „Dergleichen Zustände sind durchaus nicht auf die leichte Achsel zu nehmen,“ schloß er seine kleine Rede. „Eine langwierige Lähmung der linken Hand hat mich vor Jahren einmal vor die Frage gestellt: entweder konstante Enthaltung von aller Musikübung oder — die Gefahr völliger Invalidität. Natürlich zog ich das Erstere vor und Sie sehen, mein Mittel war probat. Aber es gehört eine — ich muß es selber sagen — ungewöhnliche Energie dazu für einen Menschen, dem die Musik das tägliche Brot ist. Also strengste Selbstzucht, Fräulein! Dann überwinden Sie's!“

Sie lächelte, ein ganz kleines, gefälliges, dankbares Lächeln. „Ich will's versuchen,“ flüsterte sie.

Draußen waren schwere Schritte, Kommandoworte, Kindergetrappel, bittende Stimmchen zu hören.

„Nein!“ schrie Herr Dehn gebieterisch, „Ihr bleibt draußen! Marsch!“

Und nun erschien er auf der Bildfläche, begleitet von zwei jungen hübschen Dienstmädchen mit weißen Schürzen, die das Kaffeegeschirr und eine Schale mit Schürzkuchen hereintrugen.

Digitized by Google

Als die Thür sich öffnete, versuchten ein paar von den Dehnschen Wildlingen sich gewaltsam neben dem Mädchen durch die Öffnung zu zwängen. Einem kräftigen Krauskopf wär's beinah geglückt. Aber Mine, das Hausmädchen, deren zerbrechliche, sorgsam balancirte Last gefährlich ins Wackeln, Rutschen, Klirren geriet, schrie laut nach Hülfe und der kühne Eindringling wurde, schneller als er hereingekommen, von des Vaters unkräftiger Hand wieder in die Schar der draußen Harrenden zurückexpediert. August Dehn rieb sich in höchster Befriedigung die Hände.

„So! Das wäre besorgt! Mutter kommt auch gleich. Hat erst den kleinen Schreihals still gemacht. (Alle Elfe sälber genährt, Härr Kapällmeister!" flüsterte er, die Hand vor den Mund haltend, Herbert ins Ohr, „Prachtweibchen, so klein und dünn sie aussieht, aber Kärn drin, Kärn!) — Nun aber bitte, Härr Konzärtmeister," brummte er mit seinem gewöhnlichen Baß, der die Luft erzittern machte, „was? — Das wär' noch schöner! Gehen, wo der Kaffee auf dem Tisch steht? — Und sehn Sie, da ist Mutter!"

Das kleine Weibchen erschien mit einem leichten Rot der Verlegenheit auf den Wangen und reichte unter tausend Entschuldigungen, daß sie habe warten lassen, dem jungen Lehrer die Hand, „aber die Kinder — —!" ein tiefer Seufzer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sieger.

Vor seine Panzerreiter
Ritt für der General.
„Wir können nimmer weiter,
Der Feind beherrscht das Thal.
Wir müssen Alle sterben,
Reiter und Infanterie,
Die Höhen speien Verderben.
Frisch auf, wir nehmen sie!

„Hinein in die Kanonen,
Wer reitet von Euch mit?"
Wie flogen blaue Bohnen;
Es ritten Alle mit.
Sie müssen Alles retten,
Reiter und Infanterie.
„Hinein in die Kafetten,
Frisch auf, wir nehmen sie!"

Vor all den tapfern Scharen
Ein Jüngling ritt voraus.
Sieg blasen die Fanfaren,
Sein Leben, das war aus.
Und als beim Fest man sagte,
War er vergessen schon.
Nur eine Mutter klagte
Um ihren einz'gen Sohn.

Hans M. Grüninger.

Ein Traum.

Ein düsterer Traum hat mich erweckt,
Noch zittert mein Herz, aus der Ruh' geschreckt.

Gerissen war mir des Lebens Band,
Im Geiste schaut' ich den stygischen Strand.

In hochauf schwellender Wogen Erguß
Rauscht einher der Ethsium begrenzende Fluß.

Unübersehbar, dem Meere gleich,
Verwehrt er den Blick in des Jenseits Reich.

Auf seiner Wellen schimmernder Bahn
Hin gleitet ein blumenumwundener Kahn.

Der kundige Fährmann mit sicherem Griff
Lenkt glatt und stetig das festliche Schiff.

In weißen Gewändern, mit Kränzen im Haar,
Drängt sich der Fahrenden freudige Schar.

Die seligen Blicke in's Weite gewandt,
Schau'n sie im Geist schon den himmlischen Strand.

Der Wogen geheimnisvoll raunender Chor
Kündet künftige Wonne dem trunkenen Ohr.

So ziehn sie dahin, der Heimat zu,
Nach Kampf und Unrast zur ewigen Ruh. —

Doch an des Ufers verlassenem Rand
Ein andres Schauspiel die Sinne bannt:

In dürftigen Lumpen, halb nackt und bloß,
Verwirrt die Haare und ziellos,

Digitized by Google

Die Stirne vom Todesschweiß noch feucht,
Unstät und graß der Blicke Geleucht,

So irren am Ufer, ohn' Ziel und Plan,
Die ausgeschlossen vom rettenden Kahn;

Sie schauen so wild den Enteilenden nach
Und verhüllen ihr Antlitz vor Jammer und Schmach.

„Was ist's, ihr Verfehmten? was hält euch gebannt?
Verwehrt euch Elysium's seligen Strand?"

Und bang vernimmt das lauschende Ohr
Unselig Verstoßener Klagechor:

„Das macht, weil die Lieb' uns gelassen im Stich,
Als unser Aug' im Tode verblich.

Weil niemand auf Erden unser gedacht,
Als wir versanken in Grabes Nacht,

Kein Freund, der die Augen uns zugedrückt,
Mit liebender Hand uns würdig geschmückt,

Uns hold geglättet das wirre Haar
Und fromm gefaltet der Hände Paar.

Uns sanft getrocknet den Todesschweiß,
Zum Abschied gestreichelt die Wange weiß;

Der uns versehn mit klingendem Sold,
Den Fährmann zu stimmen willig und hold,

Der Opfer und Spenden dargebracht,
Zu versöhnen der unteren Götter Macht!

So lang' schon irren wir ruh'los am Strand,
Und keine Heimat die Sehnsucht fand.

So viele der Kähne sahen wir ziehn —
Unserm Flehen hat niemand das Ohr geliehn.

Die Wellen, die Winde nur grüßen uns hohl:
Ihr Ausgestoßnen, fahrt wohl! fahrt wohl!

Nicht ließen wir Lieb' auf Erden zurück,
Drum bleibt verwehrt auch des Jenseits Glück!"

Der düstere Zug vorbei mir wallt,
Sein Klagelied in der Ferne verhallt.

Und ich erwach', einen Alb auf der Brust,
Einer bitter quälenden Pein mir bewußt . . .

Und unablässig tönt mir im Ohr
Der traurigen Schatten warnender Chor:

„O du, der noch wandelt droben im Licht,
Vergiß die Pflege der Liebe nicht!"

Elisabeth Ikrott.

Begegnung.

Es war in sonnigster Sonnenzeit.
Die Bäume standen blütenbeschneit,
Vom Felde flog die Lerche in's Blau,
In Knospen lachten Wald und Au;
Da kamst auf einsam grünen Wegen
Du, holde Jugend, mir entgegen.

Nur wenige Worte sprachen wir
Von schönen Wegen durchs grüne Revier,
Und ob man sie fände, und ob es frei
Von schlimmen Wichten im Walde sei.
Du glühtest ganz in Maienwonne,
Und draußen sprang durchs Feld die Sonne.

Dann bist du gegangen hinein ins Grün,
In Apfelbäumen fortzublühn
Schien deiner Wangen Rosenlicht,
Des Frühlings huldigend Gedicht.
So zittert durch die Zeitenträume
Ein Glanz von dir durch meine Träume.

Julius Havemann.

Bergfuir.[1])

(Schwäbisch.)

Dös Bergfuir ist prächtig,
Ma' siehl's au weitnächtig,
De Fremde hat's g'schiena
Es brenn' wega ihna.

Voar's Haus 'naus sind's g'loffa,
Hand' naufgucht am Schrofa
Mit Brill' und Spektiva
Die Herra, die wiefa.[2])

Siehst it auf der Gassa
Zwoi Mädla dott passa?
Wie's die fetzat glanza
Da hebet's a z'lanza;

Denn's Bergfuir will saga:
Dös Holz ist jatz g'schlaga,
Jatz richtet für d' Rueba
A Plätzle zum grueba.[3])

Hyazinth Wäckerle.

[1]) Bergfeuer, [2]) schlaue, [3]) zum ausruhen.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Preußens erſter König.

Schauſpiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

Perſonen.

Friedrich III., Kurfürſt von Brandenburg.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz, im Knabenalter.
Albrecht Friedrich, Markgraf, Stiefbruder des Kurfürſten.
Eberhard, Reichsfreiherr von Danckelmann, Ober-Präſident.
Ludolf von Danckelmann, Hofjunker, Sohn des vorigen.
Paul von Fuchs, Miniſter.
Chriſtof, Graf von Dohna, General.
Albrecht, Graf von Barfuß, Feldmarſchall.
Johann von Beſſer, Legationsrat und Ceremonien-Meiſter.
von Dobrzinski, Kammerherr der Kurfürſtin.
Klons, Graf von Harrach, öſterreichiſcher Geſandter.
Graf Défaleurs, franzöſiſcher Geſandter.
Graf Stepney, engliſcher Geſandter.
Kornmeſſer, Hofrat, Kammerdiener des Kurfürſten.
Greff, Sekretair.
Hebenſtein, Leutnant im Regiment Garde du Corps.
von Wenne, } Vertraute von Danckelmann.
du Koſel, }
Raimund Falz, Stempelſchneider.
Krioſti, Kapellmeiſter der Kurfürſtin.
Wilm, ein Mohr, Läufer des Kurfürſten.
Georg, Kurprinz von Hannover, im Knabenalter.
Sophie Charlotte, Gemahlin des Kurfürſten.
Maria Dorothea, Prinzeſſin von Kurland.
Fräulein von Pöllnitz, Kammerfräulein der Kurfürſtin.
Cäcilie von Danckelmann, Gemahlin des Ober-Präſidenten.
Juliette von Danckelmann, Tochter der vorigen.
Sophie Dorothea von Hannover, Schweſter von Georg, im Mädchenalter.
Karoline, Gräfin von Ansbach, im Mädchenalter.
Lieſe, Kammermädchen im Danckelmann'ſchen Hauſe.
Brandenburgiſche Miniſter, Hofherren und Hofdamen. Knaben und Mädchen aus den Hofkreiſen. Bürger und Bürgerfrauen; eine Frau mit ihrer Tochter; ein invalider Soldat; ein Lehrling; vertriebene Pfälzer mit Frauen und Kindern; Diener, Dienerinnen und Soldaten.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Eine Straße in Berlin.

Bürger und Bürgerfrauen. Dörte tritt auf.

Dörte. Mutter, Mutter!

Mutter (kommt). Was giebt's, Dörte?

Dörte. Der Fritze iſt wieder da; er hat all die Monate im Lazareth gelegen.

Mutter. Was trieb ihn, der Trommel nachzulaufen? Schlag ihn Dir aus dem Sinn! Ich bild's nicht, daß Du ſolchen wüſten Kriegsgeſellen zum Manne nimmſt.

(Fritze tritt auf.)

Dörte. Da iſt er! — Fritze, Fritze!

(eilt auf ihn zu)

Fritze. Dörte! biſt Du's und biſt mir treu geblieben? Gebt mir die Hand, Mutter!

Mutter. Geh nur wieder unter die Soldaten. Du gehörſt nicht in unſer Haus.

Fritze. Wetter noch! Warum nicht? Das hättet ihr dem Derfflinger ſagen ſollen, der bei Euch die Perrücken machen ließ. Ich wollte General werden, wie der, und hätt's auch fertig gebracht, aber eine Kugel zerſchlug mir das Schienbein und die verdammten Feldſcherer haben mich lahm kurirt. Da war's mit dem General zu End; ſonſt hättet ihr's noch erleben ſollen, Mutter, daß ihr in Sammet und Seide gingt und einen Hut mit einer weißen Feder auf dem Kopf trügt.

Mutter. Das paßt nicht für eine anſtändige Berliner Bürgersfrau.

Fritze. Für Euch hält's gepaßt, Mutter; aber es iſt nun nicht und da ich wegen meines zerſchoſſenen Beines zum Soldaten verdorben bin, ſo vertauſch ich das Kriegs-

Digitized by Google

handwerk wieder mit dem Gewerb des Perrückenmachers. Komm, Törte! oder willst Du mich jetzt nicht mehr?

Törte. Besser ein lahmer Mann, als keiner, Mutter; ich bleib bei dem lahmen.

Mutter (zu Fritze). Na, komm nur herein.

(treten in's Haus)

Ein Bürger. Da humpelt der junge Schlippenbach; der kann von Glück sagen, daß er mit dem Leben davon gekommen ist, während so mancher andern Mutter Kind hat in's Gras beißen müssen. Auf dem Rathaus liegt die Todtenliste; mir zitterten die Knie, als ich die lange Reihe sah und wie viele mögen eingescharrt sein, die gar nicht drin stehen. Nun, es ist gut, daß jetzt Frieden ist.

Zweiter. Ja, Nachbar, daß wir jetzt Frieden haben, ist gut; aber der Friede ist nicht gut.

Dritter. Da liegt der Has, Meister Strümpel: der Friede ist des Teufels! Brandenburg hätte den Krieg gegen Frankreich auf eigene Faust fortsetzen sollen.

Erster. Damit sie alle über uns hergefallen wären! Wenn sie aus Brandenburg Hasenpfeffer machen könnten, daß jeder seinen Teil auf die Schüssel kriegte, das paßte ihnen in den Kram, namentlich den Wienern, denen Brandenburg schon zu mächtig geworden ist. Den Vater unser's gnädigsten Herrn, den großen Kurfürsten, hat man in dem Frieden von Nimwegen gezwungen, alle seine Eroberungen, das ganze Pommern, wieder heraus zu geben; und unser gnädigster Herr selbst ist in Ryswyk vom Kaiser Leopold so verächtlich behandelt worden, daß er ihn gar nicht zu Rat gezogen hat, als wenn er nicht mehr wäre als ihr seid, Meister Strümpel, oder ihr, oder ich.

Dritter. So sagt man. Ich hörte es mittags beim Essen und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Magd vor Schrecken den irdenen Suppennapf zur Erde fallen ließ.

Zweiter. Unser Herr hätte eher seinen letzten Blutstropfen hingegeben, als darein gewilligt, Straßburg und das ganze Elsaß an Frankreich abzuliefern, wie man einem großen Hunde einen Brocken Fleisch in den Hals wirft, um ihn ruhig zu halten.

Erster. In Nimwegen nahmen sie uns Pommern, in Ryswyk rissen sie uns Straßburg mit dem Elsaß vom Leibe. Nimm weg und reiß weg! so heißt's.

Zweiter. Ich hab so meine sonderbaren Mutmaßungen.

Dritter. Sprecht, Meister Strümpel.

Zweiter. Unser Herr hat nicht die richtigen Vertreter beim Friedensschluß gehabt.

Erster. Den Baron Schmettau.

Zweiter. O, nicht den — den andern — sagt's nicht weiter: den Bruder des Ober-Präsidenten.

Erster. Der that nur, was der Ober-Präsident gut geheißen hatte; dazu ist der Ober-Präsident selbst wochenlang in Ryswyk gewesen. Ich weiß es von Jan Potter, dem Vetter meiner Frau, der da wohnt und sein Geschäft da betreibt; der hat ihn oft mit dem Grafen Kinnitz, dem österreichischen Bevollmächtigten, in vertrauter Unterredung gesehen und ebenso mit dem König Wilhelm von England, der zuerst vom Bunde abgefallen ist, und seinem Minister, Lord Portland.

Dritter. Der Ober-Präsident ist's auch allein Schuld, daß der Kurfürst dem ungerechten Verlangen Oesterreichs nachgegeben und ihm den ganzen Schwiebuser Kreis in Schlesien abgetreten hat. Der Minister Fuchs geriet darüber so mit ihm aneinander, daß er schon mit der Hand nach dem Degen griff; aber Danckelmann wußte, wofür er's that: es ist ihm bezahlt worden.

Erster. Woher solltet Ihr das wissen?

Dritter. Das sagen mehr Leute, als ich. Selbst die Unterschrift unsers gnädigsten Herrn gilt nichts mehr, wenn nicht der Danckelmann zur Bestätigung seinen Namen beigesetzt hat. — Was gibt's da?

(Auflauf. Ein Bürger kommt.)

Vierter (hinzutretend). O, Meister Lange, Meister Treptow, Meister Strumpel! Der ganze Trupp Leute, der da kommt, — es sind wohl an die Hundert, — alles pfälzische Protestanten, die um ihres Glaubens willen vertrieben wurden; man hat ihnen die Kirchen genommen, Hab und Gut, Haus und Hof, und nichts gelassen, als das nackte Leben. Seht den da, den alten Mann, der sich kaum an seinem Stocke aufrecht hält; und die Frau mit dem Kind auf dem Arm und all die andern armen Leute und die Buben und die Mädchen; wen das nicht packt, der hat kein Herz mehr.

(Die Pfälzer treten auf, ein Schreiber läuft vorüber.)

Peter! — Da läuft mein Lehrling. — Peter, Peter!

(Der Lehrling kommt zurück.)

Lehrling. Was soll ich, Meister?

Vierter. Zur Meisterin sollst Du, so schnell Du kannst. Laß sie alles zusammenpacken, was an Butter und Brod und Fleisch und Bier im Hause ist und es durch die Gesellen hierher schaffen lassen. Die armen Leute!

Lehrling. Ich lauf, Meister. Da wird schon aus allen Thüren zu essen und zu trinken heraus getragen.

Dritter. Der Ober-Präsident!

(Danckelmann tritt von der einen Seite auf, der Minister von Fuchs kommt von der andern.)

Danckelmann. Was giebts für einen Auflauf hier? Wer hat
Das Volk hereingelassen in Berlin?
Könnt ihr mir Aufschluß geben, Herr von Fuchs?

Fuchs. Der Aufschluß, Excellenz, ist leicht zu finden,
Wenn Ihr die Klausel lest, die man dem Frieden
Von Ryswyk angehängt.

Danckelmann. So hätte sich
Das Volk drein finden sollen, statt uns hier
Zu molestieren.

Fuchs. Excellenz, ist das
Die Sprache des Minister-Präsidenten
Von Brandenburg?

Danckelmann. Weß untersteht Ihr Euch?

Ein Bürger. Die kurfürstliche Sänfte!

(Die Sänfte wird auf die Bühne getragen. Wilm, der Mohr, läuft voraus.)

Wilm. Macht Platz, macht Platz! Zieht Euern Bauch herein,
Meister Sartorius! Tragt Euern Reifrock
Nach Haus, Frau Rümelin! macht Platz, macht Platz!

Kurfürst. Was giebt es hier? halt! setzt die Sänfte nieder!
Wer sind die Leute?

(steigt aus).

Digitized by Google

Der alte Pfälzer (kniend). Gnädigster Herr Kurfürst,
Erbarmt Euch unsrer um des Heilands willen!
Der Kurfürst von der Pfalz —

Kurfürst. Sprecht weiter nicht,
Ich seh schon alles, Euern ganzen Jammer!
Pfälzische Protestanten seid ihr?

Der Pfälzer. Ja,
Gnädigster Herr!

Kurfürst. Und darum trieb der Kurfürst
Euch aus dem Land?

Der Pfälzer. Wohin, o Herr, in unsrer
Verzweiflung wir die Blicke wandten, nirgend
Gab es für uns noch Hoffnung, als bei Euch!
So machten wir getrost uns auf den Weg,
Und daran haben stets wir uns gestärkt,
Wenn unsrer Kräfte Rest war aufgezehrt
Durch die Entbehrung und der Reise Mühsal,
Den schweren Kummer, der die Seelen uns
Belastetete. Erbarmt Euch, gnädigster Herr!
O Herr, erbarmt Euch unsrer!

Kurfürst. Im voraus
Hab ich's gewußt und hab es prophezeit.
Das sind die Früchte des schmachvollen Friedens
Mit seiner Klausel, dran der Satan zum
Gevatter hat gesessen! Niemals wurde
Von mir gefragt im Krieg, sandt ich die Truppen
Zum Schutze deutschen Landes, ob katholisch
Es sei, ob protestantisch; doch in Ryswyk
Hat man den Glaubenskrieg auf's neu entfacht,
Der in den dreißig furchtbaren Kriegesjahren
Das deutsche Reich zu Tod verbluten ließ.
Steht auf, ihr guten Leute! Nicht sollt Ihr
In Eurer Hoffnung Euch betrogen haben;
Gut, daß ich Euch hier treffe, Danckelmann,
Und Euch hier, Fuchs. Die Armen sollen sich
Hier, in Berlin, drei Tage lang erholen.
Verpflegt sie gut, dann sendet sie nach Preußen,
Wo fleiß'ger, deutscher Hände ich genug
Noch kann gebrauchen. So viel Land vertheilt
Dort unter sie, als jedem nöthig ist,
Und legt von barem Geld so viel hinzu,
Als es die erste Einrichtung erfordert.

Danckelmann. Das Geld ist in der Kasse nicht vorhanden.

Kurfürst. Wie Danckelmann?

Danckelmann. Giebt Eure Durchlaucht ihnen
Das Land umsonst, so mögen sie das Geld
In Königsberg aufnehmen; hier ist für
Den letzten Heller alles vorbestimmt.

Kurfürst. Da es ein Muß ist, Danckelmann, so ist
Die Summe auch vorhanden.

Danckelmann. Durchlaucht — —

Kurfürst. Lasset
Jedweden Widerspruch! Ich wäre nicht
Dafür gestimmt. Ihr, mein Minister Fuchs,
Ihr seid ein edler Mann; so übertrage
Ich die Vermittlung Euch. Wird große Gabe
Von harter Hand gereicht, verliert den Werth sie.
Doch, freundlich Lächeln und ein mildes Wort
Vergoldet in der Hand die Kupfermünze.
Sorgt diese kurzen Tage für die Leute.

Fuchs. Wie es mir scheint, bleibt mir nicht viel zu sorgen,
Denn seht, wie sich das Mitleid wiederspiegelt
In jedem Antlitz und wie jeder Bürger
Und jede Bürgerfrau der Gäste schon
Sich hat bemächtigt, denen Obdach sie
Und Zehrung geben wollen.

Kurfürst. Das ist Berlin!
Mildthätigkeit hat ihren schönsten Tempel
Sich hier errichtet. — Sorgt nun, lieber Fuchs.

(Steigt in die Sänfte).

Die Pfälzer. Herr, unser Gott! Lob, Preis und Dank sei Dir!

Wilm. Fort da, ihr Weiber! Auf die Seite, Hans Kuckebein! Macht Platz, macht Platz!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Im kurfürstlichen Schlosse.

Kurfürst und Kornmesser treten auf.

Kornmesser. Euer Aussehen, hoher Herr, macht mich besorgt.
Euch brächte sicher die Frau Kurfürstin
Auf andere Gedanken, wollt ihr nicht
Nach Lietzenburg? Soll ich anspannen lassen?

Kurfürst. Ich steckte sie nur an; sie kann den Frieden
Von Ryswyk aus der Welt nicht schaffen.

(Danckelmann tritt ein. Kornmesser ab.)

Kommt Ihr
Und bringt von Wien mir endlich gute Nachricht?

Danckelmann. Ward Euch direkt nicht ein Kurier gesandt,
Mit wurde nichts geschrieben. Die kurpfälzer
Auswandrer —

Kurfürst. Die Vertriebenen.

Danckelmann. Sei es so. —

Kurfürst. Nicht eine Silbe noch davon. Ich sprach
Von Wien. Bedingung war es, Danckelmann,
Daß ich für Schwiebus, ohne einen Aufschub,
Vom Kaiser Leopold die Anerkennung
Der preußischen Königswürde sollt empfangen.
Was aber gab man mir? Nur leere Worte,
Vertröstung, keines Pfifferlinges wert;
Ich fürcht, man treibt ein schändlich Spiel mit mir.

Danckelmann. Die Anerkennung war in Wien beschlossen
Und wird erfolgen, gnädigster Fürst, wenn Ihr
Euch nur geringe Zeit noch wollt gedulden.
Was zur Verzögerung Anlaß hat gegeben,
Ist selbst mir unbekannt.

Kurfürst. Spart Euch die Worte.
Zum Anwalt Oestreichs habt Ihr Euch gemacht,
Um Schwiebus mich beschwatzt — nun bin ich's los
Und meinen großen Vater seh ich zornig
Erheben sich vom Stuhl und gegen mich
Die Locken schütteln!

(Kornmesser kommt.)

Digitized by Google

Kornmesser. In dem Schloßhof ist
Jetzt eben ein Kurier vom Pferd gestiegen,
Mit dieser eil'gen Nachricht aus Madrid.
Kurfürst. Was giebt es dort?
Danckelmann. Vom König?
Kurfürst (nachdem er die Depesche gelesen). Er ist todt.
Das ist die große Zeitung, die den Krieg
Anmeldet um die reiche spanische Erbschaft
Und uns vorhersagt, daß in einem Blutmeer
Auf's neue ganz Europa wird ertrinken.
(Kornmesser tritt wieder ein.)
Kornmesser. Der Graf von Harrach bittet Eure Durchlaucht
Um eine Audienz; er ist vom Kaiser
An Euch, mit einem eigenhändigen Schreiben
Gesandt, das er, sobald es Eurer Durchlaucht — —
Kurfürst. Ist Harrach selber da?
Kornmesser. Ja, gnädigster Herr,
Und für den Fall es Euch belieben möchte —
Kurfürst. Nicht lange Förmlichkeiten! — führ ihn her!
(Kornmesser ab.)
Wird er die Kaiserliche Anerkennung
Mir bringen, Danckelmann? Was denket Ihr?
Danckelmann. Vielleicht; — ich weiß es nicht.
(Harrach tritt ein)
Kurfürst. Seid mir willkommen,
Wenn Ihr der Träger guter Dinge seid.
Harrach. Gestattet mir, gnädigster Herr und Fürst,
Das Schreiben Kaiserlicher Majestät
In Eure Hand zu überreichen.
Kurfürst. Gebt!
(für sich.) Fast zaudre ich, es zu erbrechen; wäre
Nach meinem Wunsch der Inhalt, hätte er's
Mir gleich verrathen.
(öffnet den Brief und liest ihn)
In der That, so ist es!
Left, Danckelmann! Ein halbes Dutzend Zeilen
Und nichts von meiner Sache, von der Krone
Von Preußen! — Meine Truppen will der Kaiser,
Die brandenburgische Hülfe thut ihm Noth!
(in den Brief sehend)
Das Leben König Karls zählt' nur nach Tagen, —
(zu Harrach) Jetzt wird er wissen, daß sein Stundenglas
Schon abgelaufen ist.
Harrach. Schon abgelaufen?
Hat Eure Durchlaucht Nachricht? Dann drängt alles
Sich zur Entscheidung, was mit Sorgen uns
Schon lang erfüllte.
Kurfürst. Seine Majestät,
Der Kaiser Leopold, spricht nur von Frankreich,
Als gäb es nicht noch einen dritten Erben,
Von größerm Anspruch gar, da König Karl
Ihn selbst schon längst zum Erben seiner Reiche
Und seiner Kronen eingesetzt.
Harrach. Gewiß.
Den eignen Enkel Seiner Majestät,
Von der geliebten Tochter, den Kurprinzen
Von Baiern und sein Recht wird gegen Frankreich
Oestreich mit seiner ganzen Macht vertheid'gen.
Doch ist der junge Herr plötzlich erkrankt,
Und sehr gefährlich.
(Kornmesser tritt ein, eine Depesche überreichend.)
Kornmesser. Ein Kurier aus München,
Gnädigster Herr! (ab).
Kurfürst. Aus München? Was giebt es
In München jetzt so Dringendes?
(liest die Depesche)
O Schicksal,
Du schlägst, wohin du willst! Es hat zerrissen
Das Testament des toten spanischen Königs,
Die Hoffnungen von Baiern umgestoßen,
Und aus der Liste beutegier'ger Erben
Den Namen ausgelöscht des jungen Prinzen!
Unheimliches Gerücht geht um in München.
Er starb sehr plötzlich, Graf, und giebt nun frei
Den ganzen Kampfplatz Eurem Herrn und Frankreich.
Harrach. So mag sich Oestreich rüsten und ich darf
Dem Kaiser die gewünschte Nachricht bringen,
Daß Ihr an seiner Seite stehen werdet
Mit Eurer ganzen brandenburgischen Macht.
Kurfürst. Auch nicht mit einem einz'gen Trommelschläger!
Hab' ich's vielleicht im Briefe übersehn?
Sind meine Augen altersschwach geworden?
Ich finde nichts davon. Wo bleibt die Zahlung
Für Schwiebus, Graf? Sie wird zu lang verschleppt!
Ich weiß es, daß der Wiener Hof ein schlechtes
Gedächtnis für die Dienste hat, die ihm
Mein Vater und die selbst ich ihm geleistet,
Doch für dies Schwiebus, — — warum gab ich es
Aus meiner Hand? Man narrt mich, Graf, in Wien.
Harrach. Was giebt Euch zu solch falscher Meinung Anlaß,
Durchlauchtigster Fürst? Die brandenburgischen Truppen
Erfochten uns in Ungarn und Italien
Durch ihre ungestüme Tapferkeit
Die großen Siege. Das ist eingeschrieben
In eherne Tafeln — nie wird es vergessen
Die Kaiserliche Majestät.
Kurfürst. So hat sie
Uns bitter doch genug dafür gedankt.
Mein unvergeßlicher Vater, der große Kurfürst
Erhielt zum Lohn den bösen Friedensschluß
Von Saint Germain. Das ist ein Pfahl im Fleisch!
Er wurd' gezwungen, das eroberte Pommern
Das er zu deutschem Lande schon gemacht,
Den Schweden wieder auszuliefern. Ich weiß nicht
Ob ihr's gehört habt: als die Unbill er,
Die Ungebühr, die man an ihm verübt,
Durch seine Unterschrift sanktionirte,
Entfuhr dem zornigen Munde prophezeiend
Der Vers Virgils:
Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!
Harrach. Wälzt nicht auf den Kaiser
Die Schuld, gnädigster Herr!
Kurfürst. Und was ward mir?
Die Schmach von Ryswyk! So mißachtet ward' ich,
Der mächtigste Fürst im Reich, daß man mich ganz
Zur Seite schob! Ryswyk, das ist, Herr Graf,

Digitized by Google

Ein bleibend Schandmal für das deutsche Volk,
Und für mich selbst höchst schimpfliche Verletzung
Der eigenen Ehre! — — Redet nicht darein!
Mit einem Federzuge hat der Kaiser
Des deutschen Reiches Schlüssel, das feste Straßburg,
An Frankreich abgetreten und mit ihm
Das ganze Elsaß! — Ja, so sehr zum Diener
Und Schleppenträger des französischen Königs
Gab er sich her, daß er drin einzewilligt,
Die evangelische Kirche in der Pfalz
Der grausamsten Verfolgung preiszugeben!
Hierher sind sie geflohen, Männer, Weiber
Mit ihren Kindern, denen alles war
Entrissen, wie im wildesten Krieg, und haben
Um meinen Schutz gefleht.

Harrach. Nicht hat der Kaiser
Es so gewollt; er unterlag der Not,
Dem harten Zwange der Verhältnisse.

Kurfürst. Wir machen die Verhältnisse, Herr Graf!
Ein andrer Geist hätt' anders sie gestaltet.
Ich bin ein deutscher Fürst und zugethan
In Lieb und Treue Seiner Majestät;
Die deutschen Fürsten aber sehn mit Schmerzen
Vom Kaiser sich verlassen; wie ihm nichts
Liegt an des deutschen Reiches Ehr und Wohlfahrt;
Wie er, besorgt nur um des eignen Hauses
Vergrößerung, das Reich verkommen läßt.
Und unsrer Feinde Beutehunger stillt,
Daß er in ihren weiten Rachen ganze
Provinzen wirft, wie jetzt das herrliche Elsaß!
Die Schmach berührt ihn nicht; er thut es mit
Gleichgültiger Hand!

Harrach. Ihr seid zu hart, Durchlaucht!
Ihr wißt nicht, wie der Kaiser es empfindet!
Es sind geschehne Dinge, gnädigster Herr.
Laßt sie Euch jetzt die Blicke nicht verwirren!
Ihr könnt nicht wollen, daß die spanische Herrschaft
An Frankreich komm, das schon zu übermächtig!

Kurfürst. Was geht die spanische Herrschaft Deutschland an?

Harrach. Ihr redet gegen Euer eig'nes Urteil
Und Wissen, daß die Kriegsfurie wird
Die Geißel schwingen über ganz Europa!
Gebt günstigern Bescheid mir!

Kurfürst. Während man
In Wien, was ich begehr, mit Spott und Hohn
Wirft unter den Tisch.

Harrach. Nein, nein! Ihr irrt Euch, Durchlaucht!
Gewährt nur Aufschub noch für kurze Frist!
Es gilt hier, Gegensätze auszugleichen,
Die diese Frage stürmisch aufgeregt,
Und schwere Hemmnisse zu überwinden,
Die Rom uns in den Weg wirft.

Kurfürst. Was geht das
Mich an, Graf Harrach? — Schwiedus gab ich hin; —
Gebt es zurück mir oder zahlt den Kaufpreis!
Der sächsische Kurfürst trägt die Krone Polens,
Hannover wird den englischen Thron besteigen,
Darum darf Brandenburg zurück nicht stehn,
Der Anspruch auf die Königskrone ist
Ein letzt Vermächtnis meines großen Vaters;
Ich schwör, daß ich es werd zur Geltung bringen,
Auf welche Art es sei: ist's nicht mit Wien,
Dann ohne Wien und gegen Wien; wenn ich
Es wollte, Graf, ich brauchte Frankreich nur
Den kleinen Finger hinzuhalten —

Harrach. Durchlaucht,
Ihr werdet doch, um aller Heiligen willen,
Mit Frankreich nicht —

(Kornmesser tritt ein).

Kornmesser. Der König Ludwig sendet
Den Grafen Désalleurs an Eure Durchlaucht
In ganz besonderer und dringender Botschaft — —

Kurfürst. Ich will sogleich ihn sprechen; er ist mir
Willkommen in Berlin.

(Kornmesser ab)

Ihr wißt, Graf Harrach,
Nun meine Antwort.

(zu Danckelmann)

Eure Tochter grüßt,
Die Juliette. — Es ist doch nicht schlimmer
Mit ihr geworden? Gestern saß sie nicht
An ihrem Fenster.

Danckelmann. Unaufhaltsam schreitet
Das Uebel vor; — da ist nicht Rettung mehr,
Doch giebt es Stunden, Tage, wo sie leichter
Sich fühlt, gnädigster Herr!

Kurfürst. Das arme Kind!
Sie grüßt hinab, wenn ich vorüber fahre,
Ich grüß hinauf. Fehlt mir der Gruß, ist mir
Der Tag verdorben. Wie eine jüngere Schwester
War sie mir werth, von ihrer Kindheit an.
Bestellt ihr meine Grüße.

(ab)

Harrach. Welchen Umsturz
Erlieb ich hier! Wenn dem Franzosen es
Gelänge, ihn von uns abzuwenden, und
Mit Frankreich zu verbinden!

Danckelmann. Das braucht Euch
Den Schlummer nicht zu stören.

Harrach. Sagt das nicht;
Die Schildrung paßt nicht mehr, die ihr uns gabt.

Danckelmann. Es ist die Kurfürstin, die aus ihm spricht,
Und die ihn noch zu sehr in Banden hält.
In ihren abgeschmackten Feitlichkeiten,
Wirthschaften, wie sie's nennt, Jahrmarkts-Komödien
Gab ich zur Rolle eines Scherenschleifers
Mich einmal her. Ich spiel die Rolle fort
Und schärf die Schneiden meiner Scheere so,
Wär auch von Stahl das Band, ich schneid es durch!

Harrach. Geht Ihr drauf aus, Excellenz, die Eh' zu trennen?

Danckelmann. Erst dann bin ich der Herr.

Harrach. Es wird mißlingen:
Ihr steckt das Ziel zu hoch; nehmt Euch in Acht;
Leicht brächtet Ihr Euch selber in Gefahr.
Vielleicht, daß wir in Wien genauer noch
Sind unterrichtet, wie man hier den Boden
Zu Eurem Sturze unterhöhlt, als Ihr
Es selber seid.

Danckelmann. Pygmäen, die ich verachte —

Digitized by Google

Harrach. Und Euch um so gefährlicher nur sind.
Ihr heißt mit Euern Brüdern, die Euch dienen,
Die sieben brandenburgischen Planeten.
Wenn eine Störung käm in ihren Lauf,
Das würd' auch unsre astronomischen
Berechnungen in Wien empfindlich stören.
Noch habt am Kaiserhof Ihr festen Halt,
Denn mehr nicht ist der Kurfürst als des Kaisers
Vasall; die Königskrone machte ihn
Zu seines Gleichen und es könnte Euch
Der Kaiser nicht mehr schützen. Darum redet
Ihm aus den Königstraum, laßt seine Truppen
Für Österreich marschieren und geht mir
Nachricht, was der Herr Graf hier gegen uns
Sucht anzuzetteln. — In der That, ich bin
Besorgt, Excellenz. Wir dank'n auf Eure Dienste,
Wie Ihr auf unsre bauen könnt; — nur nichts
Vom Königtum.

Danckelmann. Sie wird es nicht erleben,
Die Kurfürstin, daß sie die Krone trägt!
Nein, eher soll wie eine Bettlerin sie
Mit einem weißen Stab das Land verlassen,
Gefolgt von ihren Kreaturen!

Harrach. Ich eile
Nach Wien Bericht zu geben. Leichtes Spiel
Dacht ich zu finden und nun seh ich plötzlich
Vertauscht die Karten.

(ab nach der einen Seite, von der andern kommt Frau von Danckelmann)

Frau v. Danckelmann. Danckelmann!

Danckelmann. Was giebt es?
Cäcilie, was ist Dir zugestoßen?

Frau v. Danckelmann. Die Pöllnitz, Danckelmann,
grüßt mich nicht mehr!
Ich bin ganz außer mir!

Danckelmann. Beruhige Dich!
Die Pfänkeleien sind es, die dem Krieg
Vorhergehn; — kleine Nadelstiche, kleine
Bosheiten, wie der Weiber Art es ist,
Von Ihrer Durchlaucht ausgeheckt. Sie alle
Werd da ich treffen, wo am heftigsten
Den Schmerz sie fühlen, wenn in den Kassetten
Die Rollen der Pistolen und Dukaten
Auf einmal schwinden.

(Raimund Falz tritt auf)

Meister Falz, seid Ihr es?

Falz. An Euerm Hause war ich, Excellenz.

Danckelmann. Bringt Ihr mir die Medaille?

Falz. Aus der Präge
Das erste Stück.

Danckelmann. So zeigt es her. — Fürwahr,
Vortrefflich, lieber Meister! Prägt zunächst
Mir fünfzig goldne Stück davon; die Zahl
Der silbernen Stücke, — einige hundert, — geb ich
Euch noch in Auftrag. — In der That, die Arbeit
Ist höchst vollendet und sie ehrt Euch selbst
Und Eure Kunst. Geht jetzt, ich werde näher
Noch mit Euch sprechen.

Falz. Herr, die Zeiten sind
Erbärmlich jetzt. Die vielen Pfuscher hier,
Die Handwerks-Arbeit thun um billigen Preis,
Der noch zu teuer dafür ist, — sie haben
Schon lange jeden Auftrag mir entrissen,
Weil die Besteller nicht den Wert der Arbeit
Zu schätzen wissen. — Müßte ich verhungern,
Ich brächt' es fertig nicht, die Kunst, mich selber
So zu erniedern. Dürfte ich nur hoffen
Daß Ihr, Excellenz, die Gnade haben wolltet,
Mich zu empfehlen —

Danckelmann. Darauf könnt Ihr rechnen.
Hier, für den kurfürstlichen Hof, und für
Die andern deutschen Höfe giebt's Medaillen
Und Münzen noch in großer Zahl zu schneiden.
Ich weise sie Euch zu; Ihr dürft den Preis
So stellen, wie die Arbeit wert Ihr haltet.

(tritt mit seiner Frau in den Hintergrund und zeigt ihr die Medaille)

Falz. Ich muß auf sein Versprechen baun; es ist
Der eing'ge Lohn, mit dem er mich bezahlt,
Denn ihm ist reiche Zahlung schon genug
Die Ehre, daß ich meine Kunst kann üben
In seinem Dienst; doch da mir nicht umsonst
Der Tisch gedeckt wird mittags für mein Weib
Die Kinder und die Magd, so zwingt er mich,
Was er mir schuldet, anderen aufzurechnen.
Begeh ich Unrecht, mög der Herr es ihm
Anschreiben und nicht mir.

(ab. Danckelmann und Frau treten wieder vor)

Danckelmann. Nun wie gefällt Dir die Medaille?

Frau v. Danckelmann. Vortrefflich
Das Siebengestirn, die leuchtenden Plejaden!
Der große Stern, der in der Mitte steht,
Das bist Du selbst, und die sechs andern, kleinen,
Die ihn umkreisen: Deine Brüder sind es.
Am Fuße breitet sich Berlin mitsamt
Dem kurfürstlichen Schloß; Eur Licht verscheucht
Das düstere Gewölk der Barbarei,
Das drüber hängt. Damit kein Zweifel sei
Wer mit dem Sternbild ist gemeint, so steht
Das Danckelmann'sche Wappentier darunter,
Der Kranich, mit dem Stein in seiner Klaue.

Danckelmann. Weißt Du, was er bedeutet?

Frau v. Danckelmann. Nein, ich habe
Nicht drüber nachgedacht.

Danckelmann. Er steht zur Wache,
Wenn sich die Kraniche zur Ruhe lagern,
Und hält sich wachsam durch den Kieselstein
In seiner Klau, der ihm entfallen würde,
Sobald er einschlief. — Brandenburg schläft ruhig,
So lang ich wache.

Frau v. Danckelmann. Wie wirds Seine Durchlaucht
Aufnehmen?

Danckelmann. Lies die Inschrift.

Frau v. Danckelmann. Daß die Sterne
Zu unbefleckter Ehr erglänzen; stolzer
Für Dich giebts keine Sprache.

Danckelmann. Nein, was hier
Auf dem Avers geschrieben steht: daß ich
Mich selbst, mit allem was mein eigen ist,
Der kurfürstlichen Durchlaucht widme. — Mag's
Behagen oder nicht: hier soll die Brut
Es sehn, was sie mir gilt, denn andern Sinn
Hat noch für mich der Kranich; seine Feinde
Sind die Pygmäen; für nichts anders acht ich

Digitized by Google

Die meinen, hier wie dort, Pygmäen alle!
Der plumpe, eisenfreßerische Barkuß,
Der schwadronierende Besser, die kriechenden Dohna's,
Die Pöllnitz mit der ganzen Weiberkrippe
Der Kurfürstin: Pygmäen, anders nichts!
Als Herkules einst schlief, da fielen sie
Her über ihn; der aber griff sie auf
Und packte sie in seine Löwenhaut,
Dann warf er sie in's Meer.

Frau v. Danckelmann. Und dennoch halte
Zurück noch die Medaille. Der Kurfürst ist
Nicht mehr wie sonst. Was Du ihm gabst zu schlucken,
Schwiebus und Rysenyk liegt ihm noch zu schwer
Im Magen, drückt auf seine Milz und macht ihn
Mißsüchtig. Laß erst eine Zeit noch hingehn.
Er ist gereizt und die Medaille könnte
Viel übler wirken, als Du selbst es denkst.

Danckelmann. Du machst Dir Sorge ohne Grund,
doch will ich
So thun, Dich zu beruhigen und schaffe
Dir andere Genugthuung, indem ich
Die Traktamente und die Pensionen
Herabsetz auf ein viertel, oder ganz
Zurück sie halte. Dem Rendanten werd ich
Sofort die nöt'ge Anweisung ertheilen.

(ab. von Wenne tritt auf)

Frau v. Danckelmann. Bringt Ihr uns neues, lieber
Herr von Wenne
Von Lietzenburg?

v. Wenne. Ich komme grad daher.
Nicht Lietzenburg soll's fürder heißen, sondern
Charlottenburg, der Kurfürstin zu Ehren.

Frau v. Danckelmann. Ah! — wirklich? — ihr zu
Ehren? Wisset Ihr
Ob mein Gemahl schon unterrichtet ist?

v. Wenne. Ich glaube: nein, und bin deshalb sofort
Hierher geeilt.

Frau v. Danckelmann. In ihrem eigenen Kopfe
Ist es entsprungen, doch der Kurfürst wird
Ihr die Genehmigung versagen.

v. Wenne. Grade
Von ihm ging der Gedanke aus.

Frau v. Danckelmann. Und ohne
Daß er des Ober-Präsidenten Rat
Erbeten hat?

v. Wenne. Noch andre Dinge hört' ich.

Frau v. Danckelmann. Und ohne nur ein Wort an
ihn zu richten?
Noch andere Dinge? Redet, lieber Wenne.

v. Wenne. Für die Prinzeß Marie von Kurland ist
Voll Leidenschaft entbrannt der Markgraf Albrecht.
Die Kurfürstin begünstigt diese Neigung,
Doch leistet die Prinzeß noch Widerstand.

Frau v. Danckelmann. Habt Dank für diese Nachricht.
Mein Gemahl
Wird sich mit einer großen Summe Euch
Erkenntlich zeigen.

v. Wenne. Meine Dienste sind
Ausschließlich Seiner Excellenz gewidmet.
Ich selber spare nichts, um in die tiefsten
Geheimnisse zu dringen. — — Mit den andern
Damen des Hofstaats werdet Ihr sie gleich
Erscheinen sehn.

Frau v. Danckelmann. Dort kommt sie schon. Ich
bitt Euch
Zum Ober-Präsidenten eilt; Ihr werdet
Ihn in der kurfürstlichen Kasse finden.

v. Wenne (im Abgehen)
Man baut auf die Beredsamkeit der Pöllnitz
Daß sie geneigter die Prinzessin mache.

(ab. Fräulein von Pöllnitz tritt auf)

Frau v. Danckelmann. Ihr sollt noch lernen, schöne
Kupplerin,
Daß Ihr mich grüßt, wenn meine Scheere Euch
Durch Eure Garne fährt.

(folgt Wenne)

Frl. v. Pöllnitz. Um's Himmelswillen,
Was hat sie damit sagen wollen?

(Markgraf Albrecht tritt auf)

Albrecht. Wie glücklich
Bin ich, Euch hier zu treffen, liebe Freundin!
Habt Ihr mit der Prinzeß Marie gesprochen?
Gesagt Ihr, daß ich sterben würde, wenn sie
Nicht meine Lieb erhörte? Redet! Was
Darf ich erwarten? Darf ich Hoffnung hegen?
Ich häng an Euern Lippen, — redet, redet!

Frl. v. Pöllnitz. Wem habt Ihr Euch vertraut?
Ihr seid verraten.

Albrecht. Niemandem in der Welt. — Verraten,
sagt Ihr?
Durch wen? Verschlossen hielt ich das Geheimnis
In meinem Herzen.

Frl. v. Pöllnitz. Und verlort den Schlüssel,
Wie alle thun; — es prickelt sie so lang,
Bis sie es glücklich los geworden sind.
Den Vögeln pfifft Ihr's, oder schnittet es
In einen Baum; — genug, nun weiß es der,
Der es zu allerletzt erfahren sollte:
Der Ober-Präsident.

Albrecht. Ihr irrt Euch, Freundin,
Unglaublich ist's.

Frl. v. Pöllnitz. Und dennoch wahr, mein Prinz.
Soeben hört ich es mit einer zarten
Andeutung aus dem Munde — ratet doch, —
Von Ihrer Excellenz.

Albrecht. Der Danckelmännin?

Frl. v. Pöllnitz. Sie selbst; — Ihr hättet zur Vertrauten mich gemacht.

Albrecht. Zu niemand sprach ich, — nichts davon
begreif ich.

Frl. v. Pöllnitz. So habt Ihr es, wenn Ihr allein
Euch glaubtet,
In Euern Monologen ausgeplaudert; —
Ihr Miniatur-Bild fand in Euren Taschen
Ein Kammerdiener; — irgend eine Magd
Hat es gehört, wie Ihr die Götter all
Der Ober- und der Unterwelt beschwort,
Ihr Herz für Euch, mein Prinz, in Brand zu setzen, —
Was eine höchst mühsame Arbeit ist.
Wenn es von selbst nicht Feuer fängt. Seht doch,
Da kommt sie, Eure Schöne, mit den andern
Damen des Hofs! — sie sollen Euch nicht stören.
Rechnet auf meine Freundschaft und den Schutz

Digitized by Google

Der Götter, sollte Danckelmann es wagen,
Euch in den Weg zu treten. (ab)

Albrecht. Ja, sie ist es!
Nun schlägt mir, ach, das Herz bis in den Hals
Und raubt die Sprache mir.

(Prinzessin Marie tritt auf)

Marie. Wo eilen sie
Auf einmal alle hin und lassen mich
Hier ganz allein?

(erblickt den Markgrafen)

Allgütiger Gott! — — Verzeiht. —
Ich wußte nicht. — — ich werd mich gleich entfernen.

Albrecht. Erregt mein Anblick so Eu'er Mißbehagen,
Will Euere Hoheit ich von ihm befreien.

Marie. O kränkt mich nicht; ich gab Euch keinen Anlaß.

Albrecht. Warum denn stets sucht Ihr mir auszuweichen?

Marie. Nein, — sicher nicht. — — wo hätt ich es? — Ach, Gott!

Albrecht. Nicht gestern noch im Park von Liegenburg?

Marie. Ich wüßte nicht, — doch hab ich es gethan,
Geschah es unbewußt.

Albrecht. Und nicht, — Prinzessin?

Marie. Ich such' die Einsamkeit, weil ich mich einsam
Fühl in der Welt und voll von Menschenfurcht.
Denkt nicht, daß ich Euch je mit Absicht miede;
Nein, — — Euer Anblick — — laßt mich gehen, Prinz.

Albrecht. Ich halt Euch fest, Ihr müßt es von mir wissen, —

Marie. Ich darf nichts hören, Prinz! — O martert nicht
Mein armes Herz!

Albrecht. Wollt Ihr das meine töten,
Das so Euch liebt, daß es vergehen muß,
Raubt Ihr die Hoffnung ihm? — Nichts mehr von Euch
Begehr ich heut, als daß ich hoffen darf.
Daran will ich mich nähren, bis Ihr mir
Erfüllung gebt. — O sagt mir, darf ich hoffen?

Marie. Fragt mich nicht, Prinz, weil jede Antwort mir
Verwehrt ist. — Ach, nicht unsre Wünsche gelten,
Nicht unser Herz. — Von fremder Hand wird uns
Bereitet unser Schicksal und wir müssen
Es tragen, ob es billig scheint, ob nicht —
Euer Schicksal ruht in Eures Bruders Hand,
Des kurfürstlichen Herrn, der niemals würde
Genehmigen, daß die Kurländerin
Ihr freitet, die mit keiner andern Mitgift
In Euer Haus zög, als mit Ihrer Armut.
Darum erspart die Antwort mir, weil Ja
Ich nicht darf sagen und ein frostig Nein
Nicht über meine Lippen will.

Albrecht. So hör ich,
O Süße, Euer Ja.

Marie (will sich losreißen) Nein, laßt mich, Prinz!

(Danckelmann tritt auf, Marie ab)

Danckelmann. Was geht hier vor, Markgraf? Mir scheint, ihr hattet
Mit der Prinzessin ein arkadisch Spiel,
Wie man es in den Festen Ihrer Durchlaucht
Sans gêne treibt. Hier ist nicht Liegenburg.
Laßt die Prinzessin, die zur Buhlerin
Zu vornehm ist, doch zur Gemahlin nicht
Vornehm genug. Eur kurfürstlicher Bruder
Wird für Euch wählen.

Albrecht. Mein Gemahl wähl ich
Mir selber, Danckelmann.

Danckelmann. Die Blicke richten
Nach England sich und nach den Niederlanden,
Und über die Prinzessinnen, die hier
In Frage kommen, werd ich Seiner Durchlaucht
Noch heute Vortrag halten.

Albrecht. Werdet Ihr?
Und wagt mir in's Gesicht zu sagen, daß Ihr
Wollt über mich den Vormund spielen, über
Mich selbst verfügen? — Ihr? — Der Danckelmann?
Das ist ein Schimpf, den Blut nur sühnt,
Ihr sollt es büßen!

(zieht den Degen)

Danckelmann. Nun, ich stehe hier,
So stoß doch zu, Markgraf! Wenn ich es wollte,
Der Degen hier an meiner Seite ist
Kein bloßer Degen für den Tressenrock;
Als ich Student in Leyden war, hat manchen
Franzosen er, der mich großprahlerisch
Wollt hänseln, heimgeschickt mit blutigem Kopf.
Beim Christ, ich macht es grade so mit Euch!
Ich stamme aus Westphalen, wo man sich
Nicht cujoniren läßt, noch auch, Markgraf,
Durch Drohn und Lärmen aus der Ruhe bringen.
Stoßt zu doch, wenn den Mut Ihr dazu habt!
Sonst geht, legt Euch zu Bett, und leset einen
Schäfer-Roman. Gift gegen Gift Ihr seid
Am Herzen krank; es wird Euch der Roman
Kuriren von schwächlicher Leidenschaft.
Die Hohenzollern sind von je gewohnt
Des Staates Vorteil jeder andern Neigung
Voran zu setzen.

(Fräulein von Pöllnitz kommt, gleich darauf Frau von Danckelmann)

Frl. v. Pöllnitz Welch lautes Reden!
(zu Albrecht) Steckt den Degen ein!
Ihr seid ein Kind! Der Kurfürst kommt! Fort, fort!

Albrecht. Marie, Marie! so stark ist nicht der Kurfürst,
Daß er von Dir mich jemals trennen kann!
(ab)

Frau v. Danckelmann (zur Pöllnitz)
Wie ist es, gnädiges Fräulein? werdet Ihr
Mich künftig wieder grüßen?

Frl. v. Pöllnitz. (mit tiefer Verbeugung) Ich bewundre
Das Schauspiel, das uns Eure Excellenz
Hier gab zum Besten, doch vom ganzen Stück
Ist's nur der erste Akt. Wer weiß, ob Euch
Der Schluß in gleicher Weise wird gefallen?
(ab)

Frau v. Danckelmann. Sie höhnt uns noch.

Danckelmann. Ich bau auf Wien und London,
Und unter meine Füße die Pygmäen!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gutzkow's „Thereſe.“

Mit ungedruckten Briefen der Thereſe von Bacheracht.

Von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Gutzkow's Weib werden — das war nach wie vor Thereſens Lebensziel. Und ſie war um ſieben Jahre älter, als Gutzkow und dieſer hatte ein Weib und Kinder, die er um ihretwillen hätte laſſen müſſen — das genügt einigen ſtrengen Moraliſten, um den Stab über ſie zu brechen. Ich geſtehe, daß ich mich zu dieſer Höhe der Moralität nicht aufſchwingen kann. „Es wäre edel geweſen, wenn ſie auf ihn hätte verzichten können!“ Zugegeben — aber wie konnte ihr auch nur der Gedanke daran kommen?! Sagte er ihr nicht immer ſelbſt, daß er ihrer bedürfe, daß ihre Liebe die Blume ſeines Lebens ſei, und fühlte ſie nicht ſelbſt, daß ſie ihm unentbehrlich geworden?! Er liebte Amalien nicht, behauptete immer, daß ſie ihn nicht verſtünde, ihn nicht glücklich machen könne — hätte Thereſe daran zweifeln ſollen?! Sie durfte ſich ja nach ſeinen eigenen Worten die Kraft zumuten, ihn glücklich zu machen, ſie verſtand ihn, ſie wollte ihm alles ſein, auch eine zärtliche Mutter ſeiner Kinder; zwiſchen ihr und ihrem Glück ſtand nur eine Frau, die ſie doch nur nach den Worten des Geliebten beurteilen, mit den Augen der Eiferſucht ſehen konnte. Was alſo hätte ſie zum Verzicht ſtimmen ſollen? Daß ſie älter war, als er? Sie war noch immer eine ſchöne, vielbewunderte, vielbegehrte Frau! Daß ſie dadurch ihn in Wirrnis und Unraſt ſtürzte? Sie war vom Gegenteil überzeugt! Und ihr war ſein alleiniger Beſitz das Glück!

Aber noch Eins will erwogen ſein. Ein klares „Nein!“ hat Gutzkow in all den Jahren, wo er gebunden war, nicht geſagt, offenbar aus Furcht, die Geliebte zu verlieren. Er betonte nur immer die Schwierigkeiten, die ſich im Augenblick ihren Plänen entgegenſetzten, ſchnitt die Hoffnung auf die Zukunft nicht ab, nährte ſie wohl gar in Augenblicken zärtlicher Aufwallung. Ihm zu Liebe ließ ſie ihre Ehe nicht ſcheiden, er wollte zunächſt jedes Aufſehen vermieden haben. Aber all die Jahre hielt ſie die Zuverſicht feſt, ihr Ziel doch zu erreichen.

Es wäre vielleicht menſchlich geweſen, wenn ſie unter dieſen Umſtänden gegen Amalien intriguirt hätte; wenigſtens hätten es von zehn Frauen an ihrer Stelle ſicherlich neun gethan. Ihr läßt ſich keine häßliche Handlung gegen Amalien nachweiſen. Als ihr einmal Wehl in guter Abſicht Amalien als „ein vortreffliches Weib, einen rechten Schatz für jeden rechtſchaffenen Mann“ pries, widerſprach ſie nicht, im Gegenteil, ſeine Ehrlichkeit ſteigerte noch ihr Vertrauen zu ihm.

Daß ſie mit den Jahren immer ungeduldiger wurde, iſt freilich richtig; das Gegenteil wäre auch zu wunderbar geweſen. Erſt im Herbſt 1847 ſcheint es ihr zum erſten Male des Harrens zu viel geworden zu ſein.

Sie wollte an Gutzkows Liebe nicht zweifeln, auch nicht, daß er ſie endlich doch zu ſeinem Weibe machen werde, aber er ließ nicht mehr ſo viel von ſich hören, als ſonſt und ſchrieb ihr zuletzt nur, daß neue Vaterfreuden ſeiner harrten. Ein gemeinſamer Sommeraufenthalt in Tirol ſollte ſie für ſeine Schweigſamkeit entſchädigen, aber er kam nicht. Als ſie mit Fanny Lewald kurz nach dieſer neuen Enttäuſchung in Interlaken zuſammentraf, war ſie im tiefſten Herzen wund. In dieſer Verzweiflung that ſie einen thörichten, ja unwürdigen Schritt. Sie kam nach Dresden und als Gutzkow ihre Abreiſe wünſchte, weil Amalie ſich weigerte, ſie zu empfangen und er mit Rückſicht auf ſeine Stellung als Dramaturg des Hoftheaters den heimlichen Verkehr mit ihr in derſelben Stadt nicht pflegen konnte, da ſchrieb ſie an Amalien einen „verſöhnlichen“ Brief, worin ſie die Bitte ausſprach, ſie „um der Schicklichkeit willen“ zu empfangen. Amalie erwiderte, was ihr ihre Frauenwürde gebot, und da Gutzkow dagegen doch nicht gut etwas thun konnte, ſo reiſte Thereſe nach einer heftigen Szene mit ihm ab. Sie wandte ſich in Begleitung Fanny Lewald's nach Paris. Wie es damals in ihr ausſah, erweiſt ihr folgender Brief an ihre Freundin Thekla Weber in Bremen, die auch mit Gutzkow befreundet war:

Paris, den 18. März 1848.

Gute Thekla, ich kann mir denken, daß Sie ſchon einige Zeit nach Briefen von mir ausgeſehen haben und mein Stillſchweigen auf mancherlei Weiſe auslegten. Der eigentliche Grund iſt der, daß ich ſo abſorbirt von den hieſ. Zuſtänden bin, daß mir das Schreiben unendlich ſchwer wird. Ich ſchreibe nur das Nothgedrungene, die übrige Zeit ſind Fanny und ich auf der Straße, auf den Boulevards, leſen die Plakate der proviſoriſchen Regierung oder ziehen dem Volke nach, das, die Hände in der Taſche und das heitere vive la république auf den Lippen, ſeine Wünſche auf eine gutmüthig ernſte Weiſe aus-

Digitized by Google

drückt. Alle, die dies in der Nähe betrachten, die sich in die Masse hineinwagen, müssen gute Hoffnungen für die Zukunft hegen. Ein Volk, das, die Gewalt in der Hand, mit Kartoffeln und Waffen behangen, nicht einen Augenblick die Grenze überschritten hat, das die Ordnung in der Freiheit will, ein solches Volk wird nicht stehlen und morden, sondern es wird das Individuum, das augenblicklich seiner Ehre anvertraut ist, schonen. Man erzählt sich die hübschesten Lücken im Briefblatt, vermutlich „Geschichten“ von der Revolution, in denen überall das Prinzip der Ehrenhaftigkeit schimmert. Paris ist unverändert. Gestern früh strahlte es im Sonnen- und gestern Abend im Lichtglanz. Die Theater füllen sich wieder. Wir waren in der Großen Oper und in den Variétés und haben beide Male viel Genuß gehabt. Heute wollen wir die Rachel sehen. Ich genieße Paris, weil ich es Fanny zeigen kann. Auch ist es eine Stadt, in der man am leichtesten vergessen oder wenigstens sich betäuben kann. In der Jugend, liebe Thekla, sucht man den Schmerz, im reiferen Alter entflieht man ihm. Ich will nicht wieder aufnehmen, was hinter mir liegt, ich will auch nicht Ihren letzten Brief berühren. Ich freue mich, wenn Sie bessere Eindrücke empfangen, halten Sie diese fest, allein verargen Sie mir nicht, wenn ich Thatsachen nicht verwischen kann und darüber völlig im Klaren bin, daß ich, ohne mich selbst zu verachten, an keine Ausgleichung mehr denken darf. Es wird auch so gehen. Zeigt die Geschichte, daß die Wahrheit siegt, warum sollte ich nicht an den Triumph der meinen glauben? Meine Adresse ist: rue Bergère 14. Schreiben Sie mir bald, gutes Herz, Fanny grüßt sehr.

Immer

Ihre

Therese.

Der Brief einer Zürnenden, einer Verzweifelten, die sich allmählich zur Resignation oder doch zum Betäubtwerden durchzukämpfen hoffte! Zwischen ihr und Gutzkow muß nun alles aus sein, wenn sie sich nicht selbst verachten soll. Sie ist es satt, seine Geliebte zu sein.

Wie das Schicksal mit den Menschen spielt! Der Brief ist am Freitag, den 18. März 1848, geschrieben. Drei Tage später, am Montag, den 21. März, hielt Friedrich Wilhelm IV. seinen berühmten Umritt durch die Straßen. Amalie Gutzkow, die einige Tage zuvor mit dem Gatten auf Besuch nach Berlin gekommen war, sah aus einem Fenster zu. Die Luft war rauh, sie ging erkältet nach Hause, am Abend trat Fieber ein, einige Tage darauf war sie tot.

Ein Brief Thekla Webers meldete der Freundin nach Paris das Geschehene. Therese eilte sofort nach Berlin; hier traf sie mit Gutzkow zusammen. Ihr nächstes Schreiben an Thekla Weber — Berlin, den 2. Mai 1848 — lautet:

Gute Thekla, Sie haben mir einen lieben theuren Brief geschrieben, den ich recht in mein Herz genommen und Ihnen längst dafür innerlich gedankt habe. Ja, es ist eine wunderbare Lösung, die dieser schnelle Tod mit sich brachte, ein plötzliches Aufhören aller jener Folterqualen, die mir die Seele verrenkt hatten.

Ich stehe noch immer staunend, aber dankbar davor, die ersten heftigen Eindrücke sind überwunden. Gutzkow hat schon jetzt das stärkende Bewußtsein erlangt, daß das, was eintrat, kein Unglück, sondern eine Wohlthat war; er wird dieses Bewußtsein mit jedem Tage mehr haben. Seine Äußerungen, die wehmüthige Fassung, die ihn nicht verließ, die Überzeugung, jetzt wieder sich der vollen, unter mannichfachem Schutt vergrabenen Wahrheit zuwenden zu können, erzeugen in ihm ein liebenswürdiges Gemisch von Andacht und zögernder Begeisterung, die mich sehr glücklich machen.

Geschäfte halber mußte Gutzkow nach Dresden; er ist dorthin mit Amaliens Eltern und den Kindern gereist und wird sich von da wohl, bis zum Ende seines Urlaubs, nach Wien wenden, wo seine Stücke aufgeführt werden sollen. Ich selbst gedenke nächstens nach Hamburg zu gehen und dann im Laufe des Sommers nach Dresden zu reisen, wo ich das tröstende Gefühl haben werde, Gutzkow viel sein zu können. Die Kinder bleiben einstweilen beim Vater. Der kleine Emil soll der Großmutter anvertraut werden. Sonderbar ist es, wie diese den Verlust weniger empfindet, als man glauben sollte. Sie sah weder die Tochter im Sterben, noch im Tode sondern vermied sorgfältig jeden sie aufregenden Eindruck. So ist denn auch sie diejenige, die am gefaßtesten war. Vielleicht ist diese anscheinende Philosophie Folge des Alters, vielleicht auch der ausgesprochene Trieb zur Selbsterhaltung, vielleicht aber auch Kälte ....

5. Mai.

Sie sehen, gutes Kind, daß ich Ihnen schreiben wollte, daß ich aber unterbrochen wurde. Ich habe seitdem liebe Briefe aus Dresden, die mich sehr erquicken. Die Mundt sprach ich neulich. Sie beteuert feierlich, daß sie nur aus Nachlässigkeit nicht geschrieben hat und sich jetzt ihrer schämt. Ludmilla Assing konnte ich noch nicht zur Rede stellen, will es aber nächstens thun. Jeder lebt hier für sich. Niemand macht Besuche oder Gegenbesuche. Kaum daß man flüchtig seine Freunde begrüßt, so befangen ist man durch das allgemeine Interesse, das sich doch nicht so groß in Deutschland gestalten will, als wir es in Frankreich erlebten. Auch in Berlin fallen betrübende Dinge vor, auch hier hat der deutsche Michel noch lange nicht ausgeriert. Möchte wenigstens das deutsche Parlament förderlich sein. An tüchtigen Männern wird es nicht fehlen und doch scheinen überall die Ereignisse größer zu sein, als die Menschen!

Verzeihen Sie, gute, teure Thekla, die Flüchtigkeit und Zerrissenheit dieser Zeilen. Ich bin noch zu keiner wirklichen Sammlung gelangt. Was habe ich doch nicht alles in dem Laufe dieser letzten Wochen empfunden! Ich bin erschöpft und habe das dringende Bedürfnis der Ruhe. Lassen Sie mich denn

Digitized by Google

im Lehnstuhl zurücksinken, still für mich hinsehen und Gott für seine Wohlthat preisen und anbeten!

Immer

Ihre

Therese.

„Alles verstehen, heißt alles entschuldigen“, mahnt das Wort einer geistreichen Frau. Es ist nicht immer ein Wahrwort. Ob sich der Brief entschuldigen läßt, der in einem brünstigen Gebet über den Tod der Nebenbuhlerin ausklingt, überlasse ich der Empfindung des Lesers zur Entscheidung. Aber verstehen läßt sich der Brief, wenn man alles, was vorhergegangen, überdenkt. Und man vergesse nicht: daß Amaliens Tod für Gutzkow eine Wohlthat war, das war sicherlich Theresens ehrliche Überzeugung und sie konnte nach dem, was er ihr sieben Jahre lang über seine Ehe gesagt, nicht anders urteilen. Auch an die Stimmung, in welcher sie die Todeskunde getroffen, darf erinnert werden. Höchst bezeichnend ist auch, wie sie nun im Gefühl des Triumphs jene Freundinnen, die sich um Amaliens willen von ihr abgewandt, zur Rede stellen will.

Sie sollte zu früh gejubelt haben. Es mag dahingestellt bleiben, ob Gutzkows Versprechungen zur Zeit, da er gebunden war, jemals ehrlich gemeint waren; für den Augenblick mindestens, wo sie gesprochen wurden, mögen sie es ab und zu gewesen sein. Auch wollen wir nicht deshalb den Stab über ihn brechen, weil er, gleichsam eben vom Begräbnis seiner Gattin heimgekehrt, die Geliebte wiedergesehen und die Korrespondenz mit ihr aufgenommen. Sie hatte ihm ihr Leben gewidmet, ihm unendliche Opfer gebracht, er hatte sie zuletzt um der Toten willen tief verletzt — es ist begreiflich, daß er nun ihre Annäherung nicht abwies. Auch müßte man die Briefe, die er Theresen schrieb, und um ihr häßliches Wort zu zitieren, „das liebenswürdige Gemisch von Andacht und zögernder Begeisterung“, das sie im persönlichen Verkehr an ihm gewahrt haben will, näher kennen, um darüber eine Ansicht zu haben. So viel aber steht fest: bei größerer Menschenkenntnis hätte Therese unmöglich glauben können, daß sie nun am Ziele sei. Sie glaubte es nur, weil sie die Liebe für Gutzkow verblendete. Jetzt weniger als je war er zu einer Verbindung mit ihr geneigt.

Die Vernunftgründe, um derentwillen er früher nichts davon hatte wissen wollen, übten ungeschwächt ihre Kraft; einer von ihnen hatte sogar mit den Jahren an natürlicher Beweiskraft zugenommen: Therese war nun volle vierundvierzig Jahre alt . . . Aber dazu mußte auch die Lage, die der frühe Tod der armen Dulderin geschaffen, in gleichem Sinne auf ihn wirken, und zwar ebenso auf seinen Verstand, wie auf sein Gemüt. Das Mitleid, das man der Lebenden gewidmet, äußerte sich nach ihrem Tode noch ungleich stärker und wurde zur Anklage gegen die beiden Lebenden. Obwohl Amalie an den Folgen einer Erkältung gestorben, fehlte es an Stimmen nicht, die ihren Gatten und seine Geliebte beschuldigten, durch die jahrelang fortgesetzten, ungeheuren Rücksichtslosigkeiten, die sie gegen sie verübt, ihre Kraft gebrochen, ihr frühes Ende verschuldet zu haben. Entschloß sich Gutzkow nun zur Heirat mit Theresen, so mußte er mit Recht darauf gefaßt sein, daß die üble Nachrede sich in offenen Angriff und Skandal wandeln werde. Aber daneben wollen wir gern glauben, daß ihm auch sein reines Gemüt jeden ernstlichen Gedanken daran verwehrte. Wofür müßten wir ihn auch halten, um ihn in solcher Lage nicht dieser Reue fähig zu erachten!

Wie mußte er nun handeln, wenn er war, als was er stets hat gelten wollen, ein Mann, der immer dem „kategorischen Imperativ“ gehorcht, oder, um es schlichter auszudrücken, ein Mann von Gewissen. Dann mußte er seinen Freunden sagen: „Ich trauere der Toten aufrichtig nach, weil sie edel und selbstlos war!“ Und Theresen mußte er sagen, nun endlich klar und offen: „Nein, ich heirate Dich nie und nimmer.“

Er hat anders gehandelt. Zwar das Erste hat er seinen Freunden wirklich gesagt, und daß er die Gelegenheit benützte, um sich vor dem Vorwurf der Rücksichtslosigkeit nach Kräften zu schützen, wollen wir ihm, weil es menschlich war, nicht zum Übeln anrechnen. Auch daß er zu diesem Zwecke sogar, was etwas ungewöhnlich ist, ein gleichlautendes „Zirkular“ an seine Freunde versendete, mag noch hingehen. Es ist mir leider nicht gelungen, ein Exemplar aufzutreiben, doch giebt der folgende Brief Theresens eine erschöpfende Analyse des Zirkulars; offenbar war es eine Selbstverteidigung in Form eines rühmenden Nekrologs, die sich um des Zweckes willen nicht immer in den Grenzen der Wahrheit hielt, — Gutzkow suchte darin seine Ehe sogar als eine durchaus glückliche hinzustellen! Aber auch dies noch können wir zur Not verstehen.

Was er jedoch nun that, ist nicht mehr verständlich und um es zu rechtfertigen, müßte man geradezu die Theorie aufstellen, daß Männer von Gutzkows Begabung alles thun dürften, auch das Unsittliche.

In seinen „Rückblicken“ erzählt Gutzkow von seiner tiefen Trauer um Amalien und wie er die nächste Zeit nach ihrem Tode verbracht, das folgende:

„Traurige Ostern! . . . Dem Trost, den mir ein geistvoller, rabbinischer Gelehrter, der uns befreundete Dr. Zunz gab: „Der Mensch hilft sich durch das allgemeine Gattungsgefühl!“ mußte ich lange nachdenken. Der Selbsterhaltungstrieb, die Abwechselung von Raum und Zeit waren gemeint; doch wollte fürs Erste der Trost nicht anschlagen. In dem wüst gewordenen Berlin mochte ich nicht länger weilen. Die Kinder nahm die Mutter der Dahingeschiedenen in ihre Obhut. Ich wollte den Rest meines Urlaubs irgendwo in einem stillen Badeorte zubringen und wählte Warmbrunn, wo ich die in Berlin begonnene dramatische Arbeit beendete. Die zauberische Umgebung Warmbrunns, das Riesengebirge mit seinen Wasserfällen und Waldgründen, der Kynast mit seinem Walddache u. s. w. beförderten die Genesung des an einem hier nicht zu schildernden Leid erkrankten Gemüts. Das Allgemeine, das Schicksal der Gattung sprach mir aus dem abendlichen Gefläster des jungen Laubes der Gebüsche Trostreiches über Unsterblichkeit. Geisterhaft umgab mich die entschwundene Erscheinung;

Digitized by Google

oft glaubte ich in abendlicher Stille des Zimmers mit ihr sprechen zu müssen. Die später in meinem Roman: „Die Ritter vom Geiste“ aufgenommenen Gedichte stammen aus diesen Tagen.“

Die Schilderung bedarf einer Ergänzung: Therese war mit in Warmbrunn und die beiden lebten da, sechs Wochen nach Amaliens Begräbnis, in innigster Gemeinschaft.

Hier der nächste Brief Theresens an Thekla Weber:

Warmbrunn, den 6. Juni 1848.

Geliebtes Kind, seit vierzehn Tagen trage ich den Dank für Ihren lieben Brief mit mir herum und konnte ihn nicht auf das Papier bringen. Ich war beistimmt von mannichfachen Eindrücken, eingeengt in meiner Zeit, herausgerissen aus meinem kontemplativen Leben, bloß dem Augenblick lebend, der viel, fast zu viel von mir forderte. Denn kaum in Berlin angelangt, kam auch mein Bruder mit seinen Kindern aus St. Petersburg an, dem ich entgegentreten und erklären mußte, ich könnte Gutzkows wegen nicht die Sorge um dieselben übernehmen. Ich sollte sie nehmlich den Sommer über beherbergen.

So fest ich nun auch in dem Gefühl für Gutzkow bin, so sind Eröffnungen und Besprechungen der Art immer peinlich. Als ich sie beseitigt und recht erschöpft war, kam Andree in Berlin an. Ich sah ihn mehrere Tage hinter einander und es war mir seltsam, unserm Antagonisten nun plötzlich mit einem stummen Blick sagen zu können: „That ich Recht, den Wahnsinn des Wartens zu üben?“ Natürlich berührten wir das sonst schmerzliche Thema nicht; er muß es aber meinem ganzen Wesen angesehen haben, wie aufgeblüht, wie gesund ich nach dem Sturme geworden bin.

Heute vor acht Tagen kam ich denn endlich hier in Warmbrunn an, wo Gutzkow mich mit einer Freude willkommen hieß, die mich schadlos gehalten hat für das große Leid von Sonst. Der liebe Freund ist völlig aufgerichtet, wohl, thätig und innerlich frei. Wir leben nur für uns, arbeiten des Morgens, essen zusammen auf meinem Zimmer und geben Abends spazieren.

Die Gegend ist lieblich. Ihr Charakter ist der des Gebirgs, rauh zuweilen und dann wieder üppig und gesegnet. Vor meinen Augen sehe ich die Schneekoppe, die sich Abends purpurroth färbt, seitwärts liegt die wundervolle Ruine, der Kynast. Sie können sich, geliebtes Kind, nicht denken, mit welchen seltsamen Gefühlen der Rührung, der Freude und des wonnigen Empfindens der Berechtigung ich an Gutzkows Seite stehe. Daß dieses Glück durch Amaliens Tod erkauft wurde, ist freilich nicht ohne Schmerz, allein ich sage mir so klar als möglich, daß ich wirklich schuldlos an der Art war, wie sie sich feindselig mir gegenüber stellte. Sie wissen, daß ich noch in den letzten Monaten Schritte zu einer Annäherung that, die wenigstens die Schicklichkeit erfordert hätte, allein die Antwort darauf war so beispiellos hämisch, so ganz durchaus ohne Herz, im triumphirenden Gefühl ihres Rechts geschrieben, daß ich auf immer verstummte.

Gutzkow hat nun im ersten Drang des Schmerzes ein Circulair an die Freunde ergehen lassen, dessen Inhalt ich nicht billigen kann und das wohl auch unterblieben wäre, hätte ich zu rechter Zeit Kunde davon erhalten. Der liebe Freund hatte nehmlich den Wunsch, der Welt zu sagen, daß Amalie durch uns nicht unglücklich gewesen sei. Er hätte diese Wahrheit sagen können und doch nicht Amaliens Charakter als so selbstlos, als er that, schildern sollen. Die, welche diese Ehe kannten, konnten sie nicht für das ansehen, was Gutzkow jetzt aus ihr machen möchte; sie mußten nothgedrungen, auch selbst ohne persönliches Interesse für mich, diesen Todesfall als ein sehr negatives Unglück beurtheilen. Amalie war eben nicht geschaffen, die Tiefe des Lebens und ihre Pflicht im vollsten Umfange in's Auge zu fassen. Sie wollte erdenken ohne gefaet, glücklich sein, ohne beglückt zu haben; dadurch ist sie wirklich kein Vorbild für den häuslichen Kreis, den sie einnahm. Die Kinder haben ihrem Sarge erstaunt nachgeblickt, ohne später nur irgend eine Sehnsucht oder einen Schmerz zu äußern. Auch die Mutter ist wunderbar getröstet, vielleicht deswegen, weil sie sich mit Gutzkow ausgesöhnt hat und dieser ihr lieber als die Tochter ist. Und was Gutzkow betrifft, so hat er nur noch Mitleid mit einer Frau, die so plötzlich mitten im Glück starb; augenblicklich ist ihm vielleicht auch noch der Gedanke an die veränderte Häuslichkeit unbequem, jedenfalls ist er weit davon entfernt, eine wahrhafte Gemütslücke zu spüren.

Ich spreche mich darüber so weitläufig aus, weil ich vermuthe, daß Sie auch ein Circulair bekommen haben und weil ich nicht will, daß Sie denken, ich stimmte diesem bei. Wäre auch alles wahr darin, so hätte Gutzkow schon der Kritik wegen, die ein solcher Schritt erleidet, ihn unterlassen sollen. Es ist mir leid, daß er sich wieder dem Augenblick, wie so oft schon, trotz seiner männlichen Klarheit, unterordnete.*) Die Meisten, denen er den Brief schickte, haben ihm nicht geantwortet, die, welche es thaten, schrieben ihm lau. Jetzt kommt nun obendrein unser Zusammensein in Warmbrunn dazu und beweist, daß eben der erste Schmerz verklärender wirkt, als der Verstand und das gesunde Gefühl es zulassen. Einige Wochen weiter und Gutzkow wird selbst kaum begreifen, wie er zu einem Briefe kam, den Niemand von ihm forderte.

Vorläufig haben wir nur den Plan, viel beisammen zu sein, doch gehe ich vor's Erste noch nach Hamburg zurück und erst im Herbst nach Dresden, wo ich mich dann auch den Kindern anschließen werde. Freinsheims [Amaliens Pflegeltern] sind noch da und lassen es sich im hübschen Quartier recht wohl sein. Können Sie sich denken, daß die

*) Der Satz ist eine Korrektur der ursprünglich hingeschriebenen, noch lesbar gebliebenen Worte: „Er ließ sich wieder vom Augenblick, wie so oft schon, hinreißen.“

Digitized by Google

Mutter ihre Tochter weder sterben noch tot sah? Ich war es, die vierzehn Tage nach dem Begräbnis das Grab mit Rasen und Blumen belegen ließ; die Mutter war fortgereist, ohne nur die letzte Ruhestätte des einzigen Kindes zu sehen, lauter Dinge, die mir förmlich unfaßlich sind.

Schreiben Sie mir Kronenstraße 25, Berlin. Ich weiß selbst nicht, wie lange ich bleibe und ob ich nicht mit Gutzkow, ehe er nach Dresden zurückkehrt, einen Ausflug mache. Unter diesen Verhältnissen ist Fanny's Adresse die sicherste. Behalten Sie mich lieb, gute Thekla. Das ist der innige Wunsch

Ihrer

Therese.

Auch diesem Brief möchte ich keine Rechtfertigung Theresens folgen lassen, aber verstehen können wir auch ihn, wie ihre ganze Handlungsweise, im Gegensatz zu jener Gutzkows. Selbst die bis zum Wahnwitz ungerechte Art, in der sie über Amaliens letzten Brief an sie spricht, ihr unedler Haß gegen die Tote werden uns verständlich, wenn wir uns ihrer Charakteristik erinnern, wie sie uns Fanny Lewald gegeben: „Sie dachte mit dem Herzen, beurteilte alles nur mit dem Maßstab des eigenen Empfindens." Möglich, daß auch das, was sie über die Fühllosigkeit von Amaliens Eltern und die Art sagt, wie die Kinder den Verlust der Mutter aufgenommen, nicht von objektiver Beobachtung zeugt. Aber der lustige Verkehr mit Gutzkow ist keine Lüge, kann es nicht sein. Man vergleiche seine Schilderung des Warmbrunner Aufenthaltes mit diesem Brief und entscheide dann, ob die Litteraturgeschichte viel ähnliche Gegensätze zwischen Wahrheit und Dichtung aufweist. Dies traurige Amt hat sie nur selten in dem Maße zu erfüllen, wie hier.

Es ist angesichts der Thatsachen gleichgültig, ob Therese aus eigenem Antrieb nach Warmbrunn kam oder ob Gutzkow sie rief; angesichts der „Freude", mit der er sie willkommen hieß und die sie „schadlos gehalten für das große Leid von Sonst", wäre auch das Erste nicht allzu bedenkvoll, geschweige denn gar eine Rechtfertigung für Gutzkow. Möglich, daß er intimere Kenner seines Lebens glauben machen will, sie sei ungerufen erschienen. Möglich, sage ich, denn in den „Rückblicken" folgt auf die eben zitierte Stelle die folgende:

„Manches drängte sich zum Trost auf, was ich zu diesem Zweck nicht gesucht hatte.

Dem nun plötzlich Witwer gewordenen Dramaturgen kamen in Dresden Kondolationen und in der That keine Vorwürfe über seine politische Haltung entgegen."

Es ist also ungewiß, ob nicht die „Kondolationen in Dresden" gemeint sind. Aber angenommen, daß der Satz gegen Theresen zielt — wäre damit auch nur das Geringste für Gutzkow bewiesen?!

Die unglückliche Frau sollte bald genug erkennen, daß der Bruder doch recht gehabt, daß sie thatsächlich Unrecht gethan, seit sieben Jahren den „Wahnsinn des Wartens" zu üben. Als Therese im Herbst 1848, der Verabredung gemäß, wie sie der oben mitgeteilte Brief angiebt, nach Dresden kam, um sich „den Kindern anzuschließen", kam es zum Bruch. Nicht etwa, als ob er sie weggewiesen hätte. Er hatte nichts dagegen, daß sie in Dresden blieb und ihm Leib und Seele widmete, wie bisher; im Gegenteil, das war ihm durchaus erwünscht. Auch hielt er sie nach wie vor mit halben Versprechungen hin. Aber gegen Andere war er offener, so auch gegen Thekla Weber. Ihnen sagte und schrieb er: „Nein, ich thue es nicht!" Und sie meldeten es Theresen. Nun verlangte sie, daß er sich entscheide. Und so sagte er endlich auch ihr sein „Nein!" Und darauf ging sie von ihm.

Das ist die Wahrheit. Sie ergiebt sich aus zwei Briefen, einem von Gutzkow an Wehl, einem von Therese an Thekla Weber.

In dem Briefe Gutzkows an Wehl vom 29. Januar 1849 heißt es:

„Sie erwähnen das Verhältnis zu Theresen. Schrieb ich Ihnen nicht schon früher, daß das das Ende eines großen, vielbändigen Romans ist. Ich fühlte eine Art von sittlicher Notwendigkeit, nach dem Tode meiner Frau Theresen nicht mehr zu gehören, als schon seit drei (?!) Jahren früher. Sie hatte zuviel, zuviel gethan, mir das schmerzliche Gefühl, zwischen zwei mich liebenden Wesen zu stehen, zur Hölle zu machen. [Folgt die bereits zitierte Stelle, daß für ihn das Glück der Verbindung mit Theresen nur in der „Verschwiegenheit" gelegen.] Das Geheimnis hätte mich fesseln können, die Publizität erkältete mich. Als meine arme Frau so jammervoll starb, entstand in Theresen erst der Gedanke des nun endlich sicheren Alleinbesitzens, bald aber die Furcht, eine jüngere Erscheinung würde mich fesseln, ich würde mich zum zweiten Male verheiraten. Sie war hier, um über unsere Zukunft bestimmte Erklärungen zu verlangen; sie sprach von einer Trennung von Bacheracht, von einer Hochzeit mit mir — alles das überstürzte sich, war mir unheimlich, und ich lehnte alle diese Auswege ab. So haben wir uns getrennt .... Wie steh' ich einsam! Und doch kann ich mir in Nichts, was mich so weit führte, Unrecht geben. Wonach ich ewig strebte, war die Wahrheit! Daß ich mit Theresen brach, war eine Wahrheit!"

Was ließe sich alles zu dem Briefe bemerken! Ein „kategorischeres Imperativ", der es nicht verwehrt, eine wilde Ehe fortzuführen, weil da „das Geheimnis fesseln kann", es aber als „sittliche Notwendigkeit" empfindet, diese Ehe nicht zu legitimieren, ist eine merkwürdige Erscheinung. Und kann die Bemerkung, daß er sich in Nichts Unrecht geben könne, ehrlich gemeint sein?! Aber wozu aussprechen, was jeder Leser ohnehin sich selbst sagen wird!

Auch der Brief Theresens an Thekla Weber, aus Hamburg, bedarf keines Kommentars. Er ist zufällig an demselben Tage geschrieben wie jener Gutzkows, am 29. Januar 1849, soll Thekla darüber beruhigen, daß nicht ihre Eröffnungen die Schuld am Bruche trügen, und lautet:

Ich glaubte Ihnen, gute Thella, nichts Überraschendes in meinem letzten Brief mitzuteilen zu haben und wundere mich nur, daß Sie nicht längst

Digitized by Google

von dem Kenntniß hatten, was seit drei vollen Monaten eine Thatsache ist. Weil Fanny nicht mit mir sein kann und ich ungern allein im Hause bin, habe ich mir für den Winter eine Verwandte geholt, ein liebliches, achtzehnjähriges Geschöpf, ein Fräulein von Strube, deren wunderbare musikalische Begabung eine wahre Freude für mich ist. Ich arbeite nicht und werde, weil ich durch das Arbeiten zu sehr an Gutzkow erinnert werde, noch lange, vielleicht nie wieder arbeiten. Aber ich bin weit davon, unglücklich zu sein, ich habe Augenblicke herzlicher Betrübniß, doch empfinde ich die Wohlthat eines guten Gewissens. Irrte ich in meiner Neigung, so kann ich mir wenigstens das Zeugniß geben, daß ich Gutes gewollt und Vieles ertragen habe. Kümmern Sie sich nicht meinetwegen, machen Sie sich keine Vorwürfe. Das, was kam, mußte kommen. Sie waren nur der Tropfen, der den vollen Becher überfließen machte.

Ihre stürmische Liebe, gute Thekla, ist nicht das, was mich tröstet; sie ängstigt mich, weil sie nicht natürlich ist. Unser aller Aufgabe ist, uns harmonisch auszubilden. Glauben Sie, daß dies auf diesem Wege geschieht? Meinen Sie nicht, daß Sanftmuth das weiblichste Mittel zur Lösung jenes Räthsels ist, das man Leben nennt?

Ich wünsche Ihnen Glück und Frieden, geliebtes Kind, mir selbst freilich wünschte ich einen Trunk Lethewasser. Was habe ich nicht Alles gewollt und gehofft, und wie war doch Alles so vergebens! Doch will ich nicht klagen, sondern weitergehen und Sie bitten, sich zu beruhigen, und mir Zeit zur Sammlung und Kräftigung zu gewähren.

Herzlichst und treu

Therese.

Der Brief bedarf, wiederhole ich, keines Kommentars. Nur zwei Fragen möchte ich daran knüpfen: Ist das wirklich der Brief einer „Furie?!“ Und wessen Brief erweist das vornehmere, edlere Gemüt?!

Aber auch nur noch war die leidenschaftliche, unendlich liebende Frau dieser unseligen Liebe nicht ganz ledig. Ein Dritter mußte dazutreten, um sie für immer von Gutzkow loszulösen.

Im Frühling 1849 war ein Vetter Thereſens, der niederländische Oberst Heinrich von Lützow, nach jahrzehntelanger Abwesenheit aus Batavia nach Deutschland heimgekehrt. „Er war“, erzählt Wehl, „eine stattliche, männliche Erscheinung, kannte die Menschen, das Leben, die Welt. Therese hatte mir selbst früher einmal vertraut, daß eine romantische Jugendliebe beide innig verbunden; aber weil Baron von Lützow damals ohne Vermögen gewesen, hätte eine Verbindung nicht stattfinden können. So sei er in fremde Dienste und in einen fernen Erdteil gegangen . . .“

Die alte Liebe regte sich in den Herzen; Lützow bot Thereſen seine Hand an. Die formale Ehe mit Herrn von Bacheracht war rasch zu lösen, nicht aber die Fesseln, welche sie trotzdem und alledem an Gutzkow banden. Sie wollte nicht eher Lützows Weib werden, bis sie noch einmal mit Gutzkow gesprochen.

Wehl riet ab und hatte guten Grund dazu; Gutzkow hatte ihm zuletzt über Thereſen, wie er es sehr euphemistisch ausdrückt, „nur kühl“ geschrieben. Therese achtete auf seine wohlgemeinte Warnung nicht. Von ihrer treuesten Freundin, Fanny Lewald, begleitet, ging sie nach Dresden. Wieder schien sich das alte Spiel entspinnen zu sollen, da kam ihr Baron von Lützow nachgereist und es kam zur Entscheidung. Der folgende Brief schildert die letzte Unterredung, die sie mit Gutzkow hatte:

Gr. Brütz bei Schwerin,
den 14. Juni 1849.

Wie oft, geliebte Thekla, habe Ihnen schreiben wollen! Allein die beklemmenden Umstände, in welchen ich mich befand, die schmerzlichen Blicke auf eine mit Ihnen verwebte Vergangenheit und die nicht ohne Wehmuth an die Zukunft gerichteten und nicht beantworteten Fragen hielten meinen Gruß an Sie zurück. Daß ich sie nicht vergessen kann, wissen Sie. Sie wissen auch, daß ich es treu mit Ihnen gemeint habe, und daß, wo ich auch weilen werde, meine Wünsche für Sie dieselben sind.

Ich habe seit zehn Monaten so unaussprechlich gelitten, mein äußerer und innerer Zustand hatte der Dringlichkeiten so viele, daß ich oft gedacht habe, es sei zu viel. Sie wissen genau, was ich wollte. Ich wollte einen Menschen durch Liebe verklären; ich wollte das, was nicht gut an der hohen Begabung war, was dem Charakter und der höheren Ehre schadete, wegwischen mit meinem Herzblute, ich wollte die harten und kalten Keller mit Wärme durchdringen und durch Beispiel und Hingebung den Glauben an das Bessere wachrufen, den untergegangenen oder nie dagewesenen Glauben!

Acht Jahre meines Lebens hatte ich an die Aufgabe gesetzt, acht volle und schmerzensreiche Jahre, in welchen das Zuviel mir noch zu wenig schien. Im achten Jahr starb Gutzkow's Frau. Ich glaubte in ihr ein mächtiges Hinderniß überwunden, ich hoffte auf eine stille und friedensreiche Zukunft, aber schon in Warmbrunn und später durch Sie mußte ich erkennen, daß ich mich getäuscht hatte. Ich konnte nicht hervorzaubern, was nicht vorhanden war, konnte dem nicht sittlichen Werth geben, der durch Geburt und Selbsterziehung das Leben nur zu oft in Zerrbilder zerfallen sah. In dieser Stimmung traf mich ein Vetter, der Freund meiner ersten Kindheit und Jugend, mit dem ich aufgewachsen und dessen Schicksal ein hartes aber stählendes gewesen war. Er war vor neunzehn Jahren blutjung nach Indien gegangen, hatte dort zehn Jahre im Felde gelegen, und kam gerade zurück, als ich innerlich verzweifelnd mich mit kalter Ueberzeugung fragen mußte, ob nicht in meinem Verhältniß zu Gutzkow mein besserer Mensch, in dieser steten Erniedrigung, in dieser qualvollen Unmöglichkeit, ihm das Richtige zu zeigen, die fraukliche Würde ganz und gar mit Füßen getreten wurde. Als Heinrich von Lützow mich wiedersah, als er von mir hörte, was ich geliebt und gelitten, gewollt und nicht gekonnt hätte, sagte er mit eisernfester Ueberzeugung: „Reiß dich los von diesen schmachvollen Ketten“ — und als ich dennoch nicht

Digitized by Google

aufgeben wollte, was mich so tief umstrickt, so ganz gefesselt hatte, als ich nach Dresden ging, wo Gutzkow's erstes Debut eine neue Demüthigung war, als ich immer von Neuem mir eingestehen mußte, daß zu einem solchen nutzlosen Kampfe sich hergeben Wahnsinn sei, da stand plötzlich unerwartet Heinrich mit tiefer Indignation vor mir und sagte mir wieder: „Reiß dich los!“

Es war an einem Sonntag, als ich Gutzkow zuletzt sah; ich war ihm, das versichere ich Sie, mit großer Liebe und Schonung entgegengekommen, ich hatte ihm freimüthig Heinrichs Ansicht ausgesprochen; ich hatte gehofft, er würde das begangene Unrecht einsehen und gerührt mir eine bessere Zukunft verheißen. Statt dessen riß er das geliebte Bild, das auf meinem Schreibtisch vor ihm stand, herunter, zerschmetterte den Rahmen, zerknutschte die wundervolle Zeichnung, tobte und wüthete . . . Wie ich es überlebte, weiß ich nicht. Nur weiß ich, daß Gutzkow zornentbrannt fortraste und nicht wiederkam! . . .

Die ersten Wochen waren schmerzvoll, zu schmerzvoll, als daß ich davon reden möchte. Es drückte mich alles, das Leben, die Vergangenheit, die Gegenwart, selbst Heinrichs edle männliche Neigung, die ohne Vorurtheil, ohne richtendes Element nichts in mir als die Leidende sah. Nach und nach ward ich ruhiger und als ich ganz ruhig war, als ich meine Lage übersah, als ich fühlte, daß ich einer Stütze und einer Umwälzung des Äußern bedurfte, nun wieder Ich zu werden, da ging ich zu Bacheracht und zu meinem alten Vater, da sagte ich ihnen alles, bat sie um ihre Vergebung für meine Irrthümer und fragte, ob ich Heinrichs Anerbieten annehmen und ihn als seine Frau nach Indien folgen, ob ich eine ganz neue Existenz anfangen solle. Beide bewiesen mir eine Liebe, die ich nie vergessen werde, beide dachten nicht an sich, sondern nur an mich. Auch kannten sie Heinrich und wußten, an einen treueren, festeren“ —

Hier schließt der Bogen; das nächste Blatt ist verloren gegangen. Es kann nichts mehr enthalten haben, was sich nicht aus anderen Quellen ergänzen ließe. Was aber den erhaltenen Teil betrifft, so möchte ich auch daran nur die Frage knüpfen, ob die Leser es vorziehen, mit Heinrich von Lützow in Theresen „nur die Leidende“ zu erblicken, oder mit dem Biographen Gutzkows die „Furie“?! Die Scene, die Therese erzählt, bedarf der Erläuterung nicht: als sie Gutzkow vor die Entscheidung stellt, sie zu ehelichen oder als Geliebte zu verlieren, weil sie es dann vorziehe, das Weib eines anderen Mannes, der sie liebt, zu werden, geräth er in sinnlose Wut und vernichtet das Bild dieses Mannes . . . Auch die Art, wie Therese hier von Herrn von Bacheracht spricht, ist leicht zu verstehen.

Die Vermählung Theresens mit Herrn von Lützow fand am 24. August 1849 zu Groß-Brütz statt. Einige Tage zuvor hatte sie an Wehl geschrieben: „Nicht wahr, Sie sind der nun bald Unerreichbaren nicht böse, weil man der Sterbenden nicht zürnt und ich wirklich für lange Zeit sterbe?“ Sie meinte nur die Trennung von Europa, aber in nicht allzulanger Frist sollten sich die Worte buchstäblich erfüllen.

Es ist tröstlich, zu wissen, daß die letzten Jahre der schwer geprüften Frau licht und friedlich waren. Als Beweis dafür, aber auch für die Art, in welcher sie nun Gutzkows gedachte, seien aus ihrem letzten Brief an Wehl einige Sätze angeführt:

„„Die Ritter vom Geiste“ hat mir der Herzog Bernhard von Sachsen zum Lesen geschickt. Ich habe sie gleich angefangen und sie haben mir zum Denken gegeben. Es ist viel Schönes, viel Gutes darin. Ohne großes Talent läßt sich dergleichen nicht schreiben. Was Sie mir über seine häuslichen Angelegenheiten schreiben, freut mich mehr, als ich sagen kann.*) Niemand kann ihm mehr Glück als ich wünschen, und wo das Glück nicht zureicht, da sollte wenigstens Frieden sein. Frieden und Glück sind die Hauptpunkte unserer Existenz, und daß ich sie habe, sie im Anblick eines treuen edlen Mannes und blühender Kinder genieße, das ist ein Segen, den ich nach den vergangenen Schmerzen nie hoch genug anschlagen kann.“

Auf dem Schiff, das sie mit den Ihrigen nach Europa zurückführen sollte, ist sie am 16. September 1852 plötzlich und unerwartet verschieden. Andere Quellen geben das gleiche Datum, aber als Sterbeort Tjilatjap in Holländisch-Indien an.

Sie hatte Gutzkow vergeben, er ihr nicht. Ein Beweis hierfür ist der Brief, den er auf die Kunde ihres Todes an Wehl schrieb: „Ich kann und mag über Theresens Tod nichts schreiben . . . . Für mich lebte sie seit drei Jahren nicht mehr. Sie war exzentrisch in Liebe und Haß. Ich glaube, daß sie mich seit diesen drei Jahren gehaßt hat u. s. w.“ Und erst am Schlusse dieses merkwürdigen Briefes stehen plötzlich und unvermittelt die Worte: „Man schreibe auf ihr Grab: Denen, die sie liebte, war sie die Liebe.“ Der Leser hat unwillkürlich die Empfindung, Gutzkow habe sich beim Überlesen des Briefes geschämt und den Satz beigefügt . . . . Ein weiterer Beweis ist die Charakterzeichnung der „Sidonie“ im „Ottfried“; daß er da Therese hat darstellen wollen, hat er Wehl ausdrücklich gesagt.

Der unglückliche Mann hat viel gelitten, bis ihn sein tragisches Ende ereilt: auch ihn wollen wir nicht richten. Aber ebenso wenig die Frau, die ihn unter allen Menschen, denen er im Leben begegnet, am heißesten und schmerzlichsten geliebt hat. Und versteht man ihre Briefe recht zu lesen, so wird man vielleicht das Urteil, das eine andere Dichterin, die Baalzow, über sie gesprochen, nicht ganz unrichtig finden:

„Theresens unschätzbare, gute Eigenschaften sind alle ihr eigen, ihre Irrtümer rühren zum Teil von ihren Verhältnissen her; und wenn man von irgend einem Menschen sagen kann, daß er nur die Fehler besitzt, die von seinen Tugenden herstammen, so ist das bei Therese gewiß der Fall.“

Denen, die sie liebte, war sie die Liebe.

*) Wehl hatte ihr Gutzkows Wiedervermählung berichtet.

Digitized by Google

Unterhaltungs-Lektüre.

Eine Reihe von Romanen und Novellen, die keine künstlerischen Ziele verfolgen, sondern nur dem Unterhaltungsbedürfnisse genügen wollen, seien hier kurz angezeigt.

„Die graue Jette". Roman von August Becker (Zena, Hermann Costenoble). Ein nachgelassenes Buch des vor einiger Zeit verstorbenen Autors, das man nicht ohne wehmüthige Empfindung lesen wird. Sie wird durch die Erinnerung an Beckers Schicksal geweckt. Er hatte mit einem prächtigen Liederbuch („Jung Friedel") begonnen, einen vortrefflichen großen Roman („Des Rabbi Vermächtniß") folgen lassen: als Engländer oder Franzose hätte Becker nun in Muße etwas Vollwerthiges schaffen können. Aber er war ein Deutscher, mußte jährlich mehrere Bände schreiben, hat in Sorgen gelebt und geschaffen. „Die graue Jette", wohl sein letztes Buch, trägt in der Breite der Darstellung, in Flüchtigkeiten des Stils, in einzelnen Trivialitäten die Spur davon, aber noch deutlicher erweist sie doch den guten Kern dieser Poeten-Natur, in der so viel Kerngesundes und Volksümliches, soviel Fähigkeit des Beobachters, eine so unverwüstliche Lust zum Fabulieren steckte. Als Unterhaltungs-Lektüre verdient „Die graue Jette" bestens empfohlen zu werden.

„Unheilbar", Roman von Dora Duncker. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Gewiß kein Meisterwerk, auch nicht ein künstlerisch bedeutendes Buch, das uns aber doch sympathisch berührt hat, weil es sichtlich nach edleren Zielen strebt. Es ist doch zum Mindesten versucht, ein Problem zu Grunde zu legen, freilich ist dies Problem weder ganz originell, noch genügend scharf gefaßt, aber doch ein Beweis, daß die Verfasserin Ehrgeiz und Respekt vor der Kunst hat. Die Erfindung und Verknotung der Handlung scheint nach diesem Buche zu schließen, nicht ihre starke Seite. Einzelnes ist gewaltsam, Anderes ohne rechte Begründung, auch in der Charakter-Zeichnung ist viel Schablonenhaftes und Unzulängliches, hinzugen ist die Darstellung weitaus geschmackvoller, die Sprache gesichter und flüssiger, als in den Werken von Autoren, die viel bekannter sind, als diese Erzählerin.

Beträchtlich desselben Ranges, wie dieser Roman von Frau Duncker ist die Novelle „Ein Kind" von Ida Boy-Ed (Leipzig, Reißer). Und doch ist Frau Boy-Ed entschieden ein viel stärkeres Talent! Aber sie schreibt zu viel und hat sich nachgerade in die Tonart gefunden, welche die Familienblätter verlangen. Das bringt ja auch eine Art von Namen und viel Geld, aber als wir diese sehr gewandte, nur aber allzu flüchtig geschriebene Novelle lasen und uns dabei der ersten Arbeiten der Verfasserin erinnerten, die gar nicht gewandt, aber so höchst originell waren, da wollte uns doch scheinen, als hätte sie diese Gewandtheit und die — man verzehe das Wort — „Gartenlauben"-Reife mit einem etwas zu hohen Preis bezahlt.

Johannes von Dewall war ein flotter, fröhlicher, erfindungsreicher Erzähler, der sein Publikum unterhalten und dabei selber nicht viel Mühe haben wollte; beides ist ihm gelungen, wie sehr, beweist der Umstand, daß ihn sein Verleger (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) nun sogar dieselben Ehren erweist, deren die Marlit, die Heimburg und wie die anderen Koryphäen dieser Gattung Litteratur heißen mögen, teilhaftig geworden: nun erscheint auch ein illustrierter Dewall; uns liegt der Roman „Untraut im Weizen" vor, die flotten Zeichnungen hat R. Blumenau beigesteuert. Der Roman gehört zu Dewalls besseren Arbeiten; er ist spannend, führt Gesellschaftskreise vor, die der Autor kennt, und ist auch in Stil und Charakterzeichnung ein wenig sorglicher, als das Meiste, was Dewall geschrieben.

Geschichten, wie sie das große Publikum verlangt, packend erfunden und drastisch geschrieben, bietet Anton von Perfall in dem Buche: „Totenröschen. Licht". Zwei Erzählungen" (Zena, Costenoble.) In der zweiten der beiden Erzählungen giebt es Stellen, die den Gedanken nahelegen, als ob er sogar etwas mehr hätte werden können, aber dann hätte er freilich nicht so viel schreiben dürfen.

„Carl Schulze", „Im neuen Hause", „Katharina von Siena". Drei Erzählungen von Georg Bendler (Berlin, Richard Wilhelmi). Der pseudonyme Verfasser ist in der Erfindung nicht eben originell, aber die Darstellung ist gewandt, auch die Charakteristik nicht ohne Streben nach Vertiefung. Eine anständige Durchschnittsleistung.

In dem Roman, „Die eiserne Maske", (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), versucht ein Autor, dem wir bisher noch nicht begegnet sind, F. Voith-Wegner mit Gregor Samarow um die Palme des Zeitromans zu ringen; es giebt da so viel blutdrünstige Socialdemokratie und gärtliche Liebe, als man nur irgend in einem Bande aufgestickt erhalten kann. Aber Samarow kann es vorläufig doch noch besser, so viel Emotionen, wie er, bringt der jüngere Autor vorläufig noch nicht, dafür nimmt er hier und da einen Anlauf zu ernsthafter Charakteristik. Das muß er sich abgewöhnen, sonst wird er sein Vorbild nie erreichen.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Hopfen, Hans. Neues Theater. Drittes Bändchen. Es hat so sollen sein. — Herzensjung. — Der König von Thule. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Griebenow, Hermann. Perlen griechischer Dichtung. Ins Deutsche übertragen. Leipzig. Th. Knaur. 1893.

Lewes, Dr. Louis. Shakespeare's Frauengestalten. Stuttgart. Carl Krabbe. 1893.

Tovote, Heinz. Das Ende vom Liede. Roman. F. Fontane & Co. 1894.

Werder, Karl. Kolumbus. Trauerspiel. In der Fassung letzter Hand herausgegeben von Otto Gildemeister. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Scherer, Georg. Gedichte. Vierte vermehrte Auflage. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. 1894.

Rohrscheidt, Kurt von. Gedichte. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge. 1894.

Ohorn, Anton. Brevier und Fiedel. Neue Gedichte. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge. 1894.

Eysell, Clara. Aus der Art geschlagen. Novellen. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.

Herbert, Friedrich. Blumen und Küsse. Berlin. Hugo Schildberger. 1894.

Rerausch-Helmfessen, Josef. Andreas Hofer. Zeitbild aus den Tiroler Befreiungskriegen in vier Akten. Wien. L. Rosner. Leipzig. August Schulze. 1893.

Elben, Hans. (Fritz Bode.) Bilfstein. Sang und Sage aus dem Werrathale. Dritte Auflage. Leipzig. H. Wiegand. 1893.

Nordhausen, Richard. Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowiek. Leipzig. Carl Jacobsen. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Erotikon.

Novelle von **Gertrud Franke-Schievelbein.**

(Fortsetzung.)

„Na, Mutterchen, spare Deine Worte," sagte kauend der Hausherr, schon mit voller Hingebung bei der Arbeit. „Der Härr Konzärtmeister kann sich vorläufig doch keine Vorstellung davon machen, was so ein Haus voller Kinder bedeutet. — Aber später — 'n paar Jährchen — na, wer weiß!"

Und er zwinkerte mit den kleinen grauen Äuglein anzüglich über seine Tasse hinweg. „Ernährt wohl seinen Mann, das Klavierspielen? Was? 'Ne scheene Kunst — bloß 'n bißchen geraischvoll. Na, wer aber gute Närven hat — —"

Herbert schnitt den Redefluß des Wirtes mit einer ernsten Bemerkung über Hildens Krankheit ab.

Die Mutter, deren sorgenvolles Gesicht plötzlich wie mit grauen Wolken überzogen schien, fragte ängstlich nach der Tragweite eines solchen Übels:

„Ich hab' noch nie davon gehört. Und nun muß unsrer Hilde ein solches Malheur passieren! Sie hält's gar nicht aus ohne ihre Musik, das arme Närrchen!"

Der Vater aber nahm die Sache von der heiteren Seite.

„Erbarmen Sie sich! Da sitzt nun das Wurm! Und ist kreuzunglücklich, daß sie mal 'n paar Tage nicht klimpern soll! Und ich sage: Gott sei Lob und Dank! Zwanzigmal dasselbe, hundertmal dasselbe! Härr Kapällmeister, ich habe gesunde Närven, mir hat mein Lebtag kein Finger wehjethan, — aber manchmal dänke ich doch, ich soll mit dem Kopf durch die Wand, wänn das so seine sächs, sieben Stunden hinter einander jeht." —

Hans Herbert verabschiedete sich bald darauf höflich von Frau Dehn, die ihm zögernd ihre ungepflegte, abgearbeitete Hand reichte und richtete ein paar ermunternde Worte an Hilde.

„Komme mit, Härr Kapällmeister," sagte August Dehn abwehrend, als Herbert sich ihm ein wenig kurz empfahl, „fältener Jast — hohe Ehre — 'raus bejleiten — —"

„Und was ich sagen wollte, Härr Diräktor," flüsterte er draußen geheimnisvoll, „mit der Margell — ich dänke, der Schlag soll mich riehren! Komm ich da neulich aus'm Ratskäller — mochte wohl Uhrer Zwölf jeworden sein. Ich also sacht die Träppe rauf. Da höre ich oben so'n märkwürdiges Schleichen. Ein paar Stufen knacken — was kommt mir entjejen? — 'Ne weiße Jestalt! — Härr Kapällmeister! — Biel hätte nicht jefehlt, so wär' ich die ganze Träppe kopfieber runterkobolzt! — Und was war's? Meine verdrehte Klimpermargell! Im Nachtrock, mit bloßen Füßen. „Sappermänt!" rufe ich, „was sind dänn das für Faxen!" und fasse sie am Arm. Da reißt sie die Augen auf, kuckt ganz unheimlich um sich, jappt ein paar Mal nach Luft — „ich wollte ja nur . . . mir träumte, ich könnte wieder spielen. —" „Marsch zu Bätte!" kommandiere ich fuchtig (hat mir nachher leid jethan, daß ich sie so anjeblasen habe). „Und wänn Du morjen die Influänza hast — mir komme nicht!" Na, 's ist däun noch mal so abgelaufen! Gute Natur, meine Brut, kärnjesund alle durch die Bank! — Na, habe die Ehre, Härr Diräktor! Riesig jefreut! — — 'Pfehl mich! — — 'Pfehl mich!" —

Vollständig ernüchtert ging Hans Herbert nach Hause. Es gab Dinge, über die seine jugendliche Pedanterie niemals hinwegkonnte.

Digitized by Google

Diese Familie, dieser gutmütig derbe Mann, der von „Klavierdräschen“ sprach, anderer unglaublicher Harmlosigkeiten nicht zu gedenken — es schauderte ihn ordentlich, den feinfühligen, in der wohltemperierten Luft eines hochgebildeten, etwas steifen und förmlichen Hauses erzogenen Künstler.

Hilde dauerte ihn. Aber war dies stumpfe, düstere Wesen, das kaum den Mund aufgethan, wirklich so ausbündig klug, pikant und reizend, wie sie ihm an jenem Abend erschienen war?

Unmöglich! Hans Herbert begriff sich selber nicht. Sein Erfolg hatte ihn berauscht, seine Phantasie ihm einen Streich gespielt. Heut aber sah er nüchtern und klar und sein Verstand ließ sich nicht betrügen.

Und so that er ohne Bedenken diese kurze Verirrung zu anderen Dingen, deren Unzweckmäßigkeit er rechtzeitig erkannt und mit denen er als weiser Mann sich nicht unnütz aufzuhalten gedachte. —

Mit Hilde war, seit Herbert das Haus verlassen, eine wunderbare Veränderung vorgegangen.

Verschwunden all das Härmen und Grämen, die düsteren Augen, die müde Haltung. Neue wilde, unbändige Lebensgeister schienen über sie gekommen.

Sie lachte und spielte mit den kleinen Geschwistern, sie tollte mit den größeren über den Rasen. Und plötzlich nahm sie den kleinen runden Mops, den sie sonst immer aus dem Wege gejagt, vom Boden auf und drückte ihn so heftig an ihre Brust, daß das Tierchen ein lautes Wehgeheul ausstieß, und als sie es freigab, mit eingekniffenem Schwanz unter das Sofa kroch.

Sie sang mit ihrer tief im Halse steckenden ungeübten Stimme Volkslieder, Studentenlieder, lustige Gassenhauer. Sie lief in fieberhaft glücklicher Unruhe treppauf, treppab, nahm dies und jenes vor und legte es bald wieder aus der Hand. Sie warf ihren Mantel in malerischen Falten um die Schultern, trat vor den Vater hin und deklamierte „des Sängers Fluch“, und August Dehn lachte aus vollem Halse über den „verwünschten Racker von Mädel.“

„So jefällst Du mir, Margell,“ sagte er „Da ist doch Leben drin! Aber das Kopfhängen und Triebsalblasen von so'nem Kiekindiewält — ne, ne! Netter Mensch iebrijens, Dein Herr Klimpermeister; 'n bißchen still und langweilig — na, nich Jeder hat das Zeug zum Reden.“

Dabei warf sich August Dehn voll Selbstbewußtsein in die Brust und vertiefte sich wieder in den „Kladderadatsch“, dessen Witze ihm ob und zu ein dröhnendes Gelächter entlockten.

Die Mutter aber ließ ihre Augen oft an ihrer Ältesten haften. Wie absonderlich war dies ihr geliebtestes Kind! „Lieber Gott, lasse mein Kind glücklich werden!“ dachte sie demütig.

* * *

Eben zu Hause angelangt, fand Luise eine lakonische Karte von Hilde:

„Liebe Luise, ich schicke Dir einen gefühlvollen Gruß. Ich lebe noch.

Dein Roderich.“

Luise mußte lachen.

Die Buchstaben waren riesengroß, eckig, dick. Eine gewöhnliche Stahlfeder konnte zu dieser kalligraphischen Leistung kaum benutzt worden sein; eher ein in Tinte getauchtes Schwefelholz. Der geringe Inhalt füllte die Karte so vollständig aus, daß auch nicht der kleinste freie Raum übrig geblieben war.

Absonderliches Kind! — —

Luise machte sich Vorwürfe. Sie hatte so mancherlei zu thun gehabt und der Weg zu Hilden war weit. So ein Besuch kostete sie einen halben Nachmittag. Deshalb war sie nicht allzuoft zu der kleinen Patientin gekommen, die seit vier Wochen dem Unterricht fern geblieben war.

Zwar wußte sie, daß die Lähmung der Arme sich gebessert habe und daß Hilde ihre geliebte Musik bald wieder werde ausüben können. Es drängte sie aber doch, das Kind selbst aufzusuchen. Und so nahm sie sich vor, am nächsten Tag, falls das Wetter gleich freundlich bliebe, Hilde zu einem Spaziergang in den Schönhausener Park abzuholen.

Der nächste Tag war köstlich.

Die Bäume streckten ihre Äste, daran nur noch hier und da ein paar gelbe Blätter saßen, vergnüglich in den Sonnenschein. Die Luft war warm, wie im August und hatte eine bunte Schar von Spaziergängern ins Freie gelockt. Heiter und festlich zogen sie daher,

Digitized by Google

fast sommerlich angethan dem milden Herbsttag zulieb.

Und diese Kinder! Wie das kribbelte und wimmelte! Alle Augenblick mußte Luise ein paar bei Seite schieben, die in ihr Murmelspiel oder das „Schafskopf“ genannte Hüpfspiel vertieft, den Weg versperrten. Aus Kellern und Dachkammern, aus düsteren Winkeln, von engen Höfen schlüpften sie hinaus in Luft und Sonne, die blassen, verwegenen Geschöpfe. Hoch am Himmel schwebten die Papierdrachen mit den Vögeln um die Wette. Sie näherte sich Hildens Wohnung. Schon von Weitem tönte ihr wildes Gelärm entgegen, Lachen und Kreischen von Kindern; dazwischen fielen Laute einer tiefen, dröhnenden Baßstimme wie Keulenschläge:

„Marsch Jungens! Willst Du fort, Schlingel! Auf der Stelle läßt Du die Äpfel liegen! Du Nimmersatt!“

Ein dumpfes Kollern, Prasseln und Rollen. Und nun war Luise nah genug, die Ursache des Lärms zu erkennen. Der große Apfelbaum wurde geplündert.

August Dehns Ältester stand breitspurig zwischen den Zweigen und schüttelte den rotgoldenen Segen herab. Drunten balgten und kollerten sich die übrigen Sprößlinge. Zwei handfeste Jungen lagen sich in den Haaren, bissen die Zähne zusammen und versuchten in stummem Grimme, sich gegenseitig am Schopf in die Höhe zu ziehen. Zwei kleine Mädchen trugen einen Puppenwaschkorb voller Früchte ins Haus. Der kleine Karl kroch hinter einem davonkollernden, besonders schönen Apfel her. Aber sein Spielgeselle, der schwarznasige Mops, war flinker als er und schnappte die Beute auf, als die dicken Kinderhände eben danach griffen. Nun setzte der Junge in wohlberechtigtem Schmerzgefühl sich platt und bequem ins Gras, drückte die beiden Fäuste in die Augen und begann seinen Kummer mit kräftiger Stimme in die Luft zu schreien. Der Mops aber legte sich triumphierend vor ihm nieder, hielt seine Beute mit den Vorderpfoten fest und knabberte mit den blanken Zähnen vergnügt daran herum. — Überall Kinder, überall frische, kecke Lebensäußerungen in den mannigfachsten Schattierungen von Freud und Leid.

Wie ein Fels im Meeresbranden, unerschütterlich, breit, gewichtig stand August Dehn inmitten seiner Sprößlinge, Ordnung schaffend, die Näscher durch ein paar schallende „Fingerzeige“ belehrend, die Faulen antreibend, die Fleißigen lobend — immer Herr der Situation.

Und endlich entdeckte Luise auch Hilde. Die Rechte nach ihrer Gewohnheit auf dem Rücken, lehnte die schlanke Gestalt ein wenig abseits von den anderen an einen Stamm. Blaß und schmal sah wohl das junge Gesicht aus. Aber die Andacht, mit der sie die weißen Zähne sich in einen Apfel graben sah, wirkte sofort beruhigend auf Luise. Leise rief sie ihren Namen.

Blitzschnell änderte sich da das Bild. Karlchen hörte auf zu weinen, vergaß sein Mäulchen zu schließen und die Fäuste herabzunehmen. Die runden thränengefüllten Augen glotzten in tiefstem Staunen die große fremde Erscheinung an. Die beiden Kämpfer ließen einander fahren, zupften ihre aus allem Schick gekommene Frisur und Toilette zurecht und trollten sich sacht bei Seite. Die kleinen Mädchen kicherten, stießen sich an und thaten verschämt. Keines wagte sich ins Vordertreffen, seinen linkischen Knix bei Hildes respektgebietender Freundin anzubringen.

August Dehns mächtige Gestalt — wann hätte diesen je etwas aus dem Gleichgewicht gebracht! — versuchte sich in einer galanten Verbeugung, die einem dressierten Bären Ehre gemacht hätte. „Gehorsamster — mein verehrtes — große Freude — Überraschung — lange nicht — Ehre gehabt — —“

Damit dienerte er sich an den Gast heran.

Aber Hilde, von der jetzt die erste Überraschung gewichen, schrie laut auf, schleuderte ihren Apfel in weitem Bogen auf die Straße, stürzte auf Luise zu und warf sich ihr ungestüm um den Hals.

„Du erdrückst mich, Kind!“ schrie Luise, dunkelrot im Gesicht. Endlich konnte sie sich befreien.

„Ich freu' mich tot!“ rief Hilde ein über's andere Mal, warf den Kopf in den Nacken und lachte aus vollem glücklichen Kinderherzen. Ihr dickes schwarzes Haar, das mächtig gewachsen war, floß wie ein Mantel um sie her. Die großen Augen glühten, die Lippen leuchteten purpurrot in dem schmalen weißen Gesicht. Ihre eigenartige Schönheit hatte sich noch vertieft, Kopf und Gestalt schienen fertiger

Digitized by Google

und es war an ihrer Erscheinung ein Neues, Fremdes hinzugekommen, das Luisen auf den ersten Blick ein Rätsel aufgab.

August Dehn aber wußte, was sich einem so seltenen und verehrten Gast gegenüber schickte. Mit einer gewissen ernsten Feierlichkeit nahm er Luisens Hand in seine beiden breiten Tatzen und begrüßte sie mit einer wohlgesetzten hübschen kleinen Rede, die er mit kräftigem Händeschütteln begleitete.

„Kommen grade zu rächter Zeit, Fräulein Hälfft," schloß er sein oratorisches Meisterwerk (am Stammtisch hatte er reichlich Gelegenheit gehabt, sich in freier Rede zu üben). „Sind bei bäster Arbeit. Sehn Sie den Staat! Goldreinetten! Vorzüglich geraten! Lauter Saft und Zucker! Zerschmälzen im Munde! — Wärde mir die Ehre geben, Ihnen dazu ein Trepfchen zu krebänzen —" Er spitzte, die Auglein schließend, mit verklärtem Gesicht die wulstigen Lippen.

Luise dankte. Das fortwährende Auf- und Abschwengen ihres Armes, der Lärm der Kinder, die sich des Vaters Unaufmerksamkeit zu Nutze machten und zankend ihre Taschen füllten, griff an ihre Nerven.

„Laß nur, Papa!" rief Hilde, „Luise macht sich nichts aus Obst." Und sie zog sie nach dem Hause.

„Ooo!" bedauerte August Dehn, „nun dann würde ich mir ärlauben, ein Kerbchen für die Frau Mutter, die Frau Syn — Sanitäts —"

„Senatorin!" schrie Hilde aus der Ferne. —

Drinnen im Hause war's wohlthuend still. Die letzten feuerroten Blätter des wilden Weines, der die Veranda umzog, waren bis in den sauberen Flur geweht und raschelten im feinen Zugwind. Die Zimmer waren ganz voll Sonne. Leise und eintönig drang das Summen eines Schlafliedes aus einem entfernten Raum.

Die beiden Freundinnen saßen in Hildens luftigem Erkerstübchen, das kein Sofa enthielt, plaudernd auf dem Bettrand.

Hildens Jubel war stiller geworden, aber ihr ganzes Gesicht strahlte. Nur zuweilen brach sich die Freude in einem lauten Lachen Bahn.

Dann kam auch die kleine Frau mit ihren heißen Wangen und dem müden, gefälligen Lächeln, das immer für irgend etwas um Entschuldigung zu bitten schien. Luise fühlte, daß dieser Frau ihr Fernbleiben nahegegangen war.

„Wir halten so groß auf Sie, Fräulein Luise. Und mir ist oft so bange um das Kind" — sie strich scheu und zärtlich über Hildens glänzendes Haar — „sie ist so anders, wie sonst junge Mädchen in ihrem Alter; nichts als Musik, kein Putz, keine Vergnügungen. Und nun nicht spielen können — die lahmen Arme —"

Hilde sprang mit funkelnden Augen empor, warf den Kopf in den Nacken und schüttelte die schlanken Arme mit einem Ausdruck jubelnder Wildheit in der Luft.

„Oh!" triumphierte sie, „bald, bald ist's wieder gut! Und dann, Luise, alle überhol' ich sie, alle!"

„Ja," lächelte die Mutter, „so ein Stündchen oder zwei hat ihr unser alter Sanitätsrat schon erlaubt. Sie übertreibt's nur immer, die Wilde."

Luise hatten einen Anlauf zu ernsten, freundschaftlichen Vorwürfen genommen. Aber ehe sie noch ihre Strafpredigt beendigt hatte, sprang die wilde Hummel auf, stülpte mit einem einzigen Handgriff das kecke Knabenhütchen auf die wallende Mähne, warf ein Tuch über den Arm und streifte ein paar Stulpenhandschuh über die zarten Hände.

„Ich bin fertig. Nun komm, Luise."

„So ist sie nun," rief die blasse Dulderin, wider Willen lächelnd. „Hier geht's rein, da wieder raus . . . Unverbesserlich!" Doch mit strahlendem Stolz hingen ihre Augen an dem wilden Sprößling und sie drückte Luisen mit rührender Dankbarkeit die Hand. „Daß Sie sich ihrer so annehmen, Fräulein Luise . . . ach Gott . . . wenn Sie bei ihr sind, ist mir's immer, als wäre sie geborgen."

Nun waren sie draußen.

Die ganze Familie Dehn, ihr würdiges und joviales Oberhaupt an der Spitze, stand in bunter Reihe am Gartengitter entlang, lachte, winkte und rief ihnen Grüße nach. August Dehn, kirschrot im Gesicht, wiederholte mit Aufgebot all seiner nicht unberächtlichen Lungenkraft, als die Mädchen schon fast außer Sehweite waren, sein Versprechen, „der Frau Syndikus ein Kerbchen mit Apfeln fänden zu wollen."

* * *

Digitized by Google

Acht Tage später fand sich in der Kompositionsklasse des Konservatoriums eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen zusammen. Stanislaus Waldowski, der fruchtbare junge Tondichter, hatte ein Heftchen neuer Kompositionen mitgebracht, über die er Herberts und der übrigen Freunde Urteil zu hören wünschte.

Bereitwillig hatte dieser zugesagt, nach dem Schluß des Unterrichts sich einzufinden.

Hilde war nach langer Pause zum ersten Mal wieder zur Stunde gekommen.

„Fräulein Dehn," hatte Waldowski, schon halb im Hinausgehen hinzugefügt, „wenn es Sie interessiert — und die übrigen Damen —" dabei war eine flüchtige Röte über sein hübsches keckes Gesicht gehuscht.

Alle hatten zugesagt, Thea Brink, Luise, Gerta. Hilde ein wenig befangen. Denn die schwarzen Augen des Polen hatten sich voll so versteckter Schalkhaftigkeit und wiederum so treuherzig bittend zu ihr hinübergestohlen, daß es sie förmlich verwirrte.

Sie war überhaupt in einer wunderbaren Stimmung heut, die wilde Margell! Und wie sie aussah! Kaum wiederzuerkennen! Das dicke widerspenstige Haar in zwei mächtige Backfischflechten gezwängt, ein Kleid von freundlicher Farbe, das der herrschenden Mode nicht allzu auffällig aus dem Wege ging, ein rotes Schleifchen an der Brust — ganz sittig, mädchenhaft, ohne gesuchte Originalität.

„Hilde!" hatten Gerta und Luise wie aus einem Munde gerufen, als sie eintrat. Der altgewohnte Knabenname war ihnen dieser lieblichen Erscheinung gegenüber gar nicht eingefallen.

Und Hans Herbert hatte seine braunen Augen in hellem Erstaunen weit geöffnet. War das noch der geniale, geistschillernde Kobold, der ihm so zu schaffen gemacht? Nein, das war ein kleines hübsches Mädchen und — hübsche Mädchen gab's genug.

Mit Befriedigung fühlte er, daß die unbehagliche Erregung, mit der ihn der Gedanke an sie ein Weilchen geplagt, spurlos vorübergegangen war. Gott sei Dank, er konnte ferner ungestört seinem heiligen Johann Sebastian dienen!

So ging er dem kleinen Mädchen mit ruhiger Freundlichkeit entgegen, that allerlei väterlich besorgte Fragen nach ihrem Befinden, ließ es an wohlwollenden Ermahnungen nicht fehlen und versetzte das leidenschaftliche, entzündbare Ding durch so viel Huld und Güte gradenwegs in den siebenten Himmel.

Und so saß sie denn in einer stillen inneren Glückseligkeit tief in sich versunken. Wie ein schönes Geheimnis hielt sie es in ihrem Herzen verborgen, daß er neulich in ihrem Hause gewesen und an ihrem Tisch gesessen. Nicht einmal Luisen hatte sie, so sehr es ihr auf den Lippen brannte, dies große Ereignis mitgeteilt.

Mit der Musik wollte es zwar nicht besonders gehen nach der langen Pause. Aber Herbert selbst entschuldigte und zeigte die zarteste Sorge, sie nicht anzustrengen.

„Nur Geduld, mein Fräulein! Je länger Sie — trotz Ihrer mir freilich ganz verständlichen Ungeduld, das Versäumte nachzuholen — sich Zeit lassen, der klaren Deutlichkeit, der durchsichtigen Gliederung dieser Perle Chopinscher Tondichtung gerecht zu werden, um so sicherer werden Sie — ohne allen Zweifel — des Gelingens sicher sein! — Weiter—er! — St! Mehr piano! — Pianissimo! — Nun crescendo! — Immer mehr! — Immer mehr! — Forte! —"

So war Hilde über ihren kleinen Mißerfolg nicht allzu unglücklich. O sie wollte sein Vertrauen rechtfertigen! Was war's denn Besonderes, daß Thea Brink heut das Scherzo spielte, nach dem schon lange Hildens ganze Sehnsucht stand! Was kümmerten sie Theas höhnisch triumphierende Blicke, wenn sie bei ihren perlenden, glockenreinen Läufen den Kopf ein wenig über die Schulter wandte, als wollte sie sagen: kannst Du's auch so gut? Nein, Du Stümperin, ich kann's besser!

Neid und Mißgunst fanden gar nicht den Weg zu ihrem Herzen, das randvoll war von Glück. Wie ein Zaubergarten voller Wunderrosen, süßer Vogelstimmen, berauschender Düfte lag das Leben vor ihr. Die Musik — und das stille selige Brennen in ihr, wenn sie nur Herberts Stimme hörte oder seine braunen Augen sah —

Still und versonnen folgte sie den Andern, als man sich hinaufbegab in die Kompositionsklasse.

Droben in dem mäßig großen Zimmer waren schon ein paar jüngere Herren anwesend,

Digitized by Google

meistens Lehrer des Instituts, unter ihnen Beyer und Sander.

Waldowski, noch eben in lebhaftem Gespräch, trat den Damen mit einer leicht erklärlichen Erregung entgegen, bat sie Platz zu nehmen und setzte sich dann selber an den Flügel.

Man gruppirte sich. Thea Brink lehnte neben Beyer in einer Fensternische, Gerta hatte den freien Platz an Hilde's Seite eingenommen. Herbert — auf einmal stand er neben Hilde und legte die Hand auf die Lehne ihres Stuhles.

Luise war abseits im Schatten einer Ecke stehen geblieben. Sander aber, der Gute, ihre freiwillige Absonderung verkennend, folgte seinem Drang, sich der zurückgesetzten „älteren Jahrgänge" anzunehmen, und gesellte sich mit einer freundlich-ehrfurchtsvollen Verneigung zu ihr.

Nun trug der junge Componist voll Feuer und Feinfühligkeit seine Dichtungen vor: eine Mazurka, in der polnisches Blut klopfte, mit straffem Rhythmus, voll kecker überschäumender Jugendwildheit; — ein reizvolles, prickelndes Capriccio, mit Triolen, Trillerchen, Vorschlägen neckisch ausstaffirt, dann eine sanfte, träumerische Berceuse, in der das gleichmäßig ruhige einschläfernde Schaukeln der Wiege neben dem leisen Summen der Melodie in der Oberstimme sehr glücklich dargestellt war. Man lohnte ihm mit Beifall, der freilich nicht kritiklos war. Eine lebhafte Diskussion folgte, in der Jeder seine Ausstellungen zu begründen suchte.

Sander war voll der hellsten, neidlosesten Begeisterung. Er wurde böse, wenn Einer seinem Freunde scharf zu Leibe ging. „Ach was! 's ist famos, Waldowski! Ausgezeichnet! Kehr Dich nicht dran!" Er gerieth fast mit Beyer in die Haare, der unzufrieden nörgelte und mäkelte.

Den Kneifer auf der Nase, die Ellenbogen auf den Flügel stützend, ein arrogantes Lächeln um die schmalen Lippen, so docirte dieser, recht „von oben herab". Nichts war ihm originell genug. Hier fand er Anklänge an Wagner, dort an Chopin. Dies Motiv war verbraucht, jenes zu bizarr. „Das hätten Sie so machen müssen", und er ließ den Kneifer fallen und spielte ein paar Takte; kurz, man merkte ganz genau, Beyer hätte die Sache anders und unzweifelhaft bedeutend besser gemacht.

Waldowski verteidigte sich eine Weile, wurde immer eifriger und verlor allmählich die Geduld. Mit kurzem Lachen wandte er sich zu den Damen:

„Fräulein Dehn, verehrte Freundin in Apoll — entscheiden Sie!"

Hilde schreckte aus tiefer Versunkenheit empor, wurde blutrot, schüttelte ihre Stirnlocken und stammelte:

„Verzeihen Sie — ich — ich glaube — ich habe nicht recht zugehört."

Alles lachte. Beyer rief spöttisch:

„Auch eine Kritik!"

Hilde schämte sich sehr. Aber hatte sie denn nicht immerfort daran denken müssen, wer so dicht neben ihr stand? Hatte sie nicht zuweilen ein leises Regen seiner Hand auf der Stuhllehne gespürt? Und wenn Rubinstein oder Bülow selber dort am Flügel gesessen, ihre Aufmerksamkeit wäre nicht größer gewesen.

Waldowski sah einen Augenblick verdutzt, ja, ein wenig verletzt aus. Dann aber lachte er in seiner frischen unbekümmerten Weise und ging noch einmal zum Flügel.

„Wenn Sie mir nur auf einige Augenblicke die Gnade erweisen wollten, Fräulein Dehn."

Und nun spielte er wieder.

Hilde war's wie ein Traum. Das kannte sie. Gewiß. Wo hatte sie es nur gehört?

Ringsum sah sie lächelnde Gesichter. Thea Brink war dunkelrot geworden und sah mit bösem Blick zu dem ahnungslosen Kind hinüber, das vergebens sann und sann.

Und plötzlich hatte sie's.

Ihr eigener musikalischer Gedanke war's, das Leitmotiv der Phantasie, mit der sie am Jubiläumsabend sich den Zwiespalt aus der Seele gespielt! Waldowski hatte das Thema aufgenommen und eine Kette reizvollster Variationen darum gesponnen. In wechselnden Stimmungen, bald ernst, fast düster, in weichen Mollklängen, dann wieder übermütig scherzend, tändelnd, jauchzend kehrte die kurze, pikante Melodie wieder.

Waldowski sprang vom Flügel auf.

„Sie würden mir eine Freude machen" — und er überreichte ihr das Heftchen —

Digitized by Google

„wenn Sie gestatteten, Ihnen diese kleine Arbeit zu widmen.“

Sie wußte garnicht, die kleine dumme Person, welche Auszeichnung ihr widerfahren. Sie war nur sehr verlegen, plötzlich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden zu sein, dankte schüchtern und linkisch und drückte sich in eine Ecke.

Plaudernd verließen die Herren den Raum. Auch Luise und Gerta waren verschwunden. Nur Thea zögerte noch, und als Hilde die Treppe hinabstieg, war sie an ihrer Seite. Das träumerische Kind bemerkte sie kaum.

In Theas dunkelen Augen war ein kaltes unheimliches Funkeln. Der Neid fraß ihr am Herzen und hätte sie erstickt, wenn sie sich nicht Luft gemacht.

Längst wußte sie, die Erfahrene, wie es um das schwärmerische Kind stand. Hatte sie doch dasselbe Schicksal gehabt und Herberts höfliche Zurückweisung noch nicht verschmerzt.

Auf dem unteren Treppenflur stand er, der Vielumschwärmte, Vielgescholtene im Gespräch mit Gerta.

„Sehn Sie,“ zischelte Thea Brink in Hilde's Ohr „dort unsern gestrengen Cato?“

Hilde sah zerstreut hinab.

„Was denn?“

„O Sie unschuldiges Lämmchen!“ höhnte Thea, „haben sie denn diesen Blick eben nicht gesehn? Überhaupt nichts gemerkt? Sind Sie denn ganz blind gewesen? Ich wette, nächstens giebt's 'ne Verlobung!“

Und sie sprang lachend die Treppe hinab.

„Der hab' ich ihren Triumph gründlich versalzen,“ dachte sie befriedigt.

(Fortsetzung folgt.)

Taientaufe.

Die Glöckchen, die zuerst den Frühling künden,
Sind nun fast alle schon verwelkt, verweht,
Und Crocus, Veilchen, Himmelsschlüssel künden
Die bunten Flämmchen an im Gartenbeet.
Da bricht noch einmal aus dem Hinterhalte
Der Winter ein, und breitet seine kalte
Schneedecke über's Land in rauher Nacht;
Doch stark ist schon die Sonne, und am Tage
Bringt sie die zweite, letzte Niederlage
Dem Winter bei. — Wodurch? — Je nun: sie lacht!

In wenig Stunden ist das Werk geschehen,
Das Land von seiner kalten Last befreit;
Die muß als Thau zerfließen und zergehen,
Und tränkt die junge Blütenherrlichkeit.
Da kommt mir in den Sinn, was ich vernommen
Von einem schönen alten Brauch der Frommen:
Sie sammeln von dem letzten Schnee im März,
Der Priester weiht es, und die Gläubigen segnen
Damit die Stirn, wenn ihnen zu begegnen
Ein Unheil droht, und Trost zieht in ihr Herz.

O Märzenschnee! Das gläubige Vertrauen
Ist mir verschwunden, doch den sinnigen Brauch,
Mit deinem Naß die Stirne zu betauen,
In stiller Andacht beug' ich ihm mich auch.
Du schienst des Frühlings Lieblingen zu schaden,
Und kamst nur, sie zu tränken und zu baden,
Zerschmelzend an der Sonne warmem Kuß:
Komm'! segne auch mein Kindchen, zum Symbole,
Daß Alles, auch das Widrige, zum Wohle
Den echten Gotteskindern dienen muß. —

Johannes Schürmann.

Abenddämmerung.

Die Abendglocken klingen
Herab vom hohen Dom,
Die Wellen wandern und springen
Voll Übermut im Strom.

Fischerbarken gleiten
Hinab die stille Bahn,
Schwankende Nebel breiten
Sich über den Wiesenplan.

Durstige Zweige schauen
Nach Thau zum Himmel auf.
Fern im lichten Blauen
Blitzen die Sterne auf.

Otto Oppermann.

Digitized by Google

Lieder der Waise.

Nach polnischen Volksliedern aus Oberschlesien.

I.

O Erbarmen, habt Erbarmen
Mit der Waise, mit der armen,
Euch blüht Liebe, blühen Rosen,
Und ich heische nur Almosen.

Jagend streck' ich aus die Hände
Nach des Mitleids karger Spende,
Ach, und wenn ich weiter schreite,
Hab' ich Gott nur zum Geleite.

Weinend klopf' ich an die Thüren,
Keinen will mein Elend rühren,
Sitzt der Geiz bei vollen Pfannen,
Schleicht die Armut still von dannen.

O Erbarmen, habt Erbarmen
Mit der Waise, mit der armen,
Euch blüht Liebe, blühen Rosen,
Und ich heische nur Almosen.

II.

Weihnacht kommt und heimwärts eilet,
Wer sonst in der Fremde weilet,
Nur die Waise, die muß wandern,
Aus dem Dienst in einen andern.

Ach, kein Freund aus bessern Tagen
Mag nach der Verlass'nen fragen;
Gott befahlen, liebe Leute,
Find' ein Plätzchen wohl noch heute!

Fort von den verschloss'nen Thüren
Wird mich Gott, mein Vater, führen,
Führet mich zur Friedhofspforte,
Zu dem stillen Ruheorte.

In dem Grabe, friedumfangen,
Berg' ich meine blassen Wangen,
Auf dem Sande, weiß wie Leinen,
Ruht mein Köpfchen, müd' vom Weinen.

Und ob hundert Glocken klingen.
Wird ihr Schall zu mir nicht dringen,
Riefen laufend alle Tage —
Gottes Ruh' stört keine Klage!

E. Erbrich.

Stigma.

Ist Undank auch des Dichterwerkes Los:
Die Stunden, da der Strophen leichte Schwingen
Vom Quell des Paradieses Manna bringen,
Sind dennoch schön, sind dauernd und sind groß.

Und ihre Süße dringt durchs ganze Sein,
Wie Blumenduft durch Schutt die Wege findet:
So trägt in sich die Farben, wer erblindet,
So strahlt uns lang erloschner Sterne Schein.

So wer am morschen Kreuz vorübereilt,
Fehlt auch der Gott, er schlägt sein Kreuz noch immer:
So ist auch eingeprägt in ewigem Schimmer
Der Stirn des Dichters: Hier hat Glück geweilt.

Aus dem Tschechischen des Jaroslav Vrchlicky von Friedrich Adler.

Mahnung.

Herz, sei froh und sorge nicht
Was die Tage bringen,
Sieh die Knospen brechen auf
Und die Lerchen singen.

Mit dem ganzen Jubelreiz
Einer jungen Schönen
Prangt die Erde! Sonnengold,
Himmelblau sie krönen.

Lachend schaut die Welt dich an,
Mädchenlippen winken:
Hier der Quell des Glückes quillt,
Trinken sollst du — trinken!

Franz Wolff.

Digitized by Google

Ein Sonnenstrahl.

Der Hochwald wie versteinet,
Grün, dunkel, ernst und groß;
Vor meine Füße scheinet
Ein Sonnenstrahl ins Moos.

So rein, so weiß und stille —
Wie meine Seele nun,
Da schlafen ging ihr Wille
Und ihre Wünsche ruhn.

Ihr ist wie eine Sage,
Daß sie gebrochen fiel
Durch Stunden und durch Tage:
Ein wechselnd Farbenspiel;

Durch Lachen und durch Leiden,
Nein, sie begreift es nicht,
Wie so sich konnte scheiden
Ihr einfach Sonnenlicht.

Nun lächelt sie entgegen
Des Lebens buntem Schein
Und fühlt ihr Sein sich regen:
So ewig still und rein.

Franz Herold.

Die Büßerin.

„Welt, ich sang zu deinem Ruhme,
Sog an dir mit heißem Munde,
Kelch des Bösen! — Süß die Blume!
Wermut fand ich auf dem Grunde.

Trinken mußt' ich bis zur Hefe
Jedes Gift verratner Treue —
Ach, da flieg bis in die Schläfe
Pochend mir empor die Reue,

Und ich wandte mich zur Buße,
Denn ich trotzte deinem Spotte,
Fand zur Andacht sel'ge Muße
In entleg'ner Felsengrotte.

Alles hab' ich fromm getragen
Und das Schwerste nun bestanden.
Einsamkeit in Winters Plagen,
Bin jetzt frei von deinen Banden."

So mit stolzem Lästerworte,
Ein verwittert Buch im Arme,
Tritt sie vor die Felsenpforte
In die Luft, die lenzeswarme.

„Schnöder Strahl, warum durchdringst du
Mich mit schmeichlerischem Ahnen? —
Böser Fink und wovon singst du? —
Laß dich Kreuz und Schädel mahnen!"

Beides hielt sie ihm entgegen,
Aber in den jungen Blättern
Schwang er sich und sprang verwegen,
Um von neuem stets zu schmettern.

Als die Arme dann sich nieder
Auf ein Bett von Felsen streckte,
Kam's mit schwirrendem Gefieder
Saß es neben ihr und neckte.

Und ihr Blick durchirrt die Zeilen,
Müde Lehren grauer Väter,
Doch ihr Auge will nicht weilen
Und ihr Ohr wird zum Verräter.

Zitternd stand die Blumendolde,
Buhlend mit dem Abendscheine,
Und es rann ein Strom von Golde
Um das Moos am Felsgesteine,

Tobend sprang der Bergquell nieder,
Wie gepackt von Sehnsuchtsgrimme,
Und durch seine hellen Lieder
Drang des Waldgeists tiefe Stimme.

„Weh dir, Welt, von deinem Fluche
Wird allein die Geißel helfen!"
Rief sie — im verlass'nen Buche
Blätterten des Windes Elfen.

Sie ergreift den Riemen feste:
„Büßet, büßet meine Glieder!"
Doch er fängt sich im Geäste
Über ihr und kehrt nicht wieder.

All ihr Haschen will nichts taugen,
All ihr Zerren, Kütteln, Wüten, —
Weinend preßt sie Mund und Augen
In die wilden Apfelblüten.

Er versagt sich mit Behagen
Ihrem Streben, ihrem Langen —
Von der Luft emporgetragen,
Bleibt ihr blondes Haar gefangen. —

„Ach, so hab' ich denn vergebens
Hier gelitten und geblutet!
Mich ergreift der Strom des Lebens,
Welcher langgeschwollen flutet.

Ist es nicht, als ob die Ferne
Holden Lauts mich heimwärtsriefe? —
Reicher blickt als Mond und Sterne
Eines Menschenauges Tiefe.

Nein, hier bist du nicht genesen
An der braunen Bergeshalde!
Grüßte dich ein menschlich Wesen,
Aber bald, mein Herz, ach balde!" —

Digitized by Google

Zog ein Jäger durch die Wildnis
Heimwärts mit gefüllten Taschen,
Und ihr glanzumgeb'nes Bildnis
Mußt ihn mächtig überraschen.

„„Wag' ich's, Jungfrau, dir zu nahen?
Ehrt man dich als heil'ge Fraue?
Deinen Segen zu empfahen
Ich nur knieend mich getraue.““ —

„Junger Waidmann, aufgestanden!
Immer näher ohne Stocken!
Aus den weißen Frühlingsbanden
Hilf mir lösen meine Locken! —

Soll ich dir auch Weisheit künden —
Lern' es ohne Widerstreben,
Daß die sündlichste der Sünden,
Wenn Lebend'ges nicht will leben!

Sollen nicht uns selbstisch laben,
Nicht ins Öde scheu entweichen.
Not und Pein sind Himmelsgaben,
Kommen sie von unsres gleichen. —

Wer ich sei, was will dein Fragen? —
Einstmals hat zu sel'gem Lieben
Mich die Flut emporgetragen,
Bin am Strande dann geblieben:

Doch ein neues Wellenregen
Reißt mich heut' ins Meer zurücke;
Brausend führ' es mich entgegen
Neuer Qual und neuem Glücke!

Freund, mit nicht geringem Lohne
Will ich deiner Liebe denken. —
Mag die Geißel sich zum Hohne
Immer durchs Geweige ranken,

Daß der Fink d'ran möge picken,
Dessen Lied ich heut' erlauschte,
Der da sang mich zu bestricken,
Und der Bergquell, der mir rauschte,

Möge, flutend übers Bette
Schädel, Buch und Kreuz erbeuten! —
Fort von der verhaßten Stätte!
Führe mich zu frohen Leuten!“

Curt Hacker.

Märzschauer.

Blauer Himmel; Sonnenschein
Wand schon seine Strahlenkränze
Um der Berge lange Reih'n;
Lerchenjubel wie im Lenze.

Und ich stand am Waldessaum,
Blickte in die Lande nieder,
Schloß die Augen wie zum Traum.
Endlich Frühling kamst du wieder.

Da — verstummt der Lerchen Lied,
Und ich fahre auf, erschrocken;
Schwarz Gewölk am Himmel zieht,
Niederwirbeln kalte Flocken.

H. Lange.

Nicht neid' ich jenen.

Nicht neid' ich jenen, die des Glückes Wonne
Auf Erden stets umstrahlt mit heitrer Sonne,
Gleich Falkern werden sie durch's Leben gleiten,
Und flüchtig flattern über blum'ge Weiten.

Viel besser ist's, wenn auf des Lebens Matten
Zuweilen fallen dunkler Wolken Schatten,
Daß Trauer ihren Mantel um uns schlage,
Und daß wir lernen, was es heißt: Ertrage!

Dann steigen wir, um vor der Wolke Blitzen
Und ihrem finstern Dräuen uns zu schützen,
Hinunter wohl in unsrer Seele Schacht! —
Und finden Gold in seiner dunklen Nacht.

A. Kromayer.

Der Windstoß.

Du weichst mir aus? Den Fahrdamm quer?
Fürchtst, böses Kind, ich wollt dich grüßen?
O nein! Und blickst kein bischen her?
Melitta wart, das sollst du büßen!

Rasch, Lenzwind, zaus ihr blondes Haar,
Das Mützchen wirf vom Haupt, mach bange,
So, Meli! Ei — her, rollt es gar!
Was giebst du mir, wenn ich es fange?

Ernst Wachler.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Preußens erster König.

Schauspiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Im Hause Danckelmanns.

Juliette, von Liese, ihrem Kammermädchen geführt, tritt auf.

Juliette. Führ mich zu schnell nicht, Liebe; das Ersteigen
Der einen Stufe nur hat mich um alle
Kräfte gebracht, laß erst mich Athem schöpfen.

Liese. Stützt Euch auf mich, gnädige Baronesse;
Der Weg zum Sessel ist nicht mehr so weit.

Juliette. Es geht schon wieder.
Warum eilt Ihr so
Mit einemmal? Es strengt zu sehr Euch an.

Juliette. Ich glaubte, die kurfürstliche Karosse
Führ hier vorbei.

Liese. Der Kurfürst wird noch kommen,
Ich bitt Euch, langsam geht, ihr schadet Euch!
(Sie gelangen zu dem am Fenster stehenden Sessel)

Juliette (duftend). Da ist die große Reise schon vollbracht.
Ach, hier die Stiche in der Brust, es wird
Nicht lang mehr dauern.

Liese. Sprecht nicht so; man sagt
Ein Topf mit einem Sprunge hält am längsten.

Juliette. Nun bett mich in den Sessel, daß bequem ich
Durch's Fenster hier den Fürsten grüßen kann.
Stets grüßt er wieder und besondern Gruß
Ließ er durch meinen Vater mir bestellen.

Liese. Liegt Ihr so gut?

Juliette. Ganz gut so, meine Liebe.
Gieb mir mein Buch.

Liese. Habt Ihr nicht Lust einmal
Nach einem andern Stück als nach der Phädra?
Ihr könnt sie auswendig.

Juliette. Nein, gieb nur, gieb!
Ich will kein anderes; kein andres schildert
Das Feuer einer Liebe, die nicht sein darf,
So wunderbar wie dieses.

Liese. Freilich wohl,
Doch paßt es nicht für Euch.

Juliette. Sag mir nur dies:
Wenn Du von Deinen Kindestagen an
Das Glück empfunden hättest, daß der Kurfürst
Dir täglich wär voll Lieb und Zärtlichkeit
Begegnet, voll von Anteil, da ich stets
Ein Kind der Sorge war: hätt Liebe nicht
Zuletzt Dein dankbar Herz für ihn empfunden?

Liese. Schont Euch, ich bitt Euch. — Ja, gewiß, er ist
Voll Güte; liebt Ihr ihn, Ihr thut nichts schlimmes.
Ich würde für mich selber fürchten, ständ ich
So nah ihm, wir Ihr stets es habt gethan.

Juliette. Du bist mir nur noch lieber drum. Wir pflanzen
Die Liebe nicht mit eigner Hand in's Herz
So wie der Gärtner thut, wenn er den Steckling
Setzt in das Erdreich; nein, die pflanzt sich selbst
Wie eine wilde Rose: sie ist da.
Willst Du sie schelten drum, daß ungefragt
Sie kam und Dir den Hagen schmückt? Geh nur
Und überlaß mich den Gedanken.
(Liese ab.)
O göttlicher Racine! Berauschen will ich
An Deinen glutgetränkten Versen mich!
Verbotene Liebe wird nicht zum Verbrechen,
Wenn in sich selbst sie sich verkriecht und niemand
Ihr Leiden klagt, als nur sich selbst. Wär ich
Gesund, so machte Hoffnungslosigkeit
Mich todeskrank; — nun bin ich todeskrank
Und darf mich drum in meinen Träumen wiegen.
Mir würde selbst die Kurfürstin nicht zürnen,
Sie fühlte Mitleid nur.

(Frau von Danckelmann tritt auf mit ihrem Sohne Ludolf)

Frau v. Danckelmann (an den Sessel tretend)
Wie geht es Dir,
Mein liebes Kind?

Juliette. O gut, Mama, viel besser!
(Frau von Danckelmann tritt mit ihrem Sohne an die andere Seite)

Frau v. Danckelmann. Dein Bruder Rembrandt geht nach Wien; der Kaiser
Hat in den Reichsrath ihn berufen; er wird
Die freigewordne reformirte Stelle
Darin ausfüllen. Auf die Kniggischen Lehen

Digitized by Google

In Schwiebus hat uns Seine Majestät
Die Anwartschaft verbrieft; Graf Harrach legte
Das Dokument in Deines Vaters Hand,
Nebst einer Anweisung auf die geheime
Kasse des Kaiserlichen Hofs.
Ludolf. Der Dank ist's
Für Schwiebus.
Frau v. Danckelmann. Seine Durchlaucht hätt' es eher
Zum Kriege kommen lassen. Darum fühlte
Zu weiterem Danke noch die Majestät
Des Kaisers sich verpflichtet. Deinen Vater
Hat er in den Reichsgrafenstand erhoben
Und frei von allen Kosten und Gebühren
Ihm das Diplom ausfertigen lassen.
Ludolf. Das ist
Frau Mutter, mir in diesem Augenblick
Das höchste.
Frau v. Danckelmann. Ja wiefern? Einstweilen will
Dein Vater diese Rangerhöhung noch
Verschwiegen halten, weil das Volk zu sehr
Erregt ist durch die Abtretung von Schwiebus.
Ludolf. Was braucht er auf das Volk zu achten? Mir
Gäb's einen Vorsprung.
Frau v. Danckelmann. Wie? in welcher Sache?
Ludolf. Weil um so eher die Prinzeß von Kurland
Gehör gäb meiner Werbung. Seht mich nicht
So groß an, gleich als wär ich nicht bei Sinnen,
Denn dies ist grad' der rechte Augenblick,
Wo der Markgraf sich wird gezwungen sehn
Zurück zu treten. Niemals fände sich
Ein prinzlicher Bewerber noch für sie,
Und da sie arm wie eine Kirchenmaus,
So wird sie sich nicht weigern. Den Ersatz
Der Mitgift gäb die fürstliche Verwandschaft.
Frau v. Danckelmann.
Das läßt sich hören.
Ludolf. Sicher nicht aus Liebe
Gab sie dem Prinzen nach, der viel zu alt
Für ihre achtzehn Jahre ist und den
Nicht jünger die Kampagne hat gemacht.
Frau v. Danckelmann. Sie bracht ihm großen Ruhm.
Ludolf. Damit kann er
Bei unsern Frauenzimmern nichts beginnen.
Was gäbe die Prinzeß darauf? sie liebt
Die neuen spanischen und französischen Tänze,
Und er tanzt wie ein Bär.
Frau v. Danckelmann. Ich will darüber
Mit Deinem Vater sprechen.
Ludolf. Thut's, ich bitt Euch.
(geht vor dem Spiegel auf und ab)
Frau v. Danckelmann. Sobald ich ihn dafür empfänglich seh.
Mustre Dich nicht bei jedem Schritt im Spiegel.
Ludolf. Ich wollte nur nach der Perrücke sehn.
Frau v. Danckelmann. Sie sitzt Dir gut.
Ludolf. Ich hab sie eben erst
Bekommen von Paris.
Frau v. Danckelmann. Du weißt, Dein Vater
Liebt Frankreich nicht, drum hüt Dich, ihn zu reizen.
Er ist mißstimmt.
(**Danckelmann** tritt auf)
Danckelmann (zu Ludolf) Giebt es aus Liebenburg
Mir etwas zu berichten?
Ludolf. Nichts, Herr Vater.
Danckelmann. Nichts, immer nichts! Wenn Du ein Auge hättest
Gewahrtest Du genug, dem Grafen Dohna
Die Rolle des Erziehers zu entwinden.
Hat über seine Strenge sich der Kurprinz
Niemals beklagt?
Ludolf. Sie scheint ihm zu behagen,
Und da Graf Dohna mit ihm exerziert —
Danckelmann. Unpassend ist es in dem fürstlichen Knaben
Diese Soldatenspielerei zu nähren.
Wenn Du's verständest, hätte lange schon
Der Junge revoltirt. Ich sandte Dich
Für nichts. — Was treibt die Kurfürstin?
Ludolf. Sie liest
Statt des Professors Kramer mit dem Prinzen
Die Abenteuer Telemachs.
Danckelmann. Sie selbst?
Und solche wicht'ge Nachricht muß ich erst
Durch hundert Fragen, hin und her, gewaltsam
Dir aus dem Munde ziehn? Den Telemach
Wird sie benutzen, ihm mein Regiment
Als das verwerflichste der Welt zu schildern
Und ihren eignen Haß ihm einzuflößen.
Geh nur zurück nach Liebenburg. Der Hofnarr
Hätt bessere Dienste mir gethan.
(Ludolf ab)
Frau v. Danckelmann. Warum
Bist Du so heftig mit dem armen Jungen?
Danckelmann. Bebändert bis zur Erde, — Aushängeschild
Für neuste Moden, tauglich sonst zu nichts!
Frau v. Danckelmann. Laß ihm sein bischen Eitelkeit; das macht
Glück bei den Damen.
(Juliette hustet. Danckelmann eilt zum Sessel)
Danckelmann. Kind, mein Kind! Juliette!
Du hustest wieder.
Juliette. Es war nichts, mein Vater
Ich stieß nur an —
Danckelmann. Der kleinste Anstoß selbst
Macht mich besorgt. Nichts lieb ich auf der Welt
Als Dich, mein Kind. Die Summe meiner Liebe
Häuft ich auf Dich, daß für die Menschen sonst
Nichts übrig blieb. Ich darf Dich nicht verlieren!
Juliette. Wie sprecht Ihr nur? Ich hoff noch lang zu leben,
Und fühl mich heute leichter als seit Tagen.
Danckelmann. Das Fieber, Kind, wenn nur das Fieber nachließ!
Juliette. Das geht vorüber, ängstiget Euch nicht.
Danckelmann (für sich).
Ich will mich selbst beilügen, daß ich's glaubte,
Und hab doch Arzenei genug studiert,
Voraus zu sehn, daß es zu Ende geht.
(laut) Wer kommt? seid Ihr es?
(**Wenne** tritt auf)

Digitized by Google

Wenne. Excellenz!

Danckelmann. Ihr habt
Gewiß aus Lietzenburg die Taschen voll.

Wenne. Am Hof der Kurfürstin hat der Herr Graf
Von Dösaleurs die Herzen schon erobert,
Noch eh ihn jemand sah, weil ihm der Ruf
Eines galanten Edelmanns vorauf geht.

Danckelmann. Nach alter, nie veralternder Methode,
Wird er sich an die Weiberröcke machen,
Die Männer desto sichrer zu gewinnen.
Hier aber soll's ihm umgekehrt ergehn,
Sieht er die Königin in seinem Schachspiel
Auf einmal matt gesetzt.

(Zieht ein Zeitungsblatt aus der Tasche, worin er, auf und abgehend, liest. Dann wirft er es auf den Tisch und hört auf die Unterhaltung seiner Frau mit Wenne.)

Frau v. Danckelmann. Habt Argusaugen, um so
mehr, je mehr
Er sich galant erzeigt. Da findet Ihr
Die Stelle leicht, den Haken einzuschlagen
Für einen Strick. Die schöne Durchlaucht ist
Es nicht gewohnt, sich Schranken aufzulegen;
Ich bin gewiß, sie wird Avancen machen, — —
O, Ihr versteht mich.

Wenne. Aus versteckten Winken,
Dem Spiel der Augen kann man Schlüsse ziehn.

Frau v. Danckelmann.
Das mein ich grad; sie weiß nichts zu verbergen.
Wenn Ihr etwas bemerkt, mein lieber Wenne,
Unschickliches, das ihrem Ehgemahl
Ging an die Ehre und ihn dahin brächte, —
Ihr wißt, was ich will sagen. Unsre Feindin
Ist sie, die schlimmste und gefährlichste.

Wenne. Das Leben, das in Lietzenburg sie führt
Mit ihren Kreaturen, — lange schon
Hätt es ihm Anlaß geben müssen —

Frau v. Danckelmann. Ihr
Erratet mich.

Wenne. Man könnte —

Frau v. Danckelmann. Ja, Ihr trefft es,
Ihr seid ein kluger Mann, mein lieber Wenne,
Und mein Gemahl wird es an reichem Dank
Nicht fehlen lassen.

Wenne (zu Danckelmann) Andere Vorschrift nicht
Hat Eure Excellenz mir zu erteilen?

Danckelmann. Nein, geht nur, seht, was Ihr er-
fahren könnt.

(Wenne ab)

Ich hatte eben noch die Amsterdamer
Kurante in der Hand

Frau v. Danckelmann. Hier auf den Tisch
Hast Du sie hingelegt.

Danckelmann. Ich will nur sehn
Was die General-Staaten —

(setzt sich und liest. Juliette wird unruhig)

Frau v. Danckelmann (an den Sessel tretend) Fühlst
Du Dich schlimmer
Mein liebes Kind?

Juliette (aufgeregt) O Mutter, Mutter, Mutter!
Was habt Ihr vor? — — — Der Kurfürst kommt,
der Kurfürst!

(richtet sich auf, sieht durch das Fenster und sinkt dann wieder zurück)

Es war umsonst, der Wagen ist geschlossen.

Frau v. Danckelmann. Da draußen weht ein kalter,
rauher Wind.

Juliette. Nein, hier! — — er bringt uns Unheil!
Mutter, Mutter!

Danckelmann (mit der Zeitung vom Stuhle aufspringend)
Der Teufel hole die Hochmögenden!

Frau v. Danckelmann. Gott sieh uns bei! wie hast
Du mich erschreckt!

Danckelmann. Gedruckt steht's in der Zeitung hier,
was ein
Geheimnis bleiben sollt für Jedermann:
Daß König Wilhelm hat zum einz'gen Erben
Den Grafen Friso eingesetzt.

Frau v. Danckelmann. Den Friso
Von Nassau? Ganz unmöglich ist's, ein Irrtum!
Es muß ein Irrtum sein! Der einz'ge Erbe
Ist unser Kurfürst, nach dem Testament
Des alten Herzogs, ihres beiderseit'gen
Großvaters, das dem kinderlosen König
Nimmt die Befugnis, anders zu testiren.
Es ist ein Irrtum, denn im Haag noch hat es,
In seiner Unterredung mit der Durchlaucht
Der König feierlich beschworen.

Danckelmann. Dennoch
Hat er's gethan. Schon lang ist's her. — Wer kramte
Gerade jetzt das aus? Liegt Absicht drin?
Ist es ein bloßer Zufall? Was ist Zufall
In solchen Dingen? War's auch nur ein Zufall
Daß gestern mir zufällig in die Hand
Die Abschrift fiel des Testaments? Ich legte
In meine Mappe sie — Der Zufall soll
Mich warnen, daß dies Blatt ich vor dem Auge
Des Fürsten hüte. — Nach des Vetters Tod
Vernimmt er die Enterbung früh genug.

Frau v. Danckelmann. Ist es denn wahr,
Ist er enterbt? Du sprachst mir nie davon,
War Dir das Testament bekannt?

Danckelmann. Es war's.
Im Kriege gab es viele Häkeleien
Zwischen den Beiden; — eigensinn'ges Drängen
Des Kurfürsten um Zahlung der Subsidien
Für seine Truppen, während keinen Schilling
Das Parlament dafür bewilligen wollte;
Im Haag für ihn Verweigerung des Armstuhls,
Worauf er seinen Vetter zwang, sich stehend
Mit ihm zu unterhalten und was sonst
Noch alles; — doch der wahre Grund ist der,
Daß niemals gegen ihn der König war
Von freundlicher Gesinnung.

Frau v. Danckelmann. Warum?

Danckelmann. Darum!
Hat je Antipathie gesucht nach Gründen?
Wir haben sie und wissen nicht warum.
Hab andre Gründe ich, als daß er kein
Oranier ist?

Frau v. Danckelmann. Doch, von der Mutter her.

Danckelmann. Er hat nicht einen Tropfen ihres Bluts.
Vom Vater nur; so kriegrisch nicht, wie dieser,
Doch kriegerisch genug, wie ich gesehn,
Als Kaiserswert er stürmte und vor Bonn
Sein Leben in die Schanze schlug; — vom Vater,

Digitized by Google

Erhöht, die Liebe auch zum Prunk. Nein, kein
Oranier und Grund genug für mich.
Des König erster Rat und Freund, Lord Portland,
Verstand es, seine Abneigung zu nähren.
Und so konnt es geschehn, daß heut der Kurfürst
Auf Wunsch des Königs, zwischen diesem und
Dem Nassauer, in einem kleinen Zwist
Den Friedensstifter machte, und daß morgen
Im Haag, bei den hochmögenden Regenten,
Sein Testament der König hinterlegte,
Das den durchlauchtigen Friedensstifter gänzlich
Enterbt.

Frau v. Danckelmann. Und Du warst im Vertrauen?

Danckelmann. Ja.
Nimm's, wie Du willst, und war im Einverständnis
Wie lange schon ich Brandenburg gedient,
Es fließt in mir kein brandenburglich Blut,
Ich blieb ein Fremder am Berliner Hof.
Oranisch waren an dreihundert Jahre
Die Danckelmänner, oder länger noch.
So weit der Stammbaum reicht, und hatten stets
Oranische Aemter inne. Das vererbt sich
Und zieht nicht mit den Rock sich aus; so bin ich
Oranisch heute noch und würd's bejammern,
Käm nach des Königs Tod Oranien
An Brandenburg, das es auffangen würde
Und nicht einmal den Namen übrig lassen.
Solch mächt'ges Brandenburg, käm gar hinzu
Der Königsname noch,
— Was nicht geschieht, so lang ich's hindern kann. —
Das triebe einen Keil in's morsche Reich,
Der es in hundert Stücke würd zersprengen,
Und würf die römisch deutsche Kaiserkrone
Dem Goldschmied in den Tiegel, sie zu schmelzen.
Das ist der inn're Grund, aus dem ich eintrat
Für Oestreichs ungerechten Anspruch
Auf Schwiebus.

Frau v. Danckelmann. In die Sturmflut steuerst Du,
Bewahr Dein Schiff!

Danckelmann. Der König Wilhelm hat
Mit königlichem Danke mir gelohnt
Und gab zugleich mir Hoffnung, daß er mich
In seine eignen Dienste ziehen würde,
Wie mit dem Marschall Schomberg es geschehn,
Den er zum irischen Herzog hat gemacht.
Vielleicht noch sieht Du, daß in unserm Wappen
Der Kranich eine Herzogskrone trägt.

(Juliette springt vom Sessel)

Juliette. Mein Vater, — o mein Vater!

Danckelmann. Kind! — was ist Dir?
Das Fieber treibt Dich auf, — Dein ganz Gesicht
Ist dunkle Glut!

Juliette. Ihr himmlischen Gewalten,
Mein eigner Vater wurde zum Verräter
Am kurfürstlichen Herrn! Zerreißt die Stricke,
Damit die bösen Geister Euch gebunden,
Die aus den Tiegeln und Retorten steigen
In Eures Alchymisten höllischer Werkstatt!
Das gleißende Gold hat Euer Aug geblendet!
Kehrt um! Ich sehe das Verderben schreiten
Mit dem erhobnen Schwerte hinter Euch;
Es wird Euch in den Nacken treffen, ehe
Daß Ihr es denkt! Komm Tod, o komme Tod!
Und laß mich nicht das schlimme Ende sehn!

Danckelmann. Juliette! Kind! Du hast nur halb gehört
Und mißverstandne Worte sind's allein,
Die Dich verwunden. Sprich Ihr zu, Cäcilie!
Sag Ihr, daß niemand auf Verrat hier sinnt.

Frau v. Danckelmann. Beruhige Dich, mein gutes Kind! Zur Hülfe!
Zur Hülfe kommt!
(Lieie und andere Dienerinnen stürzen herein. Juliette wird weggeleitet. Frau v. Danckelmann folgt.)

Danckelmann. O welch ein Zwischenspiel!
Will mich ein Schauer überfallen? Soll mir
In meinem eignen fieberkranken Kind
Ein Kläger aufersteh'n? Soll ich grübeln
Ob Recht ich that, ob Unrecht, wo für beides
Es keinen Richter giebt? Die Rückkehr käm
Zu spät. Für große Unternehmungen
Gilt nicht der kleine Zollstab bürgerlicher
Moral, für den die stolze Ceder müßte
Zusammenschrumpfen und verkrüppeln. Einzig
Das Ziel hat Geltung. Stürz ich auf dem Wege,
Geb ich der Welt das billige Recht, den Leichnam
Zu steinigen!

Zweite Scene.

Schloßgarten von Lietzenburg.

Die **Kurfürstin**, **Marie**, Fräulein **von Pöllnitz**.
Die Kurfürstin sitzt an einem Tische, schreibt ein paar Noten, legt dann die Feder weg und wendet sich zur Prinzessin.

Marie. Nicht wollt ich ihm gestehn, daß ich ihn liebe;
Die Herzensangst stieß es aus mir hervor:
Nun wird es mich verderben.

Kurfürstin. Fasse Mut!
Wer schnell verzagt, der unterliegt dem Schicksal,
Ein mutig Herz gewinnt zuletzt den Sieg.
Das Köpfchen hoch! — stampf mit dem Fuß! — so recht; —
Nun sieh, Du lächelst. — Ueber's Jahr tanz ich
Auf Deiner Hochzeit.

Marie. Wenn Ihr mir nur nicht
Legt über's Jahr ein Kränzlein auf das Grab.

Kurfürstin. Wer denkt mit achtzehn Jahren an das Grab?
Das überlaß den Muckern, die sich dick
Hier eingenistet und den Frühling möchten
Wegstreichen aus dem Flug der Jahreszeiten,
Die Jugend aus dem Flug des Menschenlebens.
(Ariosti tritt auf)
Ariosti. Durchlauchtigste Fürstin!

Kurfürstin. Ei, Ihr kommt mir gerade
Als wie gerufen, Meister Ariosti.
Ich hab ein allerliebstes kleines Liedchen
Vom Hofrath Besser in Musik gesetzt.
Seht mir die Noten durch, ob nichts verfehlt ist.
(zu Marie) Streich Dir die bösen Falten aus der Stirn
Und blick so kummervoll nicht vor Dich hin.
Laß mich es Dir versprechen, daß ich selber
Bei meinem kurfürstlichen Gatten Eure
Fürbitterin sein werde.

Digitized by Google

Marie. Gnädigste Fürstin!

Ariosti (vortretend). So schön, durchlauchtigste Frau, ist dies Musikstück,
So sehr gehn Text und Melodie zusammen,
Und fehlerfrei sind so gesetzt die Noten,
Daß es des größten Meisters würdig ist.
(zu Marie) Wenn's Euch beliebte, gnädigste Prinzessin,
Das Lied zu singen, würd ich eben es
Durchgehn mit Euch.

Marie. Kann ich's in dieser Stimmung?

Kurfürstin. So eitel bin ich, Liebste, daß ich selbst
Es gern von Deiner süßen Stimme hörte.

Marie. Ich will's versuchen, Durchlaucht.
(zu Ariosti) Nun, so kommt.
(Beide ab.)

Kurfürstin. Ich fürchte, liebe Pöllnitz, meine Fürsprach
Wird ihnen wenig helfen.

Frl. v. Pöllnitz. Ei, warum nicht?

Kurfürstin. Die Zeiten sind vorüber, wo der Kurfürst
Von mir genug nicht haben konnte; wo er
Für jedes Zimmer ließ mein Bildnis malen,
Mein Miniatur in jeder Tasche trug.
Wird Liebe alt, sieht sie in allem, was
Ihr Wesen früher war und sie beglückte,
Nur eitel Thorheit und ein kindisches Spiel!

Frl. v. Pöllnitz. Ihr thut dem Fürsten Unrecht.

Kurfürstin (während des folgenden Gesprächs mehrmals eine Prise nehmend)
Nein, es ist
Der Lauf so der Natur; sie schuf den Mann
Zum Egoisten, der die ganze Welt
Auf sich bezieht und froh ist, wenn dahin
Der Rausch der Jugend flog, — der allzu kurze
Mit seinen Schwüren für die Ewigkeit, —
Daß dies Kapitel gründlich ging zu Ende
Und seine Kreise nicht mehr stört.

Frl. v. Pöllnitz. Was Ihr
Da aussprecht, ist Euch selber fremd. Euch haben
Empört die Anmaßungen Danckelmanns;
Nun macht Ihr es, wie meine Mutter that,
Gab ihr mein Vater Grund zum Mißvergnügen,
Was jeden Tag geschah, — und umgekehrt:
Ich armes Ding bekam es auszubaden
Für beide Teile.

Kurfürstin. Ja, es ist empörend
Und Danckelmann allein ist's sicher auch
Der an dem Wiener Hof die Anerkennung
Des preußischen Königtumes hintertreibt,
Sonst trüg mein Haupt, statt des kurfürstlichen Huts
Schon längst die Königskrone. — Liebe Pöllnitz,
Glaubst du nicht auch, daß sie mir besser stünde?
Denn Eitelkeit ist aller Frauen Erbteil
Und unnatürlich wär's, sie zu verdergen.
Ein Krönlein statt des Huts, — was meinst Du, Liebe?

Frl. v. Pöllnitz. Mit Euerm schwarzen Haare, liebe Durchlaucht,
Dem zarten Weiß auf Euerm Antlitz
Und Euern himmlisch blauen Augen wärt Ihr
Die schönste Königin der Welt.

Kurfürstin. Still, Still!
Wir schmeicheln selbst uns schon zu viel und dünken
Uns stets um einige Karate besser
Als alle andern.

Frl. v. Pöllnitz. In der Zwischenzeit.
Um Euerm Zorne Luft zu machen, nahmt Ihr
Sechs Prisen, liebe Durchlaucht.

Kurfürstin. Wirklich? sechs?
Hast Du sie recht gezählt? Den Schnupftabak
Bezahl ich selbst aus der Privat-Schatulle,
Das geht den Danckelmann nichts an.

Frl. v. Pöllnitz. Es ist
Nicht darum.

Kurfürstin. Nicht? — aus welchem anderen
Tiefsinn'gen Grunde sonst denn zähltest Du?

Frl. v. Pöllnitz. Daß Ihr Euch, liebste Fürstin nicht vergeßt,
Wenn Ihr bei dem durchlauchtigsten Gemahl
Euch für das unglückliche Paar verwendet.

Kurfürstin. Ich dank Dir für die Warnung, Du hast Recht
Allabendlich sucht selbst er Unterhaltung
In seiner Rauchgesellschaft, doch das Schnupfen,
Ist ihm zuwider und ich schnupfe leider.
Es gab uns die Natur solch kleine Schwächen,
Die wir dafür erkennen und doch nicht
Ablegen mögen. Wer's versteht, der liest
In dem Gesicht des Menschen, was er ist;
Ich sag Dir auf das Haar, mit wem Du es
Zu thun hast, wenn ich ihn nur schnupfen sah.

Frl v. Pöllnitz. Ihr scherzt, Durchlaucht.

Kurfürstin. Nein, nein, in vollem Ernst,
Wie er die Dose mit dem Aermel putzt,
Die Augenbrauen in die Höhe zieht,
Die Prise nimmt, — der Grobschmied mit der Faust,
Der Höfling sauber mit den Fingerspitzen; —
Wie die Gelehrten und die Pfarrer ihr
Jabot beschmutzen und den Taback sündlich
Verstreun, daß er den Boden schwarz bedeckt:
Aus allem, wie sie's thun, erkenn ich den
Charakter und das Temperament. Noch mehr,
Ich unterscheide Dir den Kalvinisten
Vom Lutheraner und dem Katholiken;
Den Mucker selbst, der heimlich eine Sünde
Glaubt zu begehn, vom redlichen Alltagschristen.

Frl. v. Pöllnitz. So schreibt doch, liebe Durchlaucht, über dies
Kapitel eine philosophische Studie.

Kurfürstin. Ein ganzes Buch; der Stoff wär reich genug.
Und wenn sich wirklich der Großmütter Neigung
Vererbt auf ihre Enkel, wie man sagt,
So weiß ich, daß mein eigner Enkel einst
Von mir die Neigung zur Musik wird erben,
Daß er philosophieren wird und schnupfen.
Macht ihn das Schicksal noch zum großen König. — —
Ach, Träume, Träume, Träume! — — und das einz'ge
Worin wir glücklich sind! — Und Träume auch
Sind unsre Studien nur, wenn wir dem Urgrund
Nachforschen aller Dinge, der uns doch
Verschlossen ist für immer.

Frl. v. Pöllnitz. Warum dann
Studiert Ihr immer noch die Nächte durch?

Digitized by Google

Kurfürstin. Weil es mich glücklich macht, mit meinen Kleidern
Die kurfürstliche Hoheit abzulegen
Und mich der unermeßlichen Natur,
Die um mich weht und in mir, gegenüber
Zu stellen als ihr Geschöpf und doch zugleich
Als freies Menschenkind, sie zu verhören,
Sie vor mein Tribunal zu ziehn, zu fragen
Nach dem Warum und dem Wofür, nach allen
Den unverdienten Leiden dieser Welt.

Frl. v. Pöllnitz. Mir däucht für mich ein Glück es, daß von allem
Ich nichts versteh. Den Kopf sich zu zerbrechen
Um Dinge, die nicht zu erforschen sind,
Was hätt ich anderes davon, als Kopfweh? — —
Graf Désaleurs!

(Désaleurs tritt auf.)

Désaleurs. Ich beuge meine Kniee
Vor Eurer kurfürstlichen Durchlaucht.

Kurfürstin. Seid mir
Willkommen hier in Lietzenburg, Herr Graf.

Désaleurs. Die Frau Markise von Maintenon gab mir
Den Auftrag, Eurer Durchlaucht dieses Schreiben
Von ihrer eignen Hand zu überreichen.

Kurfürstin. Habt großen Dank. Als junges Mädchen war ich
Ihr vorgestellt, die nun Gemahlin ist
Des Königs Ludwig. Laßt mich sehen, was
Der Brief enthält.

(tritt in den Hintergrund)

Désaleurs (zur Pöllnitz). So viel hat über Euch
Gnädigste Baronesse, die hohe Dame
Vernommen aus dem Mund der Herzogin
Von Orleans, — —

Frl. v. Pöllnitz. Der Muhme meiner Herrin,
Der Kurfürstin.

Désaleurs. Die an dem Hof des Königs
Ganz deutsch geblieben ist. Sie hat von Euch,
Als der vertrautesten Freundin ihrer Durchlaucht
So viel erzählt, von Euerm reichen Geist,
Von Euerm Witz, dem liebenswürdigen Wesen —

Frl. v. Pöllnitz. O, Ihr beschämt mich.

Désaleurs. Daß die Frau Markise
Euch bittet, dieses Armband anzunehmen
Und es zu tragen als ein Zeichen ihrer
Zuneigung und der wahren Freundschaft, die
Sie für Euch hegt.

Frl. v. Pöllnitz. Ihr überrascht, Herr Graf,
In Wahrheit mich auf's höchste. Dürfte ich
Dies Armband. —

Désaleurs. Gnädigste, Ihr werdet doch
Es nicht verweigern woll'n und die Markise,
Die es aus reinem Herzen Euch verehrt,
Tödlich beleidigen?

Frl. v. Pöllnitz. Gewiß nicht, — nein.
Wie aber soll ich dankbar mich erweisen?

Désaleurs. Mit Eurer Freundschaft.

Frl. v. Pöllnitz. Das wär wirklich alles?

Désaleurs. Was mehr noch? Wie Ihr wißt, lebt die Markise
Nur ihrer Frömmigkeit und hält sich fern
Von Politik. Käm diese hier zur Sprache,
Am Hof der Kurfürstin, dann mögt Ihr selber
Urteilen, welches Bündnis Seiner Durchlaucht
Von höherm Wert sei, ob das östreichische,
Ob das französische, das ihm die Krone
Legt auf den Tisch und alles Land, das er
Erobert bis zum Rhein.

Frl. v. Pöllnitz. Ihr macht das Urteil
Mir leicht, Herr Graf.

Désaleurs. So wär fürwahr ich glücklich,
Dürft ich die Freundin Euch von Frankreich nennen.

Frl. v. Pöllnitz. Freundin von vielem, was uns Frankreich giebt,
Freundin Racine's und Molière's, Freundin
Von Lully's reizender Musik; — wenn das Euch
Genügt, Herr Graf, nennt immerhin die Freundin
Von Frankreich mich. Spricht Ihr von Politik,
So gilt allein die Stimme Dankelmanns.
Hier kommt Graf Barfuß mit Gemahlin, den
Aus allen Aemtern hat heraus gedrängt
Der Ober-Präsident.

Désaleurs. Für Beide hab
Ich einen Auftrag.

Frl. v. Pöllnitz. Nun, so macht Euer Spiel.
Die Fürstin winkt mich zu sich.

(tritt zur Kurfürstin in den Hintergrund, Graf Barfuß und die Gräfin treten auf)

Désaleurs. Welches Glück,
Herr Feldmarschall, beim ersten Schritt am Hofe
Euch zu begegnen, dem berühmten Sieger
Von Szalankeme, und zugleich auch Eurer
Gemahlin, daß Gelegenheit ich habe
Sofort die Grüße und Empfehlungen
Ihr zu bestellen, welche die Markise
Von Maintenon mir auszurichten gab.

Gräfin. Ich weiß die gnädige Herablassung
Der hohen Frau zu würdigen, Herr Graf.

Désaleurs. Sie sehnt sich sehr, Euch in Paris zu sehen
Und bat mich, eine Nadel, die sie stets
An hohen Festen trug, — sie hegt die Hoffnung
Daß dies gerade sie Euch werter mache —
An Eure Excellenz zur bleibenden
Erinnerung zu überreichen.

Gräfin. Dankbar
Nehm ich sie an und werd mit Stolz sie tragen.

Désaleurs. Euch, mein Herr Feldmarschall, hab ich die höchste
Bewunderung meines allergnädigsten Herrn,
Des großen Königs Ludwig auszusprechen.

Barfuß. Wie? in der That? von Seiner Majestät?

Désaleurs. Vor keinem Volk der Welt stehn die Franzosen
An Tapferkeit zurück und glänzende Thaten
Verzeichnet die Geschichte unsrer Kriege,
Doch keine, wie sie Eure Excellenz
In Ungarn hat vollbracht. Die Schlacht war schon
Verloren, denn das deutsche Heer erreichte
Die Hälfte kaum des türkischen; da auf einmal
Stürmtet Ihr vor mit Euern Brandenburgern,
Mitten hinein in das Karthaunen-Feuer
Und in der Türken dicht gedrängte Massen.

Digitized by Google

Von Augenzeugen hörte ich's: es flogen
Die Türkenköpfe wie die Aepfel, wenn man
Vom Baum sie schüttelt. Eure mächt'ge Faust
Griff die entfliehende Viktoria
Und hielt sie fest; das ganze Türkenlager
War Eure Beute. — Sicher hat der Kaiser
Für solchen Sieg Euch kaiserlich gelohnt.

Barfuß. Ihr reibt mir den Verband von meinen Wunden,
Die nicht geheilt sind und nicht heilen werden.
Die braven Brandenburger! Die Hälfte lag,
Mehr als die Hälfte, auf der blutigen Ebne;
Die andre Hälfte, — — Gott verdamm's! Kein Wort
Des Danks von Kaiserlicher Majestät!
Als wären's Marodeure, die braven Kerle.
So hat man sie nach Haus geschickt, und das
Mitten zur Winterszeit.

Désaleurs. Wir schätzten
Uns glücklich, daß Ihr nicht im letzten Kriege
Uns gegenüber standet.

Barfuß. Sakrament!
Ich bin Gerümpel, mein Herr Graf, — geworfen
Zum alten Eisen von dem Danckelmann!
Und hab's verschluckt, trotzdem der Magen sich
Dagegen revoltirte, wenn ich sah,
Wie's da, am Rhein und in den Niederlanden,
Getrieben wurd, verzettelt unsre Truppen,
Hier, da und dort, daß nirgenbwo es gab
Ein brandenburgisch Heer und man in Ryswyk
Thun konnt, als sei der brandenburgische Anteil
Nicht eines halben Dreiers Wert gewesen.
Mich wundert's, daß ich es ertragen hab.

Désaleurs. Wenn unter Euch, Graf Barfuß, Brandenburg
An unsrer Seite focht, diktierten wir
Der Erde, ob sie um die Sonne
Sollt kreisen oder nicht. — Zum sichtbaren Zeichen
Seiner Bewunderung sendet Euch mein Herr,
Der große König, diese Anweisung
Auf hunderttausend Livres.

Barfuß. Welche Gnade!
Und keinen Kreuzer gab der Kaiser mir!
Ich bin Soldat nur, der um Politik
Sich nicht darf kümmern. Schickt den Danckelmann
Zum Teufel, werter Graf, wenn Ihr's versteht.
Dann könnt es wohl geschehen, daß der Wind
Umspränge von Süd nach West.

(Beide im Gespräche ab. Die Kurfürstin und Fräulein v. Pöllnitz treten wieder in den Vordergrund)

Frl. v. Pöllnitz. Scheint nicht auch Euch
Das Anerbieten des Herrn Désaleurs
Verführerisch, liebe Durchlaucht.

Kurfürstin. Aus Dir spricht
Das Armband schon, womit er Dich beglückt,
Und schon in Deinem Kopfe hat das Feuer
Der funkelnden Diamanten und Rubinen,
Dir ein politisch Täglicht angesteckt,
Das übel brennt. Löscht es nur schleunigst aus,
So kannst Du um so mehr in aller Ruhe
Dich des Besitzes freun. Wo denkst Du hin?
Ist Deine Gunst so wohlfeil, daß Du sie
Schon für ein Armband hingiebst? Wie viel noch
Bedürft es wohl, Dich ganz zu haben? — Geh nur!

Frl. v. Pöllnitz. Verzeihung, liebe Durchlaucht.

(Wilm tritt auf)

Kurfürstin. Wilm, was bringst Du?

Wilm. Vom Ober-Präsidenten einen Brief.

Kurfürstin. Vom Danckelmann? Wie wär das möglich, Wilm?

(Den Brief öffnend)

Du Narr! Von Seiner Durchlaucht ist der Brief.

Wilm. Ja, Seine Durchlaucht hat den Brief geschrieben,
Doch meinte Wilm, daß der den Brief nicht schreibt,
Der grad ihn schreibt.

Kurfürstin. Steckt Sinn in Deiner Narrheit?

Wilm. Der schreibt den Brief, der ihm dem Schreiber einbläst.

Kurfürstin. Ah! — Danckelmann! — Geh, Wilm, ich weiß genug

(Wilm ab. Markgraf Albrecht, Besser, Barfuß, Ariosti, Désaleurs, Herren und Damen treten auf)

O unerhört!

Frl. v. Pöllnitz. Was habt Ihr, gnädige Fürstin?

Kurfürstin. Ich sag Dir's gleich, — hier kommt der ganze Hof, —
Den Markgrafen betrifft's. — mir schwirrt der Kopf!
Es darf nicht sein!

Frl. v. Pöllnitz. Wüßt ich nur, was es wäre.

Kurfürstin. Ach, — hör, — mein Lied.

(hinter der Scene Präludium auf der Harfe, dann Gesang)

O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, Liebe, schone mein!
Alle Schmerzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein;
Aber, Liebe, deine Plagen
Dringen in das Herz hinein!
O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, Liebe, schone mein!

Désaleurs. Bravo! Bravissimo! Von wem ist diese Herrliche Komposition!

Ariosti (zur Kurfürstin) Ich wünsche
Euch Glück, erhabne Fürstin! das ist noch
Das schönste, das aus Eurer Durchlaucht Haupt
Entsprungen ist.

Besser. Laßt knieend mich Euch danken,
Daß Ihr das Blei von meinen Versen habt
Zu Gold gemacht im wundervollen Goldstrom
Von Eurer künstlerischen Phantasie!

Désaleurs. Ich staune und bewundre Euch zugleich
Erhabne Frau! Ihr findet Eures Gleichen
Auf keinem Fürstenstuhl der ganzen Welt!
In Euch wohnt höchste Kunst und höchste Weisheit,
Und Frankreich liegt besiegt zu Euern Füßen.

(Die Prinzessin Marie tritt im Hintergrunde auf.)

Kurfürstin. Dankt meiner Nichte, lieber Graf, die erst
Den stummen Noten Leben hat verliehn.
Dort kommt sie.

(Alle, bis auf den Markgrafen, eilen in den Hintergrund und drängen sich um sie.)

Albrecht. Wie die Eifersucht mich quält
Auf diese Narren, die sich um sie drängen,
Mit faden Schmeichelein das Ohr ihr füllen!

Digitized by Google

Was fühlen sie? Mir lief's hinab den Rücken
Als wie ein eis'ger Strom und wieder dann
Bis in die Zehen alles Glut und Feuer!
So süß ist keine Stimme, wie die ihre,
Und doch so mächtig, daß sie Löwen zähmte,
Wie Orpheus einst!

Kurfürstin. Du sprichst wie ein Verliebter!

Albrecht. Sag ich zu viel? Hätt ich bis heute sie
Noch nicht geliebt, nun liebt ich sie und wär es
Um andres nicht, als des Gesanges wegen,
Der doch ein Teil nur ist von dem, was sie
Zum auserlesnen höchsten Kleinod macht.
Um mindres selbst hielt ich sie einzig wert
Und forderte heraus, wär es um sie,
Himmel und Hölle!

Kurfürstin (den Brief reichend). Thu's und lies den Brief!

Albrecht. Von meinem kurfürstlichen Bruder? — — Teufel!
Ich hör den Danckelmann!

Kurfürstin. So hörst Du recht.
Ganz ungezwungen klingt es, weil der Friede
Von Rysswyk alle protestantischen Fürsten
Bedrohte, trieb die nahende Gefahr
Zum engern Anschluß an die Niederlande
Und England. Diesen Anschluß zu befestigen
Hält drum der Kurfürst es für wünschenswert,
Für Dich in London eine Braut zu werben
Oder im Haag.

Albrecht. O meine Schwägerin,
Das ist nicht Ernst! Das schrieb mein Bruder nicht!
Es kann sein Ernst nicht sein! es sind die Ränke
Des Ober-Präsidenten, der den Degen
Mit prahlerischem Wort ließ in der Scheide,
Sonst wäre Brandenburg befreit von diesem
Westphälischen Keiler, der das ganze Land
Unsicher macht. Sagt mir, dies sei ein Scherz!

Kurfürstin. Wie sehr es Dich betrübt, mich selber, Albrecht:
Der Brief ist ernst gemeint und Widerspruch
Dürft keiner wagen. Über Dich, mein Prinz,
Hat mein Gemahl ausschließlich zu bestimmen.
Du weißt es selbst.

Albrecht. Bin ich sein Sklave? — nein!
Er kann mein Leben fordern und ich bot es
Feil an die hundertmal in diesem Krieg,
Nach meiner Schuldigkeit. Doch öffentlich
Mich zum Verkauf in großer Auktion
Ausstell'n an den Meistbietenden, — — wer hat
Lust zum Markgrafen hier? Herein, herein!
Was gebt ihr, England? — Niemand mehr als England?
Ihr, Herr Hochmögender der Niederlande?
Vielleicht giebt Schweden oder Rußland mehr?
Ist kein Bewerber sonst, so schlag ich zu!
Zum ersten, zweiten und zum drittenmal!
Nehmt ihn und packt ihn ein! Ihr habt ihn billig!

Kurfürstin. Dir schlägt das Feuer gleich zum Dach heraus!
Wer selbst sich so in Brand steckt, dem ist nicht
Zu helfen.

Albrecht. Theure Schwägerin, o denkt
An meinen armen Bruder Karl Wilhelm,
Bei dem die Lieb zur rasenden Mörderin wurde!
Glaubt nicht sie säße minder tief bei mir
Und glühe minder heftig. In den Tod
Wird sie mich treiben, wie sie's ihn gethan,
Als den Verband er von den Wunden riß
Und dann verzweifelnd starb!

Kurfürstin. Warum rufst Du
So schreckenvoll vergangenes zurück,
Das in Turin geschehn, das alle hier
Mit tiefster Trauer hat erfüllt?

Albrecht. Weil einen
Vulkan ich in mir fühle! Niemals hab ich
Ein Weib geliebt und dachte unvermählt
Die Meilen abzuschreiten, die ich noch
Zu gehen hab. Ich glaubte nicht, daß ich
Je lieben könnt, noch daß es Liebe gäbe,
Denn alles, was ich davon sah, das war
Betrug, Verstellung, eitle Kuppelei!
Da mußt ich ihr begegnen und es traf
Mich wie ein Blitz, der jäh hernieder zuckt,
Die Eisbank, die um's Herz sich hat gelegt,
Wegschmilzt mit einem Schlag, daß es nun plötzlich
Aufblühen in sich fühlt den Wunderfrühling
Des heißen Südens! Eh von ihr ich lasse,
Eh werf dahin ich mein Markgrafenthum
Und flieh mit ihr nach Hindostan. Wo fände
Mein Bruder einen Grund, sie mir zu weigern?
Ist sie nicht hochgeboren, so wie ich,
Die Tochter unsrer Schwester, Eure Nichte?
Von solcher schlichternen Jungfräulichkeit,
Wie die Mimose, deren Fiederblättchen
Sich schamhaft aneinander schließen, wenn ihr
Sie nur berührt mit Eurer Fingerspitze!
Vergleicht Ihr sie der fetzigen Frauenwelt,
Dem etlen Sumpfe, voll lebendiger Fäulnis,
Die von Paris her alles angesteckt:
Ist ihre Seele nicht ein lautrer Quell?
Nicht ihr Gemüt wie eine goldne Schale
Mit Wein gefüllt für kummervolle Herzen?
Ich trotze meinem Bruder, trotz der Welt!
Mit meinem eignen Leben nur kann er
Sie mir entreißen!

Kurfürstin. Was für Dich ich thun kann,
Das will ich thun, mit dem Kurfürsten reden;
Doch fürcht ich sehr, er läßt sich nicht erbitten,
So lang er noch dem Danckelmann vertraut.
Da kommt der Fritz.

Trommeln und Pfeifen. **Kurprinz Friedrich Wilhelm** an der Spitze einer Schaar militärisch gekleideter und bewaffneter Knaben, darunter **Georg von Hannover**. Junge Mädchen laufen nebenher, darunter **Sophie Dorothea von Hannover** und **Karoline von Ansbach**.

Kurprinz. Halt! — Front und präsentirt,
Euer Gewehr vor der durchlaucht'gen Fürstin
Und dem Markgrafen!

Geschrei. Hurrah! hoch! hoch! hoch!

Kurfürstin. Wir danken Deiner ganzen Kompagnie.

Kurprinz. Natzmer, Dein rechter Fuß steht vor! Schwerin
Den Kopf aus Deinen Schultern! Willst Du uns
Georg, hier eine Sarabande tanzen?

Digitized by Google

Georg (aus der Reihe tretend).
Du haſt mir nicht zu ſagen, wie ich ſtehn ſoll;
Ich thu nicht weiter mit, ich hab es ſatt.
Kurprinz. Was? Inſubordination, Georg?
So kommſt Du vor ein Kriegsgericht und ich
Verurteil auf zwei Jahre Dich zu ſtrengem
Feſtungs-Arreſt. Tritt vor, Leutnant Fouqué
Und transportir nach Spandau den Gefangnen.
Sophie Dorothea. Wenn meinen Bruder Du nicht auf der Stelle
Freigibſt, dann heirat ich Dich nicht.
Kurprinz. Nun gut,
Und Dir zu Liebe, Dörte. Da er aber
Doch ein Tanzmeiſter iſt, ſo will ich ihn
Begnadigen zu einer Sarabande
Mit der Komteß Karoline.
Georg. Das
Soll gelten! Kommt Komteß.
Kurprinz. Zuvor
Stell wieder Dich in Reih und Glied.
Georg. Nach Deinem
Befehle, Wachtparaden-Meiſter.
Kurfürſtin. Laß
Die Truppen auseinander gehen, Fritz
Und in der Küche plündern.
Kurprinz. In die Küche!
Marſch in die Küche.
Kurfürſtin. Du bleibſt bei mir, Fritz.
(Die übrigen tumultuariſch ab.)
Nun ſag mir, wie der neue Schlafrock Dir
Gefällt, den ich Dir machen ließ?
Kurprinz. Ich warf ihn
In den Kamin, der Schneider lief davon.
Kurfürſtin. Wie, Junge, den koſtbaren Schlafrock haſt Du
In den Kamin geſteckt?
Kurprinz. Man hätte mich
Drin ausgelacht; für den Soldaten ziemt ſich
Kein Schlafrock.
Kurfürſtin. Ach, die theuern goldnen Treſſen!
Kurprinz. Ihr hättet lieber mir das Geld geſchenkt.
Kurfürſtin. Was hättſt mit dem Gelde Du gemacht?
Kurprinz. Das hätt ich mir geſpart.
Kurfürſtin. Ja, ſparen, ſparen!
Du denkſt an ſparen ſchon? Das iſt ſonſt nicht
Der Jugend Art. — Sparen? wofür?
Kurprinz. Für eine
Armee, Frau Mutter.
Kurfürſtin. Was bringt Dich dazu?
Kurprinz. Graf Dohna, mein Erzieher, den ihr ſelbſt
Für mich habt ausgeſucht. Der ſagte mir,
Der Königsthron, den mein Herr Vater nächſtens
Errichten würde — —
Kurfürſtin. Ach, mein wilder Junge,
Wenn wir am Ziel erſt ſtänden! Weiter nun.
Kurprinz. Mit königlicher Pracht würd es geſchehn.
Daß aber es dem Reiche nicht ergehe
Wie den Schwindſüchtigen, die, ſterbenskrank,
Geſundheit lögen mit der Fieberröthe
Auf ihren Backen: müſſe ich dereinſt
Für Knochen ſorgen und geſundes Blut.
Die Knochen, das ſei eine große, ſtarke
Armee und das geſunde Blut ein Schatz
Von vielen Millionen. Wer nach mir
Dann käme, wäre kräftig genug, einmal
Die Glieder auszurecken, wie ein derber
Kurbrandenburgiſcher Junge, der ſich ſelbſt
Nicht vor dem Teufel fürchte.
Kurfürſtin. Nun, fürwahr,
Dohna hat Recht; doch hüte Dich vor einem,
Wenn Du die Säcke mit den Thalern füllſt.
Daß nicht der Geiz Dir krieche in's Gemüt.
Freigebigkeit, wird ſie Verſchwendung nicht,
Iſt eines Fürſten Zier, doch karge Hand
Macht karg das Herz und läßt darin verdorren
Des Mitleids ſchöne Regung.

(Fortſetzung folgt.)

Die Braut.

Geht mein Mädchen in den Garten,
Wo die Blumen ſie erwarten,
Neigen alle ſich geſchwind
Vor dem wunderſchönen Kind.
Ihren allerfeinſten Duft
Streu'n die Roſen in die Luft
Und die Lilien, fromm und rein,
Nennen ſie ihr Schweſterlein.
In den alten Lindenbäumen
Weht es wie ein Blütenträumen
Und es ſauſt und brauſt der Wind:
Grüß dich Gott, du ſchönes Kind!
Selbſt die müde Trauerweide,
Wo der Weg führt in die Haide,
Flüſtert: daß dich Gott behüte,
O du ſchöne Menſchenblüte!
Selbſt der Kies auf den ſie tritt,
Jubelt laut bei jedem Schritt,
Und der Buſch am Wegesrand
Küßt verſtohlen ihr die Hand.

Und mein Herz, mein Herz allein,
Soll nicht überglücklich ſein?
O wie jubelt es ſo laut:
Dieſes Kind iſt meine Braut!

Daniel Ellerheim.

Verwandtſchaft und Freundſchaft.

Hochbürt'ger Mann an Freunden arm,
Iſt nicht gebettet allzu warm.
Mehr frommte wahrlich Freundſchaft ohne Sippe!
Mag einer ſtammen auch von Königsrippe,
Was hilft es, iſt er keinem Freund vereint?
Verwandtſchaft wird vom Himmel uns gegeben,
Nach Freunden muß man ſelber ſtreben:
Verwandter hilft, weil beſſer hilft der Freund.

Nach **Walther von der Vogelweide** von **Friedrich von Hoffs.**

Digitized by Google

Nur ein Arbeiter.

Der Mann, aus dessen Gedichten und Privatbriefen hier Einiges mitgeteilt werden soll, heißt Ludwig Palmer und ist Arbeiter in einer Maschinen-Fabrik zu Schorndorf in Württemberg. Alles Andere mag er dem Leser selbst erzählen und wir unsererseits wollen nur beifügen, warum wir — der Anregung Felix Dahns folgend — die Bekanntschaft vermitteln. Es geschieht nicht hauptsächlich, geschweige denn allein deshalb, weil dieser Mann poetisches Talent hat, sondern aus rein menschlichen Gründen: weil die Erscheinung an sich so rührend und so erquicklich anmuthet. Wer das Volk kennt, weiß ja, wieviel Innigkeit des Gemüts, wieviel ernstes Streben oft in der rauhen Hülle steckt, aber ein Arbeiter, wie der da, ist dennoch eine seltene Erscheinung und jeder Menschenfreund wird sich ihrer freuen. Man soll große Namen nicht eitel nennen, aber Dahn hat Recht: in diesem Eisen-Arbeiter steckt wirklich ein Stück „echt Schiller'scher Idealismus".

Im Übrigen lassen wir, wie gesagt, die Briefe und Gedichte selbst für sich sprechen.

Im November v. J. erhielt der Dichter von Palmer ein Schreiben, aus dem hier die folgenden Stellen wiedergegeben seien.

„Vor mehreren Jahren hatten Sie die Güte, mir auf meinen Wunsch ein Exemplar Ihres Werkes: „Ein Kampf um Rom" zu schicken, weil ich mich sehr dafür interessirte und Sie darum bat, da die Anschaffungskosten für meine bescheidenen Mittel zu hoch waren.

Ich wage es nun heute, mit einer anderen Bitte vor Sie zu treten, mit der kühnen Hoffnung, auch diesmal Gehör und ein warmes Herz bei Ihnen zu finden.

Da ich nicht im Stande bin, mit mit der Feder meinen Unterhalt zu erwerben, weil mir von Jugend auf alle und jede Gelegenheit zu einem besseren Fortkommen abgeschnitten war, so bin ich genöthigt durch meiner Hände Arbeit meine und meiner Familie Existenz zu erhalten, indem ich in einer Fabrik (Eisen-Industrie) beschäftigt bin, wobei es oft allerdings kümmerlich genug hergeht.

Ich habe aber von jeher einen unwiderstehlichen Drang, meinen Geist zu bilden, in mir verspürt und sollen denn wir Armen bei der Fülle von hohen geistigen Gütern, welche hochbegabte Männer unserer Nation dem Volke schenken, leer ausgehen?

Ich bestrebte mich nach besten Kräften, mir das anzueignen, was trotz aller materiellen Misère uns über die alltäglichen kleinlichen Sorgen und Kämpfe hinausführt, ins Reich der Ideale, und zugleich das Gemüth reinigt und festigt gegen den mich alltäglich umgebenden Schmutz der Gemeinheit.

So versuchte ich mich mit der Zeit in poetischen Anfängen, das heißt, ich machte Verse, und wenn dieselben auch nicht den hohen Anforderungen entsprechen, die der Kenner und Kritiker von dergleichen Geistesprodukten heutzutage stellt, so glaube ich doch, daß, wenn Sie meinen Bildungsgang in Betracht ziehen, und bedenken, wie wenig Hülfsmittel mir zu Gebot standen, Sie wohl etwas milder urtheilen werden, als es sonst der Fall war.

Ich habe nun aus einer reichen Sammlung selbst verfaßter Gedichte einige herausgewählt, die ich hiermit Ihnen unterbreite, und nun kommt eigentlich der Kernpunkt meiner Zuschrift. Ich möchte Sie nämlich dringend und herzlich bitten, mir dazu zu verhelfen, daß die beiliegenden Gedichte gegen Honorar in einer Zeitschrift oder sonstwo abgedruckt werden. An einem Fußübel erkrankt, bin ich gegenwärtig arbeitsunfähig und in große Bedrängnis gerathen, da das geringe Krankengeld nicht ausreicht zur Ernährung meiner Familie, und ich kann es nicht mitansehen, wie meine armen Kinderchen mit zerrissenen Schuhen, halb barfuß bei dem Schneewetter zur Schule müssen. Ich denke, bei Ihrem ausgedehnten Bekanntenkreis und Ihrem Ansehen in litterarischen Kreisen sollte es Ihnen nicht schwer fallen, meine Gedichte unterzubringen, womit Sie eine gute That verrichten und mich zu heißem Danke verpflichten würden.

In Hochachtung verharrend u. s. w."

Gleichzeitig mit diesem Schreiben sandte uns unser verehrter Mitarbeiter die ihm zugekommenen Gedichte Palmer's zur Auswahl zu. Im Einverständnis mit ihm haben wir die beiden folgenden zum Abdruck bestimmt.

Enthusiasmus.

Ich ging durchs Feld, in lauer Frühlingsnacht,
Allwärts den Blüthen süßer Duft entquoll,
Im Laub der Bäume aber rauschte sacht
Der Windhauch leise und geheimnisvoll;
Zwar sah ich nicht der Blätter saftig Grün,
Doch sog ich gerne ihren Balsamhauch.
Hoch über mir sah ich die Sterne glüh'n
Und leise sang die Nachtigall im Strauch.

Ich blickte still zum Firmament empor,
Der Erde dunkle Schatten sah ich nicht,
Hoch durch die Lüfte flog ein Meteor,
Er glänzte hell in wunderbarem Licht;

Digitized by Google

Und wunderſeltſam ward mir da zu Mut,
Ich ſchien erhaben über Zeit und Raum,
Als wär' ich nicht ein Menſch von Fleiſch und Blut,
Und die Vergangenheit nur leerer Schaum.

Ob mich im Leben oft der Schein betrog,
Getäuſchte Hoffnung dann mein Herz gequält —
Ein ſüßer Friede nun die Bruſt durchzog,
Ich fand die Ruhe, die mir lang gefehlt;
Es ſagte mir dies Ewigkeitsgefühl,
Daß ich nicht in der Welt verloren ſei,
Und daß mein beſſ'res Selbſt aus dem Gewühl
Sich einſt erhebt, vom Staub der Erde frei.

Frühlingsandacht.

Am ſonndurchglänzten, gold'nen Frühlingstag
Schritt ich vorbei an einem grünen Haag,
Da ſtand ein Häuschen, rebenlaubumſponnen;
Die Lerche ſchwang ſich hoch in blauer Luft,
Ein Falter ſchwelgte im Syringenduft
Und alles Erdenleid ſchien mir zerronnen.

Die Kirchenglocken klangen aus der Fern'
Melodiſches Geläute hör' ich gern,
Doch halt' ich meine Andacht nur im Freien;
Ich ſchweife gern durch Wälder, Flur und Au,
Als hoher Dom wölbt ſich der Himmel blau,
Da will mir manches ſchöne Lied gedeihen.

Dort an dem Häuschen, das im Rebengrün
Gleichwie ein Märchenſchloß verborgen ſchien,
Ein Mädchen ſtand, im leichten Morgenkleide;
Noch war das Kind zur Jungfrau nicht erblüht,
Ich ſchaute ſinnend, wie es ſich bemüht'
Um ſeine Lieblinge, in reiner Freude.

Ein Hahn, die Hühner mit der Küchleinſchaar,
Das Haupt umflattert ihr ein Taubenpaar,
Wie füttert ſie die Tierlein mit Behagen!
Man merkt es wohl, du ſchönes, gutes Kind,
Wie theuer deine Lieblinge dir ſind,
So ſchmeichelnd nahen ſie dir ohne Zagen.

Da dacht' ich tiefbewegt, im Weitergehn:
„Ich hab' ein wunderlieblich Bild geſehn,
In der Natur ſo reichgeſchmücktem Rahmen.“
In meinem Herzen klang's wie ein Gebet,
Durch nahen Waldes Tannenwipfel weht
Der Windeshauch ſein feierliches Amen.

Aus einem im Dezember an Frau Geheimrat Dahn gerichteten Dankbrief Palmer's ſeien folgende Stellen mitgetheilt, die uns erſt den rechten Einblick in das Gemüt des Mannes und das Leben in der Arbeiterhütte zu Schorndorf gewähren.

„Mit meiner Geſundheit geht es nun beſſer und ich darf morgen wieder zur Arbeit gehen, der Doctor hat geſagt ich könne es jetzt mal riskiren. Denken Sie ſich, daß ich 5 Kinderlein zu ernähren habe, dazu noch die alte Großmutter, die keine andere Zuflucht hat, und die ich nicht hinausſtoßen kann, weil ſie mittellos iſt. Hoffe ich doch dermaleinſt auch von meinen Kindern im Alter nicht verlaſſen zu werden, daß ſie in gleicher Liebe an mir hangen, wie ich an ihnen, meine Kinder ſind meine Zukunft, denn ich weiß wohl, daß ich es für meine Perſon nicht mehr weit bringen kann, obwohl ich noch nicht ganz 40 Jahre alt bin, aber meine Kinder ſollen was Tüchtiges lernen, und gute, brauchbare Menſchen werden. Wenn ich nun von einem täglichen Verdienſt von durchſchnittlich 2 M. 70 Pf. eine ſo zahlreiche Familie (8 Perſonen) erhalten ſoll, ſo können Sie ſich denken, daß es knapp hergeht, denn man hat neben der Nahrung noch viele Bedürfniſſe, die ich hier gar nicht alle aufzählen will.

Um mein Einkommen zu vergrößern, habe ich mir einigen Nebenverdienſt durch die Fiſcherei verſchafft; ich habe am Fluß, der unſer Thal durchzieht, eine Strecke Fiſchwaſſer gepachtet, kann aber, da ich tagüber in der Fabrik beſchäftigt bin, nur in den Abendſtunden der Fiſcherei obliegen, auch iſt der Fiſchfang hier nicht ſo ergiebig, wie in größeren Flüſſen. Da gehe ich nun in ſternenhellen Nächten an das Gewäſſer; an einer langen ſchwanken Stange trage ich das viereckige Netz, das in der Mitte trichterförmig ſich vertieft, und an zwei großen, kreuzförmig übereinanderlaufenden Bogen von Haſelnußholz befeſtigt iſt. Es gehört ſchon eine große Kraftanſtrengung dazu, um das im Waſſer verſenkte Netz wieder an die Oberfläche zu ziehen, ſelbſt wenn es leer iſt, was nur zu oft der Fall iſt; dabei muß ich immer wieder meinen Standpunkt wechſeln, weil die Fiſche gleich ſcheu werden. Es iſt aber auch ſchön, wenn ringsum feierliche Stille der Nacht herrſcht, und nur der Windhauch in den Weidenbäumen flüſtert, wenn ich hinaufſchaue zum blitzenden Heer der Sterne und ungeſtört meinen Gedanken nachhängen kann. Nicht die wenigſten meiner Gedichte ſind in ſolch ſtillen Stunden in meinem Geiſte aufgetaucht, ich habe dann die Verſe immer wieder repetiert, bis ſie in meinem Gedächtniß haften blieben und ich ſie dann zu Hauſe aufſchreiben konnte.

Freilich darf ich ſolche Wanderungen nicht allnächtlich unternehmen, weil ich ſonſt der ſo nöthigen Ruhe entbehren muß, aber es iſt das auch eine Leidesübung, welche die Nerven ſtählt, nach der öden, monotonen Einförmigkeit der Maſchinenarbeit eine wohlthätige Aufregung hervorruft, welche die Sinne ſchärft, und den Körper friſch erhält. Wenn oft mitten im Winter Thauwetter eintritt, dann ſchwillt der Fluß zum Strome an und die Fiſche flüchten vor den treibenden Eisſchollen an die ſtillen Stellen, in die Buchten, wo ich dann Ausſicht auf guten Fang habe, da iſt ein breites Wehr, über das die Waſſer hinunterbrauſen und die Eisſchollen krachend und ziſchend, in Stücke zerberſtend ihren Weg nehmen. Wie manchmal bin ich in dunkler Nacht, durch das Schneewaſſer hindurch, auf den mit Eisſchemeln bedeckten Damm gewatet, und habe, die reißenden Stellen meidend, mein Netz ausgeworfen. Eine gute Terrainkenntniß und Muth gehört natürlich dazu, aber ich hatte dann auch die Freude meine Mühe belohnt zu ſehen.

Digitized by Google

So muß sich unsereins zu helfen wissen und selbst mit den Elementen um seine Existenz ringen.

Es kommen dann auch wieder Stunden der Ruhe und Sammlung, es kommt der Sonntag, wo ich mich in Feld und Wald ergehen kann, aber es ist auch keine kleine Aufgabe in einer Fabrik zwischen so vielerlei Leuten zu arbeiten, wo man mit dem Schmutz der Gemeinheit oft genug in Berührung kommen könnte, es ist auch ein Festhalten an den Idealen erforderlich, wenn man nicht in solcher Umgebung versumpfen soll. Nicht daß ich meine Arbeitsgenossen schmähen wollte, es gibt darunter zum Theil recht brave, anständige Leute, aber verstehen thut mich kein Einziger, und leider, leider sind viele noch weit entfernt von der richtigen Auffassung über das Menschenleben und seine Bestimmung. Verehrte Frau! wenn ich Sie mit obigen Ausführungen nur nicht langweile! verzeihen Sie mir, daß ich so viel Nebensächliches schreibe, Sie haben mir das Herz aufgethan und ich muß nun meinen Empfindungen ein wenig freien Lauf lassen.

Vor bald 8 Jahren kam ein großes Leid über uns, mein Töchterlein Eugenie, ein so liebes, gutes Kind, das unser aller Liebling war, bekam die Luftröhrenentzündung und obwohl ich gleich einen Arzt zu Rathe zog, selbst eine Operation (Luftröhrenschnitt) nicht scheute, mußte das arme Kind doch sterben. Das war ein schwerer Schlag für mich, denn ich hing mit unbeschreiblicher Liebe an dem Kinde. Sie erlauben wohl, gnädige Frau, daß ich einige Verse aus einem größeren Gedicht, das sich auf obigen Vorfall bezieht, hier anführe:

Motto: Eine Todte mit zu ehren,
Ihr Gedächtniß hoch zu halten,
Schrieb ich diese schlichten Verse,
Schmucklos, ohne Reimgeklingel.

Aus dem Bund, den ich geschlossen
Mit dem Weibe meines Herzens,
War das dritte Kind entsprossen,
Hold und schön, mein Kind Eugenie.

Eine zarte Frühlingsblume,
Braun gelockt und dunkelstirnig,
Unvergleichlich liebereizend
Glänzten ihre dunklen Augen.

Um den Mund ein frohes Lächeln
Zeigt die blendend weißen Zähne,
Und das Ebenmaß des Körpers
War so zierlich abgerundet.

Also wuchs sie, ohne Tadel,
Lernte spielend geh'n und sprechen,
Schön und deutlich, ohne Anstoß,
Schneller wohl als and're Kinder.

Der Vollkommenheit des Leibes
Ebenbürtig stand zur Seite
Ihr Verstand, der früh entwickelt
Unschätzbare Gaben zeigte.

Eine Fassungskraft des Geistes,
Die an's Wunderbare grenzend
Vielversprechend für die Zukunft
Oft uns in Erstaunen setzte.

Ja, mit noch nicht ganz drei Jahren,
Lernte Verse sie und Lieder,
Lernte singen sie, und sagen,
Sich die schönsten Strophen merkend.

Hat mit kindlichem Gemüthe,
Manchmal nicht den Sinn begriffen,
Aber war bestrebt zu lernen,
Machte sich und Andern Freude.

War nicht bös und eigensinnig,
Folgsam war es und gefällig,
Freundlich, liebevoll und heiter,
Gab mir keinen Grund zur Klage.

Und so kam der dritte Winter,
Den das Kind mit uns verlebte,
Bei dem Glanz der Weihnachtskerzen,
Jubelt es mit den Geschwistern.

Freut' sich herzlich der geringen,
Bunten Tand- und Flittersachen;
Wenn sie Abends ging zu Bette,
Mußt die Puppe bei ihr schlafen.

Einmal hab ich mich entschlossen
Abends, bei der Lampe Schimmer
Bunte Märchen zu erzählen,
O wie freuten sich die Kinder!

Und das liebe Kind Eugenie,
Nahm den Stuhl, drauf sie gesessen,
Trug ihn schnell an meine Seite,
Kletterte da hinauf mit Eile.

Lehnt an meiner linken Schulter,
Liest mir jedes Wort vom Munde,
Nickt und lächelt mit Behagen,
Fragt und höret mit Erstaunen.

Ich erzählte von der Waldfrau,
Von den Feen und den Zwergen,
Von dem Wolf und grimmen Bären,
Und den alten Ritterburgen,

Auch von blumenreichen Gärten,
Und von bunten Schmetterlingen,
Bäumen, die voll süßer Früchte
Hängen, roth und goldig schimmernd,

Seeen, die krystallen blitzen,
Drauf die weißen Schwäne rudern,
Und aus deren klarem Spiegel
Sanft der blaue Himmel lächelt,

Von den Kindern, die da friedlich
Waren in den Wald gegangen,
Süße Beeren einzusammeln
Und den rechten Weg verloren,

Digitized by Google

Die der wilde Bär verfolgte,
Bis sie an ein Wasser kamen,
Wo ein morscher, ausgetret'ner
Schmaler Steg hinüberführte.

Wie die Kinder wohlbehalten
Ueber dieses Brücklein gingen,
Das hernach mit lautem Krachen
Mit dem Bär zusammenstürzte.

Ha, wie freute sich Eugenie,
Klaschte fröhlich in die Hände,
Daß der grimme Bär ertrunken,
Und die Kinder heimwärts fanden!

Wünschte oft, daß sie ein Schäfchen
Oder eine Taube wäre,
Auf der Wiese fröhlich hüpfend,
Oder schwebend in den Lüften.

Oder gar als munt'res Fischlein
Schwimmend in dem klaren Bache,
Oder gar als schöner, bunter
Schmetterling, um Blumen gaukelnd.

Und ich nannte sie oft scherzhaft:
„Perle, Schäflein, braune Taube!"
Und sie hört es, schelmisch lächelnd,
Ihre dunklen Augen blitzen.

Und der Winter ging vorüber,
Und die Frühjahrsstürme brausten,
Und der Schnee begann zu schmelzen
Auf den Höhen und im Thale.

Und die heilge Mutter Erde
Sprengt' des Eises schweren Panzer
Und begann im Hauch des Lenzes
Endlich wieder aufzuthauen.

Freundlich lächelte die Sonne,
Und der Vöglein helle Stimmen
Klangen Morgens in der Frühe,
Um den hellen Tag zu grüßen.

Da und dort sah man ein Veilchen,
Von der Sonne warmem Strahle,
Aufgeweckt zu frischem Blühen,
Düftespendend unter Gräsern.

Und die gelbe Schlüsselblume
Schaute leuchtend aus dem Grunde,
Kings begann es sich zu regen
Und zu keimen und zu blühen.

Und mein ält'stes Kind Aurora
Bracht' ein Frühlingslied nach Hause,
Das sie in der Schule lernte,
Dieses klang so süß und lieblich.

Von den milden Frühlingslüften,
Von dem Balsamduft der Blumen,
Von dem grünen Schmuck der Auen
Und dem wundersamen Leben:

Daß es rings auf Thal und Höhen
Ueberall schon Lenz geworden
Und nun auch im Menschenherzen
Soll der Lenz den Einzug halten.

Und Eugenie lauscht den Worten,
Und Eugenie lauscht den Klängen,
Singt es nach und lernt es schleunig.
Staunend lauschten wir dem Kinde.

Kam ich müde von der Arbeit
Heimwärts, in der Feierstunde
Ging Eugenie mir entgegen
Schon von weitem grüßt' sie freundlich.

„Vater", rief sie emsig laufend,
Streckt die Händchen mir entgegen
Und ich nahm sie in die Arme,
Trug sie gern ein Stückchen Weges.

Kam ich nach des Tages Mühen,
Abends wohlgemut nach Hause,
Ward die Mahlzeit eingenommen
Und ich griff nach meiner Zeitung.

Hastig wieder greift Eugenie
Nach dem Stuhl, drauf sie gesessen,
Trägt ihn dicht an meine Seite,
Steigt empor und lächelt heiter.

Schlingt den Arm um meinen Nacken,
Spricht mit ihrer süßen Stimme:
„Vater, sollst etwas erzählen!"
Und ich zögerte nicht länger.

Denn wer könnte widerstehen,
Diesem Wort des holden Kindes,
Und dem Schimmer ihrer Augen,
Welche wie zwei Sterne glänzten!

Also saß ich und begann dann
Meine bunten Märchen wieder,
Dichtete sie im Erzählen,
Selten war ich d'rum verlegen.

Hingerissen von der Anmuth,
Von dem Reiz des holden Kindes,
Küßt' ich ihre rothen Lippen,
Ihre Locken, ihre Stirne.

Zwar die andern Kinder waren
Meiner Liebe auch theilhaftig,
Doch Eugenie ganz besonders
Hatt' ich in mein Herz geschlossen.

War es eine dunkle Ahnung,
Daß ich bald sie sollt verlieren
Oder war es gröss're Liebe?
Ich vermag es nicht zu sagen!

Verehrte Frau! ich will hier eine große Zahl Strophen überspringen, damit ich Ihre Geduld nicht erschöpfe, ehe der Brief zu Ende ist, gestatten Sie mir nur, daß ich noch hinzufüge, daß ich das arme Kind, als es dem Ersticken nahe war, der Anordnung des Arztes gemäß, warm eingehüllt auf meinen

Digitized by Google

Armen zum Krankenhause trug, es war beinahe Mitternacht und zwischen den Wolken blitzten einige Sterne hervor, meine Wohnung liegt außerhalb der Stadt, wie auch das Krankenhaus. „Vater", sprach das arme Kind mit röchelnder Stimme, „Vater, sieh die Sterne dort oben!" — das waren des Kindes letzte Worte, die ich nie vergessen werde. Zwei Tage nach der Operation starb es, unter schweren Kämpfen. Ich setze zum Schluß dieser traurigen Geschichte noch einige Strophen aus dem obigen Gedichte hierher, wonach Sie meinen Schmerz bemessen mögen:

„Wieder fielen meine Blicke
Auf das Kind, das friedlich schlummernd,
Lag im weißen Totenhemde,
Grüne Zweige in den Locken.

Wieder faßte mich der Jammer,
Keinen Trost bot mir die Zukunft,
Denn die Gegenwart war schrecklich,
Scheuchte jeden Lichtgedanken.

Und so kam die bange Stunde,
Wo mein Schmerzenskind, mein liebstes
Hingebettet in dem Sarge
Vor mir lag zum letzten Abschied.

Unter'm Haupt die Tannenzweige,
Die wir in dem Wald gebrochen,
Und des Frühlings schönste Blumen
Auf der Brust, als letzte Gabe.

Und die Majestät des Todes
Auf dem stillen Angesichte,
Also brachten wir den Liebling
Zu der letzten Ruhestätte.

Und nun will ich meinen Brief zu Ende bringen. Sie sehen, ich fühle immer wieder den Drang in mir, meinen Gefühlen in Versen Luft zu machen und wenn ich auch kein Genie bin, das alle Schranken durchbricht und wenn ich auch nicht hoffen darf, daß die Welt von mir Notiz nimmt, weil fortwährend besser begabte geistige Kräfte austauchen und das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen, so hat es mich doch gefreut, daß hochgebildete und hochangesehene Menschen, wie Sie, verehrte Frau, und Ihr Herr Gemahl, den ich so hoch verehre, mich armen, in der Verborgenheit weilenden Jünger der Musen eines Blickes und eines freundlichen Wortes würdigen.

Mit hochachtungsvollem Gruß, Ihr ergebener
Ludwig Palmer.
Schorndorf, Württemberg.

Wir sind überzeugt, jeder Leser wird uns beistimmen: „Ja, es war der Mühe werth, die Bekanntschaft dieses Arbeiters zu machen." Was er etwa sonst dazu sagen mag, überlassen wir ihm.

Litterarische Notizen.

Roderich Klinghart. Eine Abenteurer-Geschichte aus den höchsten und allerhöchsten Bildungskreisen. Von Irenäus Wasservogel. (Leipzig, Reinhold Werther.) Ein sehr merkwürdiges Buch, dessen Schicksal auf's Neue beweist, daß wir so gut wie keine litterarische Kritik mehr in Deutschland haben; gäbe es noch eine solche, würden sich unsere Zeitungen auch noch den Luxus gestatten, Bücher ernsthaft zu besprechen, so wäre dieser Band, der bereits vor mehreren Jahren erschienen ist, nicht spurlos vorübergegangen; er wäre sehr warm gelobt oder sehr grimmig getadelt worden; zu Beidem liegt genügender Grund vor. Die Erfindung ist so romanhaft, so ungeschickt und kindlich, als nur irgend möglich: polnische Studenten; russische Nihilisten, die mit Dynamitkoffern reisen und mitten in Deutschland politische Morde begehen; ein deutscher Privatdozent, der als russischer Spion endet, eine deutsche Dame, welche die Geliebte eines — türkischen Prinzen war, und, von ihm verabschiedet, mit ihrer vollen Metze Diamanten, die sie als Abfertigung erhalten, nach Deutschland zurückkehrt, um sich dafür — einen deutschen Hochschullehrer als Gatten zu kaufen — dies Alles stammt aus dem Kolportage-Roman, nicht aus dem Leben, wie man es in einer mitteldeutschen Universitätsstadt beobachten kann. Etwa auf gleicher Höhe steht die Kunst der Komposition; zu jedem neuen Faden bedarf der Erzähler eines neuen Kapitels; die Verknüpfung und Knotung dieser Fäden könnten kaum ungeschickter sein. Dennoch wird Niemand das Buch ohne größtes Interesse lesen und manche Gestalt schwer, einige niemals vergessen. Denn derselbe Mann, der weder erfinden noch erzählen kann und da, wo er Gestalten schildern will, die er nie gesehen, eine Kinderhand zeigt, erweist sich überall da, wo er auf dem festen Grund der Beobachtung steht, als ein Charakterzeichner ersten Ranges: diese Professoren, Extraordinarien und Privatdozenten sind so echt, so lebensvoll, wie nicht viele Menschen in deutschen Romanen. Weder Photographien nach dem Leben, noch unbefangene künstlerische Schilderungen haben wir da vor uns, es ist nicht zu verkennen: Karrikaturen — aber wie geistreich, wie wahr, trotz aller Uebertreibung und der unverkennbaren Bosheit! Wer diese Kreise kennt, wird wissen: dieser Wasservogel ist freilich ein Vampyrlein, aber in kaum geringerem Sinne, als es etwa Hogarth mit seinem Stift war, und darum wird man ihn als einen seltenen Vogel preisen dürfen, der in Form einer saturischen Zeichnung quellendes Leben bietet. Wo der Autor nicht übertreibt, wie in der Schilderung der Abendgesellschaft bei Professor Weltbrauch oder der akademischen Erkneipe im Café Impérial, bietet er geradezu Kabinetsstücke von bleibendem Werthe, wo er übertreibt, wie in der Intrigue, die statt des gelehrten und verdienstvollen Dozenten Behrends den Abendteurer Klinghart zum Ordinarius macht, oder den Mittelsmann aus dem „Prinzipienbuch" der Professoren-Tochter Elvis von Dooren bleibt so viel wahrer Kern übrig, daß man auch da mitten im Lachen ernsthaft wird . . . Alles im Allem, ein schlechter Roman, aber ein höchst fesselndes und als Sittenschilderung werthvolles Buch. Es wäre schade, wenn es das einzige dieses ungewöhnlich geistreichen Mannes bliebe. Aber ein Buch wird er sicher noch geschrieben haben, vorher und nachher, denn daß er mitten in den Kreisen steckt, die er schildert, ist unverkennbar, aber er bescheere uns einen zweiten Roman, der die Fehler des ersten vermeidet, und seine Vorzüge klarer zur Geltung bringt. Wer Menschen, wie Weltbrauch, van Dooren Muge, die kleine Nonn, und ihren Bruder Ignaz auf die Beine gebracht hat, hat die Hauptsache in sich: Das Talent für Menschenschilderung; was ihm noch gänzlich fehlt, die Technik, läßt sich bis zu einem gewissen Grad erlernen, und wenn er auch schwerlich je ein spannender Erzähler werden wird, das muß sa nicht Jeder sein, deren haben wir in Deutschland genug . . . . l. h.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Erotikon.

Novelle von **Gertrud Franke-Schievelbein.**

(Fortsetzung.)

Ein paar Tage später klingelte es alarmirend an Luisens Thür.

Fast erschrocken eilte sie, zu öffnen. „Herr Dehn!“ rief sie erstaunt.

Ja, Hilde's Vater hatte in seiner ganzen stattlichen Breite vor der Thür Posto gefaßt. Hinter ihm waren zwei seiner Buben, der Quartaner und der Quintaner zu erblicken. Sie trugen einen Deckelkorb von ansehnlicher Größe, rissen die Mütze vom kurzgeschorenen Schädel und bemühten sich, einen Blick in das offenstehende Zimmer zu erhaschen.

August Dehn begrüßte Luise stumm mit einem Händeschütteln, das nicht wie sonst allegro, nicht einmal andante, sondern im Zeitmaß eines Trauermarsches gehalten war. Ueber sein lebensfrohes rotes Gesicht schien sich ein dichter Schatten gebreitet zu haben.

„Komme fälber, Fräulein Luise,“ sagte er, alle sonst so streng beobachteten Curialien kurzer Hand bei Seite lassend, „bringe die versprochenen Aepfel für die Frau Syn — San — na, der Titel macht ja nichts — — Jungens, hierher den Korb und dann trollt Euch!“

Quarta und Quinta putzten mit anerkennenswerter Gründlichkeit ihre beschmutzten Stiefel an der Strohdecke ab, fuhren sich vorsichtshalber noch einmal mit dem Rockärmel über die Nase und trugen ihre Last ins Zimmer.

„Wie geht's unsrer Hilde?“ fragte Luise.

Ein tiefer Seufzer antwortete ihr. August Dehn strich mit der Hand über den glänzenden Schädel. Das rote Gesicht wurde noch um einen Schein trübseliger.

„Ja, die Hilde, Fräulein Luise!“ —

Dann der Jungen sich erinnernd, die, die Mützen vor den unteren Teil des Gesichts gedrückt, ihre verschlagenen, pfiffigen Aeuglein mit unverhohlener Neugier durch's Zimmer wandern ließen, rief er mit wuchtiger Stimme: „Halloh! Marsch!“ und deutete nach der Thür.

Sie thaten als wären sie taub und fuhren in ihrer stummen und gründlichen Durchforschung des Zimmers fort. August Dehn griff in seine Tasche und langte ein paar Geldstücke heraus.

„Hier sind 20 Pfännig! Für die Pferdebahn. Aber nicht für den Automaten! Verstanden?“

Sie brummten eine Antwort, kratzfußten, setzten die Mütze auf und schoben sich nach der Thür; nicht ohne in aller Eile den Teil des Zimmers, dem sie bisher den Rücken gekehrt, mit gleicher Gewissenhaftigkeit zu beangenscheinigen.

„Käme meine Brut!“ sagte August Dehn zu Luise gewandt mit einer unvergleichlichen Mischung von Selbstgefühl und Kummer. „Sie wärfen's doch in den Automaten und laufen sich die Sohlen kaput. — Ah, gewiß die verehrte Frau Mama?“ Geschickt vermied er diesmal die Titelklippe.

Ja, sie war ins Zimmer getreten, die kleine gebeugte Gestalt mit dem sonnig lächelnden Gesicht. Sie nöthigte den Gast zu sich auf's Sofa und August Dehn, dem jedes Organ der Befangenheit und Zurückhaltung abging, war gleich ein Herz und eine Seele mit „Fräulein Luisens verehrter Frau Mutter.“ Im Drange seiner lebhaften Sympathie schüttelte er ihr ein übers andre Mal täppisch wie ein Bär die feinen, mageren Hände und Luise stand

Digitized by Google

gelinde Sorge aus, daß er ihr Schaden thun könne.

Warum er sich die Freiheit nähme und käme? fragte er. Die Damen könnten sich's ja denken. Wegen der Hilde. Das Kind mache ihnen ernstliche Sorge. Lieber Gott, das Bischen Herumlaufen im Mondschein habe er nicht groß geachtet. Auch daß sie eine Weile nicht habe spielen können, sei ihm nicht bedenklich erschienen. Im Gegentheil! Gefreut habe er sich, daß der Klimperkasten endlich mal stillgestanden — „ohne irgend Jemand, der von Berufswegen Musik treibt, zu nahe treten zu wollen," fügte er mit einem Blick auf Luise vorsichtig hinzu.

Aber seit sie das letzte Mal aus der Stunde gekommen, sei sie wie ausgetauscht. Nirgends habe sie mehr Ruh. Und immer ein Gesicht wie die Katz' wenns donnert. Mutter, die des Kleinsten wegen oft wach werde, höre sie des Nachts oben auf- und abwandern. Und des Morgens könne ihr ein Blinder ansehn, daß sie kein Auge zugethan habe.

„Die liebe, leidige Musik," sagte die Senatorin. Ihre Luise saß ja, auch als ein lebendiges Beispiel für diese Wahrheit da, mit blassen Wangen und unnatürlich großen Augen.

Luise hatte voll unruhiger Spannung zugehört.

„Untersagen Sie ihr einmal kategorisch —"

„Untersagen, Fräulein Luise?"

Er kratze sich hinter den Ohren und schüttelte muthlos den Kopf.

„Leichter gesagt als gethan. Meine Brut hat durch die Bauk ihren Kopf für sich. — Aber warum ich eigentlich gekommen bin in diesem Hundewetter —"

Und nun brachte er seinen Wunsch an. Luise möge ein Mal ihr Heil versuchen mit dem Eigensinn.

„Sie wickeln sie ja um den Finger, Fräulein Luise. Mutter weiß sich nicht zu hälfen. Und ich — lieber Gott, am Ände versteh' ich nicht viel davon, was so einem jungen Ding wohl frommt, wänn's auch mein eigen Fleisch und Blut ist."

Mit diesem Beweis rührender Selbsterkenntnis verabschiedete sich August Dehn, nicht ohne der Frau Senator noch einmal seine Äpfel ans Herz gelegt zu haben.

„Nichts als Saft und Zucker! Zerschmälzen auf der Zunge! Verehrte Frau Syn — San — na, habe die Ehre!"

* * *

An demselben Morgen hatte Hans Herbert, der haushälterisch mit seiner Zeit zu Werke ging, schon wie gewöhnlich um fünf Uhr an seinem mächtigen, über und über mit Büchern, Heften und Zetteln bedeckten Schreibtisch gesessen; ein scheinbares Durcheinander, bei dem aber jedes kleinste Sächelchen seinen genau und peinlich bis auf die Linie bestimmten Platz innehatte und in dem der junge Gelehrte in jedem Augenblick Bescheid wußte wie der Geograph auf seiner von Längen- und Breitengraden durchzogenen Karte.

Die Lampe warf ihren hellen Schein auf sein ernstlich nachdenkliches Gesicht, die ruhigen und doch schnellen Bewegungen der bald blätternden, bald schreibenden Hände. Der weitaus größte Teil des Zimmers lag in halber Dämmerung. Denn draußen war's noch Nacht. Eben regten sich die ersten Zeichen des erwachenden Lebens der Großstadt.

Grade diese Zeit der Stille und vollster geistiger Frische liebte Hans Herbert für seine wissenschaftliche Arbeit. Mit dem Tage begannen seine Lehrthätigkeit, seine musikalischen Studien. Seine unerschöpfliche Arbeitskraft, sein Geizen mit der Minute, sein starres Abweisen jedes störenden Gedankens ermöglichten ihm das geistige Doppelleben des Gelehrten und Künstlers.

Im Institut hatte sich ein Kreis von Mythen um den jungen Lehrer gebildet. Denn selbst die leichtlebigsten Evastöchterchen merkten, daß etwas Besonderes hinter dem ruhigen, verschlossenen Wesen des Mannes steckte.

„Bei zwanzig Grad Hitze," hatte die boshafte Thea Brink aufgebracht, „zieht er einen Pelz an, wenn er eine besonders schwierige Stelle zu üben hat. Sonst ist ihm die Sache nicht verdienstvoll genug. Und, meine Damen, wenn er sich ein Vergnügen leisten will, wie unsereins 'ne Landpartie oder 'nen Ball, dann nimmt er sich Abends, wenn ihm die Augen zufallen wollen, noch eine recht harte Nuß vor, wie Bachs chromatische Fantasie oder eine Schumannsche Sonate, und ruht nicht eher, bis er die Müdigkeit überwunden und das Stück in den Fingern hat."

Digitized by Google

Und sie hatte so unrecht nicht, die scharfsinnige Thea. Ein bischen Übertreibung abgerechnet, verhielt sich's wirklich so, daß grade die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten Hans Herbert am meisten reizten, seine Willenskraft daran zu erproben.

Seine Gewohnheiten waren von spartanischer Einfachheit. Keine Spur von dem jetzt überall gebräuchlichen Luxus in dem großen, mit altväterischem Hausrat möblirten Zimmer. Kein Teppich am Boden, eine schlichte Leinendecke auf dem viereckigen Sofatisch.

Peinlich wohlgeordnet, praktisch brauchbar jedes Handgerät. Die Bücher auf den deckenhohen Repositorien standen in Reih und Glied wie preußische Soldaten; keines trat einen zollbreit vor oder zurück. Doch erzählten die marmornen Büsten Bachs und Kants, der herrliche Flügel und an der einzigen durch Bücher nicht bedeckten Wand ein werthvoller Stich der heiligen Cäcilie nach Raphael von dem vornehmen Kunstsinn des Bewohners.

In seiner steifen kerzengraden Haltung, die ihm auch am Schreibtisch eigen war, verharrte der junge Musikgelehrte Stunde um Stunde über seiner Arbeit. Kaum sah er einmal auf.

Durch die Vorhänge drang jetzt ein grauer Schimmer, der sich allmählich verstärkte. Das Leben auf der Straße wurde geräuschvoller. Statt der vereinzelt und in schwerfälligem Trabe daherrollenden Wagen rasselte und rumpelte es jetzt in lebhaftem Tempo über den Fahrweg. Laute Rufe ertönten, gleichmäßige Schritte von vielen Menschen, die der Arbeitsstätte zueilten. Dazwischen das munter Getrippel und Geschwätz der Schuljugend.

Nun wurde die Klingel gezogen.

„Der Briefträger."

Hans Herbert sah nach der Uhr, legte die Feder aus der Hand, that Zeichen in die eben benutzten Bücher und löschte die Lampe.

Acht Uhr. In fünf Minuten kam der Kaffee; er mußte sich zu dem Weg in's Institut bereit machen.

Es klopfte. Mit dem Kaffeebrett und den eben gekommenen Zeitungen und Briefen trat Fräulein Adolfine ein, eine rundliche, kleine Dame; die einzige unverheiratete Schwester Herberts, die nach dem Tode der Mutter dem Haushalt vorstand.

Als sie das Kaffeebrett vor ihn hingestellt, hielt sie ihm lächelnd einen großen Brief entgegen.

„Eine Verlobungsanzeige! Der Brief war offen, da hab' ich sie gelesen. Na Gott sei Dank, daß die Thea unschädlich ist!"

Fräulein Adolfine, die das unabhängige, behagliche Leben im Hause des Bruders bis an ihr Ende zu genießen wünschte, betrachtete argwöhnisch jedes weibliche Wesen, mit dem er in Berührung kam. Geschickt wußte sie die Annäherung heiratslustiger Damen zu verhindern. Sie hatte in der Beziehung böse Erfahrungen gesammelt, denn an Liebesbriefen, Locken und Blumenspenden von Seiten schwärmerischer Schülerinnen hatte es nicht gefehlt. Thea Brink, die sich mit aalglatter Geschmeidigkeit an Fräulein Adolfine herangemacht, war ihr ein Gegenstand großer Sorge gewesen und die Befriedigung über die unverhoffte Verlobung stand daher deutlich auf ihrem lebenslustigen Gesicht, das kaum einen Zug mit dem Bruder gemein hatte.

Hans Herbert trank eilig seinen Kaffee.

„Eine Überraschung!" sagte er dazwischen; „gestern hat mir der Beyer noch kein Wort — freilich 'ne Ahnung hatte ich; — liebe Adolfine — ich darf wohl — mit einiger Sicherheit voraussetzen — daß Minna meine Stiefel heut — mit mehr Gründlichkeit putzt. — Heut ist Mittwoch — also bin ich Punkt Drei — selbstverständlich wie immer an diesem Tage — —"

Das lästige Frühstücken war besorgt. Hans Herbert schob die Tasse fort und griff nach den Briefschaften. Adolfine wußte, das er allein sein wollte und ging leise hinaus.

Sofort öffnete Hans Herbert das große Couvert.

Hm! Hm! — Thea Brink — Constantin Beyer — Verlobte — 'N Bischen prahlerisch sah die feingestochene Karte aus; aber doch hübsch, recht hübsch mit dem großen goldgedruckten verschlungenen T und C am Kopf.

Und wie eine unbedeutende Kleinigkeit in unserm Leben oft eine eingreifende Rolle spielt, diese Verlobungskarte erschloß einen neuen Ideenkreis in Herberts Kopf.

Verlobung! Hochzeit! — Dergleichen war ihm bisher im Ernst nicht in den Sinn gekommen. Er hatte eine Frau nie entbehrt. Adolfine sorgte für Ordnung, einen kräftigen, einfachen Mittagstisch und — dies war ihr

Digitized by Google

größtes Verdienst — hielt alle Störungen von ihm fern. Wie hätte der junge Pedant diese idealen Bedingungen eines ersprießlichen Schaffens je mit der Unruhe der Brautzeit oder eines immerhin ungewissen Eheglücks vertauschen sollen!

Heut aber erschien ihm die große Frage in einem anderen Licht. Lockende Vorstellungen stahlen sich heran. Er war jung. Das Künstlerblut regte sich in ihm.

Ein dunkler, knabenhafter Kopf, eine halbkindliche Mädchengestalt im spanischen Wämschen tauchte auf. Ein Klingen und Singen schien von ihr auszugehn und tief in seiner Brust antwortete ein leises Echo.

Er sprang auf und ging mit großen Schritten durchs Zimmer. Er fürchtete sich vor diesem Unbekannten in sich selber — eine schlafende Löwin war's, die er nicht wecken durfte. Nein, nein! Nur still! Nicht daran rühren! — Das fehlte ihm, die ruhige Fortführung und Vollendung seines großen Bachwerkes durch einen so gefährlichen kleinen Kobold in Frage zu stellen! —

Endlich hatte er's bezwungen. — Und nun kam, mit sanftem mildem Leuchten wie der Mond, ein anderes Frauenbild. Der ruhige Ernst, das Feingefühl, die ungewöhnliche Bildung Gertas hatten ihm immer wohlgethan; und aus diesem Gefühl innigen Wohlgefallens heraus hatte er ihr Aufmerksamkeiten erwiesen. Zwar kannte er sie kaum. Wenn er sie auch zweimal wöchentlich sah, so hatte er doch außer den notwendigen musikalischen Unterweisungen keine drei Worte mit ihr reden können.

Als Herbert — fünf Minuten später als gewöhnlich — seinen braunen Winterrock anzog, stand der Entschluß in ihm fest, Gerta von Halden, „zwecks einer eventuellen Verehelichung" näher kennen zu lernen. — Ein Weiser läßt sich von einem äußeren Wohlgefallen nicht überrumpeln. Er prüft, erwägt, bedenkt bis ins Kleinste das Für und Wider, ehe er einen fürs ganze Leben entscheidenden Schritt thut. —

Mit dem Glockenschlage war er im Klassenzimmer. Aber noch keine der Schülerinnen war anwesend. Unruhig und erregt schritt er auf und ab, um einen leichten Schein farbiger sein regelmäßiges Gesicht, in den braunen Augen eine ungewöhnliche Spannung.

Endlich — er hatte, die Uhr in der Hand, fünf Minuten Verspätung gezählt — erschien Gerta.

Sie entschuldigte sich. Sie habe das Brautpaar nicht umgehen können, das im Garderobenzimmer eine Art Gratulationscour abhalte.

Hans Herbert lächelte.

„Natürlich! — Und Fräulein Dehn? — Fräulein Brink ist ja eo ipso entschuldigt — doch nicht 'ne neue Attaque des — wie ich aus eigener Erfahrung weiß — heimtückischen Übels?"

Gerta bestätigte seine Vermutung. Leider habe Hilde wohl wieder nicht Maß gehalten — eine schwerere Lähmung der Arme sei aufgetreten.

Die Nachricht verstimmte ihn einen Augenblick. Unter ärgerlichen „Hm hms" ging er durchs Zimmer.

„So bleiben wir heut allein," sagte er plötzlich stehenbleibend, „bitte, beginnen Sie!"

Sie schlug die Noten auf und spielte die ersten Tacte. Sie hatte das Stück sicher beherrscht. Da war nicht ein Ton gewesen, der nicht klar und sauber zu seinem Recht gekommen.

Aber nun? —

War's das ungewohnte Alleinsein mit dem jungen Meister, war's Zerstreutheit — sie spielte schlecht, spottschlecht. Ihre Finger zitterten, versagten bei den einfachsten Figuren den Dienst. Sie sah kaum die Noten, brach ab, begann von Neuen und machte es beim zweiten Mal nicht um ein Haar besser.

Hans Herbert sagte kein Wort. Sie hörte ihn hinter ihrem Rücken auf- und niederschreiten. Warum tadelte er nicht?

Eine beklemmende Unruhe befiel sie, unter deren Einfluß sie den letzten Rest von Besonnenheit verlor. Sie legte die Noten zusammen und erhob sich in einer gelinden Verzweiflung. Die Röte der Scham brannte auf ihren Wangen. Wie reizend sah sie aus!

„Ich kann es nicht!" rief sie niedergeschlagen.

„Leider nein!" antwortete er zerstreut, noch immer auf seiner zwecklosen Wanderung begriffen.

„Und ich werde nie etwas erreichen!"

Die Thränen quollen ihr aus den Augen. So viel ehrliche, ernste Arbeit vergendet! Eine Angst überfiel sie.

„Leider nein!" wiederholte er mechanisch,

Digitized by Google

offenbar mit ganz anderen Gedanken beschäftigt.

Sie sah mit starren Augen in sein Gesicht. Der Atem stockte in ihrer Brust.

War's möglich? So kaltblütig, so ohne Schonung und Zartgefühl zerstörte er ihren Zukunftstraum? Das Blut drang ihr zum Herzen. Der Boden schien unter ihren Füßen zu wanken. Sie stützte sich auf das Klavier.

Endlich war's vorüber. Sie sah wieder klar. Das kahle Zimmer, den ernsten Menschen im braunen Rock, der langsam auf und abwanderte.

Sie nahm die Noten.

„So werden Sie entschuldigen," — ihre Stimme klang dünn und tonlos, die Kehle war ihr wie zugeschnürt — „wenn ich —"

Erschrocken von dem Ton blieb er vor ihr stehen, sah ihr ins Gesicht, ihre Blässe, die starren, verdunkelten Augen, den zuckenden Mund —

„Was — um Gotteswillen!" rief er voll Bestürzung.

„Wenn ich," vollendete sie entschlossen, „meine Zeit nicht länger an die Musik verschwende."

Da ergriff er ihre beiden Hände.

„Mein liebes — ich darf wohl sagen: teures Fräulein! Lassen Sie's in Gottesnamen! Warum Unerreichbarem nachjagen? — Ein Talent wie das Ihrige, so zart, keusch und innig — Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich mal ohne Rücksicht auf leeren Formenkram von der Leber 'runterrede — Ihr Talent gehört nicht in den Konzertsaal! Es ist zu schade dazu! Die feinen geistigen Züge Ihrer Muse würden — wie ich mit voller Sicherheit prognostizieren kann — ohne jede Wirkung an dem Gros des Publikums vorübergehen; ganz abgesehen — und dies ist der Hauptgrund meines freundschaftlichen Rates, von der Karriere der Konzertspielerin abzustehen — von der Unzuverlässigkeit Ihres technischen Vermögens, das — wie mir wohl verständlich — auf der nervösen, sensitiven Anlage Ihres Organismus beruht und deshalb leider inkurabel ist."

Sie wußte genug. Dies ruhige, wohlbegründete Urteil ließ keinen Zweifel übrig.

Sie richtete sich mit einem tiefen Atemzuge empor. Er durfte sie nicht bedauern. Das Mitleid, das so warm aus seinen braunen Augen schimmerte, quälte sie mehr als Alles.

„Gut," sagte sie gefaßt. „Ihr Rat soll befolgt werden. Ich — danke Ihnen."

„Mein Fräulein!" rief er mit ungewohnter Lebhaftigkeit, „ich hoffe, Ihre Absicht geht nicht dahin, das Kind mit dem Bade auszuschütten! Im Hause, in der Familie, da ist der Tummelplatz für ein so zartes Talent wie das Ihre! Da wird Ihre keusche Kunst Schönes und Gutes wirken an Ihnen selber und — an — denen, die das Glück haben, Ihnen nahe zu stehen!"

„Sie — sind sehr gütig," sagte sie mit dem verfehlten Versuch zu lächeln, verneigte sich leicht und machte einen Schritt zur Thür.

„Es wäre gewissenlos," begann der junge Lehrer wieder, „wenn ich, lediglich aus selbstischen Interessen, Sie noch länger hierzuhalten trachtete . . . aber . . . gestatten Sie mir, Ihnen zu gestehen, daß ich es als eine sehr schwere Entbehrung empfinden würde, Sie für immer aus den Augen zu verlieren. Meine Bitte, mein teures Fräulein, geht dahin . . ."

Sie hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört. Verstand sie wirklich recht?

Nun hob sie bittend die Hände auf.

„Verzeihen Sie," rief sie schmerzlich, „wenn ich gezwungen bin —"

„Mißverstehen Sie mich nicht, mein teures Fräulein," bat er eindringlich, „der Gipfel meiner Wünsche ist — vorläufig — die Hoffnung, Ihnen dann und wann — würden Sie mir die Gunst gestatten, Sie im Kreise Ihrer verehrten Familie —"

„Ich stehe ganz allein," flüsterte Gerta mit traurigem Kopfschütteln.

„So werden Sie mir nicht versagen, Ihnen auf brieflichem Wege näher zu treten," fuhr er unbeirrt fort. „Vielleicht daß Sie im Lauf der Zeit verwandte Züge an dem schlichten Musikmeister entdecken, Züge, die es Sie nicht ganz als ein nutzloses Opfer empfinden lassen würden, ihm diese Gunst gewährt zu haben. Daß Sie mich lange genug kennen, um über die Lauterkeit meiner Beweggründe keinerlei Zweifel zu hegen, darf ich wohl — in aller Bescheidenheit — voraussetzen."

Seine schlichten, männlichen Worte rührten sie innig. Sie reichte ihm die Hand.

„Vertrauen gegen Vertrauen," sagte sie

Digitized by Google

leise. „Ich kam hierher, ein Leid niederzukämpfen, eine schmerzliche Erfahrung zu vergessen. Die Musik sollte mir helfen. Nun auch sie mir untreu wird —“

„Ich danke Ihnen,“ sagte er fest. „Ich kann warten. Vielleicht überwinden Sie's. Meiner seien Sie für alle Zeiten versichert.“

* * *

Nicht sobald sollte es Luise glücken, das Herrn Dehn gegebene Versprechen einzulösen. Die Senatorin erkrankte an einer Lungenentzündung, die bei ihrem Alter bedenklich erschien. Endlich war die Gefahr abgewandt, und langsam, sehr langsam ging es jetzt wieder bergauf.

Nun erst durfte sie's wagen, das Mütterchen einen Nachmittag allein zu lassen, um sich persönlich nach Hildes Ergehen zu erkundigen. Ein paar Mal hatte sie schriftlich angefragt. Aber die Angaben der Eltern waren so verworren, daß Luise kein klares Bild gewann.

„Es wird wiedermal auf die bösen Folgen einer unsikalischen Sturmperiode hinauslaufen“, suchte sie sich zu trösten. „Bei ihr giebt's ja nur Windstille oder Orkan. Da werd' ich wohl ordentlich unter schwarzem Pessimismus und sonstigen eingebildeten Schmerzen aufräumen müssen.“

Doch das letzte Kärtchen mit den rührend ungelenken altmodischen Schriftzügen Frau Dehns war ein Verzweiflungsschrei, der alle ihre tröstlichen Gedanken über den Haufen warf.

„Wenn Sie's doch nur auf ein Stündchen möglich machen könnten! Ich weiß mir nicht mehr zu helfen! Gott behüte uns vor dem Schlimmsten!“ —

Voll tiefer Sorge machte Luise sich auf den Weg. Immer sah sie das junge Geschöpf vor sich, von heimlichem Glück förmlich durchleuchtet, voll unschuldiger Daseinsfreude, hold und sittig geschmückt — und nun sollte sie eine Kranke finden. —

Auf dem Hausflur schon, der bei schlechtem Wetter der liebste Tummelplatz der Dehnschen Jugend war, fiel eine unheimliche Stille ihr beängstigend aufs Herz. Nur aus der etwas entlegenen Kinderstube drang gedämpfter Lärm herüber.

Jetzt aber gab's von dorther ein lautes Rennen, Kreischen, Schelten. Die Thür flog mit furchtbarem Krach auf und ein Knäuel von Knaben stürmte, scheinbar unentwirrbar verschlungen, über den langen Corridor der Hausthür zu.

Luise unterschied Quinta und Quarta; und an Quartas Rockzipfel angekrallt die kleine geschmeidige Gestalt des Septimaners, just wie ein Jagdhund, der sich in dem Fell seiner flüchtenden Beute verbissen hat. Und während Quinta und Quarta unter den Stichwörtern „mein Lederstrumpf!“ und „mein Robinson!“ immer aufs Neue versuchten, einander an den glattgeschorenen Schädeln zu packen, bearbeitete der kleine energische Abcschütz unausgesetzt, stumm und gründlich die Rückseite seines wehrlosen Opfers. In ihrer blinden Kampfeswut sah Keiner die stattliche Gestalt an der Thür. Ja, selbst ein paar warnende Zwischenrufe gingen unter in dem Tohuwabohu ihres Kriegsgeschrei's.

Jetzt aber, wie ein Deus ex machina, stand August Dehn, im Schlafrock, mit zerknittertem Kragen und ohne Halstuch, vor den Ringenden. Ein gewaltiger Griff — und mit jeder Hand hielt er einen der Streitbaren am Ohr, während das rotgehenlte kleine Anhängsel Quartas sich mit großer Behendigkeit in eine Ecke drückte.

„Ich werd' Euch — Ihr Hallunken!“ knirschte der Vater, unter den zusammengezogenen buschigen Brauen fürchterliche Blitze auf die Missethäter schießend, „wißt Ihr nicht, daß Hilde krank ist?“

Sie duckten sich scheu zusammen.

„Er hat mir meinen Robinson fortgenommen“, versuchte der Quintaner kleinlaut zu trotzen.

„Da hat er auf meinen Lederstrumpf einen Tintenklex gemacht, Vater. Und da —“ entschuldigte sich der Größere.

„Und da haben sie sich gehaut,“ heulte der Septimaner jetzt laut auf, denn's bei des Vaters ungewohnter Strenge übel zu Mute schien. „Und da dabei haben Sie mich vom Stuhl geschmissen. Und ich habe grade „Schönschrift“ gemacht. Und da —“ hier wandte er voll Kläglichkeit seine kleine runde Gestalt und wies mit neu ausbrechendem Schmerz einen großen Riß auf einer bedenklichen Stelle seines hübschen blauen Höschens.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Es dampft die Erde.

Nach Kälte spähte sich die Lerche blind,
Bald wird sie trillernd sich gen Himmel schwingen;
Der Bach, der stumm noch unterm Eise rinnt,
Nun wird sein munteres Plätschern erklingen.

Es dampft die Erde und der Lenz ist nah!
Von Neuem wirst du unsre Gräber schmücken,
Natur, und was das Aug' durch Thränen sah,
Dem himmelwärts gekehrten Blick entrücken.

Robert Waldmüller-Duboc.

Auf der Haide.

Still im Glanz die Haide liegt,
Fichten krönen ferne Höhen;
Wie ein Falter kommt ein Wehen
Durch das Blumengelb gewiegt.

Um die Mittagsstunde hält
Rast die Sonne in dem Blühen,
Nach der langen Reise Mühen
Schlummernd bei der müden Welt.

Mit dem flimmergoldnen Haar
Kosig liegt sie in den Ranken,
Und in Träume und Gedanken
Summt sie ein die Bienenschaar,

Träume einer süßen Zeit,
Träume von begrab'nem Sehnen,
Und Gedanken, die sich dehnen
Blinkend durch die Ewigkeit.

Julius Havemann.

„Es weht am feuchten Wiesenrand . . ."

Es weht am feuchten Wiesenrand
Von linden Veilchendüften,
Und in den klaren Lüften
Singt froh der Vögel Schaar.

Des Lenzes blauer Ätherglanz
Füllt jedes Herz mit Wonne, —
Mir strahlt' als lieb're Sonne
Dein holdes Augenpaar.

Was frag' ich nach dem Veilchenduft
In Feld und Wiesengrunde? —
Auf deinem süßen Munde
Viel schön're Blumen blühn.

Was frag' ich wohl nach Vogelsang,
Was nach der Bäume Rauschen?
Laß deinem Wort mich lauschen
Voll Liebesharmonien!

Es leuchten rings im Waldeshag
Der duft'gen Blüten Gluten,
Lös' deiner Locken Fluten,
Mein Lieb, vor meinem Blick;

Ihr Schleier mög' die Blumenpracht
Zu schauen mir verwehren,
Sie werden wiederkehren, —
Doch du kehrst nicht zurück.

Aus dem Italienischen des **Giosuè Carducci** von **Valerie Matthes.**

Der Bauer und seine Söhne.

Im Schwarzwald saß ein Bauer, frei;
War alt und spürte den Tod.
Da kamen aus der Fremde herbei
Die Söhne, auf sein Gebot.

„Und sag mir an, mein ältster Sohn:
Was hast du gethan, und was war dein Lohn?"

„Ich bin mit dem Kaiser gezogen zur Schlacht.
Und hab ihm erfochten den Sieg.
Er hat mich zu seinem Barone gemacht
Und zum Führer im künftigen Krieg."

„Und sag mir an, mein zweiter Sohn:
Was hast du gethan, und was war Dein Lohn?"

Digitized by Google

„Ich hab mich befliſſen und habe ſtudiert
Zu Wien auf der hohen Schul';
Und bin zu einem Doktor kreiert,
Lehr' ſelber das Recht nun vom Stuhl."

„Und ſag mir an, mein jüngſter Sohn:
Was haſt du gethan, und was war dein Lohn?"

„Ich bau meinen Acker und pflüge mein Feld,
Hab Weib und Kind, Gottlob!
Ich tauſchte nicht ein um alles Geld
Den Kittel, den ſie mir wob."

Da gab ihm der Vater ſeine Hand
Und ſprach, mit ſtarkem Ton:
„Du haſt das rechte Glück erkannt;
Glück zu! mein lieber Sohn."

Hans M. Grüninger.

Mädchenklauſe.

Weiße, ſaubere Gardinen
Blicken ſtolz auf rote Nelken,
Leicht im Abendwindhauch ſchwankend,
Der durchs Fenſter lautlich flutet.

Dort ein blaues Himmelbettchen.
An der Ecke kleine Nippes und
Drüber ſchön gebund'ne Bände:
Lenau, Geibel, Storm und Heyſe.

Mit dem Abendwindhauch fluten
Blumendüfte aus dem Garten,
Und vorbei zwei Falter gaukeln,
Weiße Falter — Mädchenträume . . . .

Paul Wertheimer.

München's Gruß.

Seid mir gegrüßt an dieſer Stätte! — —
Einſt lag hier grüne Wildnis nur
Und einſam zog in felſ'gem Bette
Der blaue Bergſtrom durch die Flur,
Das war die Wiege meiner Jugend
Und Jahre gingen wohl in's Land,
Eh', weithin in die Berge lugend,
Die erſte Mauer hier erſtand!

Es war ein Kampf mit grimmen Zeiten
Und Nöten. — Doch es ſtählt die Not!
Das Beſte gilt es zu erſtreiten;
Mir ward in Müh'n die Wange roth:
Bis aus den Tagen rauher Wehre
Erwuchs ein blühend Bürgertum,
In Arbeit fand es ſeine Ehre
Und in der Treue ſeinen Ruhm.

Doch als mit Arbeit und mit Waffen
Die Heimat wohl gefeſtet war,
Da lernt' ich ſtill das Schöne ſchaffen,
Verborgen ſchuf ich's manches Jahr;
Und edle Königshände legen
Um's Haupt mir den geweihten Kranz,
Ich fand der Künſte hehren Segen
Der Wiſſenſchaft verklärten Glanz!

Und als im großen Weltgetriebe
Ich ſelbſt nun groß und kräftig ſtand,
Da kam die Macht der Bruderliebe —
Und ſehnend ſah ich in das Land.
Es kamen todesbange Stunden,
Viel Jahren hab' ich auch geweint:
Bis ich die Brüder all gefunden — —
Die deutſchen Stämme ſind geeint!

So grüß' ich Euch mit hellem Liede,
Wo Euer Heim auch ſtehen mag!
Die Kraft der Deutſchen iſt der Friede,
Dem Werk der Eintracht gilt der Tag!
Doch lebt noch heut im Baiernblute
Die alte Luſt an kühner Hand,
Drum iſt ein Mann mit kühnem Mute
Der liebſte Gaſt im Baiernland!

In Freude ſeid Ihr all empfangen,
Nun zieht zum tapfren Wettſtreit aus:
Dort weht Euch Bergwind um die Wangen
Und treuer Sinn ſchmückt Euch das Haus!
O fühlt, daß ihr ein Volk gefunden
Das Jugend noch im Herzen hat!
Der Eintracht weih' ich dieſe Stunden, —
Willkommen in der Baierſtadt!

Karl Stieler. (Ungedruckter Nachlaß.*)

*) Das vorliegende Gedicht mag das Gedächtnis eines liebenswürdigen Poeten erneuern, der einer der erſten war, der das Programm dieſer Zeitſchrift freudig begrüßte, aber ihr Erſcheinen leider nicht mehr erlebt hat. Bei welchem patriotiſchen Feſte das vorliegende Gedicht der gut deutſchen Geſinnung der Stadt München Ausdruck gab, hat ſich nicht feſtſtellen laſſen; uns genügte es zur Aufnahme, daß es ſeines Verfaſſers nicht unwürdig iſt. Anmerk. d. Red.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript

Preußens erster König.

Schauspiel in fünf Akten

von

Friedrich Roeber.

(Fortsetzung.)

(Die **Prinzessin kommt, von Ludolf von Danckelmann** verfolgt; die ganze Gesellschaft drängt sich heran.)

Marie. Laßt mich, Junker!
Geht, ich verachte Euch!

Ludolf. Hört mich, Prinzessin!

Albrecht. Der Affe seines Vaters! Fort von ihr!
Wagt nicht, sie zu berühren, Danckelmann!

Ludolf. Ihr sollt mir Rede stehn!

Kurfürstin. Still, Albrecht, still!
Erwidre nicht! bezwinge Deinen Zorn! — —
Was ging hier vor, Marie?

Marie. Es hatten eben
Die Herren mich verlassen und ich kehrte
Zu Euch zurück die Schritte, als der Junker
Sich mir entgegen stellte, voll den Mund
Von widerwärt'gen Schmeicheleien, die er
Zusammen sich gelesen und für mich
Nur um so widerwärt'ger, weil ich weiß,
Daß für Musik er nur die Ohren hat
Des Königs Midas. Dann erklärte plötzlich
Er seine Liebe mir, so ganz vergessend
Den großen Abstand zwischen mir und ihm.
Da er mich zu umfassen suchte, floh ich,
Von ihm verfolgt, und steh nun hier, empört,
Und zitternd von dem ausgestandnen Schrecken.

Albrecht. Elender Junker!

Kurfürstin. Still nur, Albrecht, still!
Das ist kein Held für Dich. Wenn Ueberhebung
Verächtlich sich und sinnlos so geberdet,
So stürzt sie durch sich selbst.

Kurprinz. Ich weiß ein Mittel,
Frau Mutter, und dazu ein lächerliches,
Um die Prinzeß Marie an ihm zu rächen.

Kurfürstin. Du, Fritz? Ist es probat, dann bring's nur vor.

Kurprinz (zu Ludolf). Ich wette, Junker, daß Ihr mir nicht nachmacht
Was ich hier, vor den Augen Ihrer Durchlaucht
Euch vorthun will.

Ludolf. Was Ihr thut, thu ich auch.

Kurprinz. Und thut es dennoch nicht. Wir wollen wetten.

Ludolf. Ich thu's, da braucht es keiner Wette.

Kurprinz. Gut denn,
Auf Eure Ehre, Junker.

Ludolf. Parole d'honneur.

Kurprinz. Schwört deutsch.

Ludolf. Auf meine Ehre.

Kurprinz. Nun, so laßt
Eure Perrücke meiner folgen, die ich
Hier in den Graben werf.
(wie er die Perrücke abwirft, fallen seine eigenen Locken auf die Schultern)

Ludolf. Wie? seid Ihr toll?

Kurfürstin. Zu meinem Sohne redet, wie sich's zum Kurprinzen schickt.

Ludolf. Bedenkt, durchlauchtigste Fürstin,
Daß die Perrücke neu ist, die ich trage,
Von dem Pariser Hofperrücken-Macher
Kostbar und theuer. Hiesiger Perrücken
Hätt ich ein Dutzend für das Geld bekommen.

Kurfürstin. Da die Berliner Arbeit grad so gut ist
Wie die Pariser, so wart Ihr ein Narr
Zu Euerm eignen Schaden. Doch es steht
Euch frei, darin so groß ein Narr zu sein,
Wie's Euch beliebt; viel schlimmer ist, daß Ihr
Ein Narr auch seid zum Schaden von Berlin.
Ihr gabt Eu'r Ehrenwort.

Ludolf. Das könnt Ihr nicht
Verlangen, daß um schlechten Svaßes halber
Ich die Perrücke opfern soll.

Albrecht (Ludolf die Perrücke entreißend und in den Graben werfend)
Zum Teufel
Und in den Graben die Perrücke, Junker!
Um Eure Ehre geht's.
(Lautes Gelächter der Anwesenden und laute Rufe):
Seht, seht! Ein Kahlkopf!
Ein rechter Kahlkopf! der Prophet Elias!
Ein Kahlkopf!

Kurfürstin. Nun ist Eure Weigerung
Mir allzuklar! Es haben vor der Zeit
Nicht tiefes Grübeln, nicht gelehrte Studien
Bei nächt'ger Lampe, die aus Euern Augen
Den Schlaf verscheuchten, Euer Haar gemäht;

Digitized by Google

Nein, Eure Ausschweifungen jeder Art,
Und Schwelgerein mit sittenlosen Dirnen,
Wovon schandbare Dinge wir gehört:
Und ihr wart dreist genug, hier die Prinzessin,
Mit Euerm Antrag zu beschmutzen? Geht
Und werbt bei denen, deren ekle Hand
Euch langsam hat den Schädel kahl gepflückt!
Nur widerwillig hab ich Euch ertragen;
Ihr seid von dieser Stunde ab entlassen
Aus Euerm Dienst bei meinem Sohn.

Ludolf. Ich geh,
Doch wird der Ober-Präsident die Werbung
Um der Prinzessin Hand bei Seiner Durchlaucht
Für mich jetzt übernehmen
(zu Marien) und Ihr werdet
Dann nein nicht sagen, gnädigste Prinzessin.
(ab)

Marie. Allmächtiger!

Kurfürstin. Sei ruhig liebes Kind,
Das wagt er nicht.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Im Hause Danckelmann's.

Danckelmann, seine Frau und Liese treten auf.

Frau v. Danckelmann (zu Danckelmann) Mit Schimpf
von der Kurfürstin aus dem Dienst
Verjagt. — Du darfst es Dir nicht bieten lassen!
(zur Liese) Wie geht es meiner Tochter? Schläft sie jetzt?

Liese. Nein, gnäd'ge Frau; sie spricht viel zu sich
selbst,
Doch schwer ist's zu verstehn, — ich hörte nur —

Frau v. Danckelmann (zu Danckelmann) Sie muß Abbitte thun und ihm auf's neu
Sein Hofamt übertragen!
(zur Liese) Was hörtest Du?

Liese. Daß sie den Namen Seiner Durchlaucht nannte,
Dann von Oranien sprach.

Frau v. Danckelmann. Laß niemand zu ihr,
Wer es auch sei und wenn die Aerzte kommen,
So ruf uns gleich, damit wir uns mit ihnen
Vorher beraten.
(Liese ab)
Unser eignes Blut
Setzt uns in Furcht.

Danckelmann. Nicht sie, das arme Wesen
In seinem Fieberwahne, dessen Klagen
Verhallen ungehört im engen Zimmer;
Doch dieser Bursch, den meinen Sohn ich nenne,
Der geistige Bankert, zu nichts anderm gut
Als zum Perrückenstock, er macht mir Furcht!
Stand er im Licht, weil ich sein Vater war,
Steh ich im Schatten jetzt, weil er mein Sohn ist.

Frau v. Danckelmann. Was hast Du gegen ihn?
Was that er Dir?
Soll er Dir büßen, weil die Kurfürstin,
Das ganze Brutnest da, der Markgraf, Dohna,
Der Besser, Barfuß und die Kröte Pöllnitz,
Um Dich zu treffen, ihre ganze Bosheit
An Deinem Sohn ausließen?

Danckelmann. Hat er den
Markgrafen fordern lassen?

Frau v. Danckelmann. Zum Duell?

Danckelmann. Muß ich noch einmal ihn daran erinnern?
Den Codex edelmännischer Ehre ihm
Auslegen wiederholt? Kein andres Mittel
Wäscht den beschimpften Namen wieder rein.

Frau v. Danckelmann. Um's Himmelwillen! Wenn
er Dir nicht mehr
Zurück käm!

Danckelmann. Wenn das Glück er hätte, dem
Markgrafen seinen Todtenschein zu schreiben
Das ist das ein'ge, was ihm Anwartschaft
Auf die Prinzessin gibt; sonst soll er mir
Nicht mehr vor Augen!
(ein Diener kommt)

Diener. Excellenz, der Graf
Von Harrach und der Herr von Schwarzenberg.

Danckelmann. Sie sind willkommen.
(Diener ab)
Schon zu lang hat er
Damit gezögert — keinen Augenblick
Geb ich ihm längere Frist.
(Wenne tritt auf)
Bringt neues Ihr
Von Lietzenburg?

Wenne. Toll ging's dort zu, Excellenz,
Die ganze Nacht hindurch. Um fünf Uhr morgens
Schlich sich aus den Gemächern Ihrer Durchlaucht
Herr Défaleurs.

Frau v. Danckelmann. Habt Ihr es selbst gesehn?

Wenne. Ich hörte es von einem Kammerdiener,
Den ich im Solde hab.

Frau v. Danckelmann. Ich wollt, Ihr hättet
Es selbst gehört. Das muß der Kurfürst wissen,
So schickt er nach Hannover sie zurück.

Danckelmann (zur Frau v. D.).
Ich geh zum Grafen Harrach. Der Wenne kann
Die Forderung an den Prinzen überbringen.
(ab)

Frau v. Danckelmann.
O die blutdürstige Natur der Männer!

Wenne. Was gibt es, Excellenz?
(Ludolf tritt auf)

Frau v. Danckelmann. Da kommt der Junker.
Dein Vater will, daß Du Dich schlagen sollst
Um der Perrücke willen.

Ludolf. Ja, ich weiß es,
Und weil der Markgraf gar nicht wagen wird,
Mit Rücksicht auf den Kurfürstlichen Bruder
Die Forderung anzunehmen —

Wenne. Seht Euch vor!
Es könnte anders kommen, als ihr denkt.
Habt Ihr indes Geschicklichkeit genug — —
Laßt mich's erproben. — Ziehn!
(Beide ziehen den Degen)

Ludolf. Ihr bringt doch nicht
Im Ernste auf mich ein?

Digitized by Google

Wenne. Behüt der Himmel!
Ein Spiel nur zum Versuch. — Legt aus!
(sie fechten)
Es zittert
Eu'r ganzer Arm. Wie nun? — Ihr weicht zurück.
Ludolf. Wenn Ihr so ansholt — — laßt es jetzt genug sein,
Eh daß Ihr mich verletzt.
Wenne. So habt zum Schlusse
Noch dies.
(schlägt ihm den Degen aus der Hand)
Nun steht Ihr wehrlos und seid mir
Auf Gnad und Ungnad in die Hand gegeben.
Frau v. Danckelmann (zu Ludolf).
Ich möcht Dich so im Ernst nicht fechten sehn.
Wenne. Nein, sicher nicht, Excellenz.
(zu Ludolf)
Nun hört mich an.
In solchen Dingen schert der Markgraf sich
Den Teufel um den kurfürstlichen Bruder.
Er ist ein hohenzollerischer Bär,
Ein rechter Löwe, der im vorigen Krieg
Die bleiernen Kugeln um sich pfeifen hörte,
Und die Granaten platzen, anders nicht
Als wär es Tanzmusik. Wenn auf Pistolen
Ihr ihn laßt fordern, könnt Ihr sicher sein,
Er schießt Euch über'n Haufen, Junker Ludolf,
Daß Ihr die Beine in die Höhe werft
Und nicht ein Wort mehr sagt; — wählt Ihr den Degen,
Ihr zählt nicht drei, so seid Ihr aufgespießt.
Seht: so.
(sticht nach ihm)
Ludolf (zurückfahrend) Seid toll Ihr, Wenne?
Frau v. Danckelmann. Ihr vergeßt
Die schuld'ge Rücksicht, Wenne?
Wenne. Ich habe kaum
Die Stickerei berührt auf seiner Weste,
Vom Stoße konnt er nichts empfinden; es war
Der Schrecken nur.
Frau v. Danckelmann. Ihr sollt auch meinen Sohn
Nicht so in Schrecken setzen.
Wenne. Habt die Gnade
Mir zu verzeihen, Excellenz. Der Markgraf
Wird allerdings mit so gewalt'gem Stoß
Den scharfen Degen durch den Leib ihm rennen,
Daß seine Spitze auf dem Rücken wieder
Zum Vorschein kommt.
Frau v. Danckelmann. Herr Gott, es wird mir schwach!
Wenne. Wollt meinem Rath Ihr folgen, Junker Ludolf,
So haltet Eure Forderung in der Tasche.
Juckt Euch die Ehre, kratzt sie weg. Die Ehre
Ist nicht ein Ding für Jedermann. Wer sie
Besitzt, den läßt sie keine Stunde ruhig
Verleben, denn bei dem geringsten Anlaß,
Bei jedem Wort, das ihm nicht grade paßt,
Bei jedem schiefen Blick, wenn ihr ein Lump
Tritt auf die Hühneraugen, muß er gleich
Für die gekränkte Ehre eintreten
Bereit stehn und es sich gefallen lassen,
Daß ihn, beim schönsten Recht ein Händelsucher,
Der nichts von Ehre weiß, schickt in den Hades.
Bedenkt es und laßt ruhig die Perrücke
Im Graben liegen. Eine Woche lang
Uebt sich an ihr der Witz und dann ist alles
Vergessen.
Frau v. Danckelmann. O ich stimm Euch bei
Und schweb nun um so mehr in Todesangst.
Ihn zwingt der Ober-Präsident.
Wenne. So so, —
Er zwingt ihn heut, es morgen zu bereun.
(zu Ludolf) Von der Prinzessin aufgereizt, ist so
Ergrimmt der Markgraf, daß er lieber Euch
Zehnmal um's Leben brächte als nur einmal.
Steckt Euch in's Bett, bekommt ein hitzig Fieber,
Und aus dem Kopf des Ober-Präsidenten
Wird sich das hitzige Fieber des Duells
Sofort verziehen.
Frau v. Danckelmann. Thu das, thu das — geh!
(Wenne und Ludolf ab, ein Diener kommt mit dem Sekretär Graff)
Diener. Ich hab Euch Seiner Excellenz gemeldet.
Er wird gleich kommen.
(Diener ab)
Frau v. Danckelmann. Schickt Euch der Rendant,
Herr Sekretär?
Graff. Zu Eurer Gnaden Diensten.
(Danckelmann, Harrach und Schwartzenberg kommen)
Danckelmann (zu Graff).
Seid Ihr's? Was gibt es?
(zu Harrach) Hier ist kein Geheimnis
Mein lieber Graf.
(zu Graff) Was habt Ihr zu bestellen?
Graff. Heut ist der Zahlungstag der Traktamente
Und Pensionen, deren Auszahlung,
Nach Eurer Excellenz hohem Befehl
Verweigert werden soll. Nun schickt so eben
Die Kurfürstin den Kammerherrn Dobrzinski
Zur Kasse mit den Rechnungen des Hofstaats;
Ihr sollt sie prüfen und er will alsdann
Das Geld erheben.
Danckelmann. Ah — nun hab ich sie?
Gebt die Papiere.
(die Rechnungen durchblätternd)
Welche Summen für
Theater, Oper, die unsinn'gen Feste!
Nun mag sie sehen, wer das Geld ihr schafft,
Den Juden suchen, der die Summen ihr
Noch borgen wird. — Nehmt alles wieder mit
Und laßt dem Kammerherrn die Antwort geben,
Daß die Vergeudung alle Kassen habe
Erschöpft zum letzten Tropfen und nicht der Staat
Dazu berufen sei, ihr die Kastraten
Zu zahlen, die französischen Possenreißer,
Und alles, was noch sonst die Rechnungen
Von Thorheiten enthalten, Prunk und Luxus.
(Graff ab)
Nun wird sie's fühlen, wenn der Kieselstein
Ihr an den Kopf fliegt, den der Kranich wirft.
Harrach. Ich kann es nicht verhehlen, Excellenz,
Es steht hier alles auf des Messers Schneide.
Ich bin besorgt. Die Zeitung von Madrid
Mahnt uns zur Eil in unsern Rüstungen.
Wenn Frankreich es gelänge, daß sein Werber

Digitized by Google

Gehör hier fände, hätten besser wir
Dem Wunsche Seiner Durchlaucht uns gefügt
Und mit der Anerkennung seiner Krone
Von Preußen nicht gezögert.

Danckelmann. Laßt Euch sagen
Daß Ihr dann selbst dem prophezeiten Rächer
Das Streitroß schirrt und mit der eignen Hand
Den letzten Keil zieht aus dem morschen Bau
Des römischen Reiches deutscher Nation.
Ich bürg Euch für die brandenburgischen Truppen.

Liese (tritt auf). Die beiden Aerzte kommen, Excellenz.
(ab)

Frau v. Danckelmann. Habt die Gewogenheit uns zu entschuldigen.
Wir sind um unsre Tochter, werte Herren,
In großer Sorge.
(ab mit Danckelmann)

Harrach (zu Schwarzenberg) Und ich bin in Sorge,
Daß dieser Stern, der lang gefunkelt hat
Am Himmel Brandenburgs, aus seinen Nieten
Sich löst und niederstürzen wird zur Erde
Wie ein zersprungnes Meteor. Er ist
Kein guter Bundsgenosse mehr für Oestreich.
Soll'n wir schon jetzt den künft'gen Rächer fürchten,
Den man uns prophezeit hat? Unsere Sorgen
Sind die Gefahren dieses heut'gen Tag's.
Da ist kein Hehl: wir unterliegen, wenn sich
Mit Frankreich Brandenburg verbündet. Nimmer
Ist Danckelmann im Stande, dieses Bündnis
Zu hemmen, wenn's dem Kurfürsten gefällt.

Schwarzenberg. Da sei Gott vor!

Harrach. Ich schreib sofort nach Wien
Die Sache drängt. — Sorgt, lieber Schwarzenberg,
Für den Kurier, daß ohne Zögerung er
Zu Pferde steigt.
(Beide ab. Juliette kommt)

Juliette. Man ließ mich unbewacht.
Ist niemand hier? Nun spähe ich wie der Habicht
Auf seinen Raub.
(sucht unter den Zeitungen und Büchern, die auf dem Tische liegen)
Hat er das schlimme Blatt
Vernichtet schon? — Ach, wie die Brust mir eng wird
Von Angst und Hast, daß man mich bei dem Suchen
Nicht überrasche. — Ist es dieses hier
Unter den Büchern? Ja, hier kann er lesen,
Daß er betrogen um sein Erbe würde!
Und dieses falschen Testamentes Abschrift, — —
Darf ich es wagen? in der Mappe liegt sie.
(bewegt sich zur Seitenthür)
Wie müde macht mich jeder Schritt. — Hör ich
Nicht jemand an der Thüre? — Nein, — ich wag es.
Und berg in meinem Kleid das Dokument.
Schon auf der Klinke liegt die Hand. Wie klopft
Das Herz mir übermäßig, daß ich kaum
Vermag die Thür zu öffnen. — Thut sie sich
Von selbst mir auf? Ist es das Schicksal, das
Sie hat geöffnet und hinein mich zieht?
(tritt durch die Thüre, Liese kommt)

Liese. Barmherz'ger Gott! wo ist das gnädige Fräulein?
Auch hier sind ich sie nicht; wo soll ich suchen?
Nicht länger war's als einen Augenblick
Daß ich sie außer Acht ließ und nun steh ich
Erstarrt vor Schrecken. — Still, sie ist's, sie hustet.
Und dieser Ton, der nach dem Sterben klingt,
Und mich, wie oft hat an den Tod gemahnt,
Fällt jetzt mein Ohr mit Freude.
(Juliette kommt zurück)
O, da seid Ihr!
Wie konntet, gnädigstes Fräulein, Ihr mir das
Anthun? — Die Aerzte kommen.

Juliette. Laß mich erst
Ein wenig ruhn. Mir wogt der Busen wie
Ein stürmend Meer! Wär ich gesund, dann wüßt ich
Was jetzt ich müßte thun. Nun bin ich krank
Und steh verzagend.
(zur Liese) Wird nicht Gnade dem
Gegeben, Liese, der um Gnade bittet?

Liese. So hab ich es gelernt: wenn er bereut.

Juliette. Er wird bereuen; Gnade, Gnade, Gnade.
(Beide ab)

Zweite Scene.

Park von Lietzenburg mit durchgehender Straße.

Kurfürst und Défaleurs.

Kurfürst. Ich läugne nicht den Vorteil, Herr Gesandter,
Des Bündnisses mit Frankreich, doch es gibt
Zwei Schranken, die uns trennen, und ich fürchte,
Sie sind unübersteiglich.

Défaleurs. Welche Schranken?
Wenn es an Frankreich liegt, so sind sie schon
Hinweg geräumt.

Kurfürst. Zunächst die Klausel, Graf,
In dem Vertrag von Ryswyk, die ein'r König
In letzter Stunde noch hinzugefügt.

Défaleurs. Eure Durchlaucht meint die Klausel in Betreff
Der Protestanten.

Kurfürst. Allerdings, die den
Westphälischen Frieden freventlich verletzt.

Défaleurs. Mit Unrecht, gnädigster Kurfürst, schreibt Ihr sie
Dem König zu, der nur mit Widerstreben
Darein gewilligt hat. Anstifter ist
Der Kurfürst von der Pfalz, dem leicht es wurde
Den Grafen Kaunitz und durch ihn den Beifall
Der Majestät des Kaisers zu gewinnen.
So sehr bedrängten sie den König Ludwig
Mit Vorstellungen, Bitten jeden Tag,
Daß er, unwillig, doch zuletzt sich fügte.

Kurfürst. Ihr gebt dem Argwohn neue Nahrung, den ich
Schon längst gehegt, doch wünsche sehnlicher
Ich nichts, als daß er sich in Dunst zerstreute.

Défaleurs. In diesem Punkt wird Frankreich alles thun,
Was Ihr gegehrt. Euer Vertreter ging
Mit Oestreich und gab sich zufrieden; drum
Auch war er kühl, als seine Unterstützung
Ihm Frankreich anbot in der Königsfrage;
Sie wär in Ryswyk sonst entschieden worden.
Ihr sprecht von anderen Bedenken noch.
(gehen im Gespräche ab. Die Kurfürstin, Ilsbrecht, Marie und Fräulein von Pöllnitz kommen)

Digitized by Google

Kurfürstin (zu Albrecht). Du siehst, wie mein Gemahl beschäftigt ist.
Sobald er den französischen Gesandten
Entläßt — vielleicht daß sich Gelegenheit
Alsdann noch heut mir bietet, für Euch beide,
Vom Urteil, das die Politik gesprochen,
Berufung an die höhere Instanz
Des brüderlichen Herzens einzulegen.
Doch hüte Dich, daß er Dich hier bei uns,
In der Gesellschaft der Prinzessin finde.
Nimm Abschied drum.

Albrecht. Schildert ihm unsre Liebe
So wie sie ist, daß keine auf der Erde
Ihr gleichkäm; daß um sie ich alles
Erduldete und trüg, die größten Martern,
Wie sie die Grausamkeit ersinnen mag.
Sie nur zu sehn, nur einen Augenblick
An ihrem Anblick meine trunknen Augen
Zu weiden, schwämm ich, wie Leander einst
Durch's Meer, wenn auch in seinen Tiefen es
Würd aufgewirbelt vom Gewitterſturm!
Beschwört ihn bei der brüderlichen Liebe!
Nicht enger schuf Natur ein Band, als dies.
So lasset brüderlich ihn an mir handeln!
Thät er nach seiner Ansicht, er erschlüg mich
Unbrüderlich, wie Kain einst den Abel,
Denn weg sie von mir reißen, heißt mich töten!
Leb wohl, Marie, für diese kurze Zeit.

Marie. Leb wohl, und muß mein Hoffen ich begraben
So harre ich des schweigenden Erlösers.

Albrecht. Beim Himmel, nein! Dann giebt's ein Mittel noch!
Wer saß gefangen in den Kerkerwänden
Und suchte nicht durch Flucht sich zu befreiu?
Wir flohen nach Stettin, von da nach Kurland,
An Deinen väterlichen Hof. Ich habe
Schon alles vorbereitet,

Marie. Niemals, niemals!

Kurfürstin (zu Marien). Mit jungfräulicher Tapferkeit halt aus,
Bei dem Entschluß! Die Flucht wird Euch verderben.

(Albrecht und Marie ab).

Frl. v. Pöllnitz. Ich sehe in der Ferne die Karosse
Des Grafen Harrach; kommt er jetzt zu spät,
Geschieht ihm recht; auch scheint mir in der langen
Vertrauten Unterredung Seiner Durchlaucht
Mit Herrn von Pöfalenrs, daß sie zum Abschluß
Des Bündnisses mit Frankreich führen wird.

Kurfürstin. Du irrst, mein wertes Fräulein. Hat das Armband
Französische Sympathie'n in Dir erregt,
So laß sie fahren.

Frl. v. Pöllnitz. Andre nicht, als Ihr
Sie selber habt, die Ihr den König haßt
Doch die Poeten und die Künstler liebt.

Kurfürstin. Ja, ich bewundre sie; doch weiß ich auch,
Hat erst das deutsche Bürgertum sich wieder
Emporgehoben aus der dreißigjährigen
Verwüstung, daß wir sie erreichen werden
Und übertreffen; sind dem Mutterschoße
Deutschlands doch jetzt zwei Männer schon entsprungen,
Wie nicht die ganze Welt hat ihres gleichen!
Der Ruhm Berlins: der große Schlüter und
Mein Lehrer, mein Berather und mein Freund,
Der große Leibnitz. Sterne ersten Glanzes
Zwei Fürsten, so wie wir, in ihren Reichen.

Frl. v. Pöllnitz. Da kommt der Graf. Sagt liebe Durchlaucht, was
Ihr sagen mögt: die zugeknöpften Taschen
Des Wiener Hofs sind schlechte Politik.
In Spanien hätte sich Freigebigkeit
Mit Wucherzinsen ihm bezahlt gemacht;
Jetzt ist verloren für das Kaiserhaus
Die Krone schon und Frankreich, das verschwendrisch
Warf unters Volk die schweren goldnen Louis
Heimst mühlos seinen Preis dafür sich ein.

Kurfürstin. Dich soll mein Mann zu seinem Staatsrat machen.

(Harrach tritt auf)

Bringt Ihr von Wien uns Nachricht, lieber Graf?
Bequemt sich Seine Majestät jetzt endlich
Die Anerkennung preußischer Königswürde
Uns auszusprechen?

Harrach. Mit dringenden Briefen sandt ich
Einen Kurier nach Wien. Mir ist versagt
Vermuthungen zu äußern, was darauf
Erfolgen möchte. Sollten die Minister
Willfähriger auch sich zeigen, gnädigste Fürstin,
Wo aber fänden Mittel sich und Wege
Den Kaiser umzuwandeln, der für jede
Vorstellung anzugänglich ist und ganz sich
Dem päpstlichen Willen anbequemt? Doch gäb es
Noch einen andern Weg.

Kurfürstin. Einen andern Weg?

Harrach. Durchlauchtigste Herrin, ja! Der über alle
Hemmnisse weg zum Ziele führte; der Weg
Den Adler nach dem Felsenneste fliegen,
Hoch über Fluß und Berg!

Kurfürstin. Ein Inst'ger Weg.
Herr Graf, ich bin begierig.

Harrach. Wenn genehm
Es Seiner Durchlaucht wäre, dem Kurfürsten,
Statt aus der Hand der Majestät des Kaisers
Aus Seiner Heiligkeit, des Papstes Hand
Die Krone — —

Kurfürstin. Was wagt Ihr hier auszusprechen,
Graf Harrach? Nicht der römische Kaiser, noch
Der Papst hat Königskronen zu vergeben!
Die Krone schmiedet mein Gemahl sich selbst
Und setzt mit eigner Hand sie auf sein Haupt
Kraft seiner Souveränität! Wollt Ihr
Zu einem Lehen gar der römischen Kirche
Die Krone machen, wie Hans ohne Land,
Der König, es zum unauslöschlichen Schimpf
Mit England einst gethan? Ist das die Meinung,
Dann wird das Bündnis Brandenburgs mit Frankreich
Noch heut geschlossen!

Harrach. Verzeihung, gnädige Fürstin,
Es war ein unbedachtes Wort

Kurfürstin. Doch gut
Um einen Strick daraus zu drehen, wie man
Aus einem unbedacht geschriebenen

Digitized by Google

Revers den Strick für Schwiebus hat gedreht!
Das Anerbieten, das uns Frankreich macht,
Herr Graf, ist so verlockend: gält es nur
Den eignen Vorteil, hätte mein Gemahl
Nicht lang zu wählen; doch, wie Ihr es wißt,
Und worauf Oestreich seine Rechnung macht,
Ist er solch deutscher Michel — und ich gleich ihm,
So unser Freund, der große Leibniz auch. —
Daß über eignen Vorteil und Gewinn
Er allzeit stellt des deutschen Reiches Ehre
Und guten Namen, die zu wahren doch
Der Kaiser ist berufen, der bankrüchig
Sie werden ließ. — Schreibt alles nur nach Wien!

Harrach. Man sagte mir, der Ober-Präsident — —

Kurfürstin. Wird über das französische Bündnis nicht
Um Rat gefragt. Ihr habt nicht lange Zeit,
Schon ist für Oestreich Spanien verloren.

Harrach. Der Kaiser, gnädigste Kurfürstin, der Kaiser!

Kurfürstin. Vielleicht sind selbst ich einen Weg zu ihm;
Ich werde mich besinnen. Schreibt nach Wien!
Die Uhr hat ausgesetzt. . . Wenn Oesterreich
Den Stundenschlag verpaßt, ist es zu spät.

(Harrach ab. Besser kommt)

Kurfürstin. Was gibt es, Besser? Schreibt Ihr neue Lieder,
Geeignet für Musik, so wie das letzte?

Besser. Ganz andre Dinge.

Kurfürstin. Welch kurios Gesicht
Habt Ihr da aufgesetzt?

Besser. Weil ich bis jetzt
Nichts Kurioseres erlebt; es wurde
Die monatliche Zahlung mir verweigert,
Weil leer die Kassen seien, und für künftig
Herabsetzung der Summe auf ein viertel
Mir angekündigt. So bin ich gezwungen
Die Kurfürstlichen Dienste zu verlassen
Und aus dem Strahlenglanze Eurer Hoheit
Mich selbst zu bannen in unwirtliche Nacht!

Kurfürstin. Das kann nicht sein! Besser, Ihr bleibet hier!
Die Sache ordne ich — der Krug ist voll.
Nun läuft er über.

(Barfuß tritt auf)

Barfuß. Muß ein Kurbrandenburgischer Feldmarschall
Sich das von dem westphälischen Schinkenbauern
Gefallen lassen? Ist der Staat bankrott?
Wird Seiner Durchlaucht Kurhut hier vergantet?
Sein Hermelin geschickt ins Pfandhaus? Soll ich
In meinen alten Tagen auf den Bettel
Mich legen und den Eisenklopfer schwingen
An jeder Hausthür? Meinen Marschallstab
Hab ich in Ungarn, mitten aus den türkischen
Karthaunen, mir herausgeholt! Durchlöchert
Ist meine Haut gleich einem Sieb! Was hat
Dagegen dieser Danckelmann gethan?
Der Dünkelmann, dem jetzt der Schwindelhafer
Ist in den Kopf gewachsen! Sakrament!
Die schuld'ge Monatszahlung mir
Vorzuenthalten! Ueber'n Haufen schieß ich
Den Kerl, sobald er zu Gesicht mir kommt.

Kurfürstin. Auch Ihr? auch Euer Traktament?

Barfuß. Ich schicke Hans Krähfuß nach der Kasse, meinen alten
Leibdiener, um das Geld für mich zu holen.
Da stand er selbst, der Danckelmann, am Zahltisch
Und schnauzt ihn an: es sei für mich kein Geld
Mehr in der Kasse.

Kurfürstin. Unerhört!

Frl. v. Pöllnitz. Was wird er
Zu Euren Rechnungen für Miene machen?

Kurfürstin. Da wird er keine Einwendungen wagen.

Frl. v. Pöllnitz. Die großen Diamanten von der Liebmann,
Der Hofjüdin, und die entzückenden Roben,
Die aus Paris Ihr kommen ließt; die Schleifen,
Die Bänder, die kostbaren feinenen Spitzen
Dann für die Italienische Oper neue
Und prächtige Kostüme; die Vergrößerung
Eurer Kapelle und erhöhte Gagen:
Es war für diesmal ungewöhnlich viel.

Kurfürstin. Und wär es eine Million, — er hat
Sich nicht darum zu kümmern! Liebe Pöllnitz,
Ich bin nicht Philosophin genug, in der
Entsagung die Befriedigung zu finden.
Wenn ich die Eitelkeit der Welt verachte,
So lieb ich doch die schmeichlerischen Künste
Der Toilette, weil ich stets noch gern
Gefallen möcht den Augen des Gemahls
Und auch den andern Leuten von Geschmack.
Die italienischen Sänger singen besser
Als unsre neuen Heiligen und besser
Weiß die französische Komödie mich
Mit ihrem Geist und Witz zu unterhalten,
Als unsre rohen Junker es verstehn.
Er soll mir kommen, dieser Danckelmann!

Frl. v Pöllnitz. Mir ahnt nichts gutes. Euer Kammerherr,
Baron Dobrzinski, — als hätt er einen Krug
Mit Essig ausgetrunken —

(Der Baron tritt auf mit einem Packet Rechnungen)

Dobrzinski. Gnädige Durchlaucht,
Der Ober-Präsident. —

Frl. v. Pöllnitz. Ihm ist die Sprache
Vor Schreck vergangen.

Kurfürstin. Schickt er Euch zurück
Mit meinen Rechnungen?

Dobrzinski. Es könne
Von den Staatskassen nicht die Unterhaltung
Der italienischen Oper und des Schauspiels
Getragen werden, noch die großen Kosten
Der Festlichkeiten Eurer Durchlaucht, noch
Die Kosten für den Aufwand Euers Hofs
Und Euern Kleider-Luxus. Alles das
Fall Eurer Durchlaucht eigener Schatulle
Zur Last.

Kurfürstin (aufgeregt).
Das sagte er? Seht nach, ob mein
Gemahl noch hier verweilt, so ruft ihn schleunig;
Sonst gebt Befehl, den Wagen einzuspannen.

Digitized by Google

(zur Pölnitz) Du sollst mich nach Berlin begleiten. Nimm
Die Rechnungen. (zu Dobrzinski) Eilt! eilt! — Er soll's entgelten!

(Dobrzinski ab, ein Diener kommt)

Diener. Durchlaucht, der Ober-Präsident, Reichsfreiherr
von Danckelmann läßt Eure Durchlaucht um
Die Gnade einer Unterredung bitten.

Kurfürstin. Er selber? Welche Insolenz! — er soll
Die Gnade haben! — Wie? — Da ist er schon!

(Danckelmann tritt auf, Diener ab)

Kurfürstin (ihre Dose aus der Tasche ziehend und ein paar Prisen nehmend)
Ah — Danckelmann! — — Beliebt Euch eine Prise?
(wie Danckelmann die Finger spitzt, um eine Prise zu nehmen, klappt sie die Dose zu und steckt sie wieder in die Tasche)
Entschuldigt mich! ich weiß, daß Ihr nicht schnupft,
Da wäre es Sünde in Versuchung Euch
Zu führen, Excellenz.

Danckelmann (für sich). Daß ich's nicht merkte!
Sie wird den Spott vergessen, die Pygmäe!

Kurfürstin. Den Schnupftabak bezahl ich selbst; der fällt
Dem brandenburgischen Staate nicht zur Last.

(Dobrzinski kommt)

Dobrzinski. Des allergnädigsten Kurfürsten Durchlaucht!

(Der Kurfürst kommt)

Kurfürstin. O mein Gemahl! im rechten Augenblick
Erscheint Ihr hier! Euern Minister seht,
Auf den alltäglich Ihr der Gnaden Fülle
Ausgießt, wie über Euer eignes Haus
Er sich vermißt, den Herrn zu spielen. Zwingen
Will er mich, aus der eigenen Schatulle,
Die bis zum letzten Heller schon entleert ist,
Die Kosten meines Hofhalts zu bestreiten;
Er wagt es, mir durch meinen Kammerherrn
Den Luxus vorzuwerfen, den ich treibe,
Die Kosten meiner Oper und des Schauspiels!
Soll ich von Eueren Dienern das ertragen?
Ist's Euer Wille, mein Gemahl, daß ich
Mich kleide wie ein Marktweib und Euch selbst
In Schande bring, das ganze Brandenburg?
Ihr trachtet nach dem Glanz der Königskrone;
Mein Ehrgeiz ist es, dann an Eurer Seite
Würdig zu gehn als eine Königin;
Ihr wollt Berlin zum Sitz der Künste machen,
Der Wissenschaften und der feinen Sitten,
Wie mein Herr Vater in Hannover that,
Der sächsische Kurfürst, ihm zum Ruhm, in Dresden;
Nichts anders sinn ich, als Gehülfin Euch
Darin zu sein. Laßt Ihr den Danckelmann
Gewähren, wird er Euer fürstlich Ansehn
Zu Grunde richten, daß die Welt Euch nicht
Der Krone würdig achtet!

Bartuß. Mir hat er,
Durchlauchtigster Herr, die monatliche Zahlung
Verweigert und gedroht, in Zukunft sie
Herab zu setzen auf den vierten Teil.
Gotts Fluch! wär Eure Durchlaucht nicht zugegen
Bedient ich ihn, so wie er es verdient!

Kurfürst. Wie soll ich das verstehen, Danckelmann?

Danckelmann. Ich kam hierher, persönlich Eurer hohen
Gemahlin die Erläuterung zu geben.
Wird in den Hammerteichen und Mühlengräben
Das Wasser nicht gespart für den Betrieb,
Berthut man es, vergeudet's in Cascaden,
Fontainen, andern Wasser-Spielereien,
Dann rechnet drauf: bald wird man weder mahlen
Noch schmieden können. Und so ist's bei uns.
Die brandenburgischen Mühlen stehen still!
Denn der Tresor, Durchlaucht, der Sammelteich
Ist bis zum Grund gelert; — nicht für den Staat
Nein, für die Phantasieen des Herrn von Besser,
Des Ober-Ceremonien-Meisters; für die
Pariser Schneider und Perrückenmacher,
Für feiste italienische Castraten
Und für französische Windbeutel.

Kurfürst. Wissel,
Zu wem Ihr redet!

Danckelmann. Eure Durchlaucht hat
Gestellt mich an die Spitze der Verwaltung;
Drum ist des Landes Wohlfahrt meine Sorge,
Daß übermäß'ge Steuerlasten nicht
Das Volk erdrücken; und an diesem Punkt
Steht Brandenburg: die Kassen sind geleert
Und neue Steuern nicht mehr zu erschwingen.

Kurfürst. Ihr spracht mir nie davon. Im Augenblick
Kann ich nicht prüfen, ob Ihr richtig schildert.
Doch stehn die Mühlen still: Ihr, Danckelmann,
Ließt selbst den Bach versiegen! Rechnet Ihr
Zusammen, was mir England, Holland, Oestreich
Und Spanien schulden an Subsidien-Geldern,
So sind das mehr als vier Millionen Thaler.
Wie oft lag ich Euch an und bat Euch dringend
Die Zahlung zu betreiben; Ihr verspracht es
Und machtet leere Reden hinterher.
Mit meinen Truppen hat mein Vetter Wilhelm
Den englischen Thron erobert, sonst säß er
Noch jetzt in Holland und mit meinen Truppen
Gewann in Ungarn und Italien
Der Kaiser seine Schlachten. Gut und Blut
Des Volks hab ich geopfert und nun führen
Sie an der Nase mich herum! Was ist
Der Grund von Eurer Zögerung, Danckelmann?
Wie, oder steht der englische König Euch
Und steht der Kaiser Leopold Euch näher
Als ich, Euer Herr?

Danckelmann. Ich werde schriftlich Euch
Die Gründe einzeln auseinander setzen,
Weshalb die Staaten außer Stande waren,
Der Forderung nachzukommen. Das heilt nicht
Das eigne Uebel.

Kurfürst. Wißt Ihr ein
Probat Medikament dafür, so sprecht.

Danckelmann. Man braucht nur
Die Löcher und die Rinnen zu verstopfen,
Durch die der goldne Bach, statt Eure Mühlen
Zu treiben, abfließt nach Paris und Rom
Und in die Taschen jüdischer Juweliere.

Digitized by Google

Kurfürstin. Sprecht nicht in Bildern, Danckelmann! Bezieht
Sich das auf mich?

Danckelmann. Nun denn, wenn Eure Durchlaucht
Es hören wollen: daß in Kraft man wieder
Die alte Sparsamkeits-Verordnung setze,
Die für den hiesigen Hof in Geltung war,
So hab ich feste Rechnung.

Kurfürstin. Hört es, Liebster!
Er maßt sich an, uns unter Kuratel
Zu stellen, unter Kuratel! Ihr sollt
Abdanken, Liebster! Unter Kuratel!
Thut einen Fußfall, Danckelmann!

Danckelmann. Ich beuge
Mein Knie dem Fürsten nur der Fürsten.

Kurfürst. Wollt Ihr
Hier selbst den Kurfürst spielen, Danckelmann?
Das soll Euch nicht gelingen!

Danckelmann. Ist es mir
Verwehrt, mein Amt nach meiner Pflicht zu üben,
So bitt ich um Entlassung.

Kurfürst. Droht Ihr damit?
Und wißt, daß ich Euch nicht entlassen werde?
Niemals! — In größrer Ruhe will ich das
Gespräch mit Euch zu Ende führen. Geht jetzt!
Hier sind die Rechnungen der Kurfürstin;
Bezahlt sie, denn ich weiß, daß noch die Kassen
So leer nicht sind und laßt den Barfuß nicht
Vergeblich warten auf sein Traktament,
Noch einen sonst.

Danckelmann. Durchlaucht!

Kurfürst. Nichts mehr davon!
Es wär nicht gut für Euch, noch auch für mich
So geht nun.

(Danckelmann ab. Die übrigen treten in den Hintergrund.)

Kurfürstin. Unter Kuratel! Könnt Ihr es
Ertragen, Liebden? Warum gebt Ihr ihm
Den Abschied nicht?

Kurfürst. Wie ungebührlich auch
Sein ganzes Wesen ist, hochfahrend, trotzig,
Nehmt hin die Rauheit dieser Schale, Liebden,
Des guten Kernes halber, den sie einschließt.
Er glaubt nach seiner Pflicht zu thun, weil ihm
Der Staat mehr gilt, als wir. Das alte Rom
Hätt strenger noch, als Cato, ihn gesehn;
Doch um so mehr nur gab ich ihm darum
Mein fürstliches Vertrauen. Andres noch
Verwehrt mir unsre Trennung. Meiner Jugend
Erzieher war er, und nächst unsern Eltern
Sind keinem wir so tief verpflichtet, Liebden,
Wie unsern Lehrern. Mehr als alles aber:
Ihr wißt es, zweimal war bedroht mein Leben
Und zweimal hat er mich den Mörderhänden
Entrissen! — soll ich das jemals vergessen?
Welch häßliches Gesicht trägt Undank doch!

Kurfürstin. Ueber alles Maß
Habt Ihr es ihm vergolten und Ihr seid
Ihm nichts mehr schuldig.

Kurfürst. Läßt abwägen sich
Der Dank wie ein Pfund Waare? Soll ich ihn
Auf die Goldwage legen, daß nur ja
Kein Quentlein ich zu viel ihm gebe? — Liebden!
Macht mich zu einem Geizhals nicht darin
Da ich doch sonst gewohnt nicht bin, den Geizhals
Zu spielen. Aller Güter Summe ist
Das Leben selbst. Schon längst wär mein Gebein
Vermodert, ohne ihn, und das Hic jacet
Auf meinem Grabstein sagte es allein
Wo mein ruhmloser Staub zu suchen sei.
Jetzt aber leb ich, wirke, schaffe mit
An all den großen Händeln dieser Zeit
Und die Entscheidung gab schon oft mein Schwert.
Ich freu der Sonne mich, der grünenden Felder,
Der Flüsse, die mit Kähnen sind beladen,
Seh dies Berlin wie eine Palme wachsen,
Den dürren Sand in einen blühenden
Lustgarten sich verwandeln und die Musen
Zu uns herniedersteigen! — Lotte, Lotte!
Und über alles, dich hab ich gefunden!
Laß mich darum nicht kargen mit dem Dank.

Kurfürstin. Ich hörte lange nicht so liebes Wort
Aus Eurem Mund. Habt Ihr damit gespart,
Damit es jetzt mir um so süßer klinge?
Kommt, Liebden, und in dieser Stimmung hört
Es gütig an, was ich von Euerm Bruder
Euch möcht erzählen, dem Markgrafen Albrecht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Korporal.

Schwäbisch.

Nobel steigt der Korporal,
Steigt da mit sei'm nuia Schätzle, —
's ist a ganz nett's Kammerkätzle —
So a Herr trifft leicht a Wahl.

All's ist proper, all's ist blank,
's hat's a Offizier it netter;
Stramm marschiert er, Donnerwetter!
G'wichster Schnurrbart, Figur schlank.

Dött[1]) im Keller ist sei' Sitz;
Allbot[2]) kommt a Mauß, a brauna,
Und jatz ißt er gar Kapauna,
Reißt a paar Kasernawitz.

's ist a Ma', der's macha ka';
Mit'm Schatz ka' er it spara,
Hoim wird in der Kutscha g'fahra, —
's Geld leiht ihm der Flügelma'. —

Hyazinth Wäckerle.

[1]) Dort, [2]) alle Augenblicke.

Digitized by Google

Vorfrühling.

Im Frührot ſtand ich wie gefeit
Im Kiefernwald und lauſchte
Der See, die wie in alter Zeit
Am Bernſteinſtrande rauſchte.

Wie war im Wald die Luft ſo lau!
Die zarte Fee der Frühe,
Sie ſchützte vor dem reichen Tau
Ihr Lenzgewand mit Mühe.

Die Sonnenlichter flirrten hell
Auf Bäumen und auf Wegen;
Des Fuchſes heiſeres Gebell
Scholl aus den Wildgehegen.

Dann ſang vom ſchwanken Erlenaſt
Der Blutfink ſeine Weiſen,
Und zwiſchernd lärmten ohne Raſt
Die bunten Tannenmeiſen.

Dann ward die Luft ſo zitternd heiß,
Von ſüßer Würze troffen
Ringsum der Kiefern Reis an Reis,
Die Poren ſonnenoffen.

Dann ſchwang ſich auf vom Eichblattſtiel
Matt ein Zitronenfalter,
Und ferner ſummt' ein Glockenſpiel
Den Sonntagmorgenpſalter . . .

Im Goldlicht ſtand ich wie gefeit
Im Kiefernwald und lauſchte
Der See, die wie in alter Zeit,
Am Bernſteinſtrande rauſchte.

Max Kieſewetter.

Eine Frage.

Horch, wie ſingt das Vögelein
Seine ſüße Weiſe,
Stahl in's kleine Herz hinein
Sich die Liebe leiſe.

Plötzlich weiß dein roſ'ger Mund
Gar ſo ſchön zu ſingen,
Fühlſt auch du im Herzensgrund
Seel'ge Liebe klingen?

Hans Kaptuller.

Graf Adolf III. von Berg bei Beziers.

(12. Juli 1209.)

Weh dir, Land der Provençalen,
Weh dir Hort der Albigenſer,
Weh dir, Beziers, verwegne
Stadt der Ketzer, wehe dir!

Du erſchlugſt den Inquiſitor,
Und dir flucht der heil'ge Vater;
Heere mit dem Kreuzesbanner
Drohen dir den Untergang.

Heißer Kampf umtobt die Mauern,
Flammen lodern auf zum Himmel,
Spieß' und Schwerter wüten mordend
In der überwund'nen Stadt.

Tod dem Manne, Tod dem Weibe!
Greiſen, Kindern kein Erbarmen!
Jammernd knieen ſie und flehen,
Aber keine Gnade winkt.

Schauet dort den edeln Grafen!
Unmut blickt aus ſeinem Antlitz,
Schaudernd ſieht er all die Frevel
Raſend wilder Glaubenswut.

Sieh, da flüchtet mit dem Säugling
Her ein Weib und fleht um Hilfe,
Hilfe wider Mordgeſellen,
Die Verderben drohend nahn.

„Her zu mir! Mein Schild ſoll decken
Kind und Mutter! Wer ſie anrührt,
Iſt dem Tod geweiht!" ſo dröhnet
Donnergleich des Grafen Ruf.

Blitze ſprüht ſein Heldenauge,
In der Rechten flammt ſein Schlachtſchwert.
Starr, betroffen ſteht der wilden,
Grimmigen Verfolger Schaar. —

Alſo wehrt der edle Degen
Kühnen Muts der grauſen Mordgier,
Alſo rettet er das arme
Ketzerweib mit ſeinem Kind.

Sagt, wer iſt der wackre Retter?
Sagt, wo iſt des Braven Heimat?
Heil dir, Bergerland, du nanntеſt
Deinen Grafen ihn und Herrn!

Wilhelm Idel.

Digitized by Google

Die Geſchichte des Erſtlingswerks.

Mein Erſtlingswerk?

Von Ludwig Fulda.*)

. . . Die Kunſt iſt kein Knabenſpiel und nicht einmal des Jünglings erſtes Werk bedeutet in allen Fällen ſein Erſtlingswerk. Will man das Wort in ſeiner rechten Bedeutung faſſen, ſo kann es nur gelten für jene Schöpfung, in welcher man ſich zum erſten Male erſchöpft, für jene ſtille Entſcheidungsthat, welche über uns kommt wie ein Sonnenanfgang, wie ein Frühling, wie ein wuchtiges Schickſal und eine große Liebe. Es iſt der Augenblick, wo in der Mauer, die unſere Jugend umringte, ſich plötzlich und ungeahnt ein goldenes Thor erſchließt, und in ſeligem Rauſche, ſchüchtern und tollkühn zugleich, treten wir hinaus in den jungen Tag, in die Kunſt und in das Leben. Bei den Großen erwächſt in ſolcher Stunde ein frühes Meiſterwerk, bei uns Kleinen oft nur eine ſtammelnde, fehlerreiche Schülerarbeit, die uns aber dennoch heilig bleibt und in das ehrenvollſte Alter noch hinüberleuchtet wie ein Strahl des Morgens und der Jugend. Einerlei, ob dieſes wahrhafte Erſtlingswerk verfehlt iſt oder vollendet; einerlei, ob es niemals die Werkſtatt verließ, oder rauſchenden Erfolg gewann — das gilt unſerer väterlichen Liebe gleich. Mögen wir längſt darüber hinausgewachſen ſein, mögen wir gern und willig uns ſelbſt zum Beſten haben — hier verſtummen Spott und Scherz. Auch ich habe ein ſolches Erſtlingswerk erlebt und erlitten.

Es erwuchs aus den ernſten inneren Kämpfen der Berufswahl und behandelte die Tragödie eines Dichters. Chriſtian Günther hieß mein Held — der unglückliche, ſchleſiſche Lyriker, der rettungslos hin- und herſchwankend zwiſchen einem Beruf, den er nicht liebte, und einem, den er nicht auszufüllen vermochte, zu Grunde ging. Einen tragiſcheren Konflikt konnte ich mir damals — mit neunzehn Jahren — nicht denken; denn in einem ähnlichen Zwieſpalt marterte ſich meine eigene Seele. Ich ſollte eine Entſcheidung treffen, die doch außerhalb meiner Einſicht und meines Willens lag . . .

Mit neun Jahren gab ich leichten Herzens auf die Frage meiner engeren Zeitgenoſſen, was ich einmal werden wolle, die Antwort: Ein Dichter. Mit neunzehn aber wußte ich, daß man ein Dichter nicht werden kann, wenn man es nicht iſt. In bangen Zweifeln legte ich mir immer und immer wieder die Frage vor: Haſt Du die Berechtigung, Dich dafür zu halten? Und ich verneinte dieſe Frage, gründlicher und ſchonungsloſer, als es ſpäter meine unbarmherzigſten Kritiker gethan haben.

*) Eine Reihe von Aufſätzen, die in den letzten Bänden der „Deutſchen Dichtung“ unter dem Titel „Die Geſchichte des Erſtlingswerks“ erſchienen ſind, um einige andere vermehrt, die wir im nächſten Bande den Leſern dieſer Zeitſchrift bieten werden, werden im Herbſt in Buchform unter demſelben Titel in einem künſtleriſch ausgeſtatteten Bande im Verlage von Adolf Titze in Leipzig mit einer Einleitung des Herausgebers der „D. D.“ erſcheinen. Die bereits an dieſer Stelle abgedruckten Aufſätze werden in der Buchausgabe zum großen Teil in umgearbeiteter oder erweiterter Form geboten werden. So hat auch Ludwig Fulda ſeinem, in Band X, S. 95 dieſer Zeitſchrift erſchienenem Aufſatz auf unſeren Wunſch eine Ergänzung eingefügt, die wahrlich an ſich intereſſant genug wäre, um unſeren Leſern das Recht, ſie ſchon an dieſer Stelle kennen zu lernen, nicht zu verkürzen, ſelbſt wenn der Verfaſſer nicht inzwiſchen ſeinen „Talisman“ gedichtet und der Ehre teilhaftig geworden wäre, von den Preisrichtern einſtimmig für den Schillerpreis vorgeſchlagen zu werden, einer Ehre, deren Wert durch den Umſtand, daß er ihn nicht erhielt, in keiner Weiſe verringert werden kann. — Der erſte Abſatz, an den Fulda ſeine ergänzenden Mitteilungen anknüpft, war bereits in der „D. D.“ (a. a. O. S. 97) enthalten und wird hier der Vollſtändigkeit wegen wiedergegeben. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Ich verfaßte leidenschaftliche Gedichte über das Thema, daß ich nicht berufen sei, Gedichte zu machen, Nekrologe auf meine selig entschlafenen Jugendträume, Liederblüthen, die aus dem Grabhügel meiner eingefargten Gymnasiastenpoesie emporsproßten. Nichts erschien mir so kläglich, wie ein verfehlter, künstlerischer Beruf, aber auch nichts so trostlos, wie ein der Kunst abgewandtes Dasein. Ich beschloß daher zu thun, was schon so mancher Rafael ohne Hände gethan hat: wenn ich selber nichts konnte, wollte ich zum mindesten genau erforschen, was Andere gekonnt. Ich rüstete mich, ein Gelehrter zu werden; ich studirte mit Feuereifer Literatur und Germanistik, und da mein Christian Günther durchaus nicht auf die Bühne kommen wollte, so schrieb ich eine gründliche Abhandlung über ihn und gab seine etwas verstandten Verse mit erstaunlichen Anmerkungen heraus.

Da gab mir der Zufall einen menschenfreundlichen Wink, nicht ganz zu verzagen, und bewirkte eine vorläufige Entscheidung zu Gunsten meiner verwegensten Herzenswünsche. Das Theater öffnete mir seine mit dreifachem Erz gepanzerten Pforten . . . Freilich an mein Trauerspiel voll Sturm und Drang wagte sich die vorsichtige Weisheit der Konlissenmenschen nicht heran; aber in meiner hellen Vaterfreude sagte ich mir: Besser ein Akt auf der Bühne, als fünf im Kasten! —

Ach, wer sich nur noch ein einziges Mal so freuen könnte, wie ein zwanzigjähriger Autor, der zum ersten Mal aufgeführt werden soll! Nicht eine Sekunde zweifelt er daran, daß es sich hier um ein Ereignis von weittragender Bedeutung handelt, und daß sein ganzes Volk nichts Andres zu thun hat, als mit atemloser Spannung diesem kulturhistorischen Wendepunkt entgegenzuharren. Und wenn der große Tag endlich angebrochen ist und sein Name an allen Straßenecken festlich prangt, da wundert er sich nur über Eins: wie wenig die äußere Physiognomie der Stadt sich verändert hat. Die Leute gehen ruhig ihren Geschäften nach, ganz wie sonst; kaum daß Jemand im Vorbeischlendern einen flüchtigen Blick auf den sensationellen Theaterzettel wirft. Aber es liegt doch etwas in der Luft; es ist die Ruhe vor dem Gewitter . . .

Die Arbeit, der ich diesen Vorschmack der Seligkeit verdankte, war ein kleines Lustspiel in gereimten Versen „Die Aufrichtigen.“ Ich hatte es ganz nebenbei geschrieben, als Spielwerk müßiger Stunden, als Erholung von den Schaffenswehen meiner Tragödie. Gewiß wäre auch ihm das gleiche Loos beschieden gewesen, einsam und ungeliebt in einer Schieblade meines Schreibtisches zu altern, hätte es nicht bei einer Preis-Concurrenz eine ehrenvolle Erwähnung davongetragen. Das rührte den gestrengen Bühnenmonarchen meiner Vaterstadt, und so rückte der gewaltige Moment heran, den ich eben geschildert habe. Ich verließ die Hörsäle der Universität und eilte heimatwärts, um den Proben und der ersten Aufführung beizuwohnen. Ich war schon oft zu Hause angekommen; diesmal aber kam ich nicht an, sondern ich „traf ein.“ Das ist ein ganz beträchtlicher Unterschied.

Wie nicht anders möglich, endeten meine überspannten Erwartungen mit einer handgreiflichen Enttäuschung. Mein Stückchen fand zwar eine beifällige Aufnahme; ich wurde zwar von den freundlichen Darstellern auf die Bühne gezerrt und durfte mich, mehr erblassend als erröthend, vor meinen Mitbürgern verneigen; aber das Triumphatorgefühl dauerte nicht lange. Nach dem Abend des vermeintlichen Sieges graute ein entsetzlicher Morgen heran; es war der Morgen meiner Hinrichtung. Der Kopf, den ich mir zu Gunsten der Mit- und Nachwelt zerbrochen hatte, fiel unter dem Henkerbeil der Kritik mit dumpfem Schall zu Boden. Da hatte ich die haarscharfe Deduktion meiner völligen Talentlosigkeit schwarz auf weiß und konnte sie trostlos nach Hause tragen. — —

Und doch diente mir diese bitterliche Erfahrung zum Heil. Es kamte mir zum ersten Mal aus ihr etwas wie ein trotziges Kraftgefühl. Ich empfand mich in einer Kampfstellung und beschloß, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Jetzt bin ich verpflichtet, ihnen zu beweisen, daß ich doch etwas kann, dachte ich mir; jetzt werde ich Alles auf die eine Karte setzen! Merkwürdiger Widerspruch: ich hatte mir vorher tausendmal gesagt, daß ich kein Talent habe; jetzt, wo die Andern es mir sagten, wollte ich es nicht mehr glauben.

Auch das ist also die Geschichte eines Erstlings — meines Debuts auf dem Theater.

Digitized by Google

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von J. Chr. Fr. Haug, Josef Freiherrn von Hormayr, Helmina von Chézy, Eduard Devrient, Georg Herwegh und Karl Beck.

Eine kuriose Gesellschaft hat sich da in unserer Mappe zusammengefunden: ein halb Dutzend Briefe von Männern und Frauen, die nichts gemeinsames haben, als daß sie insgesammt mit der Feder nach Ruhm getrachtet, ihn auch alle erjagt, freilich in sehr verschiedenem Maße. Und gemeinsam ist diesen Briefen ferner, daß keiner für den Druck geschrieben ist, und eben darum höchst bezeichnend für das Wesen des Schreibers. Aber sollte dies nicht genügen, sie gelegentlich unter eine Decke zu bringen?!

Ein vergilbtes Quartblatt, mit steifen verschnörkelten Schriftzügen bedeckt. Das hat der Sekretarius des Herzoglichen Geheimen Kabinets zu Stuttgart, Johann Christoph Friedrich Haug, vor etwa hundert Jahren an seinen Schwager, Pastor auf dem Lande, geschrieben, als Begleitbrief zu einem — Käse, den er ihm dedizirte. Also ein richtiges „Käseblättchen“ und daß es von einem der besten Epigrammatiker unserer Litteratur, dem Verfasser der Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase herrührt, macht es noch nicht zur Wiedergabe geeignet. Aber wie bezeichnend ist die Tonart, wie charakteristisch der Inhalt — so schrieb man vor hundert Jahren! Und es gehört mit dazu, daß der Brief, den der wohlbestallte Sekretarius an den hochwürdigen Schwager schreibt, einige „Zötchen in Ehren“ enthält, die sich nicht wiedergeben lassen. Diese Stellen finden sich im folgenden durch Punkte angedeutet:

Stuttgart, den 11. Jenner 1786.

Laßt sehen, Herr Pastor, ob Aurora
Den lieben Musen günstig ist,
Weil der Poet sein Ora et labora
Auf dem Parnassus nicht vergißt,
Und schon in düstrer Winterfrühe
Am Pulte sinnend sitzt und reimt,
Wenn von des Tages Last und Mühe
Ein Siebenschläfer mürrisch träumt.
Laßt seh'n, Herr Schwager, ich beginne!
Lebt freudig und gebenedeit,
So lang von unsrer Kirchthurmzinne
Ein Wächter „Wohl!“ herunterschreit,
So lang in Stuttgart mehr . . . .
Als . . . , mehr Visiten sind
Als Tempelgänge! — Vom galanten
Und schönen bis zum wüsten Kind
Soll jede sich durch Priestersegen
Des vorgeschmeckten Ehstand's freu'n.
Canzlisten sollen Silber wägen,
Verbannt die Blumenmädchen seyn,
Tarok und L'hombre sehr verächtlich,
Des Adels Ehrenschulden klein,
Das Raisonniren widerrechtlich
Und Kleiderstaat nicht Mode seyn.
Und dann erst sollt Ihr Klage führen,
Wenn diese Wunder all geschw'bn,
Dann erst Zahn- oder Kopfweh spüren
Und Arzenei von nöthen an,
Doch früher sollen manche Taufen
Und Kindbettsuppen, gut und süß,
Und Reisen noch mitunterlaufen,
Nach Stuttgart's eitlem Paradies.
Frau Schwester soll zum Hochzeitsfeste —
Für Jettchen rüsten Bett und Tuch,
Und Fritz, und keiner sonst der Gäste
Brautführer werden und ein Buch
Von eurer Seelenfreude schreiben,
Und euren Söhnen, die mit Fleiß
Jus, Medizin und Bibel treiben,
Und euren Töchtern, keusch wie Eis,
Schön wie der Mai, wie Steudlins natürlich,
Und immer sanft, wie Seegerin.*)
Zuweilen aber auch possirlich
Und lustig, wie ich selber bin!
Das ist mein Prosit, liebes Pärchen,
Mein Stegreifwunsch am Neuen Jahr.
Gedultet euch noch zwei der Jährchen
So kniet auch Fritz am Traualtar,
Stimmt selbst als Bräutigam die Leyer,
Spricht nie vom Schatze weh und schlecht,
Wirft keine Uhren mehr in's Feuer
Und ist des Franzantoffels Knecht.
Dann wollen wir zusammen lachen,
Sein Weibchen jeder auf dem Schoos,
Und schöne, weise Pläne machen,
Sind unsre Kinder brav und groß,
Und Freude haben, o die Fülle
Und ewig lieben Biederkeit,

*) „Steudlin“ und „Seeger“ offenbar gemeinsame Bekannte. Die Familien blühen noch heute in Stuttgart.

Digitized by Google

Und leben auf des Dorfes Stille
Und in der Stadt, wenn Gott gebeut,
Und Anfingen uns näher rücken
Und uns dem Vaterlande weih'n,
Und — unaussprechliches Entzücken! —
Geliebt und froh und glücklich sein.
Fecit ex tempore Haug.
Hier folgt zum Gruß
Ein Caseus.

Auf ein unbeschriebenes Plätzchen schreibt der jüngere Bruder, Alexander, seinen Gruß an die Schwester nieder und teilt ihr mit, daß heute schon um 10 Uhr Mittag gegessen und dann zur Feier des Neujahrstages zur Frau Oberamtmännin Kernerin nach Ludwigsburg gegangen wird .... Die gute, alte Zeit!

Der folgende Brief ist volle dreißig Jahre später geschrieben; seine Tonart mutet gleichwohl fast noch freundartiger an. Der Mann, der ihn geschrieben, ist noch heute nicht vergessen; ab und zu zitiert ein Litterar-Historiker seine Arbeiten zur geistigen Geschichte Oesterreichs, ab und zu ein Geschichtsschreiber seine unzähligen Arbeiten streng oder populär-wissenschaftlichen Inhalts, auch der politische Agent, der so viel für und dann gegen sein Vaterland getan, taucht noch ab und zu in der Erinnerung auf. Es ist Josef Freiherr von Hormayr, der einst Oesterreich den ungeheuren Dienst geleistet, im Jahre 1809 sein Heimatland Tirol zu insurgieren und dann demselben Staate Bayern diente, den er einst so glühend bekämpft. Zur Zeit, da er den nachfolgenden Brief an den damals jungen und hoffnungsreichen J. L. Deinhardstein schrieb, war er eben aus einer Beamtenstellung in Brünn erlöst worden und rüstete zu seiner Übersiedelung als k. k. Historiograph in Wien:

Brünn, am 16. Dezember 1816.

Mit lebhaftem Erstaunen erhielt ich erst gestern Ihre werthen Zeilen, vom 15. November datirt, nebst dem beigelegten Bändchen Ihrer allerliebsten dramatischen Dichtungen und den anmuthigen Sonnetten auf die Schweiz, die eine Zierde meines „Archivs" ausmachen werden. Ich wünsche nichts sehnlicher, als in diesem meinem Journal ein Wort, wie Sie es lieben, über jene holden Blüthen an das Publikum zu sprechen und gewärtige darüber Ihre Winke.

In der zweiten Jannarshälfte sehen Wir uns wieder in Wien bei meinem lieben Rupprecht, dessen langgeehrten Zirkel ich sehr oft besuchen werde und Sie bitte, ihn aufs Herzlichste von mir zu grüßen. Ich schrieb ihm heute selbst einen langen Brief. Da soll uns mancher frohe Abend verstießen durch Geschichte und Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Versteht sich nach meiner Weise, Alles in streng nationaler Richtung. Da wollen wir, mein vielieber junger Freund, manchen poetischen Stoff der einheimischen Vorwelt an unseren Blicken vorüberführen, zumal jenen langwierigen Gegenstand meiner Forschungen, — aller Fürstinnen Unglückseligste — Margarethe, Tochter und Schwester zweier großer Babenberger, Leopolds des glorreichen und des streitbaren Friedrich — im Kerker und bis in den Meuchelmord liebend duldsame Gefährtin ihres unglücklichen Heinrich von Hohenstaufen und ihres vergisteten Knaben — Nonne zu Trier — darauf Landesregentin und (Beides wider Willen) vierzigjährig, des 28jährigen, feurigen, siegesstolzen Ottokar Gemahlin, bald ob der schönen Kuenringerinn und ihren freudigen Kindern vergessen, endlich verlassen und in die Einsamkeit nach Krems verstoßen, um der reussischen Kunigunde, um jener Lady willen, die diesen Macbeth zur That des Verderbens wider Rudolfen von Habsburg anstachelte.

Wollen Sie einen herrlichen Balladenstoff, einen Achill und Patroklus aus der untergehenden Zeit des Ritterthums, so lesen Sie in meines Archivs Oktoberheft 1815: — Der Waffenbruder, Erretter Wiens, Salm und Rogendorf Andenken, in Raitz vereiniget. — Es müßte seltsam zugehen, wenn Sie das ungerührt und unbegeistert ließe.

Eigenhändige Briefe von mir werden noch eine rechte Seltenheit werden, — meine Augen werden immer eigensinniger, — meine Eingeweide wunderlich, so sehr ich mich sonst muthig, stark und freudig fühle, aus allem beengenden und erstickenden Detail und Schlendrian heraus, der Muse meines Lebens und meinen Freunden ganz anzugehören, otium cum dignitate zu genießen. Bei Gott, ich habe in dem halbrüchtigen Leben und Wirken meine Last und Mühe, Gefahr und Leiden reichlich getragen und kann bloß der Nationalbildung angehören, ohne den Vorwurf, mein Pfund wie der faule Knecht im Evangelium, vergraben zu haben. Aufblühenden Talenten nützlich zu sein, gehört zu meinem liebsten Thun.

Kein Schreiber, eine drängende Stunde, die abgehende Post, der Wille, den unschuldig so sehr verspäteten Druck zu zollen, so mußte ich wohl statt eines zierlichen Dictatums eine höllenbreugelische Faust selbst niederschreiben.

Ich wünsche zu erfahren, ob sie diese Linien richtig erhielten?

Hochachtungsvoll und voll der besten Wünsche und Gesinnungen:

Ganz der Ihrige
Hormayr.

Der Brief bedarf seines Kommentars; am wenigstens die Wendung, Deinhardstein möge seine Wünsche mitteilen, in welcher Art er gelobt sein wolle .... Hormayrs „höllenbreugelische Faust" würde jeden Graphologen entzücken, so deutlich spiegelt sie den Grundzug seines Wesens, die phantastische Energie, wieder.

Auf Phantasie deuten auch die Schriftzüge des nächsten Briefs, aber daneben Willensschwäche und Zerfahrenheit. Freilich ist's auch eine Dame, zudem eine so phantastische und „zart besaitete", wie es ihrer nie viele gegeben, die Verfasserin der „Geschichte der schönen Eurvanthe", die einst das Entzücken unserer Großmütter gewesen: Helmina von Chézy, die Enkelin der Karschin, die von der Großmutter neben dem flüssigen Talent auch den Hang zum unsteten Leben

Digitized by Google

geerbt. Sie war zur Zeit, da sie den folgenden Brief an Deinhardstein schrieb, noch nicht fünfzig Jahre alt und blickte doch bereits als gebrochene Frau auf ein Leben voll der sonderbarsten Schicksale, der verhängnisvollsten Irrtümer zurück. Hinter ihr lag die Ehe mit ihrem ersten Gatten, von Hastfer, der Aufenthalt in Paris, die zweite Ehe mit dem Orientalisten A. L. von Chézy und ein Wanderleben, das sie durch fast ganz Europa geführt. Sie hat viel geirrt, aber sie war immer eine gute, zärtliche Mutter und die Mutterliebe war es auch, die ihr die Feder in die Hand drückte, als sie erfuhr, daß J. L. Deinhardstein Direktor des Burgtheaters geworden. Sie hatte ja auch einige Zeit in Wien gelebt — wo nicht? und auch den vielberufenen Zensor und Professor kennen gelernt, wen nicht? sie lernte überall Jedermann kennen! — und ihr Sohn Wilhelm schrieb Tragödien! . . . Aus dieser Situation heraus wird's erklärlich, daß sie im nachstehenden Schreiben Deinhardstein und — Goethe neben einanderstellt; sonst wäre das auch ihr, die man eine rechte Priesterin der Ueberschwänglichkeit nennen könnte, nicht beigefallen! . . . .

Mein verehrter Freund!

Bedarf es mehr als Erinnerung? (und das wahre Dichterherz hat ein Gedächtnis!) um Ihnen von meiner und meiner Kinder Anhänglichkeit und meiner Liebe für Ihre Dichtungen zu sagen? Sie werden sich also meine herzliche Freude denken, wenn ich in einem Privatbriefe lese, daß die k. k. Hofbühne sich fortan Ihres Einflusses und Ihrer Leitung zu erfreuen hat. Ich lebe hier einsam und trübe, meine Söhne sind in Berlin, ich am Starnberger See, wo der englische Gesandte Lord Erskine, der gemütvolle Besitzer der schönen zwei Schlösser am linken Ufer, Possenhoven und Garatshausen, Graf de la Rosée und wenige Andere diese traurige Versammlung erheitern wollen — es ist hart, in dieser Zeit von Jünglingen getrennt sein, denen Gefahren drohen, welche Deutschland sonst nicht ahnt. Ich hoffe jedoch auf meiner Kinder geraden Sinn und treues Herz und daß ihre Anhänglichkeit an mich sie vor den schlimmsten Verführungen hüten wird. Mit wahrem Schmerz habe ich von der Frau Pichler erfahren, welchen Verlust die teure Frau erlitten, sie ist sehr gebeugt und ich fühle ihr Leid innig mit.

Jetzt aber zu einem Hauptbeweggrund, warum ich Ihnen nicht eben später und in einer freieren Stimmung meinen Glückwunsch darbringe! Wilhelm hat den Otto umgeschmolzen und der wäre so zeitgemäß: Ich vermute, Wilhelm will Pfeudonym anstreben. Sie kennen gewiß seinen Petrarca und Camoëns? Welches schöne Bewußtsein, ein solches Talent im Aufblühen begünstigt zu haben! Lieber Freund! auch Sie können es fühlen, wie süß ein Glücksstrahl des Geistes Blüten entfaltet und wie wohl er thut. Sie sind ja ein wahrer Dichter, was soll ich Ihnen darüber sagen? Goethe und Sie gehören zu den wenigen, für welche Geschick und Glück nicht blind gewesen, und in des Verklärten Seele war Sonne und Helmath für Kunstblühen des Genius. Ich bitte Sie, mir recht bald zu antworten, ob Ihnen der Otto zugeschickt werden soll? Und ob Sie sich recht bald und eifrig seiner annehmen? An Wilhelm geht mit heutiger Post die Nachricht ab, die ihn gewiß erfreuen und begeistern wird.

Schreiben Sie mir von Ihrer lieben Gemahlin, von Ihren Kindern. Ist Gustav Frank wirklich Witwer? Es sollte mir herzlich leid thun. Er hat mir seit 16 Monat nicht geschrieben.

Ich bin mit alter Treue und Verehrung ergebenst

Helmina v. Chézy.

Adresse: in Possenhofen b. Starnberg über München, den 2. Juniüs 1832.

In Deinhardsteins Seele schenkt, im Gegensatz zu jener Goethe's nicht „Sonne und Helmath für Kunstblühen des Genius" gewesen zu sein, denn er hat weder den „Otto" noch sonst ein Stück des jungen Wilhelm Theodor v. Chézy aufgeführt: freilich hat dies auch kein anderer Director gethan. Der arme Wilhelm war so recht ein Opfer seiner Erziehung: von der ruhelosen, ewig krankhaft erregten Mutter auf allen ihren Kreuz- und Querzügen mitgeschleppt und zum „Dichten" aufgestachelt, lernte er zu wenig, konnte erst als 23jähriger Mann die Universität besuchen, fühlte sich aber von der Philologie, wie von der Jurisprudenz, sowie auch von jedem anderen ernsten Studium abgestoßen, flüchtete zu Karl Spindler, dem bekannten Roman-Fabrikanten, blieb auch fünfzehn Jahre dessen Secretär und stiller Mitarbeiter und fristete dann als ultramontaner Journalist sein Leben, bis ihn 1865 in seinem 59. Lebensjahre endlich der Tod von einem verfehlten Dasein befreite. Neben dem Schmerz um sein allmähliges Sinken lastete auch das Weh um den Verlust ihres Sohnes Max und dauerben der Stachel, ihr und der Ihrigen Leben durch ihre Unruhe selbst zu Grunde gerichtet zu haben, das Gemüt der armen Helmina. Seit 1850 lebte sie, fast ganz erblindet, in Genf; der folgende, drei Jahre vor ihrem Tode an Deinhardstein dictirte Brief schildert die Gemütsstimmung der merkwürdigen, beklagenswerthen Frau in dieser letzten Lebenszeit:

Verehrter Freund!

Nicht meine Schriftzüge werden Sie nach so langer Zeit in Erstaunen setzen, denn ich muß eine andere Hand in Anspruch nehmen. Ich bin blind und krank und mit schweren Sorgen beladen. Vielleicht ist das Ende meines geplagten Lebens nicht mehr fern. Seit ich meinen Max verloren, den Sie ja auch liebten, und meine Augen eingebüßt, führe ich ein sehr betrübtes und bedrücktes Leben. Die Anwesenheit einer Nichte aus der Uckermark hat Linderung für mich, sie schreibt an meiner Stelle und rettet mich dadurch von der Unthätigkeit, zu welcher mich meine Blindheit verurtellen würde, wenn Mathildens Hülfe mir fehlte. Aus der Nacht, die mich umgiebt, treten die Gestalten der Vergangenheit lebensvoller und farbenreicher vor mein inneres Auge. Ich gedenke mit Genuß unseres Zusammenseins in Dresden und Wien, besonders als wir an der Carls-Kirche Nachbarn waren. Hanny und ihr hoffnungsvoller Sohn haben Ihnen nun wohl

Digitized by Google

schon Enkel gegeben? erinnern Sie sich noch, welche Freude Ihnen das Lied machte:

Bäterchen, sieh mich doch an,
Sieh doch, was Hannh schon kann,

und die liebe, frühverklärte Frau! — und jenes harmlose, rege Leben jener Zeit, das selbst die Sorge überzuckerte und zum Naschwerk machte. — —

Bei unserem Fluden und Trennen fällt mir ein Wort aus einem Briefe Jean Pauls ein: von diesem närrischen Planeten, der Alles zusammentreibt und alles wieder auseinanderreißt. Aus der ganzen überreichen Wiener Welt habe ich nur wenige Gestalten wiedergesehen. Ich habe sehr Unrecht gehabt, mich von Wien weglocken zu lassen; ich glaubte nicht, daß es auf lange, weniger noch, daß es auf immer sei.

Nach der Schweiz eilte ich 1850, weil ich dieselbe noch nicht kannte, meistenteils meiner Gesundheit wegen; zu spät habe ich in Erfahrung gebracht, daß dies Land für alternde Personen nicht taugt. Ich bin nun einmal hier und habe keine Kräfte zu einer neuen Umsiedlung. Genf, das ich noch nicht lange bewohne, ist schön, ich habe noch etwas davon gesehen, ehe ich blind wurde, und ich meine, es wird sich hier ganz gemächlich sterben lassen. Es ist mir leid, daß ich nicht schon lange hierher ziehen konnte; man sagt mir, es sei ehedem viel schöner gewesen und es bewähre sich hier von Neuem das Sprichwort: Das Bessere ist des Guten Feind.

Mein Kopf ist heute so matt, daß ich mich mit diesen schwachen Anklängen einer schönen Vergangenheit begnügen muß. Ich stehe nun einsam, ein abgelaubter Baum, dem auch Aeste und Rinde nun fehlen, mitunter kaum ich noch sleißig sein. Die Sehnsucht nach Nachrichten von den mir schon so lange entzogenen Lieben ist in der ernsten Abschiedszeit vom irdischen Leben, die mir bevorsteht, reger, als früherhin. Erfüllen Sie diese, es wird mir wohl thun. Ich bin eine Sterbende, deren Agonie sich vielleicht noch länger hinausschiebt, was man freilich nicht glauben sollte, wenn man mich sieht. Die Art, wie ich meine Tage durchbringe und die Nächte durchwache, hat viel Peinliches und oft kann ich nur mühsam Muth zur Ergebung sammeln. Meine Ansicht der Welt und der Zeit ist so trübe und umnebelt, wie der Blick meiner Augen. Mögen Sie, theurer Freund, heiterer in die Zukunft schauen, und im Schooße Ihrer Familie sich recht glücklich fühlen, so daß aus dem Abendglanz Ihres Lebens süße Blüthen der Poesie erwachen. Schreiben Sie mir bald und gedenken Sie wohlwollend und herzlich wie sonst

Ihrer leidenden Freundin
Helmina v. Chézy.

Genf, den 18. Februar 1858.

Deinhardstein hat die alte Freundin um drei Jahre überlebt, aber „süße Blüthen der Poesie" sind während der Zeit auch ihm nicht „erwacht". Auch seine Zeit war um, auch ihn ließ das Alter büßen, was die Jahre der Kraft verschuldet . . .

Wir nähern uns der Gegenwart.

Eine unhübsche, aber süssige Schrift, fast nüchtern, aber hier und da bäumt sich ein Buchstabe phantastisch auf und gar die Unterschrift giebt zu denken. Diese zierlichen, ach so überzierlichen Schnörkel! Das ist Eduard Devrient, der große Schauspieler, der Geschichtsschreiber des deutschen Theaters. Mit dem Inhalt des Briefes geht's Einem ebenso, wie mit der Schrift, anscheinend nur ein Geschäftsbrief, aber auch da fehlen die Schnörkelchen nicht. Devrient hat ihn in seiner Eigenschaft als Direktor des Karlsruher Hoftheaters am 21. September 1867 an Bauernfeld gerichtet:

Hochgeehrter Herr!

Den angelegentlichsten Dank habe ich Ihnen für Ihr Schauspiel „Aus der Gesellschaft" zu sagen, das wir schon wiederholt mit günstigstem Erfolge gegeben haben. Ich sende Ihnen den Tageszettel, damit Sie wenigstens die Namen der Talente erfahren, die Sie durch Ihre Aufgaben erfreut haben.

Ich wünsche nur, Sie hätten unsere Arbeit gesehen.

Das Honorar ist an Sachse gezahlt worden.

Ich höre, Sie sind mit einer neuen Arbeit beschäftigt; lassen Sie mich einen der Ersten sein, an den sie gelangt.

Mit hochachtungsvollem und freundlichem Gruße
ergebenst
Eduard Devrient.

Ja die Schnörkelchen! Es sind durchweg „Talente", die Bauernfeld mit seinen Aufgaben erfreut hat, und wenn auch „Aus der Gesellschaft" über alle Bühnen gegangen ist — die Aufführung in Karlsruhe hätte Bauernfeld sehen müssen!

Georg Herwegh, der stürmische Dichter der „Gedichte eines Lebendigen" schreibt eine feine, fast feminine Schrift, die weit weniger zu seinen glutvollen Aufrufen paßt, als zu dem stillen, scheuen Entsagen, das er dann durch lange Jahrzehnte geübt hat. Der folgende Brief stammt aus dieser stillen Zeit; er ist an Karl Beck gerichtet, die Antwort auf einen Brief, worin ihn dieser, im Grunde ein Poet mit ähnlichen Schicksalen und eine verwandte Natur, um Beiträge für ein Feuilleton bittet, durch deren Redaktion sich der Bedrängte endlich ein sicheres Stück Brod erringen will.

Der Brief lautet:

Mein theurer Poet!

Ihre wenigen Zeilen haben mir eine freudige Ueberraschung bereitet. Aber ich bin krank und tief verstimmt und jeden Augenblick im Begriff, meinen Koffer zu packen, irgend wohin, sei's in ein anderes Land, sei's in eine andere Welt. Darum mein geringes Empressement, Briefe zu beantworten. Doch sollen Sie wenigstens im neuen Jahr das erste Lebenszeichen von mir erhalten. Und damit der Brief nicht gar zu leer ausfällt, lege ich eine Kleinigkeit bei, die vielleicht ein momentanes Interesse darbietet und nicht bis ins nennte Jahr einbasamirt werden kann.

Wünschen Sie etwa die eine oder die andere bestimmte Arbeit für Ihr Feuilleton von mir, so haben Sie die Güte, mir darüber die nöthigen Andeutungen zu geben. Unsere Zeit hat mir Muße gelassen,

Digitized by Google

mich noch in manchem anderen Sattel, als dem des Pegasus, zurecht zu machen. Und à propos, da ich sehe, daß man mir auch im oberen Stockwerk Ihres Journals eine Wohnung anbietet, wollen Sie mir gefälligst einige Nummern desselben, nach Ihrer Auswahl, einsenden, damit ich mich über Räumlichkeit, Lage, Luft und dergl. ein bischen besser orientire, als es aus dem Programm geschehen kann.

Einem Journale ohne materielle Mittel, wenn's ein Freund redigirt, stelle ich gern das Wenige, was ich bieten kann, gratis zur Disposition. Sobald man aber, wie im vorliegendem Falle mich bittet, über meine Honorarbedingungen mich auszusprechen, so antworte ich franchement, daß ich mich nicht lumpen lasse und nur in die höchst bezahlte Klasse der Mitarbeiter einschreibe.

Lassen Sie bald wieder Etwas von sich hören. Ich bin von ganzem Herzen

der Ihrige

G. Herwegh.

Von Allem, was Sie von mir jetzt oder in Zukunft drucken, erbitte mir ein Exemplar.

Zürich, 3. Januar 1866.

Um welches Blatt es sich handelte, wissen wir nicht anzugeben; jedenfalls war es ein Wiener Blatt. Erwägt man Ort und Zeit — der Krieg warf bereits seine Schatten voraus — so wird man begreiflich finden, warum es der Redaktion daran lag, den Preußenhasser Herwegh zum Mitarbeiter zu gewinnen. Doch wird er schwerlich viel geschrieben haben; das war ihm damals nicht mehr möglich.

Wir sagten, Karl Beck sei eine mit Herwegh verwandte Natur gewesen, auch im tiefsten Kern, nicht blos im litterarischen Schicksal, dem jähen Emporklimmen zu Ruhm, dem dann ein tiefer Fall folgte. Auch die Schriften sind ähnlich, nur daß Beck formloser schreibt und je nach der Stimmung in großen, schwungvollen oder kleinen, gedrückten Zügen. Hier zwei Briefe an ein Ehepaar, die sonderbare Gegenstücke sind. Der eine, an den Mann, ist in einer traurigen Lage geschrieben. Er lautet:

Wien, 17. September 1857.

Verehrter Herr!

Gott zum Gruß!

Mit verbindlichem Dank sende ich Ihnen Ihren Rock zurück.

Bitte, nehmen Sie mir meine Unsichtbarkeit nicht übel. Ich bin körperlich sehr leidend und überdies krank im Gemüthe. Es geht mir Alles quer und zum Ueberfluß bin ich durch die Unzuverlässigkeit eines sehr nahen Verwandten, den ich vor einem Jahre gerettet, nun selbst den ärgsten Verlegenheiten preisgegeben worden. Wahrlich, Undank ist eine Todsünde und niemals wird dieses Menschenkind die Sorgen und Schmerzen verantworten können, welche es leichtsinniger Weise auf meine ohnehin gedrückte Seele geladen.

Empfehlen Sie mich bestens Ihren lieben Frauen.

Mit bestem Gruße Ihr treulich ergebener

B.

Die Schriftzüge des armen Poeten, der den geliehenen Rock zurückschickt und sich gar nicht aus seinem Kämmerchen herauswagt, kriechen gleichsam in sich selbst zusammen. Es ist tröstlich zu denken, daß der Adressat ein Wiener Kaufmann war, der, gleich seiner Frau und Schwägerin — daher der Gruß im Plural — die aufrichtigsten Sympathien für Beck hegte und ihn gewiß auch in dieser Not nicht hat sitzen lassen. In der That weist der nächste, kurz darauf geschriebene Brief eine ganz andere Tonart, aber auch ganz andere Schriftzüge auf: groß, schwungvoll, ansteigend. Er ist an eine der eben erwähnten Damen gerichtet und lautet:

Sehr verehrte Frau!

Botschaft Nr. 3 — aller guten Dinge sind drei!

Ich habe es durchgesetzt, beiliegendes Buch noch 4 Tage behalten zu dürfen. Morgen und übermorgen gehört es Ihnen. Dann haben Sie wohl die Güte, es Ihrer Frau Schwester zu senden.

Noch Eins! Ein rheinisches Blatt meldet meine Verlobung mit einer hochadligen steinreichen Dame. Darf man den Teufel an die Wand malen? Ich frage.

Bestens grüßend

Dr. Karl Beck.

Und wie charakteristisch ist das bescheidene, demüthige „B." unter dem ersten, das breite „Dr. Karl Beck" unter dem zweiten Brief! Übrigens hat Beck nie eine reiche Frau gefunden, leider auch nie sonst das bischen Nöthige und die Sorge hat ihn bis zur letzten Stunde nicht verlassen.

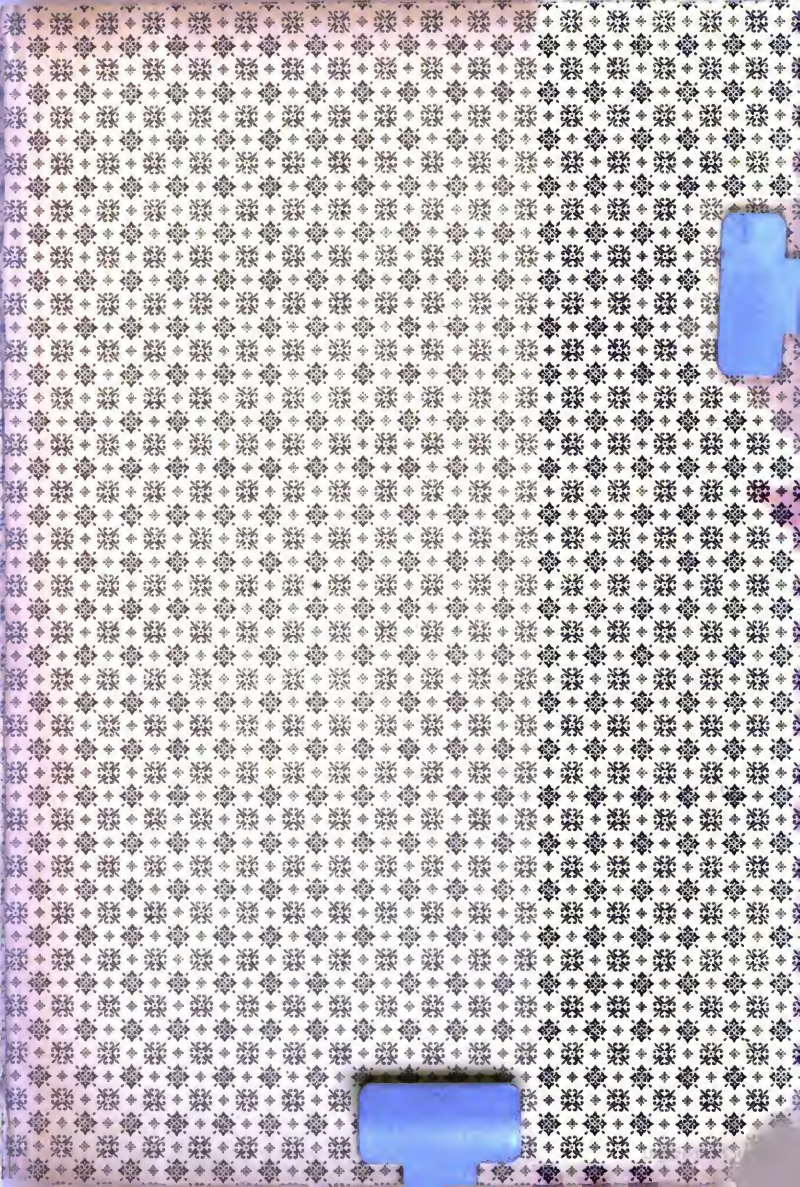
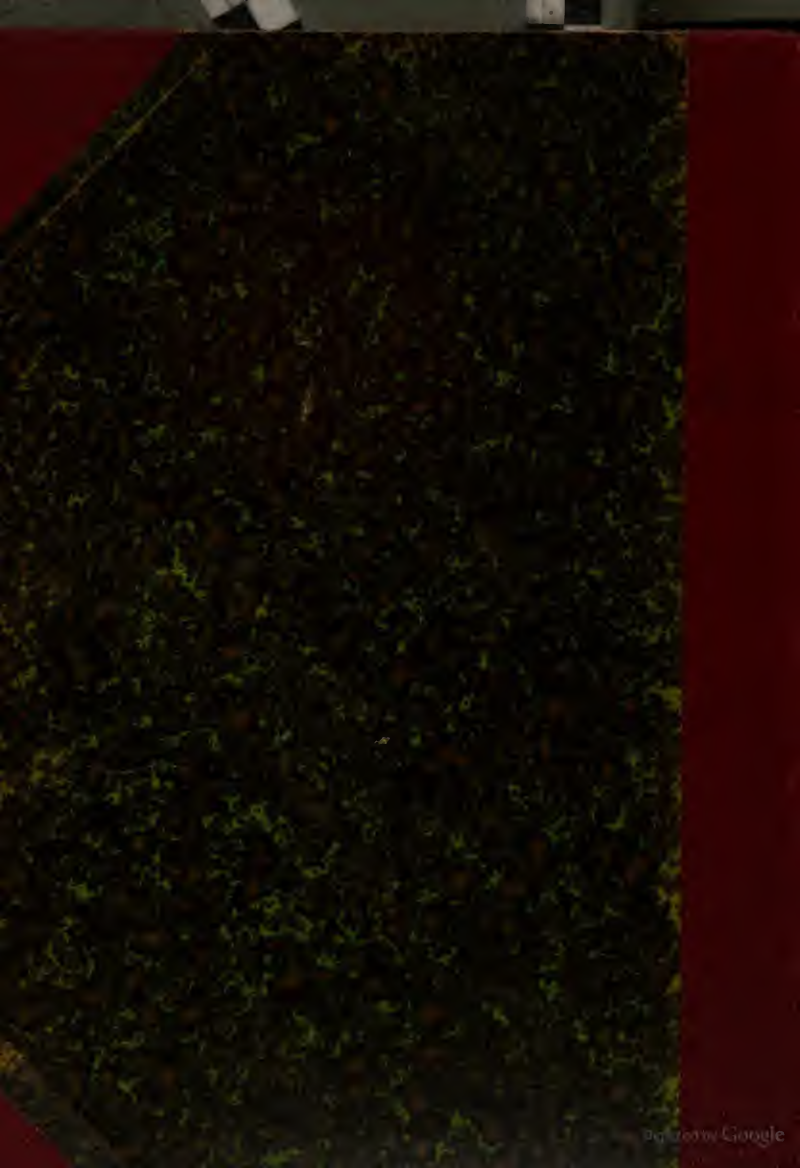
Litterarische Notizen.

— Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten auf das Jahr 1894. Bearbeitet und herausgegeben von Victor Ottmann (Leipzig, C. F. Müller Verlag). Den „Kürschner" kann Niemand in der Tasche tragen, das vorliegende Büchlein will eine Art Vademecum sein, ein Notizbuch, wie sie für nahezu alle anderen Berufe bereits geschaffen sind, nur gerade für die Büchermacher und Zeitungsschreiber nicht. Der Gedanke ist gut, die Ausstattung praktisch, der Inhalt könnte es in höherem Maße sein, doch handelt es sich ja um einen ersten Versuch. In den folgenden Jahrgängen wird der Herausgeber gut thun, mehr an das Bedürfnis des wirklichen Schriftstellers und Journalisten zu denken, als das des Anfängers, dem zudem noch Vieles in den „Praktischen Winken" unnütz ist, während er Anderes, was er leider zumeist braucht, z. B. das Muster für einen Kommissions-Verlags-Vertrag vergeblich suchen würde. Das Notizbuch wäre weniger kompreß einzurichten, der ohnehin knappe Raum für jeden Tag nicht durch die überflüssigen Gedenktage zu beschränken, in deren Auswahl Herr Ottmann zudem einen seltsamen Geschmack bekundet hat. Es ist ja an sich erbebend, bei der Eintragung der Notizen für den 24. April zu erfahren, daß an diesem Tage ein so großer Dichter, wie Herr Otto von Leixner, der Welt geschenkt wurde, und daß am 28. August nicht blos Goethe, sondern auch Julius Stinde geboren worden ist, aber da der Raum ohnehin so knapp bemessen ist, so wäre dem Besitzer das unbedruckte Plätzchen am Ende wichtiger. Einer genauen Durchsicht bedürfen auch die jetzt allzu knapp und nicht ganz klar gegebenen Bestimmungen über Urheberrecht und Preßgesetz. K. B.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064479825

Digitized by Google